ng

chen

de

Biogr.
315 sk

<36605893430018
<36605893430018
Bayer. Staatsbibliothek

Sache, Leben und Feinde.

Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften.

Von

Dr. E. Dühring.

Mit seinem Bildniss.

Dühring
Sache, Leben
u. Feinde

Karlsruhe und Leipzig.
Verlag von H. Reuther.
1882.

27 G
~~422 F~~

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Sache, Leben und Feinde.

Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften.

Von

Dr. E. Dühring.

Mit seinem Bildniss.

Karlsruhe und Leipzig.

Verlag von H. Reuther.

1882.

— Alle Rechte vorbehalten. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Sache, die schon im Titel der vorliegenden Schrift an der Spitze steht, ist auch das Maassgebende für alle Bestandtheile des Inhalts gewesen. Sie ist das bereits durch meine früheren Werke vertretene Unternehmen einer tiefgreifenden Reformation von Leben und Wissenschaft. Nur sollte sich hier im innigsten Zusammenhang und als ein einheitliches System und Programm das zeigen und bethätigen, was in meinen, den speciellen Gegenständen gewidmeten Werken nur gesondert und theilweise oder auch garnicht zur Darstellung gekommen ist. Die verschiedenen Gruppen des Publicums, in denen meine übrigen Werke, jedes nach seinem Fach und nach seiner Art, Interesse erweckt haben, finden in dem gegenwärtigen etwas Allgemeines und Uebergreifendes, was diese besondern Arten von Theilnahme in einer gemeinsamen Angelegenheit vereinigt.

Die Lebensdarstellung ist der Sache untergeordnet und daher weit mehr als eine blosse Autobiographie. Wie das Leben selbst Mittel für einen Zweck und der Sache gewidmet war, so ist auch die Darlegung seiner Geschichte ein neuer Act der Hingebung, um nicht zu sagen ein Opfer. Ohne diesen Dienst für die Sache wäre es für mich persönlich wohlthuender gewesen, auf derartige Erinnerungen (und auf deren Vorlegung vor das Publicum) zu verzichten. In Vergleichung mit den thatsächlichen Herbheiten, (welche die Sachführung bisher in meiner Lebensgestaltung mitsichgebracht hat,) konnte aber die Widrigkeit, die in der öffentlichen Selbstdarstellung liegt, kein entscheidendes Hinderniss bleiben.

Nicht blos diejenigen Capitel, in denen schon die Ueberschriften es andeuten, sind der Darstellung der reformatorischen Sache gewidmet. Auch alles Eingehen auf die Lebenslagen hat von vornherein ebendenselben Zweck. Wie ich im Lernen und Leben die Hindernisse überwunden und die bessern Gestaltungen von

Wissen und Wollen in mir zur Entwicklung gebracht habe, um sie alsdann als eine Lehre für die Welt und vor der Welt zu vertheidigen, — dieser Zusammenhang lässt sich eben am Leitfaden der einzelnen Lebenslagen und der zugehörigen Erfahrungen am besten erkennen. Aus diesem Gesichtspunkt kann auch, selbst wenn man die Hauptsache noch nicht sofort in ihrer ganzen Tragweite veranschlagt, schon ein erheblicher unmittelbarer Nutzen für den Studirenden und den Sichbildenden entstehen. Man kann nämlich aus meiner Schrift lernen, nicht nur überhaupt wie man studirt und sich bildet, sondern speciell wie man dies in einem ernsten und neuen Sinne zu thun hat, in welchem alte Fesseln abgeworfen und neue schöpferische Kräfte regegemacht werden. Diesen Vortheil, den mein Buch noch neben seinem Hauptinhalt auch schon den jugendlicheren Lesern gewährt, rechne ich nicht zu den geringsten. Im Uebrigen ist das Leben eine Unterstützung der Sache, indem es sich zu einem Zeugniss für sie gestaltet hat. Die gedrängte Zusammenfassung der leitenden Hauptgedanken, die den Grundcharakter meiner Lehre ausmachen, zeugt ihrerseits dafür, wie umfassend und eindringlich zugleich die Umschaffung angelegt ist, auf welche die Arbeit meines Lebens abgezielt hat. Jedoch lässt sich mit den ausgeprägten Schlagwörtern vom Reformatorischen u. dgl. nicht genau angeben, was nur erst das Buch selbst in seiner Eigenthümlichkeit lehren kann. Aus ihm wird man sehen, dass jene herkömmlichen Wörter und Begriffe nicht ausreichen, das Neue an einer Sache zu decken, die unmittelbar aus sich selbst erfasst und aufgenommen sein will.

So verhältnissmässig abgeschlossen das hier Dargelegte für alle Fälle auch ist, so geht doch zugleich meine Absicht dahin, nach Gelegenheit der Jahre und Umstände Fortsetzungen zu liefern.

Schliesslich sei mir noch eine kleine Aeusserlichkeit zu berühren gestattet. Von meinen Schriften gehen mir häufig Exemplare mit dem Ersuchen um Einzeichnung meines Namens zu. Um derartigen Umständlichkeiten abzuhelfen, habe ich von vornherein die Vorrede jedes Exemplars der ganzen Auflage mit Federunterzeichnung versehen.

Berlin, im October 1881.

E. Dühring

Inhalt.

Vorwort . Seite III

Erstes Capitel.

Früheste Jugend.

1. Abstammung. Erster Unterricht durch meinen Vater. 2. Einflüsse auf Charakter und Denkweise. 3. Zur Sitte Gehöriges. Anregung kühnen Sinnes. Freibleiben vom religiösen Impfzwang. Vorurtheil für die Juden. 4. Vorläufiges Zurücktreten dichterischer Einflüsse. Einwirkung auf Verstand und Gemüth durch die Astronomie. Einfache und praktische Art des raschen Vordringens bis in die höhern Theile der Mathematik. Gesundheit und Festigkeit aller Ueberzeugungen. Seite 1

Zweites Capitel.

Gymnasium und Alumnat.

1. Aeussere Verhältnisse nach dem Tode meines Vaters. 2. Züge zur innern Entwicklung in den Zwischenjahren bis zur Gymnasialveränderung. Heroische Lebensansicht. 3. Eindrücke der Bewegung von 1848. 4. Eintritt in das joachimsthalsche Alumnat zu Berlin. Beengender Geist desselben. Dortige Kirchlichkeit. Verbotene Lectüre. 5. Unfreiheit und Ueberbürdung in der Arbeit bei ungehöriger Kost. 6. Gymnasiales Bildungssystem und Unvereinbarkeit desselben mit modern sachlichen Nothwendigkeiten. 7. Eine gute Seite des Gemeinlebens im Alumnat. Meine Art, mit den Genossen gut auszukommen. Meine Freiheit in der Kürzung der Schularbeiten. Bestimmungsgründe zum juristischen Beruf. Oekonomische Aussichten . Seite 20

Drittes Capitel.

Vom Studium bis zum Augenleiden in der juristischen Praxis.

1. Historisch philologischer Typus der berliner Universität. Erster enttäuschender Eindruck. 2. Kennzeichnung der Universitätslehrart durch ein Beispiel der Nachschreibevorlesungen. 3. Meine Art, die Jurisprudenz zu studiren und mich

zur zugehörigen Philosophie zu verhalten. Schwierigkeit, in der autoritären Luft der Universitäten und der entsprechenden Literatur zum freien Aufathmen zu gelangen. 4. Weitere Ausdehnung der Studien während der Universitätszeit und in den Jahren der juristischen Praxis. Zustände bezüglich der Staatsexamina. 5. Geschäftliche Lehrjahre. Auftreten eines Augenübels von bedenklich störendem Charakter. 6. Weitere Entwicklung der Augenkrankheit bis zum Abschluss . Seite 55

Viertes Capitel.

Von der Augenkatastrophe bis zur Docentenschaft.

1. Grund zur Doctorirung. Vorbereitung. Dissertation. 2. Nähere Umstände der Promotion. Meine Lage in diesem Zeitpunkt. 3. Heirath. Art, mich mit meinem Augenschicksal auszugleichen. 4. Anderwärts herstammende Schwierigkeiten und Beunruhigungen über die materiellen Existenzchancen. Habilitation. Erstes Dociren . Seite 84

Fünftes Capitel.

Zeit des ersten Schriftstellerthums. 1864—1866.

1. Ein Unterschied im folgenden Lebensabschnitt. Beginn mit Veröffentlichungen in Zeitschriften. Richtung und Mannichfaltigkeit der Themata. 2. Herausgabe von Büchern. Vorangehen der Systemarbeiten. Erste philosophische Schriften. 3. Meine frühesten volkswirthschaftlichen Schriften. Neuer socialer Standpunkt in „Capital und Arbeit." Tiefere Grundlegung der Volkswirthschaftslehre. Heimliche Machinationen gegen mein Auftreten. Beispiel einer missglückten Zeitungsintrigue der manchesterlichen Coterie. 4. Bewerbung um eine vacante Universitätsprofessur. Entsprechende Schritte bei der Regierung, die zuvor zu mir in Beziehungen getreten war. Feindseligkeit seitens der Professoren als Hauptgrund des Nichterfolgs. Meine Ablehnung eines bei dem König beantragten Jahrgehalts . Seite 100

Sechstes Capitel.

Erlebnisse und Wirksamkeit von 1867—1873.

1. Gestaltung meiner materiellen Lage seit 1866. Vorbereitung von Regierungsreferendaren zur Verwaltungsassessorprüfung. 2. Ertheilung von Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten. Doctorirungen. Unwillkürliche Komik im Professorenthum. 3. Die Schrift über die Verkleinerer Careys und über die Krisis der Nationalökonomie. Uebergang zu einer zweckentsprechend verschärften Polemik. Uebersicht über das später Darzustellende. 4. Sociale Denkschrift von 1866 für das preussische Staatsministerium und deren 1868 von mir entdeckte Schicksale. 5. Meine Berufung an die Oeffentlichkeit und Gewinnung des Civilprocesses über die unbefugte Herausgabe der Denkschrift. 6. Wissensgeschichtliche und andere Hauptwerke. Gekrönte Preisschrift im physikalisch mathematischen Gebiet. Docentenverhältniss . Seite 121

Siebentes Capitel.

Erste Verfolgungen seitens der berliner Universität. 1874—1876.

1. Erfolgreiche Ausbreitung meiner Universitätsthätigkeit. 2. Universitäre Parolen und Ränke zur Abspänstigmachung und Einschüchterung der Studenten. Provocirung eines Zeitungsskandals durch einen untergeordneten Universitätsprofessor und Versuch, mich zu removiren. 3. Erledigungsart des missglückten Remotionsverfahrens. 4. Neue indirecte Verfolgung durch Professoreneinfluss. Abschneidung meiner Thätigkeit an einer Vorlesungsanstalt für Frauen. Stand meiner wissenschaftlichen Wirksamkeit und der „Cursus der Philosophie" . . . Seite 151

Achtes Capitel.

Meine Remotion und die antiuniversitäre Bewegung. 1877.

1. Vorkehrungen der Professoren im Sinne meiner möglichst stillen Beseitigung. Anschuldigungswendungen. 2. Angeblich anstössige Stellen in den Principien der Mechanik und angeblich unstatthafte Kritik der allgemeinen Universitätszustände. 3. Anfang der öffentlichen Bewegung und erste Studentenadressen. 4. Manipuliren der Professoren in der Presse. Missgeschick derselben. 5. Einmischung der Socialdemokratie mit doppeltem Spiel und professorale Denunciationswendung. 6. Aufruf an die Studirenden Deutschlands. Abschneidung meiner Vorlesungen. 7. Grosse berliner Studenten- und Bürgerversammlung. Beschluss gegen die Universitäten. Zeitungserklärung meinerseits gegenüber der Facultät. Seite 170

Neuntes Capitel.

Weitere Sachführung und neue Aufgaben. 1877—1881.

1. Allgemeine Verhältnisse nach der Remotion. Versuche der Feinde, mich auch von Berlin zu entfernen und in einer einflusslosen Professur zu begraben. 2. Eine neue Aufgabe bezüglich Robert Mayers infolge der Enthüllungen durch seine Besuchsreise zu mir nach Wildbad. Meine nächsten berliner Vorträge. 3. Oeffentliche Demaskirung der jüdischen Socialdemokratie. 4. Vorträge und wissenschaftliche Vereinigung. 5. Schriften innerhalb dieser Jahre. 6. Neue Art von Verleumdungen. Verlügung nach München. Wirkliche Nekroverlogenheiten in der Zeitungspresse. 7. Folgen der Todesaffaire. Entlarvungen und Erfahrungen. 8. Die Zeit nach dem Zeitungstode. Neue Schriften und Auflagen um 1881. Seite 200

Zehntes Capitel.

Grundbestrebungen und Grundsätze.

1. Ersatz des Religionsasiatismus durch etwas Anderes und besser Geartetes. Nordisch germanischer Ausgangspunkt. 2. Abweisung der für die neuern Völker zu niedrig stehenden fremden Racenreligion. 3. Grundzug des Vertrauens auf die

Ordnung der Dinge. Ueberschätzung des Griechenthums. Buddhistische Fäulniss. 4. Vertrauen und Treue als Band zwischen Natur und Mensch. Emancipation von der Philosophie, auf deren Bankerott im Griechenthum derjenige ihrer neuern Anfrischung gefolgt ist. 5. Gereinigte und veredelte Kunst auf Grundlage und in den Grenzen von Verstand und Wissenschaft. Beziehung zum Ersatz der Religion. 6. Säuberung der Wissenschaft, insbesondere der exacten. Verlegung der Conflicte aus dem Bereich des blossen Philosofaselns in das Gebiet der eigentlichen Physik. 7. Umschaffung der Wissenschaft zu einer einbildungsfreien und gesinnungsvollen unter Beseitigung des niedrig gesinnten und beschränkten Gelehrtenthums. Kampf gegen die Wissenschafter, namentlich gegen die exacten, welche die Priesterclasse in der Charlatanerie abgelöst haben Seite 235

Elftes Capitel.

Thaten und Errungenschaften.

1. Grosse Wahrheiten und bedeutende Menschen als Angelpunkte. Zusammensetzung der Gelehrteneigenschaften. Verachtung der Muthlosigkeit. Zusammengehörigkeit mächtiger Wahrheiten und Menschen. Kein falscher Cultus eines mystisch gedachten Genies. 2. Geistige Lebendigmachung hoher Persönlichkeiten. Tiefste Erfassung von Grundwahrheiten, die zugleich für die Mathematik und den Weltbegriff entscheidend sind. Das Unendliche. Mein erster Ausgangspunkt für das Mathematische und den Weltbegriff. 3. Reinigung der Mathematik von Einbildungen und positive Fortschritte in ihr und in der Weltschematik. 4. Durchbruch in der Volkswirthschaftslehre unter Eintreten für den haltbaren Kern der careyschen Werthlehre und unter Ausbildung eines eignen tiefer begründeten Systems. 5. In der Volkswirthschaftslehre nicht blos Schreiben der Gedankengeschichte, sondern auch Machen eines wesentlichen Stücks derselben. Hinzunahme meiner Rechtsbegründung auf die einsichtige und geordnete Rache und auf deren Vorbeugung. 6. Werth des Lebens. Menschenwerth. Anwendung auf die Träger der Wissenschaft. 7. Verhalten in der Philosophiegeschichte und in den speciellen Wissensgeschichten und Wissensgebieten. Form der Darstellung. 8. Bedeutung physikalischer und mathematischer Specialleistungen und deren Wiedervereinigung mit der allgemeinen Wissenschaft in denselben Personen nebst zugehörigen übeln Erfahrungen über die Gelehrtenverbrechen Seite 261

Zwölftes Capitel.

System und Programm.

1. Sinn eines universellen Systems. Entscheidende Wirklichkeitslehre. Naturgrenze. 2. Erläuterung des Grundbegriffs der Wirklichkeit durch Hauptbeispiele. Unterschied von der Gemeinheit des Realismus. Die typischen Wirklichkeiten und schaffenden Kräfte im Denken und im Thun. 3. Stufen- und Rangordnung im System und Leben. Concentrirung der Specialarbeiten nach Maassgabe der weltgeschichtlich erreichten Situation auf die entsprechenden Fächer. 4. Das Programm in Anpassung an die geschichtliche Lage. Herabzusetzende Bedeutung der antiken Bildungsmittel. Beruf und Verlegenheiten der modernen Revolution. 5. Ersetzung

herabgekommener Regierungen und Stände. Nothwendigkeit leitender Einflüsse. Unvermeidliches Schicksal der Priesterclasse. 6. Die heute zur Geistesführung untauglichen Classen und Elemente. 7. Socialitärer Bund als Mittel der Geistesführung . Seite 296

Dreizehntes Capitel.

Reformationspunkte.

1. Zugrundelegung des geschichtlich Errungenen bei allen Umschaffungen im Wissen und Leben. 2. Wissen im Kopfe. Lese- und Schreibmanier. Sofortige Bereitschaft. Redestehen der Gelehrten. 3. Mangel von Lehrbüchern, die ihrem Zweck entsprechen. Abtragung der Universitäten. Innere Beschaffenheit der Wissenschaft als Grundlage ihrer vollkommensten Lehrbarkeit. 4. Gestaltung der Gesellschaft nach den Eigenschaften der Personen. Unterordnung der Rücksichten auf den Sachbesitz. Reconstruction der sich zersetzenden Ehe. Wichtigkeit der Abstammung. Auseinandersetzung mit der Judenrace. Mediatisirung der jüdischen Finanzfürstenthümer. 5. Unzulänglichkeit einer socialen Reformation, welche blos das Capital, nicht aber in erster Linie die sittliche Beschaffenheit der entsprechenden Classen träfe. 6. Chancen für politisch gesellschaftliche Erfindungen. Richtigkeit und Gerechtigkeit nach Weise der mathematischen Wahrheit. Das Gute, nicht pessimistisch die Verschlechterung, als Ursache der reformatorischen Kräfte. Seite 329

Vierzehntes Capitel.

Begegnung mit den Feinden und Kämpfe um Gerechtigkeit.

1. Feinde, nicht Gegner. Die drei Hauptclassen der Faiseurs. Professorenschaft, Judenblut überhaupt und in Socialdemokratie machende Juden. 2. Sachliches und nichtpersönliches Verhalten zu feindlichen Machinationen. 3. Veranlassung und Schicksal eines vereinzelten Aufsatzes über die Universitäten, als Beispiel meiner rein sachlichen Neigung und privatester Hemmungen meines Strebens. 4. Ein Nachdrucksprocess von mehr als privater Bedeutung. Gewinnung der sachlichen Unterlagen dazu. 5. Processschwierigkeiten bei den leipziger Gerichten. Merkwürdige Art des Gerichtsverfahrens. 6. Verabschiedung des inzwischen angenommenen Advocaten. Stand des Processes bei persönlicher Wiederaufnahme. 7. Eine eigenartige Randverfügung des leipziger Handelsrichters. Appellation. Antrag gegen mich wegen angeblicher Gerichtsbeleidigung. Reichsgerichtliche Entscheidungsart des Hauptprocesses. 8. Meine Gedanken über Justizreform unter Erinnerung an einen Gerechtigkeitsact Friedrichs II von Preussen Seite 356

Fünfzehntes Capitel.

Der Gesammtkampf und seine Mittel.

1. Völlige Ungunst der politischen und gesellschaftlichen Lage während der sechziger und siebziger Jahre. 2. Hindernisse in den äussern und innern Wissenschaftszuständen der Gegenwart. Ursachen des Mangels an brauchbarem wissen-

schaftlichen Beistand. 3. Wahrnehmung der materiellen Existenz. Unterstützung meiner äussern Oekonomie durch die innere Oekonomie der geistigen Arbeit. 4. Schriften und Vorträge als die verfügbaren zwei Hauptformen meiner Wirksamkeit. Art der Hemmungen. Gründe des Erfolgs. 5. Stützpunkt der Kräfte im Bunde des engsten Familienkreises. Einheitlichkeit und Einigkeit des Wirkens hier mit dem auf die Welt. 6. Das Bereich der Mittel und die universelle Führung der Sache als einer menschheitlich allgemeinen Seite 400

Schriften desselben Verfassers und Bemerkung über die Plagiirung einer derselben. Seite 431

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Capitel.

Früheste Jugend.

1. In dem Naturgrunde, aus dem ein Mensch auftaucht, ist nicht das Unwichtigste die Abstammung. Meine Kunde hievon erstreckt sich jedoch nicht allzuweit in die Geschlechtsfolgen hinauf. Gehe ich männlicherseits bis zu meinem Urgrossvater zurück, so findet sich, dass derselbe von Schweden her über die Ostsee eingewandert war und sich im Brandenburgischen niedergelassen hatte. Er hatte den Familienadel als ein lästiges Privilegium abgelegt, um nach den damaligen Gesetzen der Standesabpferchung unbeanstandet einen bürgerlichen Beruf ausüben zu können. Er war Mühlentechniker und in der neuen Heimath Besitzer von Wassermühlwerken. Ich weiss wenig Einzelnes von ihm; nur habe ich die Erzählungen nicht vergessen, wie sehr er die Baukunst und auch speciell die mathematische Bildung liebte. Seine 12 Söhne unterrichtete er in der Mathematik selbst und hielt darauf, dass ein paar von ihnen das Baufach studirten. Einer dieser letztern war mein Grossvater. Dieser hatte zuerst Medicin studirt. Als aber einer seiner dem Baufach gewidmeten Brüder starb, musste er gleichsam in die Lücke eintreten und (ich spreche im Sinne der damaligen Familiensitte und eines ihr entsprechenden wirklichen Familienhauptes) auf Befehl seines Vaters das Baufach studiren.

Eine Zeit lang war mein Grossvater Schlossbaumeister in Berlin, dann bis zu seinem Tode 1807 Kriegs- und Domänenrath sowie auch Baurath zu Marienwerder. Die preussischen Kriegs- und Domänenkammern waren damals das, was später die Bezirks-

regierungen oder auch kurzweg als Regierungen bezeichneten Behörden vorstellten. Von meinem Grossvater ist hier kaum etwas weiter zu sagen, zumal der Kreis von Umständen, die ich selbst in Erfahrung gebracht habe, äusserst gering ist. Er starb schon im 46. Lebensjahr an einem Krankheitszufall, den er sich, bei seinem grossen Eifer für seine Functionen, in den damaligen Kriegszeiten bei der nächtlichen Führung einer Proviantcolonne in sehr rauhem Wetter zugezogen hatte. Er hinterliess eine junge zweite Frau, die er erst vor Kurzem geheirathet hatte, und über ein halbes Dutzend Kinder aus erster Ehe. Unter den letztern fiel meinem Vater, als dem ältesten Sohn, die ganze Sorge für die Geschwister zu. Da kein Vermögen vorhanden war, so wurde diese Aufgabe, zumal Angesichts der durch den Krieg allgemein gestörten Verhältnisse, eine schlimme Kreuzung des bereits eingeschlagenen Lebensweges. Mein Vater musste sein Studium des Baufachs unvollendet lassen, um sofort für seinen Unterhalt thätig zu sein und auch diejenigen der Geschwister, die er nicht hatte bei Verwandten unterbringen können, mitzuerhalten. Die junge Stiefmutter hatte sehr bald einen Justizrath Dechend in Marienwerder geheirathet und sich nicht weiter um die Kinder gekümmert.

Wie mein Vater es angefangen, sich und seine Geschwister, zumal in jenen gedrückten Zeiten des öffentlichen Unglücks, durchzubringen, davon habe ich als Kind wohl Manches aus seinem Munde gehört, aber nicht allzu deutliche Erinnerungen behalten. Unauslöschlich hatte sich mir aber eingeprägt, dass es für ihn persönlich auch an Zufällen der herbsten materiellen Noth nicht gefehlt hat. Er war ein tüchtiger Mathematiker und geschickter Freihandzeichner. Die Ertheilung von Privatunterricht in der Mathematik und die Verwerthung seiner Zeichentalente in der technischen Kunst, und wäre es in der Noth auch bisweilen bei der Herstellung von Stickmustern gewesen, waren die Zufluchtsmittel. Wenn es hiebei dem Manne, der noch für Andere als für seine Person aufzukommen hatte und an sich selbst immer zuletzt dachte, begegnete, dass er einmal vor Hunger auf der Strasse umsank, so wird dies Niemand überraschen, der die Schwierigkeiten und Unsicherheiten der gesellschaftlichen Erwerbsverhältnisse in solchen zugleich privatim und öffentlich ungünstigen Lagen zu ermessen weiss. Solche Schicksalsfälle sind für mich nicht verloren gewesen. Ich arbeitete später im lebendigen Andenken an sie, als ich, schon selbst durch die Noth des Lebens gereift, auch

die sociale Noth Anderer beleuchtete und den gesellschaftlichen Fragen nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit den Kräften des Gemüths in meiner Weise eine Antwort ertheilte.

Unter den bessern Lagen, die meinem Vater seine Fähigkeiten und seine geschäftsgewandte Beweglichkeit verschafften, war die Function als der Privatsecretär des Feldmarschalls Kalckreuth, der damals eine bedeutende Rolle spielte. Ich erinnere mich noch eines Umstandes, den mein Vater in Beziehung auf diesen Mann oft betonte, dass nämlich derselbe in der Politik sehr freie und abweichende Ansichten gehegt habe und namentlich gradezu für ein ernsthaftes Bündniss Preussens mit Frankreich gewesen sei. Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch nicht unerwähnt lassen, dass mein Vater, der nach den damaligen Militärgesetzen aus einem doppelten Grunde, nämlich als Sohn eines höhern Beamten und als geborner Berliner, vom Kriegsdienste von vornherein befreit war, die Feldzüge von 1813 und 1814 freiwillig und zwar bei der reitenden Artillerie als Bombardier und Führer eines Geschützes mitmachte. Die vielen Strapazen, namentlich das Uebernachten auf offnem Felde, wobei bisweilen kaum ein gegen den Schnee gestemmtes Brett etwas dürftigen Schutz gegen die äussersten Unbilden der Witterung gewährte, — alle die Ueberanstrengungen, die einem sehr verwendbaren und opferwilligen Manne in entsprechend reichem Maasse zufielen, hinterliessen etwas, wovon sich die Folgen erst nach langen Jahren, ja gegen Ende des Lebens am fühlbarsten machten. Die regelmässige und feste Stellung, in die er nachher gelangte, war die eines Geheimen expedirenden Secretärs bei der preussischen Oberbaudeputation zu Berlin. Er hat dies Amt solange verwaltet, bis seine Dienstzeit mit den doppelt zu rechnenden Kriegsjahren 30 Jahre betrug. Die vorher angedeuteten Folgen der Kriegsstrapazen, nämlich eine schliesslich hervorgetretene Augenschwäche, bestimmten ihn, sich pensioniren zu lassen. Für mich war dies insofern ein Vortheil, als sich nun mein Vater ganz mir widmen konnte. Doch ich sehe, dass ich die für mich unstreitig wichtigste Thatsache noch nicht angeführt habe. Ich hole sie daher nach, indem ich circa 7 Jahre vor meines Vaters Pensionirung zurückgreife und ebenso wahrheitsgetreu als herkömmlich berichte, dass ich — geboren bin.

Diese unbestreitbare Thatsache, die aber heute von manchen Leuten darum nicht weniger verwünscht wird, ging am 12. Januar 1833 zu Berlin und zwar, um recht topographisch zu sein, im

südlichsten Theil der Friedrichsstrasse vor sich, und erhielt ich die Namen Eugen Karl. Ich war und blieb nicht blos der einzige Sohn, sondern auch das einzige Kind. Der Sohn, den meine Mutter vor mir geboren hatte, war schon in den ersten Monaten wieder gestorben. Nachher aber scheint es der Grundsatz meines Vaters gewesen zu sein, alle Sorge auf den Einen zu wenden und die Schwierigkeiten einer angemessenen Erziehung durch keinen Familienzuwachs zu vermehren. Er wusste, dass er kein Vermögen zu hinterlassen hatte, da er noch an Schulden bezahlen musste, die aus seiner frühern precären Lage stammten, ja durch Krankheiten, die bei meiner Mutter infolge der Geburten entstanden waren, sich erheblich vermehrt hatten. Bei der Schmälerung, die meines Vaters sonst ausgiebiges Gehalt und später die sonst auskömmliche Pension von dieser Seite erfuhren, konnten wir zufrieden sein, eine Familie von kleinstem Umfang zu bleiben.

Die Wirkung meines Vaters auf mich war eine geistig sehr eindringliche. Er dachte in jenem freieren Sinne Rousseaus, der nicht viel davon hält, dass Schulkenntnisse allzu früh erworben werden. Er war der Meinung, dass die jungen Kräfte in ihrer zarten Entwicklung durch das frühzeitige Eingreifen der Schule nur gestört und gehemmt würden. Er lebte möglichst in den Oertern um Berlin herum und hielt die bessere Luft ausserhalb der hauptstädtisch gedrängten Häusermassen und starren Steinwände für eine zuträglichere Nahrung als diejenige der Schulbank. Dem häuslichen Unterricht maass er überhaupt und nicht blos weil er ihn selbst besorgte, eine unvergleichlich grössere Bedeutung bei als der öffentlichen Schule. Ganz besonders liess er es sich angelegen sein, mich in der Mathematik zu unterrichten und mich, als ich hier überraschend schnell vorwärtsdrang, im weiteren Selbststudium derselben zu leiten und gelegentlich auch zu — zügeln. Er wachte in dieser Beziehung sehr über meine Gesundheit. Ich erinnere mich, dass ich elf Jahre alt mich so stark in Algebra, Analysis und Geometrie vergraben hatte, dass mein Vater mir eine Zeit lang diese Art Bücher anzurühren verbot. Er besorgte, und zwar nicht mit Unrecht, dass eine unablässige Anspannung solcher Art für den Knaben leicht Abstumpfung und eine Verstimmung der natürlichen Harmonie der Geisteskräfte zur Folge haben könnte. Die gesundheitsschädlichen Wirkungen allzu abstracter Thätigkeit sind bei den mächtigsten Geistern als Thatsache ausgemacht, wo es sich um das Lebensalter junger Männer handelte. Wie sollte im Knaben-

alter diese einseitige Ablenkung und Fixirung des Geistes auf die kahlsten und (bezüglich der wirklichen Welt) schematisch leersten Vorstellungen nicht bedenklich sein!

2. Glücklicherweise war ich im Ganzen gesund. Am wenigsten soll ich es im Säuglingsalter gewesen sein, aber nicht aus eigner, mit auf die Welt gebrachter Beschaffenheit, sondern von wegen der verwünschten Ammen, von denen einzelne, deren Ungesundheit sich herausstellte, noch grade zu rechter Zeit weggejagt werden konnten, um mich vor arger Schädigung zu bewahren. Nachdem Derartiges einmal verwunden war, bin ich in spätern Jahren, von denen ich noch selbst Erinnerung habe, bis in das 15. Jahr nie ernsthaft krank gewesen und habe auch übrigens während jener Zeit nur ausnahmsweise einmal eine länger dauernde Herabstimmung des Befindens und der normalen Ernährung zu überwinden gehabt. Später war ein Nervenfieber der einzige schwerere Zufall. War meine Constitution auch nicht stark, so konnte ich dennoch mit dieser Mitgabe der Natur zufrieden sein. Anders verhielt es sich mit derjenigen der Cultur oder vielmehr Uncultur, die mir nachher in Gestalt der öffentlichen Schulfrohn den Gesundheitszustand nicht unerheblich verschlechterte. Doch davon, sobald das Gymnasialalumnat mit seinem Gegentheil von normaler Ernährung in Frage kommt. Vorläufig hatte ich den Grundsätzen und der Sorgfalt meines Vaters eine naturgemäss wohlthätige Freiheit meines Knabenalters von unnützem Wissenskram und abstumpfender Schulfrohn zu verdanken. Erst als er selbst erheblicher kränkelte, brachte er mich auf ein Gymnasium, auf dem ich gleich mit Quarta begann. Er war von kräftigem Körperbau und von mehr als mittlerem Wuchs. Auch war er, abgesehen von dem zuletzt hervorgetretenen Augenzustand, immer zu Allem rüstig und gesund gewesen. Erst zu allerletzt und nicht viel länger als ein Jahr vor seinem Tode übertrugen sich die Folgen von sonst nicht sehr erheblichen Hämorrhoidalstörungen plötzlich auf die sonst ganz gesunde Brust und bereiteten ihm im Jahre 1845 ein verhältnissmässig rasches Ende an einer sich schnell entwickelnden Lungenschwindsucht. Es war während dieser Zeit, dass ich das kölnische Realgymnasium, eine nicht dem Staat, sondern der Stadt Berlin angehörige Anstalt besuchte, die sich damals, ohne in dem classischen Programm und den sich daran knüpfenden Maturitätsrechten hinter den übrigen Gymnasien zurückzustehen, vor ihnen dadurch auszeichnete, dass sie den Natur-

wissenschaften etwas mehr Aufmerksamkeit zuwendete. Dort gab es beispielsweise einen Cursus der Chemie, der auf den übrigen Gymnasien Berlins gänzlich fehlte.

Doch ich greife zu weit vor, da ich noch einige, wie ich glaube, nützliche Bemerkungen über das anzuführen habe, was ich im Unterricht und überhaupt in der Erziehung meinen Eltern verdanke. Die Mutter hatte sich zuerst mehr mit der Beibringung der nöthigen Fertigkeiten, wie Lesen und Schreiben, befasst und übrigens mit meinem Vater dahin zusammengewirkt, bei mir den Sinn für Rechtschaffenheit und Wahrheit in einem Maasse zu wecken und zu pflegen, wie dies nur selten der Fall ist. Beide Eltern zeichneten sich durch Treue und Pünktlichkeit im gesellschaftlichen Verkehr und durch ein lebhaftes und feines Gefühl für Gerechtigkeit aus. Bei meinem Vater kam hiezu ein energisches Temperament, welches ihn gelegentlich auch wohl einmal in zürnende Heftigkeit gerathen liess. In seinem Hause duldete er keinen Widerspruch, und bei den Grundsätzen, die er von Gehorsam und Benehmungsart in der Familie hegte, wäre ich, ungeachtet seiner guten Gemüthsart, vor dem Aeussersten nicht sicher gewesen, wenn ich es mir je hätte einfallen lassen, eigensinnig werden zu wollen. Von der Pflicht, wie sie verschiedene Lebensbeziehungen und unter ihnen die Familie mitsichbringen, hatte er in jeder Richtung eine eisenfeste Ueberzeugung. Bei alledem regierte er sozusagen mit sehr humanen Mitteln und kam nie in den Fall, etwa mit Prügelstrafe brutal werden zu müssen. Er hasste alle rohen Strafmittel solcher Art und bewies durch die That, dass sie durch hinreichende moralische Kraft, wenigstens bei feineren Naturen, ersetzbar sind. Selbst als kleiner Junge bin ich daher von körperlicher Züchtigung verschont geblieben; aber später sah ich deutlich ein, was ich früher nur fühlte, dass er mich nämlich lieber zerschlagen als auch nur die geringste Insubordination gelitten haben würde. Diesem eisernen und doch humanen Willen gegenüber, der nie unbillige Ansprüche machte, kam der Versuch zur Auflehnung gar nicht in Frage. In den Verhältnissen von Vater und Kind waltete die gewissenhafteste Gerechtigkeit und als Frucht davon ein Wohlwollen und eine gegenseitige Anhänglichkeit, wie sie sonst nur der mehr gemüthlichen Sphäre zwischen Mutter und Kind angehört.

Autoritäre Pedanterie oder Schroffheit lagen meinem Vater fern. Wo er vom Rechten oder Richtigen überzeugt war, hatte

er auch selbst gelegentlich gegen falsche Zumuthungen einer formellen Autorität zu verstossen verstanden. Ein kleiner Zug, der in dieser Beziehung sein Wesen bezeichnet, ist mir aus den mannichfaltigen Erzählungen seiner frühern Erlebnisse im Gedächtniss geblieben. Er brachte ihm im Kriege zwar keine formelle Auszeichnung, sondern deren Vorenthaltung ein. Der Commandeur seiner Brigade hatte, als die Arrieregarde einen Rückzug auf einem für die Artillerie schwierigen Terrain deckte und hart bedrängt wurde, durch einen Streifschuss an der Seite sozusagen den Kopf verloren. Er glaubte, da die Geschütze zum Theil stecken blieben und Angesichts von Unwegsamkeit und Gräben in Hindernisse arg hineingeriethen, ja bis zum Axenbrechen beschädigt wurden, im Abhauen der Stränge und im Davongehen mit den Pferden das einzig noch Uebrige zu sehen. Meines Vaters Geschütz war eines der schlimmst situirten. Die Achse bei dem Protzkasten war gebrochen, das Geschütz selbst in einer grabenartigen Vertiefung auf die Seite geworfen. Die Kugeln der französischen Tirailleure knatterten auf dem Lauf, und diese selbst, schon nahe herangekommen, feuerten nicht mehr, sondern boten bereits Pardon an. In diesem Augenblick wollten meines Vaters Kanoniere, dem erwähnten frühern Commandozuruf gemäss, die Hebung und sozusagen Flottmachung des Geschützes aufgeben und die Stränge durchhauen, um womöglich noch mit den Pferden zu entkommen. In diesem Augenblick war aber auch schon sein Säbel über ihren Köpfen und die Worte in ihren Ohren: „Dem Ersten, der abhaut, spalte ich den Kopf!“ Sie wussten, dass was von ihrem Führer kam, nie in leeren Drohungen bestand. Sein Wort wirkte electrisirend. Der, welcher grade den Franzosen zunächststand, schwang den Wischerkolben, dass die Kerle zurückprallten. Gleichzeitig hatte eine kräftige Gesammtanstrengung das Geschütz gehoben und nun ging es fort ohne den französischen Pardon, der das Nachsehen hatte. Ich hätte diese kleine Geschichte nicht angeführt, wenn sich nicht die Grundsätze, die Gemüthsart und die Handlungsweise, die sich darin veranschaulicht finden, auch überall sonst bei meinem Vater bestätigt hätten. Als Artillerist hatte er schwören müssen, das ihm anvertraute Stück nicht zu verlassen. Er verstand diese Pflicht im strengsten Sinne und hatte hier das Bewusstsein einer natürlichen Verantwortlichkeit, von der kein widersprechendes Commando ihn entbinden konnte. Dementsprechend muthete er auch denen, deren Führer er war, die

Pflichterfüllung bis aufs Aeusserste zu und stand in einer kritischen Lage keinen Augenblick an, seinem Willen durch Stellung der Alternative von Gehorsam oder Tod Achtung zu verschaffen.

Er ging seinen ganzen Weg durch das Leben in strenger Pflichterfüllung und eben deswegen völlig aufrecht. Er war kein Freund vom Bücken und ein Feind jeder Schleicherei und entsprechenden Streberei. Eine höhere Laufbahn war ihm durch den Tod seines Vaters und die daraus folgende Mittellosigkeit gekreuzt worden. Er fügte sich ruhig in das Nothwendige und verschmähte es auch später, durch andere Mittel als durch Pflichterfüllung auf die Verbesserung seiner Lage hinzuwirken. Bei dieser Gesinnung, die den gemeinen Weg unterwürfiger Bewerbungs- und Einschmeichelungskünste verabscheute, konnte er ein geachteter Beamter bleiben, aber in der Beförderung nicht über die Schranken hinausgelangen, die ihm nun einmal ein ungünstiges Geschick so früh gezogen hatte. Um so energischer waren seine Bemühungen, die natürlichen Anlagen seines Knaben in einem Sinne zu wecken und zu bestärken, welcher für diesen einen freiern und kühnern Lebensweg versprach. Waren auch keine Mittel und Anknüpfungspunkte vorhanden, um äusserlich irgend etwas zu sichern, so sollte es doch geistig nicht an einer solchen Pflege des Keimes fehlen, die eine Entwicklung in der Richtung auf das Bedeutendere vorbereitet. Was mein Vater persönlich hiezu thun konnte, daran liess er es nicht fehlen. Sein auf das Entschiedene und Durchgreifende gerichteter Sinn theilte sich mir leicht mit, weil er auf eine entsprechende natürliche Anlage traf. Ich war in der Constitution nicht gleich kräftig und rüstig wie mein Vater, theilte aber nicht nur seine Beweglichkeit im Körperlichen und Geistigen, sondern hatte bei meiner zarteren Leibesbeschaffenheit wohl noch etwas mehr von jener Erbschaft der Abstammung überkommen. Die Schweden sind bekanntlich mit einigem Recht die Franzosen des Nordens genannt worden. Sie haben mehr Erregbarkeit und Gewandtheit, als sonst unter den germanischen Völkern heimisch ist. Ich habe, wenn ich von jenem Boden und von jenen Menschen hörte, oft ein Gefühl wie gelindes Heimweh gehabt. Diese mir zuerst ganz räthselhafte Empfindung für die nordischen Dinge und Menschen konnte ich mir erst spät einigermaassen erklären, indem ich sie als eine angestammte Neigung ansah, die sich durch ein paar Generationen trotz der Einwirkung anderer Umgebungen erhalten hatte. Doch die Bemerkung über die atavistische Wieder-

belebung eines alten Heimathsgefühls nur nebenbei. Die Hauptsache bleibt hier die Art, wie mein Vater durch seinen Charakter auf denjenigen einwirkte, den ich theils von ihm, theils von entlegeneren Vorfahren geerbt hatte. Meine Art war sanguinischer und rascher als die meines Vaters, in dessen entschlossene und bisweilen heftige Haltung sich doch ein wenig von jener Gedrungenheit einmischte, welche schon, wenn auch nur leise, an deutsche Resignation und Gelassenheit zu streifen schien. Doch lag ihm jenes eigentliche Phlegma fern, welches ein Element des deutschen Charakters ist und mit dessen hemmenden Wirkungen ich in meinem spätern Leben nur zu bekannt werden sollte.

3. Der lebhafte Knabe mit dem überlangen, hochblonden Lockenhaar, das er der Bequemlichkeit wegen bald mit kurzer Schur vertauscht, weiss noch nichts von der auch übrigens borstigen Welt, in der aber die Stumpfheit, wie bei einer abgebrauchten Bürste, vorwaltet, und in der es auch ein deutsches Phlegma und eine deutsche sozusagen unendliche Geduld oder vielmehr Apathie giebt. Er weiss noch nichts davon, dass er einst alle Sehnen seines Geistes wird anspannen müssen, um an der stumpfen Welt, die ihn umgiebt, durch ausdauerndes Rütteln schliesslich etwas in Bewegung zu setzen. Er haust noch in seiner kleinen, äusserlich dürftigen, aber innerlich noch durch keine Schrankenziehung verschlossenen Eigenwelt. Noch ist in ihm nichts von dem erwacht, wovon erst das nachfolgende Lebensalter getrieben wird. Aber doch eignet er sich schon die Grundsätze an, die im Wettkampf um Verdienst und Ehre die entscheidenden sind. Es sind nicht die alten hohlen Devisen, wie sie in der classischen Schule klappern, sondern es ist das unmittelbare Echo thatkräftigen und hochstrebenden Sinnes, was im jungen Herzen widerhallt, und dessen Klang nicht vergessen wird. „Cäsar oder nichts“ oder „Lieber nicht in Rom, als dort der Zweite“, — das tönt sozusagen romantisch classisch und ist an sich auch nichts als hohle Romantik. Wo jedoch solche Worte nur die Hülle für einen lebendigen Kern sind, der etwas aus sich selbst ist und den classischen Musterkram, wenn er ihn einmal kennt, verschmähen muss, da steht es anders. Ich hörte Manches in diesem natürlichen Sinne, und mein Vater mit seinen kühnen Anregungen hat sicherlich Theil daran, dass ich mir später immer die Gebiete und Punkte suchte, wo ich mir für die Bethätigung der Geisteskraft etwas Durchgreifendes und Einziges, von Niemand auf die Dauer zu Hintertreibendes zur Aufgabe machen konnte.

Die natürlich moralische Einwirkung, die mein Vater auf mich übte, steht mir jetzt noch höher als die intellectuelle. Die Gerechtigkeit stand bei ihr an der Spitze, und ein entsprechender Muth, der für das Rechte alle Kräfte einzusetzen entschlossen ist, wurde geweckt, ohne dass ich mir bewusst wurde, wie er mit dem gemeinen Verhalten contrastirte. Im äusserlichen Verhalten kam hiezu eine feste, wohlbemessene, ja im guten Sinne militärisch zu nennende Ordnung sowie, wenn auch nicht übertriebene Abhärtung, doch die Vermeidung von Verweichlichung. Mein Vater schlief nicht auf oder unter Federn, sondern hat bis an sein Lebensende an Matratzen und Decken festgehalten. Er hielt dies für gesunder, und wenn ich auch nicht ganz diesem Regime unterworfen wurde, so geschah es doch zum Theil. Man mag aus diesem kleinen Umstande schliessen, wie es im Uebrigen zuging. Dafür, dass die Nahrung nicht luxuriös werden konnte, war freilich schon durch die ökonomische Lage gesorgt. Aber für ihre einfache Gediegenheit und Gesundheit stand die Sorgfalt meines Vaters ebenso ein, wie für möglichst gute Luft. Ungeachtet seiner kleinen Verhältnisse sparte er am wenigsten an dem, wovon er überzeugt war, dass es der Gesundheit zustattenkäme. Im Uebrigen lebten wir frugal und einsam. Hieraus folgt aber auch eine innere Intensität des Lebens. Mein Vater hatte Musse, jederzeit mit mir zu verkehren, und ich schloss mich so eng an ihn an, dass diese frühe Innigkeit der Geistesgemeinschaft in mir Mehr weckte, als bei einer gewöhnlichen Erziehung der Fall sein kann.

Auf diese Weise wurde ich durch Gespräche herangebildet, die Mancher für zu frühzeitig halten wird, denen ich aber die Erweckung von vielem Guten, namentlich aber die Erhaltung meiner geistigen Unschuld oder vielmehr Unbeflecktheit in Sachen der Religion verdanke. Mir wurde nichts eingeimpft, an dessen Ausscheidung ich später schwer zu laboriren gehabt hätte. Dies ersparte mir nicht nur einen Theil von Kraftaufwand, der sonst bei der später unvermeidlichen geistigen Blatterncur hätte statthaben müssen, sondern rüstete mich auch von vornherein mit einer positiven Festigkeit aus, wie sie in einer noch immer vorherrschend abergläubischen Gesellschaftsumgebung schwer zu haben ist. Mein Vater selbst hatte allerdings Religion, aber eine solche, die dem freien Aufschwung, sei es des Verstandes oder des Gemüths, nicht hinderlich werden, sondern sich im Gegentheil nur in dieser Richtung entwickeln konnte. Er hatte eine Gottesvorstellung;

aber der Name Gott war ihm nur ein sprachliches Mittel, um das Princip alles Guten der Welt zu bezeichnen, — der Welt, die er (sammt dem Menschen) im Wesentlichen für gut nahm, trotz der reichhaltigen einzelnen Schlechtigkeiten, (die ihm mit seinem feinen Sinne für Gerechtigkeit, im Allgemeinen und persönlich, nur zu fühlbar geworden waren.) Ein solcher Gott war so gut wie undefinirbar; er konnte auch dem Knaben nicht schaden, sondern nur nützen. Er konnte wohl das Gefühl positiv erregen, aber den Verstand nicht mit sich entzweien. Wäre nicht eine Vorstellung von menschlicher Unsterblichkeit hinzugekommen, so hätte ihm jeder Zug von Jenseitigkeit gefehlt. Diese Unsterblichkeit selbst war aber wiederum (in ihrer Gestaltung) etwa so geartet wie diejenige Giordano Brunos, nur mit weniger Bedürfniss nach lebendiger Phantasieveranschaulichung. Auch bei ihr waltete, (wie bei dem Nolaner,) die astronomische Perspective eines Fortlebens auf andern Weltkörpern vor; aber diese Aussicht sollte nur als eine Möglichkeit gelten. Die ganze Annahme war also nur ein Ausweg, um der Phantasie da einen Anknüpfungspunkt zu bieten, wo ihre Anker keinen Grund fanden. Die Vorstellung verlor sich eben ins Unbestimmte. Das Lebensgefühl suchte nach einer äusserlichen Stütze, um sich seiner souveränen Bedeutung bewusst zu werden. Kein Wort aber von Erhaltung aller individuellen Eigenschaften, sondern im Gegentheil Ausmerzung des Unzuträglichen und Entwicklung zur Vollkommenheit! Hiebei allerdings Festhaltung der geistigen Errungenschaften in Allem was das Gute und die Erkenntniss betrifft! Nun, diese Unsterblichkeit war nicht danach angethan, dem Knaben (oder später dem Jüngling) die Sterblichkeit zu verleiden oder das Leben zu verschränken. Sie sollte sich einst in das verwandeln, was in ihr als phantasiefreie Wirklichkeit der Kern war, nämlich in das Gefühl, in welchem sich das individuelle Leben als bewusster Vertreter des ewigen Princips empfindet, welches vor allem Bewusstsein vorhanden war, in allem Bewusstsein gegenwärtig ist und alles erlöschende Bewusstsein überdauert. Es ist die Souveränetät des Lebensgefühls, die sich (da, wo sie sich noch nicht angemessener finden und erfassen kann,) in gröbern oder feinern Unsterblichkeitsvorstellungen genugthut. Diejenige meines Vaters war sicherlich von sehr aufgeklärter Gestaltung. Wie mit dem Astronomischen an Bruno, so erinnerte sie im Uebrigen an Rousseau. Jede Spur von persönlicher Eitelkeit war ihr aber fremd. Sie suchte nur eine Ver-

söhnung mit dem Leben, welches ihr ohnedies als unbefriedigt und unabgeschlossen gegolten hätte. Ich habe diese Vorstellungen noch einige Jahre nach meines Vaters Tode (es mag etwa bis in das 15. Lebensjahr gewesen sein) und auch nur derartig gehegt, dass die bestimmteren Phantasiegestalten, so wenige deren auch waren, immer mehr zurücktraten. Nach ihrem gänzlichen Verschwinden bestand das fort, was auch stets ausgedauert hat, — das Gemeinschaftsgefühl mit dem Princip aller Dinge und alles Lebens.

Von den Priestern hielt mein Vater nichts und ging nie in die Kirche. Zum Kirchengehen kam es auch seitens meiner Mutter, die sich sehr an die Bibel hielt, trotz alledem während der ganzen Reihe von Jahren, deren ich mich erinnere, nur ein paar Mal. Ich für mein Theil hegte offenbare Abneigung gegen biblische Stoffe und religiöses Wesen jeder Art. Ich sollte einmal eine Kirche von Innen sehen und die Proceduren kennenlernen; aber ich hielt es nicht länger als einige Minuten aus und machte mich schleunigst von einem Orte weg, wo mir ausser der Langenweile auch noch unheimlich düster zu Muthe zu werden anfing. Ich liebte das helle Sonnenlicht und reagirte im Gefühl wie einst später im Verstande gegen den Obscurantismus einer künstlichen Dämmerung. Hiezu kam, dass ich an meiner Mutter die beschränkenden Folgen der religiösen Neigungen und besonders einer allzu reichhaltigen Bibelkunde lebendig vor mir sah. Manche Abirrung ihres Denkens von der gesunden Normalität zeugte für den übeln Einfluss des religiösen Elements. So wirkte denn Alles zusammen, mich schon als Knaben über die Religion hinwegsehen zu lassen. Als ich erst einiges Verständniss hatte, hielt ich mich ganz an meinen Vater. Die Einwirkung der Mutter trat hiedurch mehr als gewöhnlich zurück. Ich fühlte und dachte nicht blos ebenso frei als mein Vater, sondern gelangte unwillkürlich dazu, über manchen Punkt von der Ueberlieferung noch weniger eingenommen zu sein. So betrachtete beispielsweise mein Vater Jesus als eine hohe und edle Menschennatur und mischte in diese Betrachtung einen Zug lebendiger Gesinnung. Woher sollte mir aber, der ich damals noch nichts von der Erlösungsbedürftigkeit der schlechten Judenwelt verstand, ein aufrichtiges Gefühl von Verehrung kommen? Ich empfand demgemäss weit weniger für Jesus, als etwa für Sokrates, dessen allgemein menschlich sittlicher Beruf mir kurzweg einleuchtete, während ein Gedanke, wie ich ihn

heute hege, nämlich die Erlösungsbedürftigkeit der Juden von sich selbst, mir damals nicht im Entferntesten in den Sinn kommen konnte.

Zu dem freiheitlichen System meines Vaters gehörte nämlich auch ein Punkt, bei welchem die natürliche Aufklärung noch rückständig war, ich meine seine Ansichten über die Juden. An den Folgen des Vorurtheils, welches er mir für die Juden beibrachte, habe ich in meinem späteren Leben viel zu leiden und zu heilen gehabt. Auch seine Bildung und Denkweise stammte zum Theil aus einer freien Erziehung. In einer sehr gewählten Privaterziehungsanstalt, in der sich auch eine Anzahl Ausländer befanden, hatte er mit Engländern und Franzosen zusammengelebt und sich nicht nur die vollste Geläufigkeit in der französischen Sprache, sondern auch entsprechende Ideen erworben. Es war der Anfang unseres Jahrhunderts, in welchem der Nachhall vom letzten Jahrzehnt des vorigen durch jene Vermittelung lebendig einwirken konnte. Die grosse Revolution schlug wenigstens in der Erinnerung noch gewaltige Wellen und Schriftsteller, die ihr wie Rousseau als Propheten vorangegangen waren, wirkten mit ihrer Hinterlassenschaft trotz aller Reaction, in welcher die Gegenwart immer mehr begraben wurde. Aus dieser geistigen, sozusagen französisch internationalen Atmosphäre stammte denn auch die freiere Welt- und Lebensansicht meines Vaters in grösserem Maasse als irgendwo sonst her. Es darf nun nicht überraschen, dass er mit der höhern Aufklärung auch ein wichtiges Missverständniss oder besser gesagt einen Trug, den sich dieselbe theilweise einverleiben liess, mitüberkam. Dieser Trug bestand darin, in den Juden nur immer deren Religion als Ursache der angeblichen Benachtheiligung zu sehen und so die ganze Judenfrage als eine Angelegenheit der religiösen Aufklärung zu betrachten. Die entscheidende Hauptsache, nämlich die Race oder vielmehr der Stamm und dessen moralisch niedrige Beschaffenheit, wurde darüber vergessen. Das hiess gegen den Wirklichkeitssinn des natürlichen Menschen verstossen und sich mit abstracter Gerechtigkeit und Grossmuth sehr verirren. Indessen war und ist dies noch heute die Wendung, mit der die Juden selbst beflissen sind, die Aufklärung zu inficiren und besonders die Deutschen, welche aufgeklärt sein wollen, gegen die übeln Stammeseigenschaften zu entwaffnen. Im Namen oder vielmehr unter dem Vorwande religiöser Toleranz verlangen sie Duldung, ja Anerkennung der auserwähltesten Selbstsucht, Frech-

heit und Frivolität. Doch von dieser socialen Frage und der Antwort darauf an einer andern Stelle meines Lebens. Hier sei die Thatsache genug, dass mir gradezu ein grossmüthiges Vorurtheil für die Juden eingepflanzt und erst von der vollen Lebenserfahrung und gereiften Erkenntniss wieder ausgerodet wurde. Die nächste Folge war, dass mich das Vorurtheil dieser scheinbaren Aufklärung eine lange Zeit meines Lebens den wahren Sachverhalt bezüglich der Juden übersehen liess, zumal ich vorläufig nicht in den Fall kam, eigne üble Erfahrungen zu machen. Später habe ich in allen Angelegenheiten gefunden, dass man sich den Juden gegenüber meist im Verkauf befindet, im Verkauf nämlich nach dem Mustergeschäft von Judas. Das hat mich dann zur Untersuchung getrieben, wie der Aufklärung für die Juden eine Aufklärung über die Juden zu folgen habe. Doch diese wichtige sociale Völkerfrage ist keine Knabenangelegenheit, wie jene Wechselpuppe von Aufklärung, der man den Namen Nathanie Lessing geben sollte, weil sich in dem fraglichen sogenannten Schauspiel der ganze Trug verpuppt und nachher die zudringlichsten Schmetterlinge gezeitigt hat.

4. Wenn ich hier auf bekannte literarische Dinge hinwies, so schliesse man hieraus nur nicht, dass ich etwa als Knabe bei meinem Vater in einer solchen Atmosphäre gelebt hätte. Dazu war die Luft in unserm Hause viel zu gesund. Ich habe dort nie etwas von einem belletristischen Buch gesehen. Was mein Vater selbst in seiner Jugend gelesen hat, weiss ich nicht. Nur das weiss ich, dass er gegen Romanlectüre grundsätzlich eingenommen war, dass er nichts von den Schauspielern hielt und mich von vornherein gegen das Theater als gegen eine Schule schlechter Sitte einnahm. Ob er einst Rousseaus Schriften kennen gelernt, ist mir unbekannt geblieben. Ich erinnere mich nur, dass er mir nie von diesen Büchern gesprochen, wohl aber viele Gedanken gehegt hat, die einem solchen Ursprung entsprechen würden. Es scheint aber, dass er Alles mehr aus dem Verkehr mit Menschen geschöpft oder überkommen hat. Von dieser Art war auch sein späteres Verhalten während der Zeit meiner Erziehung. Die einzigen Bücher, um die er sich bekümmerte, waren diejenigen, aus denen ich zu lernen hatte. Er fragte sonst nach keiner Literatur. Vollends wäre ihm aber bei seiner Anschauungsweise Schulphilosophie oder etwas ähnlich Philosophastrisches nur hohles Gerümpel gewesen. Zu solchen Possen war er zu ernst und zu

wahr. Ich blieb also verschont von Allem, was nicht Gediegenheit hatte. Die gelehrten Bücher in unserm Hause waren hauptsächlich mathematisch und insbesondere astronomisch. Geographie und Geschichte waren schon weniger ausgiebig bedacht. Zu den Dichtern kam ich erst nach meines Vaters Tode; bis dahin hatte ich höchstens mündlich, also ganz ohne Lectüre, durchaus Vereinzeltes, z. B. aus schillerschen Gedichten, kennengelernt.

Es gab jedoch für das Gemüth einen Ersatz, ja etwas Mehr und Besseres als einen blossen Ersatz dichterischer Anregung. Die letztere kann in einem zu zarten Alter gefährlich werden. Die Nerven können zu falscher Sentimentalität verzogen oder im Gegentheil etwa gar abgestumpft werden. Das Zweite ist noch schlimmer als das Erste. Man kann daher in unserer modernen, einerseits übergefühligen, andererseits blasirt stumpfen und brutalen Zeit von Glück sagen, wenn man mit den Gaben und Giften altclassischer und neuerer Belletristik vorsichtig und möglichst spät behandelt wird. Es giebt einen würdigeren Gegenstand für das jugendliche Gemüth, nämlich die astronomische Weite und Ordnung der Welt. Hier wird der Sinn wirklich zu den Sternen aufgerichtet und empfindet Besseres, als vorreife Anregungen, wie sie für die menschlichen Gefühle von der Dichtung ausgehen. Von jenen frühzeitigen Vertiefungen in die Astronomie stammte bei mir diejenige Einwirkung auf das Gemüth, die sich bezüglich der Weltansicht am besten bewährt und dem Verkehrten den erfolgreichsten Widerstand geleistet hat.

Populäre Astronomie nützt nicht viel, wenn sie kahl und trocken oder allenfalls auch mit plumper, seinsollender Zahlenerhabenheit vorgebracht wird. Ich verachtete von vornherein dieses dumme philisterhafte Staunen und diese billigen Ungeheuerlichkeiten des Zahlen- und Grössengeklappers. Es war eine völlig andere Seite, von der mich die Kenntniss der planetarischen Gesetze und der Fixsterngruppen anzog. Zunächst war es die von Copernicus wieder aufgefundene Wahrheit, die mich (und zwar besonders wegen ihrer geistigen Consequenzen) mit lebendiger Theilnahme erfüllte. Sie galt mir als ein Stück Emancipation sowohl vom naturwüchsigen Aberglauben als von der positiven Religionsverschränkung des menschlichen Horizontes. Sie war ein Memento, die Selbstsucht aufzugeben, die den Menschen zum Mittelpunkt aller Dinge machte und über ihn hinaus in der Wirklichkeit nichts Höheres gelten liess. Zum Untergehen in einer

wüsten Unendlichkeit liess ich mich aber auch durch die Astronomie und deren bisweilen läppisches Pathos durchaus nicht stimmen. Wie sehr klein auch die Dimensionen unserer irdischen Welt im Verhältniss zu den Fixsterngruppen erschienen, so waren es doch immer absolute und selbständige Grössen, deren Bedeutung ausser aller Relativität lag. Ich hatte schon damals zuviel Wirklichkeitssinn, um mich in falschen Vorstellungen von Unermesslichkeit und Ewigkeit verlieren zu können. Was mich anzog, war die Gesetzmässigkeit und rationelle Begründung der astronomischen Vorgänge sowie die Wahrheit über die kosmischen Dimensionen. Mir waren diese Dinge ein Bereich der Gemüthsbefriedigung; denn das Gefühl fand hier etwas, was im Lichte des Verstandes mehr Eindruck machte, als mit seiner unmittelbaren ästhetischen Wirkung auf den blos aufschauenden und noch nicht begreifenden Sinn. Was die Sterne für die Dichter sind, welche sie noch vom Standpunkt der Unwissenheit des Naturmenschen betrachten, das ist eine dürftige ästhetische Kleinigkeit, verglichen mit dem, was diese überragende Welt wird, wenn sich die Sinnesanschauung durch den forschenden Verstand erweitert hat. Was sonst nur wie ein Traumbild war, wird nun zu einer vollen Wirklichkeit, deren Dimensionen man kennt. Die mystische Begrenzung weicht zurück und an die Stelle von gestaltlosen Ahnungen, die sich in das Dunkel erstrecken, tritt die lichte Einsicht in Thatsachen und Verhältnisse, die unserer irdischen Welt ähnlich sind. Das Gemeinschaftsgefühl mit dem Princip alles Daseins und jeglichen Theils der Weltordnung erweitert sich hiemit in einem Maasse, wie es durch kein anderes Mittel möglich ist. Schon aus diesem Grunde, und nicht etwa erst um der besondern nützlichen, aufklärenden und erhebenden Einsichten willen, halte ich eine zweckmässig eingerichtete Lehre von den astronomischen Thatsachen und deren rationellem Zusammenhang für den gediegensten und wohlthätigsten Bildungsanfang. Der junge Sinn wird durch den Eintritt in dieses Bereich doppelt angeregt; Verstand und Gemüth kommen beide zu ihrem Recht, ohne dass ein dichterisches Vorgreifen in menschliche Verhältnisse nöthig ist, für die in einem so zarten Alter ein Verständniss weder vorhanden ist noch sein soll.

Die Märchenalbernheiten, welche sonst die Nahrung bis in das Knabenalter bilden, und die epischen Dichtungen der Völkerkindheit, deren formelle Vorzüge doch die kindischen Götter-

märchen ihrer Stoffe nicht vergessen lassen, sind wahrlich nicht Mittel, gediegenes Empfinden und Denken zu erwecken. Sie schaffen das Gegentheil, indem sie den Verstand und das Gemüth auf Irrwege führen, deren Vermeidung es eben ist, durch welche die Menschheit weiter kommt. Das Gute und im bessern Sinne wirklich Menschliche, was solche Dichtung enthält, ist in soviel Verkehrtes eingehüllt, dass man endlich auf reinere Anregungsmittel des Geistes zu halten hat. Die höhere Naturwissenschaft und insbesondere die Astronomie bietet sich hier, wenn sie in dem vorher bezeichneten Sinne betrieben wird, als gediegenster Ausgangspunkt, um die Weltanschauung nicht blos verstandesmässig, sondern auch in der Richtung auf Gesinnung auszubilden. Dies habe ich an mir selbst als Knabe erfahren und als Mann zu einer principiellen Lehre entwickelt. Dem unmittelbar Menschlichen nähert man sich noch zeitig genug, und solange es an einer vom Wirklichkeitssinn geklärten und belebten Dichtung fehlt, wird auch die reifere Jugend nichts einbüssen, wenn bei ihr die Naturwahrheiten vorherrschen und die Gefühlsverirrungen der Dichtung fernbleiben.

Die ganze Bildung, die ich erhielt, regte zwar das Gemüth ernst an, war aber übrigens das, was, wenn ein heutiges Modewort hier überhaupt die Sache bezeichnen könnte, realistisch heissen würde. Ich nenne sie lieber eine Bildung zur Wahrheit und Wirklichkeit; denn sie enthielt mehr wahrhaft ideale Motive, als der ganze Plunder von dem, was man in neuster Zeit auf den Namen des Idealismus getauft hat. Doch dies wird sich im weitern Leben noch sehr entschieden zeigen. Hier muss ich nur noch der naheliegenden Annahme entgegentreten, dass meine frühzeitige Beschäftigung mit der Mathematik etwa so geartet gewesen wäre, wie man diesen Stoff in den Schulen erledigt. So etwas wäre schlimm für mich gewesen, und ich muss noch jetzt Jedem wünschen, in einem so frühen Lebensalter lieber mit Mathematik bis auf den Namen unbekannt zu bleiben, als einer Misshandlung mit ihr anheimzufallen, wie sie im gewöhnlichen Schulunterricht üblich ist. Theils war es der praktisch technische Sinn meines Vaters, theils meine eigne Neigung, die mich vor den schlechten Folgen der Lehrbücher bewahrte. Beispielsweise führte mich mein Vater in die Geometrie von vornherein von deren praktischer Seite ein. Er verfuhr, wie wenn ich ein Feldmesser zu werden hätte. Er liess mich rasch an Aufgaben heran-

treten, wie z. B. die Entfernung einer Mühle zu bestimmen, die durch einen See unzugänglich war. So lernte ich die Tragweite trigonometrischer Bestimmungen schätzen, und hievon bis zu astronomischen Berechnungen war kein grosser Schritt. Die elementaren Hülfssätze wurden als das betrachtet, was sie für ein rationelles System sind, nämlich als Mittel für einen Zweck und als blosse Bestandstücke für ein höheres Wissen, mit denen man sich nicht unnöthig aufhält oder gar um ihrer selbst willen abmüht. Die Beweise galten als Ueberzeugungsmittel, und der natürlichste und kürzeste Weg zur Vergewisserung wurde als der beste ausgesucht und festgehalten, gleichviel ob er dem Schulherkommen entsprach oder auf einer anderartigen, mehr entwerfenden und erzeugenden Verknüpfung der Ideen beruhte. Das natürlich Genetische suchte ich sofort überall zu erfassen und mich durch Geläufigkeit in wenigen Grundbeziehungen zum Disponenten über Verwickelteres zu machen, dessen ich gelegentlich bedürfen würde.

Die herkömmliche Darstellung der Geometrie bei Legendre sagte mir am wenigsten zu. Mit der Algebra und Analysis fand ich mich dadurch ab, dass ich mir immer das heraussuchte, was für bestimmte charakteristische Aufgaben und Einsichten erforderlich war. So machte ich mir den wahrhaft eigenthümlichen Gehalt zu eigen und kam um die strohartig aufgehäuften Sätze herum, in deren Dreschung die Schule ganz unnütz schwitzen macht. Manche Bücher fing ich so ziemlich vom Ende an; keines habe ich je gehorsamst durchgelesen. Das Gewäsche und das breite Ausspinnen, wobei man kein Ziel sieht, war mir damals schon zuwider. Drang ich in ein neues Gebiet vor, so wollte ich auf keiner Station verweilen, wo ich es nicht unbedingt musste. Das Unentbehrliche für den Zusammenhang wurde bald herausgefunden. Das Uebrige galt mir als Geröll, welches die einzuschlagende Bahn nur unwegsam machte. Mit den Lehrbüchern war ich demgemäss nicht zufrieden. Freilich hatte ich nicht das spätere kritische Bewusstsein über sie; aber ich sah, dass ich mir nur Rath schaffte, indem ich mir in ihrem Gestrüpp erst eigne Pfade bahnte. Auf diese Weise kam ich im 12. Jahre bis zu den ersten Elementen der Differential- und Integralrechnung sowie in der Algebra auch schon zu den einfachern diophantischen Gleichungen, wobei ich nicht weiter zu sagen brauche, dass natürlich der Kreis der Gymnasialmathematik durchmessen war. Die Schulschablone mit allen möglichen Corollarien war dabei absichtlich

nicht ausgefüllt; wohl aber war eine Fähigkeit zum Gebrauch aller charakteristischen Hauptsätze erreicht. Mein Lernen ging nicht auf das blosse Kennen und Wissen, sondern auf das Können und Thun. Ich maass meine Fortschritte an dem, was ich selbständig vornehmen und ausführen konnte. Ich achtete es aber wenig, ruhendes, (also gleichsam todtes) Wissen dem Verstande zur Wiedervorbringung einverleibt zu haben, (wie es dem gemeinen Fehler der Schulmanier schon als eigentliche Leistung gilt.) Bei dieser technischen Auffassung, (für welche die Bethätigung des Wissens eine eigne, noch über das blosse Wissen hinausgehende Kunst ist,) wurde ich in allen Geistesfunctionen, (auf die es bei der mathematisch denkenden und exacten Wissenschaft ankommt,) schon früh ungewöhnlich selbständig und sicher. Da ich klar und deutlich dachte (und mir das Dunkle und Zwitterhafte fernhielt,) so war ich auch entschieden und hatte etwas, woran ich mich auch später gehalten habe (und was die ungesunden Zweiflereien blasirter Vielkenner und Nichtswisser sowie überhaupt der verlehrten Welt einst wirksam bannen sollte.)

Es lag in dieser Art des Lernens, (wie man sieht,) auch ein natürlich moralischer Zug. Die Wahrheit und Nützlichkeit (in ihrer einfachsten Gestalt) waren das Ziel. Die höchste Befriedigung lag in dem Gefühl der Souveränetät eines sich selbst völlig klaren und zur Selbstbethätigung fähigen Wissens. Ich hätte schon damals Jeden in die Schranken gefordert, der die Souveränetät, ja Unfehlbarkeit strenger und eigentlicher Wissenschaft zu etwas noch erst Fraglichem herabgewürdigt haben würde. Diese Gedankenfestigkeit war also schon im Keime angelegt, und die Frucht des weitern Lebens hat also (nicht in ihrer Erzeugung, sondern) nur in ihrer Bewährung und Ausbildung bestanden. Mit festen und gesunden Ueberzeugungen hatte mich mein Vater genährt; feste und gesunde Ueberzeugungen hatte ich mir aus den verhältnissmässig strengsten Theilen der Wissenschaft entnommen. Mein Knabensinn war sonst, wie ihn das Lebensalter mit sich brachte; aber in den Geist war schon etwas gekommen, was sich als sein erstes Knochengerüst bewähren, als widerstandsfähig erweisen und immer stärker entwickeln sollte. Eine Theilung zwischen Wissen und Gewissen gab es bei mir nicht. Die Wahrheit im Leben galt mir wie diejenige in der Wissenschaft. In beiden war mir Strenge selbstverständlich, aber nicht die Strenge der moralischen Verschrobenheit, sondern einfach die Strenge im Sinne

der genauen Naturwahrheit und naturgemäss guter Antriebe. Dieser Ausstattung der Sinnesart konnten die spätern schädlichen Einflüsse der Schule nicht viel anhaben. Sie konnten im Einzelnen hemmen, ablenken und irreführen, aber im Ganzen nicht vom richtigen Wege abbringen. Sie konnten viel Zeit und Kraft, aber nicht den Charakter und gesunden Sinn verderben. Verlor ich meinen Vater auch schon in meinem 13. Lebensjahr, so behielt ich doch das, was er in mir gewirkt und gebildet hatte. Wie dies aber genügte, um gegen eine Welt von falschen Einflüssen auszudauern, sollte sich bald und je länger desto mehr zeigen. Zunächst ist die öffentliche Schule das Medium, in welchem sich jene schon der frühsten Jugend angelegte Rüstung mit ihrer Undurchdringlichkeit zu erproben hat.

Zweites Capitel.

Gymnasium und Alumnat.

1. Als mein Vater starb, war ich, wie schon angeführt, von ihm bereits auf das kölnische Gymnasium gebracht. Er hatte es vor den andern gewählt, weil dort die Naturwissenschaften ausgiebiger behandelt wurden. Auch konnte ich zufrieden sein; denn der Geist, der dort herrschte, war in Vergleichung mit den übrigen Anstalten ein freiheitlicher. Ich blieb auch dort noch einige Jahre bis zur Obersecunda; aber meine Mittellosigkeit machte schliesslich eine Veränderung nothwendig. Mein Vater hatte nichts hinterlassen. Die kleine Wittwenpension meiner Mutter reichte nur grade für ihren Unterhalt aus. Eine Schwester meines Vaters wendete mir zwar ihre kleinen Ersparnisse zu und wurde für mein ganzes weiteres Leben für mich eine zweite Mutter; aber leider reichten die kleinen Mittel dieser Tante Charlotte damals selbst nicht weit. Sie war unverheirathet geblieben und hatte sich, was man nach dem früher über die Lage der Familie meines Grossvaters Mitgetheilten nicht überraschend finden wird, genöthigt gesehen, als Erzieherin, ja auch als Gesellschafterin, ihr Brod zu

erwerben. Sie war nicht lange vor meines Vaters Tode in einer solchen Stellung von Marienwerder mit einer schon sehr alten Dame nach Berlin gezogen, und da auch diese Dame später direct etwas nicht Unerhebliches zur Verbesserung meiner Existenz beigetragen hat, so schulde ich ihr auch eine namentliche Erwähnung. Sie war die kinderlose Wittwe eines Geheimraths Hartmann, der, wenn ich nicht irre, genau dasselbe Amt bekleidete, welches vor ihm mein Grossvater innegehabt hatte. Sie besass beträchtliches Vermögen. Meine Tante Charlotte hatte ihr schon früher, theils auf den Gütern, theils bei der Aufsicht und der Repräsentation im Hause viel geleistet. Dies wurde auch testamentarisch durch die ansehnliche Pension von 400 Thalern anerkannt, deren für solche Verhältnisse ungewöhnliche Höhe zugleich eine Entschädigung für die äusserst geringfügige Salarirung war, mit der meine Tante vor dem Tode stets abgefunden wurde. Aus letzterm Umstand begreift sich auch, dass, da die Dame noch ein halbes Dutzend Jahre lebte, für mich wenig verfügbar war. Einige Hundert Thaler langjährige Ersparnisse war daher Alles, worauf meine Tante Charlotte zurückgreifen konnte, um für mich zu sorgen. Bei dieser Lage der Sache war es nicht zu verwundern, dass mein Vormund, der Geheime Regierungsrath Pehlemann, mich für einige Zeit in einer Waisenanstalt, der Kornmesserschen, unterbrachte, von wo ich aber fortfuhr, das kölnische Gymnasium zu besuchen.

Die Anstalt hatte nur circa 20 Knaben. Auch war es weniger die dürftige Haushaltung, die mir missfiel, als die ungebildete Umgebung. Indessen habe ich bei dieser Gelegenheit schon früh ein wenig die Natur ungebildeter Elemente studirt. An frugale Lebensweise war ich gewöhnt und wurde es hier auch an eine solche, die noch weniger als dies war. Glücklicherweise war es ein grosser Theil des Tages, den ich im Gymnasium sein musste. Ueber die schlechte Ernährung half mir ein reichliches Taschengeld einigermaassen fort. Mich am Kirchenzwang zu stossen, fiel mir nicht ein. Für diese Frohn wusste ich Rath und hatte immer Schulpensa bei mir, die sich grade in einer Kirche recht ungestört memoriren liessen. In die täglich zweimalige officielle Vorbeterei schickte ich mich um so leichtern Herzens, als dies kein Sirenengesang war, gegen den ich nöthig gehabt hätte, mir die Ohren zu verkleben und mich an den Mastbaum binden zu lassen. Gegen religiöse Einflüsse war mein Sinn, wie der Leser weiss,

gut gewahrt, und übrigens war die Anstalt, trotz alles vorgeschriebenen Cultus, doch zufällig weder orthodox noch eigentlich pietistisch. Ihr Leiter gestattete sich vielmehr selbst, neben den andern Kirchen auch noch deutschkatholische und freie Gemeinden zu besuchen. Mir waren sie allerdings alle so ziemlich von gleichem Werth oder vielmehr Unwerth. Ich suchte meine Befriedigung in Auszeichnung auf der Schule und in Hinwegsetzung über die Unannehmlichkeiten einer übrigens so missliebigen Existenzart.

Erst als ich das für die Anstalt noch mögliche äusserste Alter überschritten hatte, wurde an meine anderweitige Unterbringung gedacht. In das Alumnat des joachimsthalschen Gymnasiums, eine Staatsanstalt, die hauptsächlich Beamten- und Predigersöhne zu einer mässigen Pension von jährlich 60 Thaler, in den halben Freistellen auch zu 30 Thalern, aufnahm, hätte ich gleich nach meines Vaters Tode nicht eintreten können, weil dort überhaupt erst von den mittleren Schulclassen an Aufnahmen stattfinden. Indessen dies hätte nur einen geringern Aufschub veranlasst. Die Hauptrücksicht bei meiner schliesslichen anderweitigen Unterbringung war wohl die gewesen, meiner Tante Charlotte jegliche Kosten zu ersparen. Nachdem ich einmal in der Waisenanstalt Jahr und Tag gewesen war, kam es auch nicht darauf an, diesen Aufenthalt soweit als thunlich zu verlängern. In der That habe ich mich auch später mit dem Wechsel kaum verbessert, ja sogar, da ich auch das Gymnasium vertauschen musste, in wesentlichen Beziehungen verschlechtert. Das joachimsthalsche Alumnat zu Berlin war mit seinen 120 Zöglingen der Kern des gleichnamigen und in demselben Gebäude befindlichen Gymnasiums. Die andern Schüler gelten nur als Hospiten, zu deutsch Gäste. Der vorherrschende Geist ist der eines exclusiven Convictslebens. Die alten Sprachen überwiegen stark, und ich hatte das Vergnügen, im Interesse dieser neuen Eigenthümlichkeit einige Zeit einzubüssen. Der Obersecundaner des kölnischen Realgymnasiums konnte natürlich in den Augen der classischen Matadore der Anstalt in der Burgstrasse nur den herabgesetzten Werth eines Untersecundaners haben. Dies war indessen die geringste Sorge, mit der mein Latein nicht zu Ende ging. Ich holte rasch nach, kürzte die einjährige Classenzeit auf ein halbes Jahr ab, hielt später lateinische Reden so rein classisch wie es irgend nöthig war und kam schliesslich als Primus omnium noch gar in den

Fall, mich zum Gradus ad Parnassum bequemen und (bei feierlichen Gelegenheiten) lateinische sogenannte Gedichte (im Strophenbau horazischer Oden) drechseln zu müssen. Doch diese Art von exacter Wissenschaft und Messkunst, (welche die Länge und Kürze der Silben misst und die Wörter auf die classische Goldwaage wirft, um sie bei jedem Manco am richtigen Ciceronisch oder Cäsarisch zu verwerfen,) — diese Art von specifischer Gewichtsbestimmung des Mumienstaubs einbalsamirter Sprachleichname war nicht meine Leidenschaft. Ich trieb dies Alles mit Entschiedenheit, weil es nun einmal zu einer unumgänglichen Pflicht gehörte, und um darin eine Virtuosität zu erreichen, durch die ich mich auszeichnen könnte. Meine Mathematik und Naturwissenschaft war mir auch anderwärts ziemlich überflüssig gewesen; denn sie reichte stets zu weit, um in der Schule in Frage kommen zu können. Auf die mögliche Schülerauszeichnung verzichtete ich aber in keinem der Schulstoffe und erreichte in den alten Sprachen durchaus kein geringeres Lob als in der Mathematik.

Doch diese Angaben greifen schon vor. Der zurückzulegende Weg bis an die Schwelle der Universität ist noch lang. Die Gymnasialerfahrungen haben mich Mancherlei gelehrt, was später meine reformatorische Richtung bestimmte und auch überdies für Andere nützlich sein kann. Der Hauptgegenstand meiner (zunächst stillen) Kritik wurde aber erst das Alumnat. Hier zeigte sich der Contrast der öffentlichen Schule mit den natürlichen Elementen meines Wesens am stärksten. Hier muss ich (aus diesem Grunde) auch alles Licht concentriren, durch welches die Gebrechen der Schule sichtbar zu machen sind. Wäre meine Absicht eine gewöhnliche Lebensdarstellung, so könnten die Zwischenjahre von meines Vaters Tode bis zum Eintritt in das Alumnat ausführlicher geschildert werden. So aber ist es die Sache, welche das Maass giebt und welcher das Leben untergeordnet bleibt. Im Sinne dieser Sache findet sich aber der Hauptstoff erst mit jenem Gegensatz, dessen ich mir auf dem Gymnasialalumnat bewusst wurde. Auch die Rücksicht auf möglichste Kürze macht, (wo sich eine Wahrheit veranschaulichen soll,) die Auswahl der am meisten charakteristischen und prägnanten Lebenslagen nothwendig. Dabei genügt es dann, die weniger wichtigen Zwischenzeiten mit einigen markirten Thatsachen zu bedenken. So werde ich denn (auch im jetzigen Fall) meine innere Entwicklung von 13. bis zum 16. Jahre nicht ganz übergehen, zumal sie sich weniger gehemmt

und beschränkt sah, als die in der Alumnatszeit. Sogar äusserliche politische Ursachen, wie die Bewegung von 1848, wirkten zur freieren Gestaltung jener ersten Entwicklungsjahre mit.

2. Ungefähr um das 15. Lebensjahr erinnere ich mich, mit Vorliebe eine Welt- und Lebensansicht gehegt zu haben, die nicht nur gewaltig von der religiösen abwich, sondern auch die von meinem Vater her überkommenen Vorstellungen im Sinne heroischer Auffassung der Lebensschicksale weitergebildet hatte. Offenbar waren es die Verhältnisse und die Lage, in der ich mich befand, die mir diese Geisteshaltung nahelegten. Aber ohne den innern Keim und ohne die Freiheit vom gemeinen Wahn hätten Hunderte von solchen Situationen nie solche Gedanken gezeitigt. Ein sonst nebensächlicher Umstand mag die Artung meiner Sinnesweise veranschaulichen. In einer Gedichtsammlung, die ich auf dem kölnischen Gymnasium als Prämie erhalten hatte, befand sich, trotz der Dicke des Buchs, fast nichts, was mich ernsthaft berührte, ausgenommen ein Gedicht an die Nothwendigkeit. Es hatte formell keinen poetischen Werth, aber dafür einigen innern Gedankengehalt, und ich habe auch später in Dichtungen solcher Art für meine Charakterbildung Mehr und Besseres gefunden, als in formell wirklich poetischen Leistungen, denen aber keine Charakterenergie und keine volle Klarheit des Urtheils inwohnte. Von wem jene Nothwendigkeitsverherrlichung herrührte, habe ich nicht behalten. Ein berühmter Name oder auch nur sonderlich geschickter Dichter war es jedenfalls nicht. Auch erwähne ich die Piece nur, weil sie damals meinem sachlichen Geschmack entsprach und für dessen Richtung zeugte. Die ersten Zeilen sind schon bezeichnend:

„Erhabene Herrscherin der Welten,
Du göttliche Nothwendigkeit,
Du Mutter aller wahren Helden,
Du Schöpf'rin jeder grossen Zeit!
Du wandelst ernst in hehrem Schweigen
Von Land zu Land, von Herd zu Herd,
Wird auch dein heilig Götterzeichen
Im Christentempel nicht verehrt.“

Das erscheint als ein stoischer Anfang; aber ich habe den heuchlerischen Stoicismus nie geliebt, der mehr zu wollen und zu können scheinen will, als der Mensch vermag. Die Gedanken und Gesinnungen, in denen ich mich bestärkte, waren gesunder, wie sich auch aus andern Zeilen bestätigen lässt, die mich be-

sonders anmutheten, und deren ich mich in vielen Lebenslagen erinnert habe.)

„Du wählst dir aus der bunten Menge
Mit raschem Griff den Liebling aus,
Du schleuderst ihn ins Sturmgedränge,
Du tauchest ihn in Nacht und Graus."

Ich will den Leser nicht mit abgebrochenen Strophen ermüden; aber er kann die wenigen noch anzuführenden Zeilen als wirkliche Kennzeichnung des ferneren Lebens betrachten:

„Hast Du den Schiffer nicht erschlagen,
Wenn ihn die Tiefe nicht verschlang,
So führst Du ihn zu kühnerm Wagen
In neuen wilden Lebensdrang."

Auch der Schluss hat sich als wahre Prophetie bewährt:

„Du wirst mir rauhe Pfade wählen
Bis an des Ziels verhüllten Stein,
Du wirst mir Kraft und Willen stählen,
Zum Kampfe stets bereit zu sein."

Auch drei episodische Zeilen aus der Mitte, von biographischer Wahrheit, mögen noch Platz finden:

„Laut jubelten die reichen Erben
Bei Hörnerschall und Becherklang,
Indess ich bei der Armuth Scherben"

und kargem Mahl den Willen nährte, zu einem würdigeren Dasein den Weg (für die Menschen) von Hindernissen zu befreien. Auch leuchteten mir schon damals manche Wahrheiten des Gedichts nur zu sehr ein, deren wörtlichen Ausdruck ich kaum mehr genau und im Zusammenhang wiedergeben kann. So hiess es dort etwa: Nicht von des Reichthums weichem Pfühle erstehn die Helden des Geschlechts. In kalter Frühe, (das war der weitere Gedanke,) wandeln sie dem Tag voran und „brechen in die lichte Ferne durch Trümmerhaufen neue Bahn."

Der Dichter, der hier in so vielen Dingen bei mir auf verwandte Regungen traf, liess auch den Tempel des Ruhmes von der Nothwendigkeit verschlossen werden. Soweit liess ich die Nothwendigkeit nicht gelten. Was mich reizte, war grade der Kampf der eignen Kraft im ehernen Gefüge der Naturgesetze, welches, obwohl mächtig als Schranke, doch auch machtgebend ist als Stütze. Auch die angeführten Stellen waren nur ein annähernder Ausdruck und ein schwaches Surrogat meiner eignen

Neigung zur heroischen Lebensansicht. Was sich in mir gewaltsam regte, war doch, wie sich später zeigte, von einer höheren Spannkraft. Mir lag es fern, den Platz der entthronten Götter mit einer blinden Nothwendigkeit zu besetzen. Ich wollte hier überhaupt keine Throne; aber ich hatte ein tiefes Naturgefühl für das Walten aller Kräfte, welches der Menschenkraft zum Schauplatz dient und in welchem sie ihr Schicksal theils gestaltet erhält, theils selber gestaltet. Die natürliche Poesie der Menschenkräfte, die sich ihrer Bedeutung im allgemeinen Getriebe bewusst werden, war der Kern meiner Gefühle und Gedanken. Was an Vorstellungen darüber hinausging, war mir nicht mehr ernsthafte Wirklichkeit und Wahrheit. Ich empfand in mir etwas, was sich der Natur nicht blos gleichartig, sondern zum Theil überlegen glaubte. Darauf beruhte mein innerstes Freiheitsgefühl, welches sich in keine Vorherbestimmung und durchgängige Nothwendigkeitsstarre finden mochte. Die Naturgesetze galten mir als eherne Schranken und Mächte; aber die Macht der Natur fand ich auch in mir. Da mir nun das verstandesmässige Wirken höherstand als jede unbewusste oder gar unorganische Thätigkeit, so suchte ich die Würde alles Menschlichen stets da, wo die verstandgerüstete Willenskraft die Dinge und das Leben gestaltet.

Wäre aber meine Gefühls- und Denkweise auch nicht von dieser gesteigerten Art gewesen, und hätte sie nur einfach dem Sinne jener Gedichtstellen entsprochen, so hätte dies schon eine ungewöhnlich freie und vorgeschrittene Entwicklung bedeutet. Man erwäge nur, was ein Knabe im 15. Jahr für Ursachen hat, sich völlig abseits von der Umgebung in eine Lebens- und Weltanschauung zu vertiefen, die das grade Gegentheil von dem ist, was durch alle officiellen Kanäle auf ihn eindringt. Man bedenke, dass ein besonderer, aus der Tiefe der Natur stammender Antrieb dazu gehört, nicht etwa blos die anerkannten Religionshäuser mit Hinwegsetzung anzusehen, sondern auch eine positive Anschauungsweise zu hegen, die etwas Besseres zu leisten glaubt. Wie weit lag nicht das Lebensgefühl, welches mich durchglühte, von der Lebensertödtung ab, die der Stempel der herrschenden Religion und ein Element so vieler geltender Lehren und Einrichtungen ist!

3. Man begreift, dass in einem solchen geistigen Grunde die Wellenschläge von 1848 empfunden werden mussten. Ich war bis dahin nicht in den Fall gekommen, speciell politisch zu fühlen

und zu denken, wie sich dies auch für das zartere Alter gehörte. Die Ereignisse fragen aber nicht danach, bis wohin sich ihre Eindrücke fortpflanzen. Im 16. Jahr drängten sich meiner Aufmerksamkeit alle jene Vorgänge, deren Schauplatz Berlin war, in anschaulichster Weise auf. Mein allgemeiner Unabhängigkeitssinn war die Brücke, auf der alles Uebrige in mein Herz einzog. Meine eigne Neigung wurde durch äussere Umstände begünstigt. Auf dem kölnischen Gymnasium war unter der Lehrerschaft nicht blos ein freier, sondern oppositioneller Geist stark vertreten, ja man konnte sagen vorwaltend, wenn man ihn nach dem Einfluss einiger Persönlichkeiten maass.

So erinnere ich mich, wie in den Wochen, die dem 18. März 1848 vorangingen, einzelne Lehrer bei besondern Gelegenheiten ihre mathematischen Stunden in politische Vorträge verwandelten. Ein Herr Gehrcke, der ausser dem mathematischen auch den Turnunterricht hatte und uns Schülern von mancher Turnfahrt und manchem Ausflug her näherstand, fand sich durch die Vorsituation der Märztage so erregt, dass er die Insassen einer höhern Classe für reif hielt, sich aus einem mathematisch in ein politisch lernendes Publicum zu verwandeln. So hörte ich denn Mancherlei, was mich aber meistens kalt liess, da ich wirklich von der Weltconstitution mehr wusste, als von einer Staatsconstitution. In diesem letztern Punkt war ich in der That gar sehr ein Neuling. Die alte preussische Beamtenüberlieferung hatte, trotz des ausgeprägten Unabhängigkeitssinnes, in meiner Familie vorgewaltet. Mein Vater war zwar gegen die Beamtenlaufbahn eingenommen und dachte für mich mehr an eine Stellung in der freieren Gesellschaft; auch war er bei seinem Gerechtigkeitssinn mit Vielem unzufrieden; aber über innere Politik hatte er wohl kaum eine bestimmte Ansicht. Wenigstens erinnere ich mich nicht derartiger Aeusserungen. Ich gelangte daher gleichsam in ein unbekanntes Land, als mich die Erzitterungen und Zuckungen der Revolution zu umspielen begannen.

Wo das Wort noch nicht gewirkt hatte, da thaten es die sichtbaren Ereignisse. Diese gehäuften Menschenmassen, durch die ich mich 8 Tage vor der Katastrophe ganze Strassen lang wiederholt durchdrängen musste, machten auch die geistige Temperatur schwül. Als ich mich am 18. März vor einem Thore, ich glaube es war das Königsthor, auf einem Spaziergang ins Freie befand, machten sich plötzlich Anzeichen bemerklich und

kamen auch Nachrichten an, dass man schwerlich wieder in die Thore hineinkönne. Ich musste auf einem benachbarten Dorfe übernachten. Die Feuerzeichen und die alarmirenden Nachrichten, die fortwährend anlangten, gestatteten nicht viel Ruhe. Die Nacht war ziemlich kühl, aber am nüchternen Morgen hatte ich bei der Rückkehr wenigstens eine bunte Scenerie vor mir. Da war, um vorwärtszukommen, noch manche Barrikade zu überklettern; da präsentirten sich noch frisch alle Spuren des Kampfes. Da bot sich der ungewohnte Anblick von Männern in Civiltracht dar, die mit der Flinte im Arm noch vereinzelt mitten unter dem übrigen Publicum einherschritten. In der Soldatenstadt par excellence von Militär keine Spur mehr! Doch dies war nicht Alles. Es sollten noch Ueberraschungen hinzukommen. Es war, wenn ich mich recht erinnere, ein Sonntag, und als ich mich am andern Tage pflichtschuldigst im Gymnasium einstellen wollte, fand ich, dass es wirklich einmal nach seinem Namen, nämlich nach einem Ringplatz, und zwar nicht nach einem zum blossen Spiel, aussah. Es lag in der Scharrenstrasse und hatte den Schlüssel zu einer der stärksten und wichtigsten Barrikadenpositionen gebildet. Da diese letztere umgehbar wurde, sobald das Gebäude genommen war, so hatte sich der Kampf in die verschiedensten Räumlichkeiten des Gymnasialgebäudes, ja bis in die Amtswohnung des Directors übertragen. Dieser Letztere hatte zwar nicht activ theilgenommen; aber man sah auf seinem Gesicht doch eine tüchtige Schmarre, die ihm der Degen eines Offiziers beigebracht hatte, während er ihm mässigend und begütigend entgegentrat. Seine demolirte Wohnung hatte er verlassen und mit einer in einem nahebelegenen Hause vertauschen müssen. Für uns Schüler bestand die Revolution natürlich zunächst darin, dass unsere Heimstätte des Lernens zu einem Schlachtfeld geworden und gleich einem erstürmten Platz so zugerichtet war, dass es grosse Ferien geben musste, um die Schäden zu heilen.

Mir lag stets nicht viel an dem politischen Streit um Verfassungsformen zweiter Ordnung. Damals verstand ich nicht einmal etwas von diesen untergeordneten Dingen. Sobald ich aber etwas von Englands Zuständen wusste, wurden sie mir zum Symbol einer träge schleichenden Anhäufung von mittelalterlichem Gestrüpp und von conservirter Perrückenhaftigkeit, unter der sich einige moderne Triebkräfte und dazu auch ein entsprechendes Kopfweh regten. So setzte sich in mir von vornherein ein Wider-

wille gegen das aristokratische und autoritäre England und eine entschiedene Neigung für das Frankreich der grossen Revolution fest. Ich liebte das Entschiedene, das allgemein Durchgreifende, die feste Verkörperung der Gerechtigkeit in der gleichheitlichen Regel. Plan und bewusste Organisation galten mir mehr, als die zufälligen Verschlingungen blind historischer Schösslinge. Diese Sinnesart war auch schon mächtig, ehe ich sie selbst vollständig begriff. Wo die Menschen Miene machten, nicht mehr Puppen in den Händen falscher Autoritäten zu bleiben, da regte sich auch meine Theilnahme. Allerdings war es mehr eine unbestimmte und eher geistig als politisch specificirte Freiheit, die ich zunächst im Sinne trug. Trotzdem aber hat das Halbjahr, welches dem März folgte, mit seinem vielgestaltigen Treiben in Berlin auf mich auch im Politischen nicht wenig eingewirkt. Da gab es Aufzüge, massenhafte Placate, eine ganze Literatur von Flugblättern, Demonstrationen und schliesslich selbst Gefechte aufständischer Gruppen gegen die Bürgerwehr, welche als Besiegelung der Revolution ins Leben gerufen war. Diese ganze Zeit hindurch wurde Berlin von keinem Soldaten betreten. Die Volksversammlungen unter freiem Himmel, namentlich die im Thiergarten unter den sogenannten Zelten, waren an der Tagesordnung. Da liess sich auf vielen Wegen und durch viele Kanäle lernen. Auch für mich fiel etwas von diesem öffentlichen Volksunterricht ab, da ich mir in jener Zeit auch meinerseits ziemliche Freiheit zu verschaffen wusste.

Hätte ich nicht zu den am wenigsten erwachsenen Schülern gehört, so hätte ich gar gleich Anfangs nach dem 18. März das Vergnügen einer Anzahl längerer Cameraden theilen können, mit richtigem Schleppsäbel auf Wache zu ziehen oder den grossen Leichenzug der gefallenen Barrikadenkämpfer nach dem Friedrichshain zu escortiren. Doch ich machte mir später mein eignes kleines Waffenvergnügen, indem ich Nachts heimlich Kugeln goss und geladene Terzerolen nebst richtigem dreieckigem Stilett mit mir herumführte und auf Ausflügen Schiessübungen improvisirte. Dabei fühlte ich mich gleichsam doppelt; denn auf diese Weise dachte ich gegen Alles gefeit und sozusagen ein Mensch zu sein, den nicht blos die Hunde nicht beissen durften. Diese meine geheim gewaffnete und souveräne Zeit dauerte so lange, wie die Revolution selbst mit ihrer Sommersaison. Schliesslich mit der öffentlichen Reaction und dem Einzug der Truppen kam auch für mich

ein häuslicher Staatsstreich. Mein Pulvervorrath, aus dem ich schliesslich kein Geheimniss mehr gemacht hatte, wurde mir privatim confiscirt und ich nicht minder entwaffnet, als die berliner Bürgerwehr. Die letztere hatte ihre schwere Bürde, die wuchtigen Gewehre, nach so vielen vergeblichen Schiessübungen, schliesslich ungenützt und ganz gehorsamst abliefern müssen. Sie hatte sich als zu jedem Widerstande unfähig erwiesen. Ein Paar Tausend Arbeiter, namentlich Maschinenbauer, waren die Einzigen, die sich hätten schlagen können. Mit ihnen war aber keine Stadt wie Berlin und noch dazu gegen ganze Armeecorps auch nur eine Stunde zu vertheidigen. Wer mehr eigentlich gespielt und sich des Spiels zu schämen hatte, der fünfzehnjährige Knabe mit seinen Taschenwaffen oder die ehrsamen, mehr oder minder wohlgenährten Bürger der Stadt, die den Bären in ihrem Wappen hat, — das möchte ich noch heute nicht allzu rasch entschieden sehen Ich glaube, dass bei der damaligen Eingezwängtheit meiner äussern. Verhältnisse, die wahrlich auf Freiheit noch weniger als auf Comfort angelegt waren, jenes knabenhafte Gebahren doch schon Zeugniss dafür ablegte, dass ich mir auch künftig in engen Banden ein Stück Emancipation zu schaffen wissen würde.

Uebrigens ist die Unterschätzung sehr jugendlicher Regungen, die noch auf der Grenze von Spiel und Ernst zu liegen scheinen, seitens der Gesetzten und Weisen des vorgerückten Alters nicht allzu weise. Mir trat auch damals schon der volle Ernst nachbarlich nahe. Neben mir in der Classe sass ein fleissiger junger Mensch aus einer adeligen Familie, der jedenfalls nicht viel älter als ich war, einen Buckel hatte, sich stets sehr ruhig benahm und seinen Arbeiten regelmässig oblag. Er war ein wenig in sich gekehrt und schien sich von dem Einerlei der für ihn reizlosen Hantirungen der Schule bedrückt zu fühlen. Eines Tages fehlte er; er hatte sich aus Lebensüberdruss erschossen. Welchen Theil daran ein innerer Hang und welchen daran die moderne blasirende Schulluft hatte, kann ich nicht entscheiden. Das Ereigniss berührte mich unheimlich und prägte sich nachhaltig meiner Erinnerung ein, — vielleicht grade, weil ich damals äusserst wenig Verständniss für Erscheinungen hatte, die meinem Temperament und meiner Denkweise so fern lagen. Auch in meinem spätern Dasein habe ich, als Druck und Erstickung den Lebensathem fast benahmen, weit öfter und mehr daran gedacht, den Rest von Spannkraft nach Aussen als gegen mich selbst zu kehren. Meine

Gemüthsart war nicht auf besondere Heiterkeit, aber wohl auf Zufriedenheit angelegt. Sie suchte im Thun das Leiden zu bemeistern, das mir später so reichlich zu Theil wurde.

Damals aber, im Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter, war in dem Lebensmuth, trotz unverhältnissmässiger Einmischung von innerm und äusserm Ernst, auch nicht die geringste Spur düsterer Trübung, wie sie in unsern übercivilisirten und blasirten Zeiten bisweilen auch schon das junge Herz, wenn auch unscheinbar und von Andern unbeachtet, beschleicht. Auch die ganze naturwüchsige Theilnahme für die Bewegungen um mich herum hatte für eine gesunde Empfindungsfähigkeit gezeugt. Selbst die kleinen Querstreiche, wie das Waffenspiel, hatten nichts weiter als eine Regung von Lebensenergie bedeutet. Ein bestimmter Zweck war dabei nicht im Entferntesten im Spiele gewesen. Das politische Treiben verstand ich viel zu wenig, um mich dafür speciell erwärmen zu können. Wohl aber war es der Sinn für individuelle persönliche Freiheit, den ich bei mir nährte und bestärkte. Diesem Sinne galten auch jene Spielbilder und Spielkeime ernsterer Dinge. Die Waffen, die ich in meinem spätern Leben führen sollte, waren freilich nicht diejenigen, deren Handhabung ich damals gern erlernt hätte. Ich glaube, dass wenn mit der Schule schon frühzeitig, statt des gegenstandlosen Turnens, eine kurze Unterweisung und Einübung im Gebrauch der wichtigsten Waffen verbunden gewesen wäre, diese bei mir gut angeschlagen haben würde. Der Turnerei konnte ich nie Geschmack abgewinnen. In der That würde es ein grosser Vortheil für körperliche und geistige Freiheit sein, wenn die unerlässlichen Waffenübungen in ein möglichst frühes Lebensalter verlegt und sozusagen zu einem Pensum der Schule gemacht würden. Auf diese Weise würde nicht nur an Zeit gespart, sondern auch an Geschicklichkeit gewonnen und vor allen Dingen die spätere Drillung überflüssig, die heute als eine Hauptbürde des verstaatlichten Menschen empfunden wird. Doch zu welchen Perspectiven führen mich noch jetzt die Eindrücke jenes Jahres, in welchem die Reden der preussischen Nationalversammlung in Berlin die militärischen Volkskräfte ersetzen sollten. Es war schon in der Krisis, ich glaube genau Mitte October, als ich mir auch einmal ein Billet zur Besichtigung dieser Volksvertreter verschaffte und einer Sitzung beiwohnte, in welcher beispielsweise der rheinische Abgeordnete D'Ester für die Abschaffung des Prädicats „von Gottesgnaden“ sprach. Es gab

auch unruhigere Scenen, sowie Zulassungen von Volksdeputationen. Im Ganzen hatte aber die Physionomie einer solchen Versammlung, wie ich sie zum ersten Mal sah, bei mir nicht den Eindruck des Ernstes hinterlassen. Dieses Gefühl ist mir auch allem heutigen Parlamentarismus gegenüber nicht nur geblieben, sondern hat sich verstärkt. Später haben mir ähnliche Versammlungen unwillkürlich das Bild einer Schule in den Sinn gebracht, aber einer Schule, in der nichts mehr zu lernen ist, — einer Schule nicht einmal in dem Sinne gesetzter Haltung, sondern im Sinne von lauter Zwischenstunden, in denen sich Jeder gehen lässt. Doch der Mangel von Würde bei politischen Geschäften mag wohl zum Theil auf den Mangel an Boden unter den Füssen zu verrechnen sein. Dieser Boden hat bis jetzt den Waffen gehört und sich nicht durch blosse Reden ersetzen lassen. Doch diese Gedanken führen wieder zum Thema der Waffenschule, und noch ist es erst die andere unvollkommenere Schule, also nur der Exercierplatz des Geistes, wovon ich zu erzählen habe.

4. Die fortschreitende Reaction traf auch für mich mit einer speciellen Reaction, nämlich mit einer Reaction auf dem Boden der Schule, zusammen. Ich wurde in das Alumnat des joachimsthalschen Gymnasiums und zwar in eine Halbfreistelle aufgenommen. Die Pension wurde von meiner Tante Charlotte bezahlt. Erst sehr spät kam ich, trotz grösster Auszeichnung, zu einer vollen Freistelle. Man war verwundert, als ich, nach langem Warten, schliesslich noch im letzten Jahr des Aufenthalts bei Gelegenheit einer Stipendienbewerbung erklärte, ich hätte bei meiner Mittellosigkeit derartige Schritte sehr nöthig. Mein sehr reicher Vormund, der Geheimrath Pehlemann, erwiderte man mir, sorge doch für mich. Ich antwortete, dass ich ihm für seine persönlichen Bemühungen sicherlich verpflichtet, dass er aber an meiner Erhaltung mit Geld nicht im Mindesten betheiligt wäre. Er hatte die Zahlungen besorgt, zu denen meine Tante Charlotte das Geld gab. Dieser äusserliche Umstand hatte den Irrthum erregt. Ich erhielt nun sofort die Vergünstigung, auf die ich, was ich freilich erst hiemit erfuhr, schon vor Jahren ein Anrecht gehabt, und von welcher der Vortheil bei der Kürze der noch übrigen Alumnatszeit nur noch wenig zu bedeuten hatte.

Ich signalisirte vorher den Uebergang in das Alumnat als eine Art Reaction. In der That war er für mich ein Wechsel der Lern- und Lebensweise, der, obwohl er wahrlich keinen Ver-

wöhnten traf, doch das Gefühl starker Contraste in mir wachrief. Der Geist auf diesem Gymnasium war in jeder Beziehung engherziger als derjenige auf dem kölnischen. Hiezu kam der drückende Zwang der dem Alumnus vorgeschriebenen Tagesordnung. Ein dritter Umstand, die ungehörige Ernährung, war für mich speciell keine Neuigkeit. Sie setzte nur fort, woran ich in der frühern Anstalt gewöhnt war. Die Futterangelegenheit, wenn ich mich im berechtigten socialen Stil ausdrücken soll, war hier nur mehr formalisirt, reglementirt und scheinbar auch controlirt, ohne darum thatsächlich besser zu gerathen. Aber erst im gegenseitigen Zusammenhang zeigten sich die Nachtheile der gehemmten, zum Absitzen der Arbeitsstunden nöthigenden Lebensweise und der zugehörigen unzuträglichen Diät. Erst im Laufe der Alumnatsjahre ist es bei mir vorgekommen, dass mich eine Ueberreiztheit und zugleich Mattigkeit befiel, die mich einmal während der Ferien, ja über diese hinaus nöthigte, durch Seebäder eine Erholung der Kräfte zu bewirken.

Die Lehrerschaft der Anstalt in der Burgstrasse hatte vorherrschend die entgegengesetzte Gesinnung derjenigen Männer, die in der Scharrenstrasse den Unterricht geleitet und ertheilt hatten. Es waltete unter ihr eine conservative, um nicht zu sagen reactionäre Richtung vor. Nur ganz vereinzelte tüchtige Lehrkräfte, wie der Mathematiker Conrad, erschienen im Schulleben politisch und religiös völlig zurückhaltend und neutral. Nur eine einzige Person, Herr Moritz Seyffert, stand im Rufe, etwas Demokrat gewesen zu sein und auch wohl noch entsprechend ein wenig freier zu denken als die Uebrigen. Ich habe jedoch an der Art, wie er uns die ciceronische Rede für Milo erklärte, nur den unbedingten Bewunderer Ciceros, aber nichts von wirklicher Volksmässigkeit zu erkennen vermocht. Ein lebendiges Verständniss des fraglichen römischen Treibens war sicherlich nicht darin. Herrn Seyfferts Vorzug bestand darin, dass er sich durch Gesetztheit und Ernst, ja durch einen echten, wenn auch oft philologisch fehlgreifenden Eifer vor seinen Collegen auszeichnete und nach dem vorher erwähnten Mathematiker die bei den Schülern am meisten respectirte Persönlichkeit war. Wer jedoch damals hätte von diesen beiden Männern absehen wollen, hätte kaum Stoff behalten, um etwas Positives zu Gunsten der Lehrkräfte zu sagen. Doch ich bin erst bei dem allgemeinen Geist und noch nicht bei den Leistungen. Es begreift sich indessen, dass die Enge dieses

Geistes auch für die Enge der Leistungen maassgebend sein konnte.

Als ich eingezogen war und die ersten Male die Tagesgewohnheiten erprobte, drückte schon äusserlich Vieles auf mich derartig, als wenn ich in ein Kloster gebannt wäre. Das Gesangbuch durfte bei dem Abendbrod nie fehlen, und ausser dem obligaten Gesinge, mit welchem die 120 Kehlen gleich nach dem letzten Bissen zur Ehre des Herrgottes in Anspruch genommen wurden, gab es noch eine Vorlesung aus der Bibel, die der jedesmal zur Tischaufsicht beorderte Lehrer, vor der Entlassung vom Tisch, zu besorgen hatte. Niemals ist es in meinem Leben wahre Religiosität gewesen, was mich anwiderte. Mit allem Aufrichtigen wusste ich mich zu stellen, und ich habe noch in den spätesten Jahren meines Lebens Gelegenheit gehabt, diese Denkweise auch da zu bewähren, wo der Verstand viel auszusetzen hatte, und religiöse Schranken den Sinn grosser Forschernaturen, wie Robert Mayers, ungleichartig gebannt hielten. Aber nicht blos auf solchen Höhen, wo die Uebelstände der angeschulten Religion durch das überwiegende Genie aus den Augen gerückt wurden, sondern auch im gewöhnlichen Leben und bei den einfachsten Menschen habe ich es zu achten verstanden, wenn sich ausnahmsweise einmal echte Religiosität vorfand. Solche Sinnesart ist mir stets lieber gewesen, als die vor sich selbst schauspielerische Halbheit und die hohlliberalisirende, im Grunde aber nichtslerische und blasirte Hinwegsetzung über Alles, was das äusserliche Treiben und sozusagen die geschäftlichen Beziehungen der Menschen überragt. Noch heute hege ich Abscheu vor derjenigen Geistesbeschaffenheit, bei der eine frivole Hinwegsetzung über Züge echter Religiosität hervortritt. Dort fehlt auch regelmässig die Gesinnung, die erst recht ein Bedürfniss der Menschheit werden muss, wenn alle Religion, gleich einer Entwicklungskrankheit, abgethan und durch etwas Vollkommneres ersetzt wird. Doch ich habe mir diese Hinweisung auf den Ernst der Sache nur gestattet, damit das Gegentheil auf jener Anstalt um so mehr ins Licht trete. Die Art von Cultus, die dort herrschte, war nicht etwa ein vorschriftsmässig ceremonieller Rahmen, wie ich ihn früher kennen gelernt hatte, und den die Leute mit leidlicher Miene ausgefüllt hätten. Die Menschen, die hier vorzugsweise agirten, waren durchschnittlich von jenem Schlag der religiösen Geistesverfassung, in dessen Mienen und Allüren eine gewisse Geklemmtheit die pedan-

tische Andüsterung, ja ich möchte sagen lebensfeindliche Verschnürung verräth. Die Religion ist hier nichts Wahres von ursprünglicher Kraft. Was von ihr zurückblieb, ist nur eine Art Verrenkung und Verschrobenheit des Gemüths, die sich in unserm modernen Zwitterdasein zwischen Glauben und Unglauben eingestellt hat. Gegen diese verkörperte Halbgrimasse der Religion fühlte sich mein junger Sinn in seiner natürlichen Gesundheit unangenehm erregt. Er sah hier, und ich glaube auch heute noch mit Recht, etwas Menschenfeindliches. Die Belästigungen mit dem Aeusserlichen hätte er sich schon gleichgültiger gefallen lassen. Aber der Eindruck des Grimassenhaften in den Charakteren war ihm widerlich, wie jede Verzerrung. Ein eigentliches Kloster des echten Mittelalters, hervorgezaubert aus der classischen Zeit der Religiosität und erfüllt von wirklicher Devotion, hätte keineswegs gleich übel einwirken können. Es wäre dem modernen Menschen etwas Befremdendes gewesen, hätte ihn aber doch nicht durch einen gleich starken Widerspruch zwischen Wesen und Gehaben in solchem Maasse widerwärtig afficiren können.

Da ich einmal bei den ersten Eindrücken sozusagen die Kirchlichkeit innerhalb des Alumnats berührt habe, so sei auch erwähnt, wie sie sich fernerhin ausnahm. Des Sonntags wurden wir in abwechselnden Abtheilungen nach der Domkirche kommandirt, die wir übrigens täglich vor Augen hatten; denn unsere Strasse lag an dem einen Ufer der Spree, und diese Kirche kehrte uns vom andern Ufer her den Rücken zu. Im Hinblick auf letztere Höflichkeit Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihr an den vorgeschriebenen Sonntagen ebenfalls den Rücken zu kehren, konnte Niemandem von uns gelingen. Wir wurden stets von irgend einem der jüngern Lehrer escortirt und in den Kirchenstühlen so mehr als blos vom Auge der Vorsicht überwacht. Diese Art Kirchenzwang war schlimmer als diejenige, die ich in der andern Anstalt erprobt hatte; denn dort konnte sich Jeder seinen Platz wählen, und man zerstreute sich, wie denn auch der Aufseher seinen Weg ging und nicht an grundsätzliche Einpferchung dachte. Hier im Alumnat war aber die irdische Vorsehung anders geartet. Eine Einführung des Herrn Wiese, unseres damaligen Alumnatsinspectors und nachmaligen Gymnasialdecernenten im preussischen Unterrichtsministerium, mag dafür zeugen. Wenn es sich nicht blos um Kirchengang, sondern auch um die alljährlich einige Male commandirte Einnahme des Abendmahls handelte, wobei der Be-

such der Kirche oft erst gegen die Mittagsstunden zu erfolgen hatte, wurden an den fraglichen Sonntagen sämmtliche Alumnen, wie Soldaten in der Kaserne, im Hause consignirt gehalten. Niemand durfte ausgehen, wie dies sonst in den Vormittagsstunden der Sonntage gestattet war.

Wie unfrei auch sonst der Geist war, dem das Alumnat anheimfiel, liess sich auf den ersten Blick auch ausserhalb des eigentlichen Religionsgebiets erkennen, wenn man beispielsweise nur folgenden Vorfall würdigt. Einige Schüler der höhern Classen hatten in einer Art von sehr harmlos idealem Natureifer sich daran gemacht, Schillers Don Carlos gemeinschaftlich mit vertheilten Rollen zu lesen. Ich für mein Theil hatte keine Neigung, mich an mir so unbedeutend vorkommenden Regungen und sozusagen blos theatralischen Puffern des Gemüthslebens zu betheiligen. Herr Wiese aber fand eine gesellige Lectüre solchen Stücks äusserst gefährlich und verbot sie. Man bedenke, es war der Don Carlos und nicht einmal die Räuber, und es waren junge Leute, die sämmtlich dem durchschnittlichen gesellschaftlichen Typus der Anstaltsinsassen angehörten und aus den Prediger- und Beamtenfamilien, denen sie angehörten, der Regel nach keine Anlagen zu selbständigen Freiheitsverirrungen mitbrachten. Vor der Wirkung des Programms des Marquis Posa hatte man sich aber doch nicht zu fürchten! Indessen es galt nun einmal für die Alumnatsautorität Schillers Stück als eine religiös politische Ketzerei, deren Lesung auf einer auch die neuere classische Literatur nicht ausschliessenden protestantischen Anstalt dem Einzelnen füglich nicht verboten werden konnte, aber keinenfalls einen Contacteinfluss üben durfte. Man sieht, es ist die Vereinigung und der Verkehr der Geister, wovor sich die Rückständigkeit und Reaction auch schon bei den geringsten Ansätzen durch Unterdrückungen sicherzustellen sucht. Ein Sichzusammensetzen von einem halben Dutzend Schülern zu gemeinsamer Lectüre eines der schon herabgestimmten unter den schillerschen Stücken wird nach jenem Maass schon der Anfang zu einem politischen Verein, der die Grundsätze und Gefühle irreführt. Ein solches Bild in der Schule ist in der That ein passendes Gegenstück zu dem, was draussen im Staate vor sich geht. Nur war die Reaction von damals bei Weitem nicht so einzwängend, als diejenige, welche eine Generation später zu vollster Blüthe gelangt ist.

Was übrigens das Capitel von den geächteten Büchern anbelangt, so machte ich in den spätern Jahren meines Alumnats-

aufenthalts auch persönlich eine Erfahrung. Auch im kleinen Staat des Alumnats fanden sich gelegentlich schlechte Subjecte, die sich zu geheimen Denunciantendiensten hergaben. Auf diesem Wege war ich denuncirt worden, den Dichter Sallet gelesen zu haben. Herr Wiese nahm nun die Gelegenheit eines Gesuchs, (welches ich bezüglich Ferienangelegenheiten vorzutragen hatte,) wahr, um mir zu sagen, dass er für die Rettung meiner Seele besorgt sei. Ich sollte Sallets Laienevangelium gelesen haben. Ich erwiderte, dass es mir nicht einmal dem Titel nach bekannt wäre, fügte aber, (da ich nicht gewohnt war, durch Verhehlung auf mich auch nur den geringsten Anschein mangelnden Muths fallen zu lassen,) sofort hinzu, dass es Sallets Gedichte wären, die ich seit Jahren genau kennte und für deren Inhalt ich mich interessirte. Der Herr empfahl mir nun ein Gegengift zur Ferienlectüre, welches ich wirklich, (der eventuellen zu befürchtenden Erkundigungen wegen,) ein wenig einnehmen musste. Ich habe aber den Inhalt des Dinges ganz vergessen. Auch verfehlte ich nicht, jenes mir noch unbekannte Laienevangelium, (gegen das sich die seelenretterische Fürsorge bei mir bemüht hatte,) wirklich kennenzulernen, (und sah, dass für das Niveau, auf welchem ich mich seit Jahren befand, dieses Werk nicht blos überflüssig war, sondern bereits zu niedrig lag.)

5. Für die Sache, die ich hier zu erläutern wünsche, hat das Gymnasium an sich selbst mehr Bedeutung (als die zugehörige Erziehungsanstalt, wenn sich auch das Verhältniss für den speciell Betroffenen umkehrt.) Aus diesem Grunde soll die Kennzeichnung des Alumnats nur ein Nebenpunkt bleiben und nur dazu dienen, mehr Licht auf das eigentliche Gymnasium zu werfen. Die dortige Kirchlichkeit kann daher (als mit den beigebrachten typischen Zügen) erledigt gelten. Nur sei noch bemerkt, dass später der Domkirchengang nicht genügend schien, weil die Alumnen dabei getheilt werden mussten und daher nicht Jeder jeden Sonntag in die Kirche kam. Man half dadurch ab, dass ein eigner Prediger zu einem allsonntäglichen Hausgottesdienst engagirt wurde, was uns nun die sämmtlichen Vormittage kostete und auch sonst noch drückender war, als der eigentliche Kirchenbesuch. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass der Religionsunterricht im Gymnasium, (der ja auch auf den auswärtigen Besuchern der Lehranstalt lastete,) dem gleichen Geist entsprach. Herr Wiese, der ihn in den obersten Classen besorgte, begann ihn nie, ohne irgend ein frommes

Gedicht wie ein Gebet vorzutragen und überhaupt auch pantomimisch eine Devotion walten zu lassen, die auf Hervorkehrung eines Contrastes mit den profanen Classenstunden abzielte. Es war dies also nicht blos Unterricht, sondern ein Stück Cultus und zwar mit absichtlich dazu geordneter Miene; denn Herr Wiese hatte sonst vornehmlich Weltallüren an sich. Ueberhaupt hatte seine Unterrichtsmanier auch in andern Fächern Vieles von den Jesuiten angenommen. Sie war mechanisch und schablonenhaft, aber nicht immer blos im schlechten Sinne. Bekanntlich haben die Jesuiten sich auf manches Stück Unterrichtstechnik, namentlich für Durchschnittsnaturen, nicht schlecht verstanden. Das Auswendiglernen lateinischer Mustersätze, die wahre Meisterstücke der classischen Drechselkunst von Perioden waren, machte eine dieser Schablonen aus. Doch dies nur nebenbei. Herr Wiese war nicht einmal ein besonderer Altphilologe, sondern verstand auch neuere Sprachen mehr als dies bei den Altsprachlern der Fall zu sein pflegt. Da er nachher im Ministerium die Oberleitung aller preussischen Gymnasien erhielt, sich durch seine Visitationsreisen in Respect setzte und auch das Programm der preussischen Realschulen zuschnitt, so gehört einige Berührung seines Waltens im Alumnat nothwendig zur Sache; denn der Geist der Gymnasien überhaupt ist es, den ich an dem Beispiel der mir so genau bekannten Anstalt zu veranschaulichen wünsche. Das joachimsthalsche Gymnasium galt als eines der allerbesten in ganz Preussen und eignet sich daher vortrefflich, den Ausgangspunkt für eine ernsthafte Kritik abzugeben.

Ehe ich speciell auf die Gymnasialbildung komme, muss ich jedoch der Alumnatsordnung noch einige Aufmerksamkeit zuwenden. In ihr war die Häufung der Arbeitsstunden nur eine Steigerung des allgemeinen Gymnasialübels, welches nicht blos in zuvielen Classenstunden, sondern auch in der Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten besteht. Man bedenke Folgendes. Nach dem Suppenfrühstück gleich früh eine Arbeitsstunde von $6^1/_4$—$7^1/_4$ Uhr; dann nach der kleinen Pause die Classenstunden von 8—12, Nebenstunden bisweilen auch bis 1 Uhr; im günstigen Falle Freiheit zum Ausgehen zwischen 12 und 1; dann ein Mittag, welches zur Hälfte ungeniessbar war; dann wieder von 2 bis 4 oder bis 5 Uhr Classenstunden und danach eine bis zwei Stunden freie Zeit zum Ausgehen; hierauf wieder die abendlichen Arbeitsstunden von $5^1/_2$ oder 6 bis 8 Uhr; endlich nach dem Abendbrod mit Gesang noch eine letzte Arbeitsstunde von 9—10 mit sich daran

schliessendem Zwang, sofort zu Bett zu gehen. Man sieht, dies gab einen schönen Normalarbeitstag von 11 Stunden, und die proletarischen Arbeiter können sich weder in Rücksicht auf Stundenzahl noch auf Ernährung beklagen, dass wir vor ihnen socialaristokratisch bevorzugt gewesen wären. In den Arbeitsstunden war nicht etwa blos für Ruhe gesorgt, sondern das Arbeiten ein überwachtes Muss. Wir mussten die Feder in der Hand oder wenigstens ein Lernbuch vor uns haben; andere Lectüre oder Wegbegeben von einem Zimmer auf ein anderes oder Umhergehen waren straffällig. Bei der geringsten Kleinigkeit drohten mindestens einige Tage Hausarrest, d. h. Verbot jedes Ausgehens. Uebrigens kam man, wenn etwas Besonderes zu leisten war, wenn man also beispielsweise rascher vorwärtskommen wollte oder nach einer Krankheitsunterbrechung etwas nachzuholen hatte, mit der vorgeschriebenen Frohnzeit noch nicht einmal immer aus. Dann standen Einzelne regelmässig schon um 4 Uhr Morgens auf, und auch ich bin in den Fall gekommen, dies längere Zeit hindurch thun zu müssen. Da nicht Alle regelmässig genug arbeiteten, so hatten sie es bisweilen nöthig, heimlich ganze Nächte mit versteckten Licht auf den Waschsälen aufzubleiben, um so noch ihre lateinischen oder deutschen Aufsätze fertigzuschaffen. Hieran war nun allerdings eine gewisse Unregelmässigkeit schuld, vor der ich mich stets gehütet habe. Umsomehr muss aber ein Regime von Arbeitsstunden und Schulüberbürdung verurtheilt werden, welches auch ohne solche Unregelmässigkeiten bei den weniger Starken entschieden die Gesundheit selbst bedroht, bei den Stärkern aber wenigstens das gehörige Ausleben, die natürliche Frische und den guten Muth afficirt.

Die Wirkungen einer falschen Arbeitsdiät brauchen nicht gleich in acuten Gesundheitsstörungen hervorzutreten. Sie werden sich vielmehr chronisch einnisten und sich in der Leibes- und Geistesconstitution ähnlich fixiren, wie die Folgen ausschliesslichen Schreibstubenlebens bei Beamten und Comptoiristen. Indem grade schon im Schülerthum die übeln Einflüsse der Ueberbürdung und Unfreiheit sich allmälig festsetzen, werden die Generationen typisch im Sinne der leiblichen und geistigen Verbildung abgeändert. Entschieden merklich braucht dies im Jugendalter noch nicht zu werden; denn die stärkern Naturen besitzen viel Elasticität, der Durchschnitt hält es grade noch aus und nur die zarter angelegten Complexionen leiden auffallend. Ein feinerer Sinn wird aber trotz-

dem überall sofort eine Verschlechterung wahrnehmen und nicht zu warten haben, bis das spätere Leben die auf der Schule erworbenen Keime zu greifbareren Missgebilden auswachsen lässt. Nicht uninteressant ist es, wie der junge Sinn mit der naiven Kritik, die er in altherkömmlichen Ausdrücken der Schülersprache niedergelegt hat, meist das Richtige trifft. So ist beispielsweise der Ausdruck Gymnasium dieser Sondersprache völlig fremd; in ihr heisst es nie anders als „Stall“. Ueberhaupt ist das, was man gern als Jargon verurtheilt, zwar oft roh, aber meist prägnanter als die allgemeinere Ausdrucksweise, die mit ihrem conventionellen Anstand die thatsächliche Unanständigkeit und Rohheit nicht erfasst, die in den Dingen selbst waltet. So war, um auch ein Beispiel aus der materiellen Diät nicht zu vergessen, unser Mittagstisch eine äusserst eigenthümliche Institution. Bei ihm wechselte das Ungeniessbare mit dem noch Geniessbaren einen Tag um den andern so sicher, dass man es auf Jahre vorausberechnen konnte und nur durch das ewige Einerlei des Wechsels im Gedächtniss gleichgültig gemacht wurde. Giebt es guten oder schlechten? Diese Frage kam daher bisweilen unter den Alumnen vor und bedeutete soviel als: Kann man heut essen oder muss man fasten? Der Leser ist wohl meist zu zart gewöhnt, um jene grammatische Lücke oder, gymnasial classisch zu reden, um jene stilistische Ellipse drastisch ergänzen zu wollen. Die Alumnen waren aber, trotz Cicero und Demosthenes, die sie auf der Zunge hatten, doch gewohnt, in den Angelegenheiten der Magenfrage ihre Zunge volkswüchsig gewähren zu lassen. Sie nannten das Ding nie anders als bei seinem altherkömmlichen Stallnamen, nämlich, — beim classisch heiligen Aristophanes sei es in einer anständig gesättigten Gesellschaft gewagt, das animalische, unter der Würde der Menschheit stehende Wort herzusetzen, — sie nannten es also kurzweg, und als verstände sich das von selbst, „Frass“! Sie unterschieden überdies darin die zwei Kategorien, die seit unvordenklichen Zeiten wie Sonne und Mond wiederkehrten, nämlich, wie schon angedeutet, guten und schlechten. Der letztere bestand in sogenannter Fleischsuppe, die in Wirklichkeit jedoch mehr Fettsalzwasser war, und in Schüsseln mit einer Gattung Suppenfleisch, von denen etwa drei unter den 120 Alumnen etwas zu geniessen das nicht angenehme Experiment machten. Im Uebrigen blieben alle Fleischschüsseln so unberührt, wie sie gekommen waren, auf dem Tische zurück. Man erfuhr dabei, wie nützlich eine Erkenntniss a priori ist, welche

die Erfahrung und den Versuch überflüssig macht. Auch kamen nur Neulinge in die Versuchung, versuchen zu wollen. Ebenso waren es nur diese, die man bisweilen mit einer Fleischprobe zum aufsichthabenden Lehrer gehen liess, der an einem besondern Tischchen vom Gastronomen ein besonderes Mahl servirt erhielt. Eine solche Reclamation führte im günstigsten Falle dazu, dass eine Austauschung vor sich ging, bei der das neue Stück vor dem verworfenen so gut wie nichts voraushatte. Den Geist solcher Controlen wussten wir daher zu würdigen und lernten hiebei schon früh, was Beschwerden und Beschwerdeinstanzen gemeiniglich auch in der grössern Welt ausserhalb der Schule zu bedeuten haben. Dabei bedenke man, dass der Speisezettel für mehrere Wochen vorausbestimmt und vom Gastronomen bei Herrn Wiese zur Genehmigung eingereicht wurde. Auch war er stets so eingerichtet, dass im erwähnten Wechseltanz der sogenannte gute, und zwar in diesem wiederum die besten Gerichte, in die unglücklicherweise nur seltenen Mahlzeiten fielen, bei denen Herr Wiese in eigner Person mit der Tischaufsicht an die Reihe kam. Man sieht also, dass wir uns hier schon über die vorherbestimmte Harmonie in der besten der möglichen Oekonomien weise optimistische Begriffe erwerben konnten.

Gab es also nicht guten, was je einen Tag um den andern mit einer der astronomischen Exactheit nichts nachgebenden gastronomischen Regelmässigkeit der Fall war, so galt zur Ausfüllung der Lücke die Parole „Kaffeekochen“, was wir in der knappen halben Stunde, die uns nach dem Mittag noch gehörte, mit technischer Virtuosität zu besorgen verstanden. Ich erinnere mich, dass ich manches Mal, in Folge der Aushungerung, dazu sechs Weissbrödchen verzehrt habe, von denen mir jetzt, bei normaler Diät, eines zuviel ist. Aber als Lückenbüsser für ein ganzes Mittag war dies für einen jungen Menschen noch mässig genug. Leider waren nicht alle Alumnen in der Lage, mit Taschengeld gleich ausgiebig sein und jener vorher bestimmten Harmonie zureichend begegnen zu können. Das Roggenbrod, welches wir zulänglich erhielten, wurde unter solchen Umständen die frugale Zuflucht. Damit man mich jedoch nicht einer pessimistischen Gastrosophie über die Alumnatswirthschaft beschuldige, muss ich doch auch noch zu definiren suchen, worin der sogenannte gute bestand. Seine specifische Differenz vom schlechten war irgend eine Wassersuppe, beispielsweise gebrannte Mehlsuppe, und dazu irgend ein Kartoffel-

oder Körnergericht, welches nicht mit Fleisch gekocht wird, nebst einem winzigen fleischigen Beisatz, wie einem dünnen kaum fingerlangen Würstchen und dergleichen. Das liess sich alles leidlich verschlucken; selbst das Fleisch in dieser kleingemachten Form und Dosis war ohne Widerwillen zu verzehren; denn über seine Herkunft grübelten wir nicht. Einzelne gehackte Fleischgerichte, die in der Sprache gutgenährter Menschen Hachée heissen, führten allerdings in der überlieferten Stallsprache der Alumnen mehr als blos abschreckende Namen, deren blosser Klang zarten Neulingsnaturen hätte wirklich den Magen umkehren mögen, während doch von dieser Operation blos das bezeichnende Wortbild hergenommen war. Die Kot . ., — hier wird der Wörtertartarus unbetretbar, — dieses in seinen Elementen geheimnissvolle Gericht wurde dennoch mit Appetit verzehrt, und sein Name klang wie eine dunkle Sage aus einer Aera von Alumnen, die dem Urgrund der Dinge offenbar nähergestanden und mehr nachgeforscht hatte als wir, die blossen Erben ihrer tiefsinnigen Sprachschöpfungen.

Hätten wir die Schüsseln unseres geistigen Tisches ebenso behandeln können, wie die erwähnten Fleischschüsseln, so wäre der Kopf von Unverdaulichkeiten ebenso frei oder noch freier geblieben als der Magen. Der letztere schützte sich leidlich gegen eine Ueberbürdung durch Stoffe von unzuträglicher Qualität. Auf den Kopf dagegen stürmten Quantität und Qualität zugleich ein. Es hat seit jener Zeit noch Jahrzehnte gedauert, ehe eine Frage der gymnasialen Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten allgemein das Publicum zu interessiren und auch in den Zeitungen erörtert zu werden anfing. Mich berührte schon damals diese Angelegenheit oder, richtiger ausgedrückt, ich berührte sie, indem ich gelegentlich einmal dazu kam, bei einer besonders starken Häufung von Arbeiten eine derselben zu unterlassen und offen mit der Erklärung hervorzutreten, die Beschaffung sei unmöglich gewesen. Grade meinerseits hatte diese Erklärung Gewicht. Ich hatte überall als fleissig gegolten und war der Erste. Auch nahm man an, dass grade ich nicht aus Leichtfertigkeit, sondern wirklich im Gefühl der Unerträglichkeit remonstrirte. Die Sache führte in der Lehrerconferenz zu einem Streit; denn es war der völlige Mangel an Rücksicht im Spiele, mit welchem einzelne Lehrer ihre Aufgaben so gestellt hatten, als wenn wir nur allein für ihre Fächer zu thun gehabt hätten. Für den Augenblick wurde dem Aeussersten abgeholfen; aber die allgemeine Unverhältnissmässig-

keit in den Anforderungen wurde nicht und konnte nicht abgestellt werden, weil sie sich nur mit einer Systemänderung hätte beseitigen lassen, die weder in dem Willen noch in der Competenz der Anstaltslehrer lag.

6. Die Ueberlastung musste sich nothwendig zu einem Bildungsplan gesellen, der für die modernen Verhältnisse nicht passte und auf die wunderlichsten Abwege führte. Das Latein war der Kern des Unterrichts. Man betrieb es bis zur Geläufigkeit in der Lectüre und im selbständigen Ausdruck. Diese Zwecke hatten nun einen guten Sinn gehabt, als man im Gelehrtenreich der Regel nach lateinisch schrieb und verkehrte, und als nur erst einzelne Reformatoren der eigentlichen Wissenschaft, wie Galilei, den todten Sprachbann in ihren Schriften zu brechen begannen. Damals wusste man, warum man sich eine ernsthafte Geläufigkeit sei es in gutem oder schlechtem Latein anzueignen hatte. Durch die Kirche war das Latein als Gelehrtensprache vom Mittelalter her vererbt worden. Die sogenannte humanistische Hervorsuchung der classischen Literatur mit dem Anbruch der neuern Zeit kam hinzu. So bildete sich eine Uebergangsphase, die dem Sieg des lebendigen Geistes moderner Volkssprachen voranging. Mit diesem Siege musste aber die praktische Bedeutung des Lateinischen entwurzelt werden. Seine Vertreter gelangten nun zu dem Ausweg, im altsprachlichen Unterricht die grammatische Turnerei zum Bildungsmittel und zur Hauptsache zu stempeln. Auf unserm Gymnasium lernte man allerdings noch ernstlich, lateinische Aufsätze zu machen, und zwar geschah dies seitens einer Anzahl Schüler so, dass ein deutscher Entwurf nicht voranging. Ich erinnere mich sogar öfter kein Concept gemacht, sondern gleich ins Reine lateinisch geschrieben zu haben. Dies war nicht ohne Gewöhnung an ein sozusagen lateinisches Denken möglich, und selbst an einiger Sprechgeläufigkeit fehlte es nicht. Dennoch konnte dies Alles grade die eifrigsten Lehrer nicht beruhigen. Sie hatten instinctiv das Gefühl, es werde eine Virtuosität erzielt, die an sich selbst nur für altsprachliche Philologen und sonstige Alterthumsforscher einen Werth habe. Man redete sich daher ein, etwas Anderes zu wollen und zu sollen, und verlor dabei alles Maass. Herr Seyffert machte uns beispielsweise zu Philologen. Er hantirte Monate lang an wenigen Druckseiten und liess Collectaneen von Redewendungen anlegen, aus denen man die Wörterbücher hätte verbessern können. Er ging davon aus, man müsse arbeiten lernen; das Ergebniss an

Wissen sei Nebensache. Auf diese Weise wurde natürlich das Klettern an sich selbst zum Zweck. Die grammatischen und stilistischen Künste sowie das philologische Hantiren führten compasslos auf Abwege. Man wusste im Lehren schliesslich nicht mehr, was man wollte. Die blosse Sprachfertigkeit befriedigte nicht, und die Beigabe zu ihr verlor sich in pure Philologie. Beides zusammen musste uns aber überbürden.

Das Griechische wurde weniger ausgiebig behandelt, wie überall, machte uns aber grade deswegen viel zu schaffen. Alle die Prosaiker bis zum Thucydides und alle die Dichter bis zum Sophokles mit ihren verschiedenen Dialecten, sowie die Uebersetzungsstücke in das Griechische, wollten bewältigt sein. Ueberdies war, wie mir schon damals klar wurde, der Unterricht grade in dieser Sprache auch dadurch eine Zeitverschwendung, dass er sich nicht disciplinirt genug gestaltete. Ich habe nach dem Gymnasium noch Manches dazuthun müssen, um die vollere Geläufigkeit zu erlangen, die selbst den Fachphilologen bisweilen abgeht, und die mir bei meinen Quellenuntersuchungen für die Geschichte der griechischen Philosophie von Werth sein musste. Schon auf dem Gymnasium selbst habe ich einmal, im lebhaft erregten Unwillen über die nachlässige Manier der Schulung im Griechischen, für mich selbst sozusagen eine kleine Denkschrift über diesen Missstand entworfen. Was einmal mit soviel Zeitaufwand getrieben wurde, das wollte ich auch ordentlich angegriffen und zu einem brauchbaren Abschluss gebracht wissen. Dieser Abschluss war im Lateinischen wenigstens mit der Sprachfertigkeit vorhanden, fehlte aber im Griechischen, bei dem man all seiner Mühen nicht froh wurde. Für das Griechische ist geläufige Lectüre der schwereren Schriftsteller, wie beispielsweise des Thucydides und des Sophokles, eine Seltenheit, und zwar nicht blos bei Gymnasiasten, sondern auch bei studirten Philologen. Die griechische Lectüre gleicht hier keineswegs der Art, wie man etwa einen Schriftsteller in einer fremden modernen Sprache oder auch in der lateinischen liest. Sie bleibt ein Uebersetzen und wird den schwereren Schriftstellern gegenüber sogar zum Commentiren. Bei den Dichtern, etwa mit Ausnahme des leichten Homer, ergiebt sich also nicht einmal ein unmittelbarer belletristischer Genuss. Die ästhetische Auffassung wird gleichsam zerarbeitet, weil das Verständniss nicht mühelos erfolgt. Angesichts dieses Mangels an Befriedigung ist die Behelligung mit der üppig variirenden

griechischen Grammatik um so beklagenswerther. Für viele Gymnasiasten bleibt von alledem kaum soviel Etymologie übrig, um später einmal noch den Ursprung der aus dem Griechischen stammenden Kunstwörter moderner Wissenschaft erklärlich und damit sich diese technischen Ausdrücke verständlicher zu machen.

Hätte ich damals schon ganz so über altsprachlichen Unterricht denken können, wie später, so würde es mir noch schwerer geworden sein, mich diesem lastenden System des Unterrichts anzubequemen. Freilich war die Leidenschaft meines Denkens und Studirens anderwärts; aber trotzdem kam ich dazu, dass man mich auch grade in den alten Sprachen als Muster hinstellte. Eben jener Herr Seyffert, der uns mit immer neuen Wendungen seiner Unterrichtsart immer neue Arbeiten eigenthümlicher Art schuf, war sonderbarerweise mit mir zufriedener als ich mit ihm. Ja eines Tags, als ich es ihm im philologischen Genre allein rechtgemacht und die Andern die Sache verfehlt hatten, verstieg er sich zu einer hochgelegenen Vergleichung. Sokrates habe auch nur einen einzigen Schüler gehabt, der ihn gehörig begriffen, nämlich Plato. Hiemit hatte ich überdies bei meinen Cameraden den Spitznamen Plato davongetragen. Der Umstand ist um so humorerregender, als ich schon damals mit meiner Kritik Plato gegenüber nicht unselbständig und keineswegs der Ansicht war, dass er seinen Lehrer Sokrates wirklich gehörig verstanden habe und hinreichend für ihn eingetreten sei. In einem meiner Schulaufsätze nahm ich mir sogar einmal die Freiheit, einen der Gründe zu tadeln, den Plato dem im Gefängniss befindlichen Sokrates für die Fluchtverweigerung in den Mund legt. Nach Platos Unterstellung hätte Sokrates der Gesetzlichkeit wegen das Todesurtheil respectiren wollen. Er hätte die Gesetze Athens, denen er sein ganzes Leben hindurch gehorsam gewesen, nicht noch als Greis verletzen wollen. Dies kam mir nun schon damals nicht recht wahr, ja sogar als an philiströse Gesetzlichkeit streifend vor. Ich war der Ueberzeugung, dass man wirkliche Gerechtigkeit bis in den Tod zu achten, sich aber moralisch an schlechte Gesetze und ungerechte Richter oder an den blossen Schein der Gesetzlichkeit nicht zu binden habe. Dieser Standpunkt ist kennzeichnend. Er war bei mir schon damals derjenige der Individualsouveränetät, auf dem es allein ein lebendiges Gewissen giebt, und der stets die letzte Instanz bildet. Sokrates hatte in Wahrheit andere Gründe; er konnte nicht besser wirken, als indem er die Athener

das Unrecht an ihm verüben liess und durch sein Martyrium seine reformatorische Sache bekräftigte. Achtung vor dem Urtheil des Richterpöbels zu Athen war wahrlich nicht im Spiele. Doch dies nur zur Erläuterung meiner sich schon damals bekundenden Denkweise. Ich habe diejenigen Angelegenheiten des Alterthums, die mir wirklich Theilnahme einflössten, stets mit einer solchen Frische und aus so lebendigen Gesichtspunkten betrachtet, als wären es unmittelbar gegenwärtige Fragen. In der That sollte mir im spätern Leben die Vergleichung nicht mit Plato, aber wohl mit Sokrates, und nicht von Seiten meiner Lehrer, sondern von Seiten meiner Freunde und Anhänger, in einem sehr ernsten Sinne nahetreten. Doch vorläufig sind wir hier noch bei dem sprachlichen Gehäuse des Alterthums und sind nur zufällig nebenbei auch an ein Kernstück gerathen. Ein Glück war es, dass ich die Nutzlosigkeit des altsprachlichen Unterrichts für die allgemeine Bildung nicht völlig durchschaute oder ihn etwa gar als Verbildungsmittel erkannte, wie dies später geschah. Die alte Sprachfrohn der Schule war mir wohl zuwider; aber ich glaubte doch noch immer an einige Frucht. Ein Vorurtheil von dem Vorzug classischer Bildung war eben die Luft, die ich athmete. Kein Wunder, dass ich es schliesslich auch für Etwas ansah, dass ich stundenlange lateinische Reden halten und wirklich lateinisch disputiren konnte.

Vom mathematischen Unterricht kann ich so ziemlich schweigen; erst von den obern Classen an, wo der schon erwähnte Herr Conrad ihn ertheilte, repräsentirte er Etwas. Der ehemalige Militär nahm die Sache wie ein Exercitium, und das war für den Durchschnitt der Schüler gut. Der Stoff wurde bis zur analytischen Behandlung der Kegelschnitte hin verständig ausgewählt und möglichst beschränkt, aber in dieser Gestalt wirklich zu eigen gemacht. Ableitungen der Hauptformeln und geometrische Beweise mussten zuletzt aus dem Kopfe wiedergegeben werden. Freiere oder gar geniale Allüren fehlten bei diesem Unterrichte allerdings; aber er erstreckte sich dafür auch auf alle Schüler, von denen kaum Einer ohne eine nothdürftige Kenntniss blieb, während bekanntlich sonst umgekehrt nur Einige in der Mathematik auf den Gymnasien etwas lernen. Mich ging die ganze Sache nur an, insofern sie viel Arbeit und meist Schablonenarbeit verursachte. Zur Ausarbeitung der Hefte kamen noch jede Woche Aufgaben, die nicht etwa blos gelöst, sondern, gleich deutschen

Aufsätzen, in ausführlicher Ausarbeitung eingereicht werden mussten. Ich fühlte dieses Element der Ueberbürdung umsomehr, als es sich dabei für mich, der über die Mathematik der Schule längst hinaus war, nur um Handwerksarbeit, ja hauptsächlich nur um die mechanische Mühe äusserlichen Rechnens sowie des Schreibens und Zeichnens handelte. Für mich selbst suchte ich Entschädigung in tieferem Nachdenken über die Schwierigkeiten der Wissenschaft. So arbeitete ich schon damals daran, die überlieferte Chimäre des Unendlichkleinen auszumerzen. Aber die Nebel, in welche Jahrhunderte lang gepflegte Autorität derartige Begriffe gehüllt hatte, liessen sich nicht mit einem Male vollständig zertheilen. Falsche philosophische Ideen, wie die kantischen von der Unendlichkeit, wirkten aufhaltend, und so konnte ich erst später zu jenem ebenso einfachen als natürlichen System gelangen, welches alle Unklarheit und allen Mysticismus aus den verschiedenen überlieferten Zwitterbegriffen der gesammten Mathematik fortschafft und die Vorstellungen nicht nur völlig rationalisirt, sondern auch leichter anwendbar und in verstärktem Maasse fruchtbar macht.

In den deutschen Aufsätzen sollte nach der herkömmlichen Ansicht vorzugsweise die allgemeine Gesammtbildung sich bewähren. In der That zeigte sich aber hier höchstens eine formelle Fertigkeit und überdies die Unnatur des wesentlich unsachlichen Bildungsstoffes. Man wurde genöthigt, über Dinge zu schreiben, für die ein junger Mensch kein eignes Verständniss haben kann. Man bedenke beispielsweise das wirklich vorgekommene Thema über die Worte aus dem goetheschen Faust: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst". Bei einer zufällig auf das Denken angelegten Natur führt ein solcher Abweg zur verfrühten Selbstabzwingung von noch unreifen Vorstellungen. Bei andern Naturen, die doch die Regel bilden, ergiebt sich aber nur ein verworrenes Echo von wesentlich unverstandener Lectüre. Ueberhaupt wird, wenn man dem Schüler Stoffe aufnöthigt, die ihm nicht sachlich aus der Lebensanschauung oder Wissenschaft geläufig sind, eine leere Phrasenmacherei oder, was ziemlich dasselbe ist, ein Hantiren mit anderwärts fertig entlehnten Gedankenwendungen gepflegt. Dies heisst aber gradezu in der Ungediegenheit schulen. Auch auf den obern Classen können die jungen Menschen nur wenig Erfahrung und nur wenig selbständige Ideen haben. Das Leben ist ihnen noch wesentlich fremd. Für die meisten mensch-

lichen Motive haben sie nur ein conventionell angelerntes Verständniss vom Hörensagen und daher im günstigsten Falle nur äusserliche Bilder bereit. Man sollte daher auf Derartiges ganz verzichten und die Darstellungsgewandtheit stets an sachlichen Stoffen der eigentlichen Wissenschaft pflegen. Die erwähnten mathematischen Aufgabenaufsätze hatten nicht diesen Zweck, hätten ihm aber entsprechen können. Mit Ausarbeitungen aus den Naturwissenschaften sowie aus der Culturgeschichte und Culturgeographie, ja überhaupt durch Uebung des schriftlichen und mündlichen Ausdrucks an allen Lehrstoffen, die sonst nur einen sachlichen Zweck haben, könnte man die besondere Schulrubrik eines deutschen Aufsatzes überflüssig machen. Man würde hiedurch für eine solide Bildung viel gewinnen. Der mathematische und naturwissenschaftliche sowie jeder Lehrer in seinem Fach hätte alsdann dafür zu sorgen, dass der Schüler nicht blos die Sache, sondern auch eine gute selbständige Darstellung derselben erlernte und übte. Was ist natürlicher und was kann man mehr verlangen, als dass Jemand in den Stand gesetzt werde, sich über seine wirklichen Kenntnisse in Rede und Schrift gehörig auszulassen! Freilich passt zur Erfüllung dieser Forderung die gymnasiale Classicität mit ihrer vorwiegenden Wörterweisheit und mit ihrem Mangel an unmittelbarem Sachwissen schlecht. Aufsätze über Grammatik und Wortgelehrsamkeit wären übel am Platze. Es zeigt sich also grade bei der Frage der deutschen Aufsätze wiederum, wie nicht nur das altsprachliche, sondern überhaupt das überwiegend sprachformale System mit den modernen Anforderungen an Sachlichkeit und Gediegenheit der Bildung unvereinbar ist. Das Antike und die blosse Sprachlichkeit müssen daher in einem bessern Bildungssystem immer mehr zurücktreten. Ihre Beibehaltung wäre nicht blos eine unnütze, sondern eine immer unerträglicher werdende Last; denn die Verbindung der alten und der neuen Elemente auf gleichem Fuss und in gehörigem Maass ist eine Unmöglichkeit. Auch die äusserste Ueberbürdung der Jugend würde zur Erfüllung dieser Doppelaufgabe nicht ausreichen. Ueberdies würde es ein wunderlicher Widerspruch sein, den Geist der neuern Bildung an den Sachwissenschaften mit der hohen Werthschätzung einer zweimal todten Sprache versöhnen zu wollen, die auch mit ihrem zweiten mumienhaften Dasein als Gelehrtensprache bereits geendet hat.

7. Auf die weitern Schädigungen, welche das gekennzeichnete

System mitsichbringt, fällt das volle Licht erst mit der Erprobung der zugehörigen Universitätszustände und mit dem weitern praktischen Leben. Hier erinnere ich einzig und allein daran, dass es nach natürlichen Grundsätzen zu spät ist, wenn die allgemeine Bildung, auf die noch erst das theoretische Fachstudium folgen soll, bis in das 20. Jahr dauert. Die Selbständigkeit wird dadurch unnatürlich verschoben. Staat und Gesellschaft belasten noch eine ansehnliche Reihe von Jahren mit blossen Vorbereitungsarbeiten, so dass sich Erwerbsfähigkeit und Ehe zum Schaden eines sittlich naturgemässen Lebens arg verzögern.

In gesellschaftlicher Beziehung habe ich jedoch eine gute Seite hervorzuheben, die dem eigentlichen Alumnatsleben angehörte. So unfrei wir von oben her waren, so machten wir doch unter uns ein kleines Gemeinwesen aus, welches praktisch in der Richtung auf Selbständigkeit eine bessere Bildung gewährte, als alle theoretischen Einflüsse. Wir waren in ungefähr ein Dutzend Zimmer vertheilt, je nach der Grösse mit acht bis zwölf Bewohnern, und zwar aus allen Schulclassen vom Tertianer an aufwärts; denn niedrigere konnten nicht in das Alumnat aufgenommen werden. An zwei bis drei Tischen, zu denen noch der ausschliesslich für den Senior des Saales bestimmte Schreibsecretär kam, gruppirten sich die verschiedenen Kategorien und sozusagen zwei Stände, zwischen denen die Untersecundaner die Grenze bildeten. Der sonst oft rohe Pennalismus beschränkte sich hier in milder Weise auf die gewohnheitsrechtliche Verpflichtung der Tertianer zu kleinen Dienstleistungen, namentlich zu dem Einholen von Kaffeezubehör, wie Milch und Weissbrod, welches meistens im Hause bei dem Pedell zu haben war. Eine gesetzliche Disciplinarbefugniss hatte nur der Senior, und zwar nur über die Tertianer, denen er schriftliche Strafarbeiten auferlegen konnte, wenn sie beispielsweise in den Arbeitsstunden sich durch Unruhe vergangen hatten. Praktisch wurde diese Befugniss nur selten. Ich bin als Senior ganz ohne sie ausgekommen. Ueberhaupt stand ich mich mit meinen Genossen immer sehr gut, wirkte auf die von den höhern Classen sozusagen durch moralisches Ansehen, wobei denn die von den andern Schulclassen, die natürlicher und üblicher Weise mehr unter sich zu verkehren hatten, leicht in Ordnung gehalten wurden. Hiezu kam, dass ich an eine ähnliche Aufgabe schon von der früheren Anstalt her gewöhnt war, auf der ich den spätern und grössern Theil der Zeit auch die thatsächliche Leitung gehabt

hatte. Auf dem Alumnat war es aber eine ordentliche, durch Ernennung übertragene Befugniss. Allerdings hatte es auch eine Episode der Seniorenwahlen gegeben; aber diese demokratische Einrichtung, derzufolge die Gesammtheit der Alumnen die Senioren durch Wahlzettel bestimmte, war, wie mit dem Freiheitsjahr gekommen, so mit der Reaction gegangen, die ihre Folgen auch in unser kleines Reich erstreckte. Im Wesentlichen blieb unser Gemeinwesen, soweit es dabei auf uns selbst ankam, sich gleich. Man fühlte sich in diesem Zusammenleben auch weit mehr auf sich selbst angewiesen, als in der Familie. Man stand einander selbständig gegenüber. Man lernte Rücksicht fordern wie üben. Man lernte die verschiedensten Charaktere kennen und mit ihnen verkehren. Dies Alles trug, inmitten einer herkömmlich guten Geselligkeit, die man nicht etwa nach der oben berührten Stallsprache zu taxiren hat, sehr viel dazu bei, dass wir frühzeitig eine feste Haltung annahmen und uns mit einer gewissen Zuversicht bewegten. Der Kenner vermochte den Alumnen schon am äusserlichen Gang auf der Strasse zu unterscheiden. Es lag darin etwas schwer definirbar Eigenartiges, was nicht etwa mit einem Zuge militärischer Haltung zusammentraf. In unserer Art und Weise war etwas eingemischt, was zu sagen schien, dass wir keine Straffheit liebten, uns aber auf unsern Füssen darum nicht minder grade und fest aufrechthielten. Dies gefiel auch mir. Es ist diese Ausbildung der gesellschaftlichen Selbständigkeit durch unsern gegenseitigen Verkehr aber auch das Einzige, was ich ohne Beschränkung rühmen kann und woran ich mich noch jetzt als an eine Frucht erinnere, zu der auch die Entwicklung meines eignen Charakters von Natur hinstrebte.

Diese Entwicklung ging indessen in anderer Richtung noch weiter. Ich verstand die Selbständigkeit nicht blos als gesellige, sondern bethätigte sie auch nach oben in einem höheren Maasse, als üblich war. Ich nahm mir sogar heraus, in den beiden letzten Jahren die Schularbeiten ausserordentlich zu kürzen, um für meine freien Studien und Speculationen Zeit zu gewinnen. Ich wagte dies, im Vertrauen auf den erworbenen Ruf und auf den sozusagen befestigten Besitz der Auszeichnung. Als Classenerster hatte ich die Anwartschaft, das letzte Halbjahr Primus omnium zu werden und als solcher abzugehen. Auch entging mir diese Stellung nicht, ungeachtet meiner Kühnheit in der Selbstbeschränkung der officiellen Arbeiten. Ich reichte bisweilen Aufsätze von

einem halben Bogen ein, wo meine Genossen sich bis zu drei ganzen Bogen verstiegen. Jenes Maass blieb gewaltig hinter der üblichen Länge zurück; aber ich hatte öfter für meine Kühnheit noch die Genugthuung, dass die Lehrer bei der Beurtheilung vor der Classe sie lobten und auf die Fülle der Gedanken hinwiesen, die trotz der räumlichen Beschränkung Platz gefunden hätten. Zufriedenheit erzielte ich, meiner selbstgenommenen Freiheiten ungeachtet, in allen Theilen des Unterrichts. Auch konnte ich damals beobachten, wie der einmal festgegründete Ruf der Musterhaftigkeit in Fleiss und Benehmen eine Basis ist, zu der zu gelangen es grössere Mühe kostet, als sich auf ihr zu erhalten. Auch bin ich meine ganze Schul- und Alumnatszeit durchgekommen, ohne mit der vorgeschriebenen Ordnung in straffälligen Conflict zu gerathen. Nur noch zu allerletzt begegnete mir eine Kleinigkeit wegen eines unabsichtlichen Formversehens, nämlich ein paar Tage Hausarrest, nicht von Seiten eines meiner wissenschaftlichen Lehrer oder der Alumnatsaufsicht, sondern durch Chicane des Turnlehrers. Jedesmal die drei Ersten der Anstalt erhielten das letzte Halbjahr in der königlichen Manege Reitunterricht. Dieser fiel in die Stunden des Turnunterrichts. Da er von Alumnatswegen uns bewilligt war, so verstand sich von selbst, dass in dem fraglichen Semester auch eine Entbindung vom Turnen damit verbunden sei; denn man konnte nicht zugleich in der Breitenstrasse auf dem Pferde und in der Burgstrasse auf dem Reck zu sitzen verpflichtet sein. In diesem Schluss hatte ich mich aber geirrt. Der Turnlehrer war der Ansicht, dass noch ausserdem formell bei ihm eine Befreiung von seinen Stunden nachzusuchen gewesen sei und schrieb mir aus Aerger über diese formelle angebliche Nichtachtung, (ohne dass ich eine Ahnung von meinem seinsollenden Verstoss hatte,) besagten Hausarrest ein. So sah ich schon damals, wie verletzte Eitelkeit zur grössten Ungerechtigkeit führt; denn ich war im besten Glauben gewesen und hatte nicht das Mindeste von dem Erforderniss solcher Abmeldung gewusst. Mir hat sich der an sich unbedeutende Vorfall tief eingeprägt; denn er war die erste Erprobung einer absichtlichen, ja nur aus Bosheit verübten Ungerechtigkeit, — eine Gattung, von der ich im spätern Leben mehr als genug kennenlernen sollte.

Ueberhaupt war die Schule für mich, trotz des Drückenden ihrer Einrichtungen, doch noch ein verhältnissmässig lohnender Schauplatz gewesen. Fähigkeiten, Fleiss und Ordnungssinn hatten

im vollsten Maasse Anerkennung gefunden. Ich hatte dort das erreicht, worauf ich schon als jüngerer Knabe bei meinem Vater denken gelernt hatte, nämlich der Erste zu sein. Mit dieser Auszeichnung in der Schulrangordnung ging ich zur Universität, die für mein Streben zunächst ein neutrales Zwischenstadium werden, mich aber schon als Studirenden, und noch mehr später als ihren Lehrer, enttäuschen sollte. Ich entschied mich schon auf dem Gymnasium für den juristischen Beruf, und zwar im Hinblick nicht etwa auf die advocatorische, sondern auf die richterliche Laufbahn. Ursprünglich hatte ich noch immer geglaubt, meine wissenschaftlichen Neigungen, namentlich diejenigen zur Mathematik und Naturwissenschaft, im Lehrfach als Brodberuf am besten pflegen zu können. Ja ich glaubte an mir schon früh eine eigentliche Lehrbegabung und Lehrneigung bemerkt zu haben. Dennoch erschien mir das gewöhnliche Handwerk des Drillens immer weniger anlockend. Hiezu kam noch, dass mich stets exacte Gerechtigkeit gegen Menschen nicht minder als exactes Wissen von der Natur bewegt hatte. In meiner schulmässigen Unkunde vom wirklichen Leben glaubte ich, dass die staatliche Justiz wenn auch keine vollkommene Gerechtigkeit, so doch wenigstens etwas wäre, wobei sich der rechtliche Sinn am ehesten bethätigen könnte. Ich war zwar nicht gänzlich unwissend über das, was Schiller „die Bastardtochter der Gerechtigkeit“ nennt; aber es sollte noch länger als ein paar Jahrzehnte dauern, ehe ich das bis zur Hefe erprobte, wovon ich damals keine Ahnung hatte, ja was mir selbst als praktischem Juristen noch einigermaassen entging und wovon erst in den eignen Angelegenheiten der Schleier vollständig weggezogen wurde. So dachte ich denn damals meinem lebendigen Trieb für Gerechtigkeit, der mit meinen wissenschaftlichen Neigungen mindestens gleich stark war, im Justizberuf genügen, mir eine Existenz sichern und ausserdem in der von den Geschäften erübrigten Musse recht unabhängig meinen Forschungen über Menschenwohl und über die Gesetze der Natur sowie den zugehörigen mathematischen Untersuchungen nachgehen zu können. In dieser Art erschien mir die wissenschaftliche Arbeit freier und würdiger, als wenn sie zugleich das Handwerk ausmacht, von dem man lebt, — sicherlich ein richtiges Vorgefühl von der Schädlichkeit des gelehrten Handwerkstreibens, gegen das ich später vor der Welt einen, von der Gegenseite mit so vergifteten Waffen geführten Kampf zu bestehen haben sollte.

Bei meiner Entschliessung für einen Beruf hatten auch Veränderungen in meiner ökonomischen Lage mitgewirkt. Ich hätte die juristische Laufbahn nicht erwählen können, sondern auf weit rascheren Erwerb denken müssen, wenn mir bei meiner Armuth nicht eine Hülfe zu Theil geworden wäre. Diese Unterstützung wird (nach der Schätzung des Lesers) geringfügig erscheinen, und doch hat sie die Zuflucht gebildet, ohne die auch mein späteres Leben (aller Wahrscheinlichkeit nach) unmöglich geworden wäre. Nicht blos die drei Jahre juristischer Praxis, sondern auch der Kampf, den ich (nach meiner Erblindung) gegen die drohende Vernichtung mit aller meiner Arbeitskraft zu führen hatte, ja auch die Möglichkeit der (in den ersten Zeiten ganz uneinträglichen) Universitätsdocentur, — kurz alle Entwicklungsstadien meiner wirthschaftlichen Existenz hingen von jenem Beistande unmittelbar oder mittelbar ab. Es war ein Vermächtniss von 2000 Thalern, welches ich aber nur erhalten sollte, wenn ich 30 Jahre alt geworden wäre. Bis dahin erhielt ich die Zinsen, nahezu 100 Thaler, immerhin ein kleines Stipendium. Der Staat besteuerte mich zwar doppelt, (nämlich zuerst mit 8 Procent von der capitalisirten Zinsrente gleich im Voraus, und dann noch einmal mit 8 Procent von dem Capital selbst, als ich 30 Jahre alt war, so dass für den Fiscus mehrere Hundert Thaler abgingen.) Ich kann daher nicht viel mehr als 1700 Thaler (als mir wirklich zugekommen) zu Grunde legen. Dennoch war diese Grundlage zuerst meine Zuversicht und einst wirklich meine Rettung. Ich habe daher die Pflicht, den Ursprung dieses Lebenselements, (welches mir später die Frage von Sein und Nichtsein im Sinne des Seins lösen half,) näher anzugeben.

Die früher erwähnte alte Dame, (die Wittwe des Geheimrath Hartmann,) war gebildet genug, um sich mit mir über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. Namentlich schenkte sie auch meinen lebendigen Auslassungen über Astronomie und astronomische Weltanschauung eine rege Aufmerksamkeit. Ich war noch völlig Knabe gewesen, als ich hiedurch bei ihr schon Eindruck gemacht hatte. Sie erhielt es überdies von Andern (und darunter auch von fachkundigen Männern) bestätigt, dass meine Anlagen und Arbeiten auf Ungewöhnliches Aussicht machten. Ein Dr. J. W. H. Lehmann, (der sich als astronomischer Rechner einen Ruf erworben hatte und auch bei der berliner Sternwarte arbeitete, bis er sich 1848 an entschieden demokratischen Regungen betheiligte, — dieser frühere Gymnasiallehrer, der weiterhin ganz

als Privatmann lebte, hatte mich schon als zwölfjährigen Knaben in meines Vaters Hause aufgesucht und in verschiedenen Kreisen von meinen ungewöhnlichen mathematischen Kenntnissen gesprochen. Dies hatte, verbunden mit meiner Schulauszeichnung, schon früh dazu beigetragen, jene alte Dame in der guten Meinung von mir zu bestärken. Später wurde ein besonderer Zufall entscheidend. Die Lectüre einer Biographie Luthers hatte sie, wie ich nachher hörte, auf eine Stelle geführt, wo von einer Frau die Rede war, die den Reformator in seiner Jugend unterstützt habe. Dabei soll nun der Geheimräthin Hartmann der Gedanke gekommen sein, ich möchte auch vielleicht einmal in der Welt etwas von Gewicht werden und sie sich durch eine Zuwendung an mich ein namhaftes Verdienst erwerben können. So wurde ich denn in einem Testamentsnachtrage mit dem erwähnten Legat bedacht, woraus der Leser jedoch nicht etwa schliessen mag, dass ich bei Lebzeiten ausser kleinen Weihnachtsgeschenken etwas erhalten hätte; denn die Dame war gewohnheitsmässig nicht freigebig. Deswegen musste ich aber das Vermächtniss nur um so höher anschlagen. Da ich nicht von starker Constitution war, so hatte die Bestimmung, dass ich zuvor 30 Jahre alt geworden sein müsste, noch einen besondern Sinn. Bei früherem Sterben war auf kein Wirken in der Welt zu rechnen, und dann wäre ja das Capital ohne die aus der Lutherbiographie vorgestellte Frucht geblieben. Wieweit die Dame mit ihren Vorkehrungen etwas ausgerichtet, das hat mein weiteres Leben gelehrt und noch fernerhin zu bestätigen. Dank meinen erwähnten astronomischen Gesprächen und jener Luthergeschichte bin ich zu dem Geldfond und sozusagen zur Capitalbasis meines Lebens gelangt.

Ohne das kleine Einkommen und ohne die Aussicht für das 30. Jahr hätte ich mich schwerlich zu einer so langwierigen Laufbahn, wie die juristische ist, entschlossen. Drei Jahre Universitätsstudium und mindestens noch fünf Jahre unentgeltliche Praxis, bei der sich schwerlich Zeit und Gelegenheit zum Nebenverdienst finden liess, alsdann ein wahrscheinlich zunächst auch unergiebiges Assessorat, — die Betretung solchen Weges wäre ein Wagniss gewesen, wenn ich nicht bei meiner Tante Charlotte hätte leben und darauf rechnen können, für den Fall ihres zu frühzeitigen Todes meine kleinen Zinsen zusammenzusparen. Blieb diese meine zweite Mutter nur noch über ein halbes Dutzend Jahre leben, was, trotzdem sie schon einige Sechzig zählte, bei ihrer Gesundheit

und einfachen Lebensweise wahrscheinlich war und sich thatsächlich noch ein klein wenig günstiger gestaltete, so glaubte ich über das Schlimmste hinwegzusein und mir den Rest der Zeit bis zur Fälligkeit meines Capitals als Jurist irgendwie helfen zu können, ohne die Festhaltung meiner Laufbahn zu verfehlen. Dies war auch wesentlich richtig veranschlagt; aber andere unerwartete Wendungen kreuzten, wie man später sehen wird, diesen äussern Lebensplan und brachten mich in unvergleichlich schwierigere Umstände, als ich sie voraussehen konnte.

Drittes Capitel.

Vom Studium bis zum Augenleiden in der juristischen Praxis.

1. Schon aus ökonomischen Gründen wurde es für mich zur Nothwendigkeit, mein juristisches Studium ausschliesslich auf der Universität Berlin zu erledigen. Ich lebte, wie schon gesagt, bei meiner Tante Charlotte und hatte keine Mittel, wie es vielfach Gebrauch ist, eine Anzahl Semester auf andern Universitäten zuzubringen. Es ist Letzteres übrigens, strenggenommen, für den Grossstädter nur eine klimatische Annehmlichkeit und ausserdem etwa für Jemand, der dem eigentlichen Studentenleben huldigt, eine gesellige Veränderung. Ich wusste bald, dass für das eigentliche Studium nichts auf diesen Umstand ankäme. Es war überall gleich viel oder vielmehr gleich wenig zu holen. Auf diesen Sachverhalt schloss ich bald nach dem, was ich von Studiengenossen erfuhr, wenn ich es mit dem verglich, was ich selber an der hauptstädtischen Anstalt wahrnahm. Die Bücher wurden mir bald wichtiger als die Vorlesungen. Die Literatur ist an keine Stadt gebunden, und so machte es mir wenig Scrupel, abgesehen von Ferienreisen, immer in Berlin hausen zu müssen.

Grade in einem Sommersemester, nämlich 1853, begann ich Student zu sein, mir lebhaft genug bewusst, dass freilich der Sommer in Heidelberg nicht so lästig ist, wie unter den sich

stauenden Dünsten inmitten Berlins. Ob aber nicht der Staub des römischen Rechts in der schöneren Natur jener Stadt sich noch staubiger ausnahm, als im sandumgebenen und staubigen Berlin, war auch eine Frage. Ich habe sie mir später dahin beantwortet, dass der Institutionen- und Pandectenstaub hier in Berlin jedenfalls nicht schlimmer war als anderwärts. Die Trockenheit war nicht das, was mich, den an die abstractesten Seiten der Mathematik Gewöhnten, irgendwie abgeschreckt hätte. Es waren andere Eindrücke, die mich gleich in den ersten Wochen zu einem guten Theil enttäuschten.

Vor der nähern Mittheilung dieser Erfahrungen muss ich jedoch zum bessern Verständniss derselben und alles Weiteren Einiges über den Typus sagen, durch den sich die berliner Universität vorzugsweise kennzeichnet. Sie war damals nicht viel länger als 40 Jahre in der Hauptstadt eingerichtet, und es hatten hauptsächlich historisch und philologisch geartete Juristen sowie auch blosse Philologen bei ihrer Gründung den Hauptantheil gehabt und denjenigen Ton angegeben, der sich auch noch bis auf heute als der vorherrschende erhalten hat. Es sei nur an den Hauptvertreter der historisch philologischen Rechtsschule, den Romanisten Savigny, erinnert, durch welchen die juristische Facultät ihr geschichtlich philologisches Gepräge erhielt. In der philosophischen Facultät bewies die generationenlange Tonangeberschaft des griechischen Philologen Boeckh, wie die Altsprachlichkeit dort entscheidend war und sich die Naturwissenschafter und Mathematiker einem thatsächlich philologischen Facultätsregiment anzubequemen hatten. Letzteres geschah um so leichter, als durch die philologisch historische Vorherrschaft seit Beginn des Instituts dafür gesorgt worden war, dass in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern solche Personen, die sie hätten mit mehr Nachdruck repräsentiren können, nicht berufen wurden. Ueberhaupt bezog sich diese Lage auf alle realistischen Fächer und insbesondere auf die Nationalökonomie, in welcher die berliner philosophische Facultät nie und auch bis heute noch nicht zu einem Professor gelangt ist, der auch nur nach dem Professorenmaass über dem gewöhnlichen Durchschnitt gestanden hätte.

Während meiner Studienzeit stand jene Herrschaft, die der Philologe Boeckh in der philosophischen Facultät ausübte, trotz seiner vorgerückten Jahre, noch in voller Blüthe. Erst als er später völlig altersschwach wurde, löste ihn der philologische

Philosophieprofessor Trendelenburg ab, der bezeichnenderweise seine erste schriftstellerische Thätigkeit auch mit einer wesentlich philologischen Arbeit, nämlich mit der Herausgabe der aristotelischen Schrift über die Seele und einem lateinischen Commentar dazu, eingeleitet hatte. Als dieser schliesslich gehirnschwach geworden war, folgte ihm in der Beherrschung der philosophischen Facultät wiederum ein reiner Philologe, Herr Haupt, und diesem endlich der belletristelnde und cäsaristelnde Darsteller römischer Geschichte, Pandectenherausgeber und Inschriftensammler Herr Mommsen. Doch ich habe hier schon bis auf die Gegenwart vorgegriffen. Der ganze Gang der Dinge, wie er sich in solchen Thatsachen gezeigt hat, lehrt aber eben auch vollständig, wess Geistes die berliner Universität stets gewesen ist.

Die juristische Facultät, die mich praktisch zunächst anging, hatte ihre Ueberlieferungen in ähnlicher Weise fortgepflanzt. Sie war von vornherein mehr auf romanistische Philologie der Jurisprudenz als auf die Rechtswissenschaft selbst angelegt gewesen. Selbst Schwiegerprofessuren hatten zur Fortpflanzung dieser Tradition gedient. So hatte beispielsweise Herr Rudorf, der zu meiner Zeit einer der ordentlichen Pandectenprofessoren war, ausser der Tochter seines Vorgängers Puchta, soviel ich weiss des Savignyschen Nachfolgers, auch die Professur und das bekannte Puchta'sche Pandectenlehrbuch, welches er sammt den übrigen Schriften in neuen Auflagen besorgte, geheirathet. Die sogenannte historische Rechtsschule hatte sich also auf der berliner Universität erblich gemacht. Es war zu meiner Zeit dort kein juristischer Professor, der dieser Richtung nicht angehörte. Jedes Specialfach, einschliesslich des Naturrechts, wie es sich auch sonst färben mochte, ordnete sich dieser geschichtlichen Ueberlieferung unter. Ein wenig noch nachhallendes Hegelecho bei einzelnen juristischen Professoren verlautbarte sich nie ohne Anbequemung an die maassgebende Richtung. Auch war die reine Geschichtlichkeit und Philologie noch immer besser, als ein schlecht philosophirerischer Mischmasch, der sie zwitterhaft verdarb.

Die beiden andern Facultäten, nämlich die theologische und die medicinische, können hier füglich auf sich beruhen bleiben. Die eine gehört nicht zur Wissenschaft, und die andere ist thatsächlich als eine specielle Fachschule zu betrachten, die mit dem Uebrigen wenig wissenschaftlichen Zusammenhang hat. In ihrem Bereich wird von den Naturwissenschaften nur die Physiologie

vorgetragen. Die sonstigen Naturwissenschaften werden von den Medicinern nur als nebensächliche Hülfsdisciplinen angesehen und, wie Physik, Chemie, Botanik u. s. w., von den Professoren der philosophischen Facultät abgemacht. Nach eigentlich philosophischen Collegien fragen die medicinischen Studenten gar nicht und haben bei der schlechten scholastischen Beschaffenheit derselben zu dieser üblichen Verachtung auch guten Grund. Trotz dieser Abgeschlossenheit der medicinischen Facultät ist aber der dortige Geist, namentlich bezüglich der altsprachlichen Engherzigkeit, auch im Sinne der Gesammtuniversität ausgefallen und bis jetzt gelehrt conservativ geblieben. Es lässt sich also ganz im Allgemeinen aussprechen, dass die berliner Universität überall den philologisch und historisch gearteten Sinn der Personen aufzuweisen hat, die bei ihrer Gründung ihre hauptsächlichsten Gelehrtenautoritäten waren. Demgemäss fand man denn auch das juristische Studium noch so gestaltet, wie es ungefähr den Absichten Savignys entsprach. Ja man konnte sagen, dass die berliner juristische Facultät in dieser Beziehung die Hauptburg war, welche innerhalb Deutschlands für das existirte, was sich seit Hugo und Savigny geschichtliche Rechtswissenschaft genannt hatte.

Alles, was ich ergriff, wollte ich ernst und gründlich, ja bis auf den letzten Grund durcharbeiten. Altsprachliche Gelehrsamkeit schreckte mich dabei umsoweniger ab, als ich von einem Gymnasium kam, wo man mich fast zum Philologen gemacht hatte, und wo mir das Lateinische so geläufig geworden war, wie dies selten auch nur bei denen der Fall ist, welche die Philologie als Universitätsfach betreiben. Für das Verständniss der römischen Rechtsquellen war ich demgemäss vorzüglich vorbereitet, und ich habe die Institutionen des Gajus und die wichtigsten Stoffe aus der Pandectencompilation nach und nach so eifrig durchgearbeitet, als wenn ich juristischer Docent werden wollte, wozu ich mich auch später wirklich vorbereitet habe. Doch ich bin hier noch beim allerersten Anfang. Es ist noch der Institutionenjünger des ersten Semesters, der den Eindruck zu berichten hat, den das juristische Vorlesungswesen sofort auf ihn machte. Mit reger Erwartung hatte ich den neuen Schauplatz betreten und sass im Auditorium, voll Spannung, wie der Romanist Herr Keller seine Institutionen des römischen Rechts und seine römische Rechtsgeschichte uns vortragen würde. Ich hatte in Herrn Keller, wie ich mich später durch Vergleichungen überzeugte, den besten derjenigen Profes-

soren getroffen, die für römisches Recht vorhanden waren. Er war wirklich ein Quellenforscher und empfahl auch eine möglichst baldige Emancipation von blossen Lehrbüchern durch Hinwendung zu den lateinischen Beurkundungen, in denen die classischen römischen Juristen ihr Wissen niedergelegt hatten. Unter den Studenten galten Herrn Kellers Vorlesungen für schwerer zu verstehen, aber auch für gewichtiger als die der andern Professoren. Grade deswegen hatte ich ihn auch gewählt und nicht etwa Herrn Gneist, der seinem Ruf, plattverständliche Hefte in bequemem Tempo mit dreimaliger Wiederholung jedes Satzstückchens zu dictiren, sehr gefällig entsprach, — was ich später aus eigner Anschauung genugsam constatirte. Herr Keller war von der Schweiz hergekommen und hatte von seiner freieren politischen Bildung und Vergangenheit, die er in Preussen mit dem Conservatismus vertauschte, einige geistige Züge und Allüren übernommen, die seiner Behandlungsart der Wissenschaft eine von gröbern Vorurtheilen freie Verstandesmässigkeit ertheilten. Auf dem Katheder konnte man ihm den angenommenen Conservatismus kaum anmerken. Sicherlich war es viel, dass er erklärte, die Geschichte der religiösen Streitigkeiten der Byzantiner und überhaupt die Entwicklung der christlichen Organisationen seien Dinge, die sich ohne Langeweile nur in Gibbons Verfallgeschichte des römischen Reichs lesen liessen. Von der Theologie hielt er nichts, und das, was man auf Universitäten als Philosophie und Logik servirt, hätte er, wie er in seinen Vorlesungen über Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft principiell aussprach, lieber durch einen Cursus der Verstandesschulung vermittelst der Mathematik ersetzt gesehen. Es war ihm nicht recht, wenn sich Jemand zu lange bei philosophischen Vorlesungen oder, wie er es nannte, bei dem Abc und den Elementen aufhielt. Auch begriff ich diese Positivität und diesen Sinn für specielles Wissen bald selbst genugsam. Jetzt ist jedoch noch davon die Rede, wie mir zuerst die Vorlesungen dieses Professors vorkamen, der nach Inhalt, Methode und Form noch das Beste leistete, was ich im Bereich der Universitätsmanier je kennengelernt habe.

An Dictiren war ich von der Schule her nicht gewöhnt. Auch hatte ich schon im Voraus mir eine Ansicht gegen alles Dictandolehren gebildet. Die Nachschreiberei der Studenten war nicht blos in Goethes Faust verspottet. Ich kannte auch neuere Sarkasmen dagegen, wie diejenigen Hoffmanns von Fallersleben,

der ja selbst Universitätsprofessor gewesen war. In einem Gedichtchen desselben, welches mit der Frage beginnt: „Was macht der Bruder Studio Drei ganzer Jahre lang?“ und diese Frage den Thatsachen entsprechend beantwortet, heisst es unter Anderm auch: „Doch schmiert er fleissig nach und schmiert, was der Professor ihm dictirt.“ Ohnedies eingenommen gegen jede mechanisch geistlose Manier, wollte ich nicht eine solche Heftschreibemaschine werden, wie sie seit dem Aufkommen der Universitäten und juristischen Facultäten, also seit dem 12. Jahrhundert, Student heisst. Ich ging daher mit dem Entschluss in den Hörsaal, aufmerksam und überlegend zuzuhören, mich aber im Schreiben auf vereinzelte und möglichst nur literarische Notizen zu beschränken. Auch führte ich dies eine Anzahl Wochen durch, sah aber bald, dass ich auf diese Weise zu nichts kommen würde. Die Vorlesungen waren eben Dictate und nicht gedankenbewegende Vorträge. Sie waren regungslose Wiedergaben einer wörtlich fertigen Heftredaction mit sehr spärlichen gelegentlichen Einschaltungen von ein paar erläuternden Worten, die in einer freiern als der gewöhnlichen Dictirweise gesprochen wurden. Es fehlte jede Möglichkeit, sich durch blosses Anhören des Dictats im Geiste genügend zu beschäftigen. Langeweile und Ungeduld waren bei blossem Anhören unvermeidlich. Als Buch, im gewöhnlichen Lesetempo durchgegangen, wäre das vom Professor dictirte Heft allenfalls verdaulich gewesen, gleich jedem Lehrbuch. Die Selbstlectüre wäre aber auch mindestens fünfmal rascher gegangen, und so kann man veranschlagen, wie öde der Geist und wie gegenstandlos die Aufmerksamkeit bleiben musste, indem ihr sozusagen die einzelnen Sätze des professoralen Manuscriptlehrbuchs im Dictirtempo zugemessen wurden. Ich musste mich daher nach verfehlten Versuchen zuletzt, wenn auch widerwillig, entschliessen, mitzuschreiben und durch Fingergeschäftigkeit die Lücke auszufüllen, welche die Universitätsvorlesung nun einmal im Geiste liess. Ich hatte nur die Wahl, mich auf diese Weise anzubequemen oder aus den Vorlesungen ganz wegzubleiben. Letzteres wäre, wie ich später eingesehen habe, nützlicher gewesen. Ich hätte die Zeit frischer anwenden und aus Büchern, ja aus bereits gedruckten Vorlesungen oder, wenn es durchaus laufende Vorlesungen sein sollten, auch aus käuflich erwerbbaren fertigen Heften bequemer und demgemäss auch mehr lernen können. Indessen war ich damals noch weit von jener festen Ueberzeugung entfernt, die sich

erst später bei mir ausbildete, dass nämlich das ganze universitäre Vorlesungswesen principiell verwerflich sei und dass bei demselben für den Studirenden nichts herauskomme, als Zeitvergeudung.

2. Die eben angeführte Erfahrung von der Gestaltung des Universitätsstudiums war eine erste und zugleich wichtige Enttäuschung. Eine Anzahl Stunden des Tages schreibbeflissen zubringen müssen, um sozusagen eine Copie vom Hefte des Professors zu besitzen, — das war eine Last, der sich die Geduld eines lebendigen Geistes nur mit chronischem Unmuth unterwarf. Ich war indessen daran gewöhnt, Selbstverläugnung zu üben und Opfer zu bringen, wo ich nur noch auf irgend eine Frucht hoffen konnte. Autorität und Herkommen aber sind einem jungen Menschen gegenüber verhältnissmässig mächtig genug, um ihn noch immer bei einigem Vertrauen zu erhalten. Der Student als solcher blickt nie tiefer in das Universitätstreiben. Er kann aus eigner Wahrnehmung nicht die ganze Hohlheit desselben durchschauen. Die meisten Studirenden werden auch durch eine gewisse Eitelkeit gehindert, das Wenige, was sie wirklich sehen, richtig zu würdigen. Sie sind von ihrem Stande und dem Schein studentischer Freiheit zu eingenommen, um zu einiger wahren Erkenntniss über das Medium zu gelangen, in welchem sie sich bewegen. Sie können sich die Professoren aussuchen, bei denen sie hören wollen, und demgemäss besteht seitens der Professoren eine förmliche Concurrenz, den Studenten zu schmeicheln. Die hieraus folgende Begegnungsart contrastirt stark mit dem Gymnasium. Die Studirenden merken nicht, welchem Umstande sie alle jene schmeichelhafte Rücksicht verdanken, die ihnen vom Katheder und noch mehr im persönlichen Einzelverkehr gemeiniglich zu Theil wird. Sie sind ein umworbenes, geneigt zu machendes Publicum. Je mehr ein Professor von diesem Publicum an sich zieht, um so reichlicher ist die Anzahl der Goldstücke, die ihm noch ausser seinem festen Staatsgehalt als eingezahlte Studentenhonorare allsemesterlich den Beutel füllen. Einzelne juristische Professoren machten in dieser Beziehung massenhafte Geschäfte. Indessen gehen mich in diesem Entwicklungsstadium diese Missstände noch nicht weiter an. Ich wollte eben nur darauf hingewiesen haben, dass der Student auch von den Fäden der Eitelkeit umsponnen gehalten und durch die trügerische Meinung, die man ihm von seinem akademischen Bürgerthum und seiner Würde beibringt,

behindert wird, die handgreiflichsten Uebel gebührend zu verurtheilen.

Ich war nicht in dem Falle Jemandes, der sich durch die erwähnten Umstände bethören liess; aber der Eindruck des Ueblen gestaltete sich unwillkürlich mässiger, indem er mit soviel ungewohntem Entgegenkommen verbunden war. Ueberdies glückte es mir, bei der Vertheilung von kleinen Fonds, für deren Erlangung Facultätsprüfungen zu bestehen waren, durch Auszeichnung in den Antworten schon im ersten Semester eine derartige Prämie davonzutragen. Der studentische Institutionenjünger war glücklicherweise noch nicht der Schriftsteller von später; sonst möchten ihm wohl wunderliche Prämien, etwa nach Art eines consilium abeundi, zu Theil geworden sein. Auch ich hätte mir, wenn ich mit der späteren Erfahrung schon damals ausgerüstet gewesen wäre, selbst einen ähnlichen Rath gegeben, nämlich den, vom Collegienbesuch abzugehen und alle erforderlichen Einschreibungen sammt den ganzen 6 Semestern nur als eine formelle Last und als einen unumgänglichen Aufenthalt zu behandeln. Soweit war ich aber in der Erkenntniss der Wahrheit noch nicht vorgedrungen. Die Vorleserei missfiel mir, aber sie konnte von mir noch nicht gänzlich verurtheilt werden. Da das Uebel sich heute wie damals fortschleppt und, aller Voraussicht nach, erst mit den Universitäten selbst beseitigt werden kann, so wird es für manchen Leser, insbesondere aber für Studirende, nützlich sein, wenn ich noch ein wenig bei dem Erbübel der Nachschreibevorlesungen verweile. Wer aber die Lehrweise der Universitäten nicht kennt, wird grade von diesem Punkte aus einen Einblick gewinnen können.

Der erwähnte Herr Keller gehörte durchaus nicht zu denjenigen Professoren, welche der alten, völlig trägen Manier allerlangsamsten Dictirens huldigten. Im Gegentheil glaubte er darüber weit hinauszusein. Er erzählte uns, wie zur Zeit seiner eignen göttinger Studentenschaft die Sache gemacht wurde. Damals, als gelegentlich auch noch die Hunde sich in die Vorlesungen miteinschleichen durften, also der Brauch, mit Tabakspfeife und vierfüssigem Begleiter zu erscheinen, noch nicht ganz zu einer blossen Sage geworden war, galt das Heftnachschreiben als eine Arbeit, die man als älterer Student nicht in eigner Person zu besorgen hätte. Der Student Keller und seine Genossen hatten, als sie bei Eichhorn, dem Hauptvertreter der germanistischen Jurisprudenz,

Vorlesungen belegt hatten, meistens die sogenannten Füchse, d. h. die jüngern Studenten hingeschickt, die alsdann ausser ihren eignen Heften auch noch gemächlich andere für die bemoosten Häupter (so heissen im Universitätsjargon die vorgerückten Studenten) nachschreiben konnten. Hier war also ein Ideal verwirklicht, welches man auch noch heute bewundern müsste, wenn wir im Gebiet der akustischen Fixirung von Wörtern nicht glänzende Erfindungen aufzuweisen hätten. Phonograph und Telephon könnten zusammengenommen Alles in Allem sein, so dass Professoren und Studenten zugleich überflüssig würden. So ein Kasten auf dem Katheder, welcher jedesmal zur bestimmten Stunde ein Stück phonographisch fixirten Heftes wie eine Spieluhr von sich gäbe oder, wie der classische Universitätsausdruck lautet, tradirte, — das wäre schon eine Reform, die viel Lungenarbeit ersparte. Diesen Centralkasten könnte man telephonisch mit den Behausungen aller Studenten, die sich nicht vor ihn hinsetzen, sondern in absentia studiren wollen, in Verbindung bringen. Der Student brauchte aber auch selber garnicht hinzuhören; er hätte statt seiner nur eine Maschine aufzustellen, welche die angekommenen Wörter wieder fixirte. Dann wäre die Copie vollständig, und der Student könnte sozusagen ein Exemplar seines Professors zu beliebigem Gebrauch im Schranke haben. Das wäre eine Vervollkommnung; denn das todte Heft von heute wäre durch das eigenste individuelle Wort des Docirenden ersetzt. Das lebendige Wort ist es ja, welches wahrhaft lehrt, vox viva docet, — das habe ich öfter von den Professoren hören müssen, wenn sie ihr Dictat einen Augenblick unterbrachen. Die vox viva aus dem Phonographen, — damit könnten die Professoren sogar nach ihrem Tode noch fortleben und weiter dociren, statt, wie jetzt, schon vergessen zu sein; wenn ihr äusserlicher Amtseinfluss dahin ist.

Das Schlimmste bei alledem war, dass die Studenten selbst das Dictiren und zwar ein bequem langsames als eine Lebensfrage ansahen. Sich ein Heft nachzuschreiben, — dies war das Ziel. Bei Professoren wie Herr Gneist machte sich das ganz handwerks- und maschinenmässig. Kam ein Theil der Studenten trotz des mehrmaligen Vorsagens jedes Satzstückchens nicht mit, so mussten ausser den Fingern auch noch die Füsse helfen. Man scharrte alsdann. Diese Kundgebung bedeutete dem Professor, dass es nicht langsam genug gehe und dass er noch einmal vorzusagen habe. Herr Gneist that dies auch allergehorsamst mit einer Regel-

mässigkeit, dass man die urwüchsig telephonische Harmonie bewundern musste, in die sich zwischen Fingern und Füssen der Studenten einerseits und Professormund andererseits jede Störung sofort auflöste. Herr Keller dagegen oder vielmehr Herr v. Keller, wie er sich seit der Nachsuchung der preussischen Erneuerung seines einstigen Familienadels mit verschämtem Häkchen vor dem K schrieb, hielt auf aristokratischen Anstand und trat mit mehr Autorität auf. Er war in seinem Wesen zwar immer von einer Art Frohlebigkeit, ja fast lächelnder Freundlichkeit, aber dabei von gesetzten Allüren, so dass er im Punkte seines Ansehens keinen Spass verstand. Nun dictirte er derartig, dass nur mit Abkürzungen nachzukommen war. Als einmal Einige das von den Vorlesungen Anderer her gewohnheitsmässige Scharren versuchen wollten, hielt er sofort inne und verliess, als sich die Kundgebung von Neuem geltendmachen wollte, auf der Stelle den Hörsaal. Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, war er früher einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit zu den Vorlesungen nicht eher wieder erschienen, als bis ihn eine Deputation um die Wiederaufnahme derselben gebeten und die Ordnung, an der er festhielt, ausdrücklich garantirt hatte. Uns sagte er gelegentlich, dass die Stenographie nicht umsonst erfunden sei. Freilich war sie bei ihm durchaus nicht nöthig. Mit einiger Anspannung und einem System von Abkürzungen konnte auch ein Schreiber von durchschnittlicher Fingergeschwindigkeit folgen. Auch habe ich die kleine Geschichte nur erzählt, um das anscheinend sonderbare Bedürfniss der Studenten zu veranschaulichen. Der Docent gab in diesem Falle nicht nach, sondern hielt sich mit Recht in Unabhängigkeit, wenn auch nur von dem niedrigsten Niveau der Nachschreibegewohnheiten.

Den sämmtlichen kellerschen Vorlesungen, die sich über alle Fächer sowohl des reinen römischen Rechts als auch seiner Gestaltungen als gemeinen Rechts Deutschlands erstreckten, bin ich gefolgt, mochte es sich um die wöchentlich fünfzehnstündigen Pandecten oder um zweistündige Nebencollegia, wie über Alterthümer des römischen Civilprocesses, handeln. Bei keinem andern Docenten habe ich gleichermaassen ausgehalten. Einzelne, wie beispielsweise ein Herr Heffter mit seinem Völkerrecht und ein Professor Homeyer mit seinem deutschen Privatrecht, liessen sich mit ihrer schlaffen und dröhnigen Langweiligkeit trotz aller Versuche nicht ertragen, und ich zog es vor, in dem kleinen botanischen

Garten hinter der Universität unbesteuerte frische Luft zu athmen, anstatt in den niedrigen dumpfen Zwielichträumen die platten einschläfernden Vorlesungen jener Herren, die ich theuer bezahlt hatte, zu verschlucken. Damals waren für die Staatsexamina noch ministeriell circa ein und ein halbes Dutzend Vorlesungen vorgeschrieben, die man bezahlt, wenn auch thatsächlich nicht gehört haben musste, um zu den Prüfungen bei den Gerichten zugelassen zu werden. Die Examinatoren dafür waren aber glücklicherweise Richter und noch nicht, wie später, zum Theil Universitätsprofessoren. Die spätere Abschaffung der sogenannten Zwangscollegia, d. h. der Bezahlung jener anderthalb Dutzend, hat daher so gut wie nichts zu bedeuten gehabt; denn an die Stelle des formellen ist der indirecte Zwang getreten, der sich im Hinblick auf die künftige Examinatorrolle der Professoren noch drückender gestaltet. Bezahlt muss also jedenfalls werden. Viele juristische Studenten kümmern sich um nichts weiter als diese Pflicht und denken erst am Ende der Studienzeit daran, durch sogenanntes Einpauken, d. h. durch Eindrillung seitens Jemandes, der aus der Vorbereitung zum Examen ein besonderes Gewerbe macht, das zu ersetzen, was ihnen während der Studienjahre nicht zu Theil geworden ist. Man kann ihnen Angesichts des geschilderten Vorlesungssystems, wie es auf allen Universitäten prakticirt wird, nicht einmal Unrecht geben. Die Universitäten sind eben in dieser Weise unfähig, etwas Rechtes auf rechte Weise beizubringen. Man nehme auch nur nicht an, dass die Nachschreiberei, an der die Studenten mit anscheinend seltsamer Hartnäckigkeit selbst festhalten, etwas Zufälliges sei. Ein lehrbuchartiges Heft, welches das ganze Besitzthum des Professors bildet, ob langsam dictandomässig oder rasch vorgelesen, ergiebt eben nie einen anhörbaren Vortrag. Um lebendig verständlich zu sein, also um die Gedanken in lebhaft bewegender Weise zu beschäftigen, müsste das Gesprochene den Charakter der anregenden Rede und Erörterung haben. Diese eignet sich aber nicht, um den Lehrbuchstoff ganzer Wissenschaften abzuspinnen. Auch abgesehen hievon fehlt zu der freien beweglichen, von einem Hefte unabhängigen Auseinandersetzung bei den Professoren gemeiniglich alle Fähigkeit. Die übliche Vorleserei ist also eine universitäre Fatalität, welcher die Menge der Professoren und Studenten den Umständen gemäss anheimfällt. Sie kann, ausser in Ausnahmsfällen, gründ-

lich und durchgreifend nur mit dem ganzen universitären System abgethan werden.

3. Die Enttäuschung, die ich bezüglich des Nutzens der universitären Lehrart erfuhr, wurde noch überwogen durch diejenige, die sich auf den Inhalt und Kern des von mir gewählten Studiums bezog. Wie schon erwähnt, hatte mein vom Knabenalter her gepflegter strenger Gerechtigkeitssinn einen erheblichen Antheil an meiner Wahl gehabt. Ich suchte nun vergebens, etwas von diesem Sinne in dem Gelehrsamkeitszweig zu entdecken, der sich mir auf der Universität als Jurisprudenz präsentirte. Ich wollte die Wurzeln alles positiven und specialistischen Rechts kennenlernen, und thatsächlich raschelte es überall nur, wie wenn man im Herbst durch abgefallene Dürre und vergilbte Blätter schlendert. So wenigstens kam mir trotz eifrigster und gründlichster Befassung die sogenannte Rechtswissenschaft und zwar nicht blos die historisch philologische vor, wenn ich an den lebendigen Naturquell aller Gerechtigkeitsregungen dachte, deren Antrieb ich auch in mir nicht ohnmächtig zu verspüren glaubte. Gewissenhaft durchmaass ich das Gebiet der herkömmlichen Jurisprudenz nach allen Richtungen, aber ganz besonders nach Seiten der als classisch gerühmten Schulungsstoffe. Die Römer als Rechtslehrer für die Welt, — diese Charakteristik liess ich zunächst gelten und vertiefte mich in das reine römische Recht, wie es aus den Pandectenfragmenten einigermaassen erkennbar und reconstruirbar ist, mit dem Eifer eines Alterthumsforschers. Ich wollte dahinterkommen, ob sich den Ueberlieferungen von Papinian, Paulus, Ulpian und Aehnlichen nicht etwas abgewinnen liesse, was die letzten Elemente aller positiven Rechtsbildung und aller juristischen Consequenz durchschaubar machte. Ich wollte das Recht bis zu seinen Wurzeln verfolgen, ohne einem unnatürlichen positiven Recht oder einem unpositiven Naturrecht anheimzufallen. Ich ging von dem Gedanken aus, es könne nur eine einheitliche Gerechtigkeit geben, die sich in der positivsten Specialität ebenso bekunden müsse, wie in den allgemeinsten Principien und elementarsten Grundsätzen. Ich hielt es daher nicht für überflüssig, das Terrain der reinen Romanisten mit Sorgfalt zu durchforschen und den Gelehrten sogar bis in den äussersten Kleinkram der Antiquitäten zu folgen. Ich griff bald über Hefte und gewöhnliche Lehrbücher hinaus, schaffte mir Savignys System an, blieb selbst seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter nicht fremd und warf mich bald auch

auf das Studium eigentlicher Monographien. So wurde mir beispielsweise das Hantiren mit den römischen Processformeln sehr geläufig. Der römische Judex mag selbst oft nicht so genau gewusst haben, was in jeder Ecke der ihm vom Prätor vorgeschriebenen Formel verborgen war, als es bei den Romanisten seit Savigny und bei mir, ihrem damaligen Schüler, der Fall war. Ich hörte mit diesen Studien nicht etwa bald auf, sondern setzte sie über die Universität hinaus auch neben der juristischen Praxis fort. Mit dem Vorlesungshören war ich allerdings schon im vierten Semester fast fertig und hatte diese Gattung mehr als sattbekommen; im sechsten nahm ich nur noch, wie man das nennt, ein einziges Colleg an, nämlich gerichtliche Medicin, beschränkte mich also auf das zulässige geringste Maass, mit welchem man noch formell Student bleibt. Aber um die Literatur kümmerte ich mich dafür um so ausgiebiger und zwar nicht blos durch Bibliotheklectüre, sondern indem ich auch leider nur zuviele Bücher kaufte. Ueberall hielt ich mich, wo nicht an die Quellen, doch jedenfalls an die für den jedesmaligen Gegenstand typischen Hauptwerke, also beispielsweise im deutschen Recht an Eichhorns Geschichte, indem ich die laufenden Tagesdarstellungen oder, mit andern Worten, die grade gangbaren Compilationen nur wie Lexika und als äussere Literarnachweisungen benutzte. In dieser Weise ernst genommen, hat mir das juristische Studium während der 3 Universitätsjahre und der dann folgenden Jahre der Praxis viel Zeit und Mühe gekostet. Man bedenke, wie die Anleitung dazu beschaffen war. Man kann das Beste, was ich von der Universität hatte, nach Kellers Pandectenheft bemessen, welches nach dem Tode dieses Professors gedruckt worden ist. Alles Uebrige war weit schlechter, und offenbar musste ich mir meinen Weg in der Literatur meist nach eignem Urtheil suchen.

Das Ziel war für mich ja auch ein ganz anderes. Wirkliche Normen echter Gerechtigkeit waren keine universitäre Waare. Im Bereich der letztern ist fast ausnahmslos nur verlehrte Blasirtheit anzutreffen. Lebendiges Gerechtigkeitsgefühl ist grade in der sogenannten Rechtswissenschaft nicht zu Hause, in der sogenannten Rechtsphilosophie aber, die sich auch wohl noch Naturrecht nennt, völlig verrathen. Den Vorlesungen über angebliches Naturrecht habe ich leider auch einige Goldstücke geopfert, indem ich nämlich diesen haltungslosen Mischmasch sowohl bei einem Philosophieprofessor als auch bei einem Rechtsprofessor einnahm. Der

erste war der schon obenerwähnte Herr Trendelenburg, der mit seiner Logik und seiner Geschichte der Philosophie als Examinator der Gymnasiallehrer sozusagen ein Zwangs- und Bannrecht auf die meisten Zuhörer hatte und durch seinen äusserlichen Einfluss sich ein Ansehen zu verschaffen wusste. Dem unkundigen Studenten, der die Fäden noch nicht kennt, an denen das Puppenspiel gelenkt wird, drängt sich selbstverständlich das auf, was eben im Vordergrunde den unmittelbaren Schein für sich hat. Den Meisten imponirt sogar die zahlreiche Zuhörerschaft, deren wahre Ursachen sie nicht kennen, und sie laufen, wohin Alles läuft. Ich für mein Theil prüfte; aber es hilft nicht viel, nach dem Besten zu suchen, wo überhaupt nichts Gutes vorhanden ist. Bei meiner Vorliebe für logische Lehren und Speculationen, denen ich schon auf dem Gymnasium für mich nachgegangen war, verfehlte ich natürlich nicht, auch in der philosophischen Richtung die von der Universität gebotene Kost reichlich durchzuversuchen. Auch gewann sich mein von lebendigem Trieb bewegter Geist wirklich die Geduldsprobe ab, es verschiedene Semester bei Herrn Trendelenburgs Aristoteliren auszuhalten. Als in der Geschichte der Philosophie die Eleaten herankamen, und bei vielen andern Gelegenheiten, erlöste mich allerdings zeitweilig der Humor von der Frohn der Langenweile. Ich schrieb Glossen in mein Heft, die sich über die lahmen, Aristoteles nachgeäfften Versuche lustigmachten, Denkschwierigkeiten jener Art zu heben. Meine spätere eigne Geschichte der Philosophie und übrigen philosophischen Werke wurden oft nur ausgedehnte Verkörperungen von Gedanken, die ich damals schon gefasst hatte, und denen gegenüber die professorale Tretmühle sich schon für den Studenten als wahrer Hohn auf menschliche und freie Gedankenarbeit ausnahm. Doch genug von dem Philosophasterthum der berliner Professoren, dessen verschiedene Schattirungen, einschliesslich der oft komischen Ueberbleibsel der Hegelgarde, ich kennenlernte.

Hätte ich bezüglich des Naturrechts damals gewusst, was ich erst spät mit Sicherheit erkannte, so würde ich auch im Bücherstudium viel weniger Zeit und Mühe verloren haben. Ich hätte alsdann allein Hobbes und Rousseau des Studiums werth gehalten und den sonstigen Bücherkram, namentlich aber die Machwerke der Professoren, als unzurechnungsfähige Maculatur behandelt, natürlich einschliesslich von Rechtsmetaphysiken sogenannter grosser Philosophen, und zwar nichr etwa blos derjenigen des

frühern berliner Professors Hegel, sondern auch derjenigen des königsberger Professors Kant, von den verworrenen und predigerhaften Wüstheiten des frühern berliner Professors Fichte nicht zu reden. Indessen ist die Universitätsluft, die auf dem Studenten lastet, so verdickt und umnebelnd, dass garnicht daran zu denken ist, dass ein junger Mensch von vornherein die ganze Autorität abschüttele, deren künstliche Mauern seit Generationen das Publicum gefangen halten. Es war schon sehr viel, dass ich Hegels Werke mit dem vollen Bewusstsein las, es mit einer Geistesstörung und wesentlich mit Unsinn zu thun zu haben. Aber auch die anscheinende Originalität des Widersinns hätte mich nicht gereizt, durchaus hinter das Räthsel seiner Production und seiner ansteckenden Eigenschaften kommen zu wollen, wenn ich mit universitärem Sectenhumbug, Bildung von Schulherrschaft durch äusserlichen Aemtereinfluss und überhaupt mit geistiger Charlatanerie erfahrungsmässig vertraut gewesen wäre. Dann hätte ich die nicht blos trügerischen, sondern auch betrügerischen Fricassees sogenannter Dialektik, in denen Stücke von Ja und Nein verkocht waren, unangesehen stehen lassen. Die Untersuchung derselben hat mir für die Folgezeit nichts weiter eingebracht, als dass ich, um mir auch einmal ein hier wirklich angemessenes berliner Volkswort zu gestatten, den Schwindel gründlich kannte und ihn fernerhin gebührend abzufertigen wusste. Wenn ich je in Gefahr war, mir aus der universitär corrupten Luft etwas anzustecken, so hat mich meine fortgepflegte Neigung zur Mathematik und zum exacten Naturwissen gegen die blasirte Verschwommenheit geschützt.

Der Weg bis zu dem Punkte, auf welchem ich durchschauen sollte, dass Kant nur einige Brosamen von Rousseau aufgelesen und übrigens eben auch nur ein Professor der Metaphysik gewesen sei, war noch weit. Er erstreckte sich bis in meine Docentenschaft hinein. Freilich hatte man sich damals noch nicht wieder auf das Kantisiren so arg verlegt, wie es im Laufe der nächsten Jahrzehnte geschah. Aber die Berufung auf Kant legte sich Einem doch unwillkürlich als eine Hinweisung auf einen theoretisch und moralisch achtbaren Hintergrund auf. Ich für meine Person habe daher Kant in allen Punkten ernstgenommen, die nicht seine Theologie, nämlich nicht seine Gottheit und Unsterblichkeit betrafen. Was ich bei ihm suchte, waren die logischen und weltschematischen Erörterungen über Raum, Zeit, Ursächlichkeit und Unendlichkeit. Wo er mir in seiner Manier theologisch wurde, über-

schlug ich solche Auslassungen. Mein Irrthum war, wie ich später eingesehen habe, das übelangebrachte Vertrauen, es sei dem königsberger Professor wirklich um rein wissenschaftliche Einsichten zu thun gewesen. In der That hatte er nur Stützen für den Rest eines fahlen Glaubens gesucht, und dieser Glaube selbst war nur ein Echo von Rousseaus Bekenntniss, wie sich denn auch in der sogenannten Rechtslehre zeigte, dass der Professor Kant von den Ideen jenes wirklichen Genius lebte, die er aber verzopft und scholastisch ungeniessbar sowie professormässig abgeschwächt vorbrachte. Mit dieser Hinweisung habe ich aber schon Einsichten vorgegriffen, die sich erst in meinen spätern Werken finden, zu denen der Student aber unter dem starken Atmosphärendruck der Universitäten und ihrer Professorenliteratur nicht gelangen konnte. Ich befand mich gleichsam in einem Gefängniss und kam, so frei ich auch sonst denken mochte, nur schwer und erst nach langen Erfahrungen in wirklich freie Luft. Man hat im weitern Publicum keine zureichende Vorstellung davon, wie beirrend die universitäre Autorität wirkt, soweit sie sich auf eine ältere Literatur stützen kann, die im Allgemeinen in einigem Ansehen steht. Das beste Beispiel hiefür ist eben Kant. An den Professoren, die man leibhaft vor sich hat, versieht sich ein junger Mensch von wirklichem Talent nicht leicht. Dafür sorgen diese Herren durch ihre Beschaffenheit, trotz der zunächst imponirenden Zuhörerzahl und des universitären, von oben gemachten Reclamerufs, zu denen sie es künstlich gebracht haben. Man sieht ihre geistlosen Allüren, man hört ihre gedanken- und gemüthlosen Worte, man beobachtet ihre Blasirtheit, man merkt etwas von der Handwerkerlichkeit ihres Treibens, kurz man fühlt, wo man es nicht deutlich einsieht, dass man es mit Holzfiguren und noch nicht einmal mit solchen von gesundem Holze zu thun hat. Anders verhält es sich mit den Professoren der Vergangenheit, die obenein die ausgezeichnetsten ihrer Species waren, hätte sich die Auszeichnung auch nur auf Originalität im Verkehrten gegründet. Diesen gegenüber ist man geneigt, Vieles auf Rechnung des Zeitalters zu setzen, und von ihnen werden nur Bücher sichtbar, für welche das überlieferte Vorurtheil eine eigenthümliche Schätzungsart eingeführt hat. Die ärgsten Schwächen und Auswüchse werden geflissentlich zur Seite gelassen und so der Sinn, der auf Alles merken sollte, künstlich beirrt. Dieser Umstand ist das Geheimniss des Einflusses, den ältere Autoritäten, die von den nächsten Generationen künstlich

emporgeschraubt sind, eine Zeit lang auf einen bessern Geist ausüben können, der würdig gewesen wäre, ohne solchen Aufenthalt mit den Urquellen und Vertretern wirklichen Genies, welches die Menschheit aufzuweisen hat, sofort in Berührung zu kommen.

4. Auf diese günstige Weise konnte es nun aber mit dem Studium unter den gegebenen Verhältnissen des Gelehrtenreiches und der Literatur nicht vorwärtsgehen. Dazu hätte ein Durchbruch durch die Schranken des professoralen Unwesens und eine Reform der Wissenschaft gehört, woran zu arbeiten grade erst die immer vollständigere Erkenntniss der Missstände angetrieben hat. Erst eine langsam gereifte Ueberzeugung hat mich zusammen mit meiner positiven Geistesentwicklung schliesslich so gefestigt, um mich von der dornigen Aufgabe immer mehr in Angriff nehmen und den wahrlich nicht geringfügigen Gefahren, in die der reformatorische Beruf meine äussere Existenz gebracht hat, die Stirn bieten zu lassen. In dem hier fraglichen Zeitpunkt ist es jedoch noch der stille innere Fortschritt in der Vorbereitung, der gekennzeichnet sein will. In allen Richtungen der wissenschaftlichen Literatur sah ich mich nach besserer Nahrung um und kam dabei an die entlegensten Punkte, die der Weg eines Studirenden sonst nicht leicht berührt. Ich dehnte aber auch schon in meiner eigentlichen Studentenzeit meine Aufmerksamkeit eifrig nicht blos auf die Volkswirthschaftslehre, sondern auch auf die moderneren socialstatistischen Versuche aus. Auf der Universität war, wie schon früher gesagt, nichts Geniessbares zu finden. Der ordentliche Professor für Nationalökonomie und zugleich der Vorstand des preussischen statistischen Bureaus, Herr Dieterici, vereinigte zwei bis drei Zuhörer, um ihnen ein dürres, aber zahlengespicktes Heft mit entsprechender Trockenheit vorzulesen, und bisweilen fanden diejenigen, welche gelegentlich hospitiren und den Professor kennenlernen wollten, auch nicht einmal dieses kleine Collegium, sondern nur die leeren Wände vor. Ich half mir damit, zunächst Adam Smiths Völkerreichthum zu studiren und später die bedeutenden, sämmtlich unzünftigen Schriftsteller der modernen Oekonomie zu lesen. Der erste Eindruck, den ich damals von Adam Smith erhielt, machte mich gegen die Aussichten der Wirthschaftslehre etwas kühl. Diese Wissenschaft, so aufklärend sie in manchen Richtungen wirkte, kam mir doch noch äusserst unzulänglich vor. Ich vermisste in ihr sofort die Rücksicht auf das Wieviel in den Thatsachen und

Vorgängen. Ich nahm die Mangelhaftigkeit ihrer Schlüsse wahr die sich auch da in nebelhafter Allgemeinheit halten, wo sie nur mit Rücksicht auf das Mehr oder Minder oder auf bestimmte, Quantitäten in einem exacten und entscheidenden Sinne möglich sein würden. Ueberdies kam mir das ganze Gebiet dieser Theorien, und zwar grade nach dem Eindruck der Smithschen Ueberliefe-rung, etwas blasirend grau vor. Ich hatte die pariser Juniscenen nicht blos im Kopfe, sondern auch im Herzen erwogen. Auch von den socialistischen Schriftstellern der Franzosen wusste ich grade genug, um den Gerechtigkeitsgedanken, um den bei mir Alles gleichsam gravitirte, auch auf das eigentlich gesellschaftliche Gebiet zu übertragen. Meine Ideen waren aber hiebei von vornherein selbständig. Ich unterschied in meiner Weise scharf zwischen den gesetzlichen Regeln, vermöge deren die ungehörige Bereicherung der Einen auf Kosten der Andern stattfindet, und dem thatsächlichen Besitz- und Vermögensstande. Jene Gesetze und Regeln im Sinne der Freiheit und Gleichheit zu ändern, erschien mir als Forderung der Gerechtigkeit. Dagegen aus dem Vermögen der Einen etwas wegzunehmen, um es den Andern zu geben, wollte mir nicht als gerechte Maassregel einleuchten. Ich glaubte, dass, sobald die Gesetze und Bedingungen der laufenden Vertheilung geändert würden, die Ungebührlichkeiten im augenblicklichen Vermögensstande nicht lange vorhalten könnten. Man sieht hieraus, wie ernstlich ich es mit der allseitigen Gerechtigkeit nahm, und wie peinlich mir der Gedanke war, dass in irgend Jemandes Habe eingegriffen werden sollte. Ebendeswegen habe ich den Gegenstand auch schon hier berührt; denn Volkswirthschaftslehre und Socialität treten erst in meiner weitern Entwicklung als Angelegenheiten ersten Ranges in den Vordergrund. Doch sei nicht vergessen, dass ich schon damals dazu gelangte, im Bereich unfruchtbarer Gesellschaftsstatistik das Buch des belgischen Statistikers und Physikers Quetelet über den Menschen oder, wie er es auch betitelte, seinen Versuch einer socialen Physik kennenzulernen. Dieser homme moyen mit allen seinen mittleren Zahlen und seinem mittleren Werth war für mich keine Offenbarung. Die mittlere Taille der Soldaten war doch ein gar zu bescheidenes Fundament für etwas, was sociale Physik sein, also die Gesetze und Beschaffenheiten des socialen Daseins statistisch darlegen sollte. Herr Quetelet, als sogenannter Führer der modernen Statistik, ist, wie ich gelegentlich in meinen volks-

wirthschaftlichen Schriften mit ein paar Strichen gezeigt habe, unverhältnissmässig überschätzt worden. Bei einem berliner Studenten der Jurisprudenz bedeutete es aber etwas, dass er in seinem Suchen nach weiterem Wissensstoff bis zu solchen Büchern vordrang, von denen auf der Universität selbst keine Silbe verlautete. Meine mathematischen Neigungen hatten mich nach den Arbeiten Quetelets greifen lassen; mein besserer mathematischer Sinn bewahrte mich aber auch davor, durch hohle mathematische Spielereien beirrt zu werden. Im Gebiet der französisch geschriebenen Literatur traf ich bei dem polytechnisch gebildeten Philosophen August Comte doch auf etwas unvergleichlich Besseres, obwohl grade bei diesem die sogenannte Sociologie das entschieden schwächere Stück ist.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, bis zu welchen Grenzen schon der Student seine Nachforschungen ausdehnte. Dieselbe Weite der Gesichtspunkte wurde während der juristischen Praxis festgehalten. Es hätte sich dies aber nicht alles bewältigen lassen, wenn ich etwa philistermässig die bändereichen Werke von vorn bis hinten hätte durcharbeiten wollen. Statt dessen fand ich die originalen Stoffe und Ideen sehr rasch heraus und konnte mir demgemäss das wirklich Eigenthümliche oder für meine Richtung Interessirende aneignen, ohne mich im Nebensächlichen oder gar über blossem Stroh aufzuhalten. Bei diesem System des Arbeitens liess sich Viel nach vielen Richtungen thun, trotz der Praxis mit ihren Terminen, Protocollen und ins Haus kommenden Actenstössen. Für mich war der Uebergang zu den Gerichten keine durchgreifende Aenderung. Ich blieb Wissenschafter, ja ich wurde es noch mehr. Die praktische Ablenkung war für mich kein Hinderniss für meine Studien, sondern im Gegentheil eine Anregung, die Rechtswissenschaft aus dem allerpositivsten Gesichtspunkt zu betreiben.

Da die drei Jahre, die ich im Bereich des Kammergerichts zu Berlin und zunächst bei dem dortigen Stadtgericht zubrachte, mich nicht dazu geführt haben, den Gerichten gegenüber zu einer ähnlichen Ueberzeugung zu gelangen, wie schliesslich in Rücksicht auf die Universitäten, so hat die Besprechung der verschiedenen Geschäftsstadien oder Stationen, die ich als Jurist durchzumachen hatte, hier kein Interesse. Sie würde die Sache, der diese Schrift gewidmet ist, nur unerheblich berühren. Freilich sind meine Beobachtungen in dieser Sphäre für die Gestaltung

meiner Ueberzeugungen nicht gleichgültig geblieben; aber die Frucht davon ist bei verschiedenen Gelegenheiten in meinen wissenschaftlichen Schriften bereits sichtbar gemacht. Es hiesse zuviel für die Person in Anspruch nehmen, wenn ich hier ausführlicher werden wollte. Einer aber von den Umständen ist doch zugleich so entschieden sachlich, dass ich ihn nicht übergehen kann. Er betrifft die juristischen Staatsexamina und die sich bei ihnen herausstellenden Wirkungen der universitären Unzulänglichkeit und Verkehrtheit.

Es bestanden damals (ausser dem letzten Assessorexamen) zuvor noch zwei Prüfungen, die durch einen Zeitraum von circa anderthalb Jahren getrennt waren, und die später auf eine einzige beschränkt wurden. Ihr mündlicher Theil war öffentlich. Die andern Theile bestanden in Clausurarbeiten und schriftlichen Referaten. Für die Clausurarbeiten, (d. h. für diejenigen Aufgaben, welche an Ort und Stelle ohne literarische Hülfsmittel und unter Abschliessung des Verkehrs nach Aussen sofort nach ihrer Stellung in Angriff zu nehmen waren,) hatte sich gewohnheitsmässig ein System der Durchstecherei etablirt, welches seinen Zweck nicht verfehlen konnte. Ich war aber in dieser Beziehung sehr peinlich. Ich sah wohl, die Concurrenz müsste sehr ungleich und ungünstig werden, wenn ich allein darauf verzichtete, während die Andern das übliche Mittel benutzten. Man stellte, (das wusste ich,) allerlei Aufgaben, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie wenig die universitären Studien, (selbst die ernster genommenen, Angesichts der professoralen Nachlässigkeiten) zu einer extemporirten Lösung befähigten. Glücklicherweise kannten wir (aus alter schriftlicher Ueberlieferung zahlreicher Candidatengenerationen) die meisten Themata, (die natürlich nicht unerschöpflich waren und seitens derselben Examinatoren in ähnlicher Weise wiederkehrten.) Nur die auszulegenden Texte konnten ganz neu sein und waren daher nicht zu umgrenzen. Ich für mein Theil war nun zufrieden, etwa ein Schock Aufgaben zu kennen, aus deren Zahl und Art die Clausurarbeit wohl stammen würde. Für die Interpretation einer Corpusjurisstelle war ich (bei der intimen Kenntniss der Fachsprache zufolge meiner eingehenden romanistischen Studien) nicht im Mindesten besorgt. Ich wagte es also, wie dies stets mein Grundsatz gewesen war und blieb, mich auf mich selbst zu stellen und die zwar üblichen, mir aber bei meinem herkömmlichen Rechtssinn peinlichen Mittel zu verschmähen. Es war dies keine

philisterhafte Rechtspedanterie, von der ich mich frei wusste, sondern ein Act des Selbstgefühls, um nicht zu sagen des Stolzes. Für mich, der immer ernsthaft studirt hatte, sah ich es als eine Erniedrigung an, krumme Schleichwege zu benutzen.

Schon bei dem Abiturientenexamen auf dem Gymnasium hatte ich ähnlich gedacht und gehandelt. Das Stück des Euripides, aus welchem die griechische Clausurübersetzung aufgegeben werden sollte, musste zu dem betreffenden Tage vom Director in soviel Exemplaren beschafft werden, als Examinanden vorhanden waren. Die betreffenden Gesammtbestellungen bei dem Buchhändler, welche obenein vermittelst Botendienst von Pedellen oder ähnlichen Personen gemacht wurden, verriethen regelmässig, wenn auch nur eine kurze Frist voraus, das Bevorstehende. Der Buchhändler besorgte nun im Auftrage der Abiturienten von dem Stück ebensoviele Exemplare deutscher Uebersetzung. Es war herkömmlich, dass sich der erste der Abiturienten mit der Geldsammlung für diesen Zweck, mit dem Abholenlassen der Exemplare und mit deren Vertheilung befasste. Mir aber hatten dies meine Cameraden nicht zugemuthet, da sie wussten, dass ich zwar nicht pedantisch war, aber zu entschieden auf die Ehre meiner Selbstgenugsamkeit hielt, um für mich selbst von einer solchen Gelegenheit Gebrauch zu machen. Für meine Genossen hätte ich mich dem herkömmlichen Geschäft nicht entzogen, mich aber selbst von den Vortheilen grundsätzlich ausgeschlossen. Unter diesen Umständen war es von ihnen nur eine anständige Auskunft, mit diesem nicht ganz reinen Stück Arbeit meinen Nebenmann zu beauftragen. So arbeitete ich denn einfach mit dem gestatteten Lexikon, während die Andern, ohne Ausnahme, die gedruckte Uebersetzung unter dem Tisch hatten. Diese Concurrenz war offenbar sehr ungleich. Der Eine musste die Lösung der Sinnschwierigkeiten aus seinen Kenntnissen finden; die Andern hatten sie fertig vor sich. Meine Aufgabe gelang mir trotzdem; ich leistete wenigstens, was nöthig war. Aber man wird einsehen, dass die relative Auszeichnung und alles das, was ich sonst vor den Andern vorausgehabt hätte, hiedurch so ziemlich aufgewogen werden musste. Nach Aussen konnte es dabei für mich also nur Verlust geben; innerlich hatte ich als Gewinn nur das Bewusstsein, auf eignen Füssen gestanden und nicht nöthig gehabt zu haben, vom graden und gerechten Wege abzuweichen. Ueberdies besass ich eine Erfahrung mehr, von der in grössern Dimensionen

das ganze Leben und Treiben der Welt zeugt. Ich kannte nun anschaulich die Chancen, welche die schlechten Mittel vor den guten in der allgemeinen Concurrenz voraushaben. Wer mit gediegener Münze zahlen will, während alle Welt die Schulden mit schlechter abträgt, wird nothwendig zu kurz kommen und viel zuzusetzen haben müssen, um die ungünstigen Differenzen anderweitig zu decken. Ungeachtet dieser Einsicht, derzufolge nur die Gegenseitigkeit im Guten einen durchweg haltbaren Zustand ergiebt, habe ich die Isolirung nie gescheut.

Auch in der juristischen Prüfungsangelegenheit habe ich die gleiche Erfahrung gemacht. Die andern Prüfungscandidaten hatten in der nächsten Strasse ein paar Häuser weiter in einem Bierlocal gute Freunde sitzen, welche mit Massen von Büchern ausgerüstet, für die durch die Boten überbrachten Themata rasch das Material zusammensuchten und übermittelten. Wie wenig bei mir Rechtspedanterie im Spiele war, beweist, dass ich Studienfreunden selbst derartige Dienste nicht abgeschlagen habe. Es macht noch heute meinen Humor rege, wenn ich daran denke, wie ich vor einem solchen Hülfsetablissement eine Droschke voll Lexika, Lehr- und Nachschlagebücher und sozusagen eine ganze juristische Handbibliothek ablud, mich in dem entlegensten Zimmer installirte, meine Schätze ausbreitete und, inmitten dieser sorgfältig geordneten Phalanx von Hülfstruppen, der Eilboten wartete, welche mit den zugesteckten Zetteln mir das Terrain sichtbar machen würden, wohin ich von den juristischen Waffengattungen in Gestalt von Excerpten oder eignen Compositionen Hülfe zu senden hätte. Für mich selbst nahm ich aber, wie gesagt, von solcher Hülfe Abstand. Bisweilen hatten es die Prüfungscandidaten noch leichter. Ihr Helfer war einer der sogenannten Paukanten, bei dem sie sich hatten eindrillen lassen, und dieser schickte ihnen die erhaltenen Themata zeitig genug in hinreichender Bearbeitung zurück. Verwunderung oder Entrüstung war dem gegenüber wahrlich nicht am Platze; denn die Hauptschuld war dabei den Universitäten und deren professoraler Verrottung zuzuschreiben. Nur der geringere Theil konnte auf Nachlässigkeit der Einzelnen geschoben werden. Es war nämlich bis einschliesslich zum Assessorexamen, und zwar nicht blos bei den juristischen, sondern auch bei den Verwaltungsprüfungen, Sitte der Mehrzahl der Candidaten, sich eine längere Zeit von gewerbsmässigen Vorbereitern die nöthigsten Kenntnisse beibringen zu lassen. Die Vorherrschaft eines solchen

Gebrauchs erklärt sich nur aus der völligen Verfehltheit der Universitätslehre. Ein Jahrzehnt später kam ich durch die Sorge für meine Existenz selber in den Fall, denen, die eine Vorbereitung suchten, in Ermangelung eines bessern Erwerbs einübenden Unterricht geben zu müssen. Namentlich habe ich mehrere Jahre hindurch die Verwaltungsreferendare zu ihrem Assessorexamen vorbereitet, welches damals von dem juristischen völlig getrennt war.

5. Ausser auf den Umstand mit den Staatsprüfungen habe ich bezüglich der richterlichen Vorstadien darauf aufmerksam zu machen, dass es übergenug ist, wenn der Referendar unter den verschiedenen gerichtlichen Stationen eine gleichsam aussergerichtliche bei einem Advocaten von der Dauer eines halben Jahres durchmacht. Von der anscheinend moderneren Ansicht, es würde überhaupt die ganze Vorbereitung durch Arbeiten bei einem Advocaten praktischer ausfallen, als die durch unmittelbare Thätigkeit bei den Gerichten, — von dieser Meinung bin ich zurückgekommen. In grossen Städten ist allerdings wegen der massenhaften Zahl der Geschäfte auch die Arbeitstheilung bei den Gerichten eine sehr verzweigte, und dies macht es den Referendaren schwer, die Operationen allesammt gehörig kennenzulernen und namentlich einen Ueberblick über den Bureaumechanismus zu gewinnen. In letzterer Beziehung verlässt sich selbst mancher Richter auf seine Subalternen, ja wird von ihnen abhängig, weil sie in diesen Dingen besser Bescheid wissen als er. Dies erstreckt sich oft noch weiter als auf den Geschäftsgang, und mancher ständige protocollirende Actuar gelangt so zu einer Art von Pantoffelherrschaft über den ihm vorgesetzten instruirenden Richter. Ungeachtet dieser Uebelstände sind aber dennoch die Functionen des Richterpersonals selbst bei grossen, durch Arbeitstheilung mechanisirten Gerichten noch immer eine bessere Schule, als die Advocatenstube mit ihrer einseitigen Routine in einer Art von Rechtswahrnehmung, die fortwährend in parteimässige Rechts- und Thatsachenverdrehung ausartet. Schon aus moralischen Gründen ist daher das alte preussische System für die Heranbildung der Richter unvergleichlich zuträglicher. Die Vorbildung zum Richterberuf in die Advocatensphäre verlegen, würde zwar die unentgeltlichen Dienstjahre abschaffen, aber von vornherein in eine Schule führen, die nicht lehrt, das Recht über den Parteien, sondern nur die Unterordnung und Beugung des Rechts unter den Parteivortheil zu suchen.

Auf meine näheren Beobachtungen gelegentlich der praktischen Rechtszustände überhaupt habe ich hier einzugehen nicht den Raum. Die Frucht davon ist im Gedankenkreise meiner wissenschaftlichen Werke für den Kenner dieser Dinge deutlich genug vorhanden. Aber auch speciell für mich selbst und demgemäss für die allgemeine durch mich vertretene Sache bedaure ich es nicht, dass ich die schwersten drei Viertel von der Bahn des praktischen Juristenberufs zurückgelegt habe, den ich schliesslich doch verlassen musste. Der Grund der Ablenkung lag nicht in meiner Gewalt; denn er war ein hartnäckiges Augenübel, welches nach der Heilung immer wieder zu Rückfällen führte. Es war eine rheumatische Regenbogenhautentzündung, mit der es begonnen hatte, und die auch schliesslich die Ursache von Sehstörungen wurde. Ich hatte mich sofort an den damals berühmtesten Augenarzt, Albrecht v. Gräfe, gewendet, der mich in Person behandelte. Es gelang ihm auch, vermöge der mechanisch wirkenden Atropincur, bei welcher die Pupillen Monate lang erweitert gehalten werden, die Bildung der gefährlichen Verwachsungen zu hindern und die bereits gebildeten zum gelegentlichen Zerreissen zu bringen. Nach wiederholten Untersuchungen meiner Augen versicherte er sogar immer wieder, dieselben seien gut, der Sehnerv im besten Stande und die beste Aussicht auf Dauerhaftigkeit vorhanden. Ich hatte hochgewölbte grosse Augen von ebenmässiger Form, sah äusserst scharf und fein, musste aber die Gegenstände ziemlich nahehalten. Diese Myopie, die schon in früherer Jugend vorhanden gewesen war und sich mit den Jahren gesteigert hatte, nöthigte für die Ferne zum Gebrauch von Concavgläsern. Ich war jedoch augendiätetisch sehr vorsichtig damit und beschränkte den Gebrauch auf das geringste Maass. Ueberhaupt war ich längst an systematischen Schutz und Schonung der Augen gewöhnt. Natürliches und künstliches Licht wurden sorgsam ausgesucht und arrangirt. Im Lesen hielt ich immer Pausen ein und vermied jede überstrengende Anhäufung. Die Actenarbeit war mir aber dennoch schädlich geworden, namentlich als ich nach Beseitigung der Iritis und ihrer sichtbaren Folgen nach einer halben Stunde Lesen schon immer einige Spannung bemerkte.

Herr v. Gräfe konnte dies nicht ergründen, ja erklärte es für unmöglich. Alles sei in schönster Ordnung, jede Spur der Iritis beseitigt, auch die kleinsten Reste von Verwachsungen abgelöst, die Pupillen von schönster Rundung und auch im Sehnerven nicht

das Mindeste aufzufinden. Die Beschaffenheit des letztern bürge vielmehr für normale und ausdauernde Augenkraft. Er insinuirte mir sogar Augenhypochondrie; meine Besorgnisse seien unbegründet. Ich hätte nur dafür zu sorgen, dass gegen die tiefern Ursachen der Iritis, die er als rheumatische bezeichnete, durch allgemeine Stärkung meiner gesammten Körperconstitution vorgebaut würde. Eine Erholungsreise und zweckentsprechende warme Bäder müssten auch die letzten Spuren von Arbeitsunzulänglichkeit der Augen zum Verschwinden bringen. Ich folgte dem Rathe, obwohl seine Ausführung eine Aufzehrung der Ersparnisse meiner Tante Charlotte bedeutete.

Schon in frühern Jahren hatte ich kleine Erholungsreisen gemacht, die mir bei meiner äusserst sparsamen Art, mich einzurichten, nicht viel kosteten. Namentlich war ich mit gutem Erfolg wiederholt nach Seebädern, wie Colberg und Misdroy, gegangen. Ich hatte dort verhältnissmässig billig gelebt, indem ich mir ausser dem Mittagessen Alles selbst herstellte. Nun waren mir aber mit einmal die kalten Bäder, die ich stets sehr geliebt hatte, der rheumatischen Ursachen wegen, aus denen die Irisentzündung entstanden sein sollte, völlig abgeschnitten. Mit dem Schwimmen, in welchem ich mich bis dahin viel geübt hatte, war es nun vorbei. Keine Flussbäder, keine Seebäder, ja nicht einmal kalte Abreibungen sollten fernerhin in Frage kommen. Ich selbst fühlte zwar, dass mein Augenleiden wohl einen tiefern Grund haben würde, als eine zufällige rheumatische Gelegenheitsaffection. Nie hatte ich auch nur an einer Spur von eigentlich rheumatischen Beschwerden gelitten. Ueberhaupt war ich wesentlich gesund gewesen, hatte in jeder Beziehung einfach und regelmässig gelebt und nur mit solchen Störungen zu kämpfen gehabt, wie sie sich an eine feinnervige Constitution bei fortgesetzten geistigen Anstrengungen unvermeidlich knüpfen. Demgemäss hatte ich stets mit diätetischer Vorsorglichkeit gelebt und konnte mir selbst mein Augenleiden nur als Wirkung allmäliger Alterationen erklären, die sich bei der einseitigen Inanspruchnahme des Organs eingestellt haben mochten. Wie grade die Iritis entstanden, konnte ich natürlich noch weniger als Herr v. Gräfe wissen, der bei mir hartnäckig an dem rheumatischen Charakter festhielt. Auch beschränkte er sich ausschliesslich auf die äusserlich mechanische Atropinbehandlung, die in ihrer Wirkung auf die Nerven ungünstig war. Ja als ich eine Zeit lang in seiner Klinik wohnte, kam ich einmal

ganz hinter seine Anschauungsweise von dieser Species von Augenentzündung, wenn dieselbe ohne weitere Complicationen in sozusagen naturwüchsiger Gestalt auftritt. „Ich lasse“, sagte er, „die Pupille wieder zugehen; glückt es nicht, so mache ich sie wieder auf und wiederhole die Versuche so lange, bis sich das in Rückfällen erschöpft.“ Entzündung und Verwachsungen sollten sich also in wiederholten Rückfällen erschöpfen und das Weglassen des mechanisch durch Nervenlähmung schützenden Atropins war immer eine gefährliche Wendung. Gelangte die Pupille bis zu ihrer normalen Zusammenziehung und Beweglichkeit ohne Wiederbildung von Verwachsungen, so war Alles für Herrn v. Gräfe bis auf unbestimmte Zeit gut und das gelungen, was er die Heilung der Iritis nannte. Vor einer neuen Entzündung, etwa im Frühjahr, wenn alle Theilchen der Gewebe wieder ungewöhnlich gezerrt werden, war man nicht sicher gestellt. Der Arzt mit den operativen Allüren und dem entsprechenden diagnostischen Blick kannte eben nichts, als den äussern sozusagen anatomischen Verlauf und gründete darauf die der sichtbaren Hauptgefahr, nämlich den Verwachsungen und ihren Folgen vorbeugende rein mechanische Behandlung. Es war eigentlich nur der Operateur, der mit Atropin hantirte, wo die Lage noch nicht schlimm genug war, um an wirkliche Ausschneidung der Iris zu denken. Man hatte an Herrn v. Gräfe, wie an seinem Vater, wesentlich nur einen Chirurgen, und das Virtuosenthum in der Chirurgie und hier speciell in der Augenchirurgie ermangelte jener Feinheit, die den Blick für die Natur tieferliegender Krankheiten giebt. Auch verleugnete die Manier des Herrn v. Gräfe seinen Stamm nicht. Der Judenmischling, umgeben von jüdischen Assistenten und seine Patienten an jüdische Apotheker und Optiker adressirend, hatte dem Judengepolter in den Zeitungen einen Ruf zu verdanken, der handgreiflich über das Maass seiner wirklichen Verdienste hinausging. Auf den Augenspiegel, der, wenn auch ein nützliches, doch ein sehr rohes Instrument war, vertraute er viel zu viel. Die Defecte, die man damit in der Ausbreitung des Sehnerven sieht, mag man constatiren. Es war aber eine gewaltige Beengtheit des Herrn v. Gräfe, das für nicht vorhanden anzunehmen, was er damit nicht zu sehen vermochte. Was nicht sichtbar war, das war für ihn nicht da. Bei dieser Grobfädigkeit, der die subjectiven Symptome unverständlich bleiben, ist es kein Wunder, dass abgesehen von der Chirurgie, die Kunst Schäden zu heben, etwas an der

Wurzel zu treffen und wirklich zu heilen, ja auch nur ernsthaft zu lindern, so gut wie keine Fortschritte macht.

6. Ich wende mich jetzt wieder zu dem schon erwähnten Zeitpunkt, in welchem Erholungsreise und Badecur die vollständige Augengesundheit bringen, thatsächlich aber der letzte erheblichere Versuch werden sollten. Ich nahm ein Vierteljahr Urlaub, ging zu einer Trinkcur nach Soden, brauchte dann die Bäder in Wildbad im Schwarzwalde und hielt mich schliesslich während des September in Clarens am Genfersee auf. Dies war sicherlich eine Erholungscur, ja mehr als das. Freilich bekam ich unterwegs einen Rückfall, der jedoch ohne Schaden überwunden wurde, so dass Herr v. Gräfe nach meiner Rückkehr an den Augen Alles in bester Ordnung fand. Auch übrigens hatte ich mich gekräftigt und habe diese Tour nie bereut. Sie verschaffte mir auch noch einigen Naturgenuss, ehe der Vorhang fiel. Es war gleichsam ein letzter Blick in die äussere Welt. Im nächsten Frühjahr sprosste mit Allem auch wieder das alte Uebel auf. Ich war der Vexationen müde und erwartete nicht mehr viel von Curen, die immer nur eine Frist verstatteten, nach welcher die Zerrungen in den Geweben und hiemit die gefährlichen Entzündungen von Neuem begannen. Ich entschloss mich, den Acten den Abschied zu geben und den meinigen zu fordern. Ich konnte mich jetzt mehr schonen; aber wie sollte der ehemalige Referendar nun seinen Lebensplan abstecken. Eigentliche Erblindung schien noch nicht zu drohen. Grade der Arzt wollte das am wenigsten zugeben. Ich traute der Sachverständigkeit des Herrn v. Gräfe viel zu; aber ich beobachtete auch selbst und konnte nicht umhin, aus dem Bisherigen Schlüsse zu machen, die mich in der Zuversicht nicht bestärkten.

An einer wissenschaftlichen Thätigkeit wollte und musste ich unter allen Umständen festhalten. Als juristischer Docent glaubte ich mit weniger Augenarbeit auskommen zu können als in der Praxis. Im freien Vortrag hatte ich Geläufigkeit und gedachte mich von der Heftroutine zu emancipiren. Bei meinen Studien glaubte ich auch schliesslich mit der Hülfe von Vorlesern über die schlimmsten Augenzustände hinwegzukommen. Ich arbeitete also auf die juristische Promotion und Habilitation hin, erfuhr aber bei dieser Gelegenheit schon Einiges über die Universitätsschwierigkeiten. Da war in der berliner Facultät Herr Fr. J. Stahl, das echteste Vollblut von Racenjude, welches ich je im Bereich aus-

geprägter orientalischer Physionomien kennengelernt habe, — eine Zwerggestalt an Körperwuchs, aber ein Riese von Reactionär und evangelischem Orthodoxen. Dieses Figürchen und manches ähnliche war sehr im Wege, wenn Jemand von freiem Sinn etwa die publicistische Seite des Rechts cultiviren wollte. Ich musste in diesen Fall kommen, da ich mich auf den blossen Romanismus unmöglich beschränken konnte. Hiezu kam, dass die Augenstörungen sich grade im entscheidenden Moment wieder einstellten. So gelangte ich nicht über die Vorbereitungsstadien hinaus und befreundete mich immer mehr mit dem Gedanken, eine blosse Schriftstellerlaufbahn einzuschlagen. Die Begeisterung, die ich für Wahrheit und echte Wissenschaft hatte, liess mir so etwas zuversichtlich als möglich erscheinen. Ich studirte in den verschiedensten Richtungen weiter und zwar in den Zeiten, in denen mich die Augenkrankheit hinderte, mit bezahlten Vorlesehülfen, indem ich mir dazu Schüler engagirte. Es schien mir für meinen literarischen Zweck am gerathensten, bei der philosophischen Facultät zu promoviren. Hiezu musste ich aber wieder ältere Studien anderer Art aufnehmen; meine juristischen Kenntnisse blieben dabei völlig unverwerthbar. Ueberdies war, je mehr mein Schicksal sich gewendet hatte, auch die alte Liebe zu den abstracteren, namentlich logischen und naturwissenschaftlichen Speculationen wieder in den Vordergrund getreten. Sie hatte sich stets soweit geregt und bethätigt, als sie durch äussere Geschäfte und Rücksichten nicht zurückgedrängt worden war. Ausser der Doctordissertation, auf deren Fach die mündliche Prüfung zunächst ging, waren Kenntnisse noch in ein paar andern Wissenschaften nachzuweisen. Zu letztern wählte ich Physik und Mathematik, zumal ich in der Abhandlung De tempore, spatio cet. die Logik der Infinitesimalrechnung anhangsweise beleuchtet und den bisherigen Zwitterbegriff des Unendlichkleinen als etwas Auszumerzendes gekennzeichnet hatte. Ich beschränkte mich möglichst auf Schreiben, da dieses die Augen unvergleichlich weniger in Anspruch nimmt als Lesen. Ja ich machte meine algebraischen Rechnungen auf einer Wandtafel mit Kreide, um so ohne Augenanstrengung mehr arbeiten zu können.

Ich habe hier jedoch noch nicht auf meine Doctorpromotion einzugehen, welche die Wendung ist, mit der ich meine schriftstellerische Thätigkeit vorbereiten wollte. Sie gehört daher zur Einleitung des nächsten Lebensabschnitts. Ich muss aber schon

hier erwähnen, dass grade mit ihr der Verlust der Sehkraft zusammenfiel. Wie es verhältnissmässig rasch zu diesem Aeussersten gekommen, davon habe ich hier noch in ein paar Worten Rechenschaft zu geben. Ich war, wie gesagt, schliesslich des Wechselspiels von Entzündungen und sogenannten Heilungen müde. Ueberdies hatte sich zuletzt der Augenzustand schlimmer gestaltet. Es waren Verwachsungen zurückgeblieben, und mit ihnen die sicherste Aussicht auf das gelegentliche Hervortreten frischer Zerrungen und Entzündungen. Die Störungen mussten sich häufen. Mindestens jedes Frühjahr wurde bedrohlich. Die Atropinbehandlung konnte schliesslich nicht mehr genügen, und ich stand vor einem letzten, grade in meiner Lage verzweifelten Mittel, der Irisausschneidung oder, mit andern Worten, der künstlichen Pupillenbildung. Diese letztere scheute ich bei meiner feinnervigen Constitution sehr, zumal ich nicht die Mittel hatte, mich hinterher gehörig zu restauriren. Meine Tante Charlotte war in die Siebziger getreten, bereits bettlägerig krank und dem Tode nahe. Zwar hatte ich mir selbst meine geringfügigen Zinsen meist zurücklegen können und mir so etwas erspart. Aber mit dem drohenden Tode meiner Tante musste auch deren Pension wegfallen, von der ich bis dahin mitexistirt hatte. Unter allen Umständen musste ich mich noch ein paar Jahre durchbringen, ehe ich mit dem Alter von 30 Jahren das früher erwähnte Vermächtniss erhalten konnte. Für diese paar Jahre reichten bei äusserst eingeschränktem Leben meine wenigen Hundert Thaler grade aus. Von ausserordentlichen Ausgaben durfte dabei nicht die Rede sein. Der kleine Rest von Ersparnissen meiner Tante, der von den Cur- und Reiseaufwendungen übrig geblieben war, hatte sich in den Doctorirungskosten und zur Berichtigung der sämmtlichen gestundeten Universitätscollegia, die ich nach Vorschrift vor der Promotion bezahlte, völlig erschöpft. Ich hätte mich um diese letztere Gesammtbezahlung, wie Andere, sozusagen herumdrücken können; aber es war mir peinlich, den Professoren etwas schuldig zu bleiben, während ich doch die Ausgaben für die Promotion machte.

Nun denke man sich in einem solchen Moment das Dazwischentreten einer jähen Augenentzündung der alten Art, aber in gesteigerter Weise und mit einem Verlauf, der in wenigen Tagen unter starken Schmerzen grosse Verwüstungen anrichtete. Ich wusste, dass der Arzt mit Recht die operative Behandlung, also

Irisausschneidung, forderte; aber ich wusste auch, wie precär dieses Mittel war und wie es, selbst im günstigen Fall des Gelingens und wirklicher Hemmung der gefährlichen Folgekrankheiten der Iritis, doch nur wieder eine Frist gewährte, um alsdann aller Wahrscheinlichkeit nach bei neuen Entzündungen wiederholt werden zu müssen. Ueberdies, wie gesagt, in der Existenz bedroht, sobald ausserordentliche Ausgaben dazwischentraten, sowie nicht in der Lage, von Hause fort in die Klinik zu gehen, während meine zweite Mutter darniederlag und sich dem Tode nahe fand, — so konnte ich mich nicht entschliessen, noch in einer Operation, die übrigens jeden Tag schon zu spät sein mochte, Hülfe zu suchen. In wenigen Tagen war das Schicksal meiner Augen entschieden. Aber auch jetzt noch habe ich an meinem Verhalten nichts zu bedauern. Es war den grausamen Umständen gemäss; ich hatte mehr zu verlieren als die Augen, nämlich — die ganze Existenz. Ich habe das grössere Uebel abgewendet und mich, wenn auch nur auf dornigen Wegen, nicht nur aufrechterhalten, sondern auch vorwärtsgebracht.

Für diesen ganzen Abschnitt meines Lebens habe ich ein Gutes, welches fernerhin aufhören sollte, noch nicht ausdrücklich erwähnt. Ich war mit den Menschen immer gut ausgekommen und hatte sie von einer leidlich guten Seite kennengelernt. Eigentliches Gift hatte ich noch nicht verschluckt; denn ungeachtet meiner Feinfühligkeit und Erregbarkeit gegen Ungerechtigkeit war ich mit Cameraden, Vorgesetzten und Behörden immer gut ausgekommen und hatte bei ihnen überall Anerkennung und Achtung gefunden.

Viertes Capitel.

Von der Augenkatastrophe bis zur Docentenschaft.

1. Als mich zuerst gehäuftere Augenstörungen und Schwierigkeiten nach der juristischen Praxis auch auf eine juristische Docentenschaft verzichten und meine Specialarbeiten in dieser Richtung abbrechen liessen, hatte ich nichts Anderes mehr im

Sinne als ausschliesslich eine wissenschaftlich schriftstellerische Thätigkeit. An eine Universitätslaufbahn bei der philosophischen Facultät dachte ich nicht. Erstens sah ich davon keinen Nutzen; denn so wenig ich auch von den Universitätsgeheimnissen damals kannte, so wusste ich doch, dass die Privatdocenten der Philosophie in Berlin noch nie etwas ausgerichtet oder, woran mir doch in meiner Lage gelegen sein musste, etwas zu verdienen vermocht hatten. Ueberdies war mir der Gedanke widerwärtig, mit der Philosophie sozusagen Geschäfte machen zu sollen. August Comtes und Arthur Schopenhauers Erfahrungen und Ansichten waren mir nur zu lebhaft in der Erinnerung. Wenn ich also bei der philosophischen Facultät im Herbst 1861 promovirte, so lag mir die Absicht einer künftigen Habilitation damals noch völlig fern. Ueberdies hätte ich sie auch nicht auszuführen vermocht, wenn ich sie gehegt hätte; denn mir fehlte jede persönliche Anknüpfung und demgemäss jede Zuversicht. Eine gewisse Zurückhaltung hätte mich, nachdem ich einmal die Augen so gut wie verloren hatte, auch damals garnicht wagen lassen, trotzdem die Docirerlaubniss nachzusuchen. Ich musste wegen meines Augendefects auf Vorurtheile gegen meine Befähigung stossen und zwar ausser bei denen, die mir die Zulassung von vornherein mit bestem Schein verwehren konnten, auch im günstigsten Falle noch ausserdem bei den Studenten selbst, denen gegenüber sich der blinde Docent erst auf ausserordentliche Weise hätte ein Ansehen verschaffen müssen. So sehr mich auch die Begeisterung vertrauen liess, ich würde ungewöhnliche Kräfte zu bethätigen vermögen, so wiesen mich doch alle meine Ueberlegungen in die Richtung hin, in welcher das gedruckte Wort den Ausschlag giebt und meine Augeninvalidität zunächst unbemerkt bleiben, also in der Meinung des Publicums nichts vorweg verderben konnte. Mir lagen die Universitäten so fern, dass ich den mir selbst gleichgültigen Doctorgrad wahrlich nicht noch mit besonderm Kosten- und Arbeitsaufwand erworben hätte, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, dass mir in der damaligen Zeit ohne ihn das Eintreten in die Schriftstellerlaufbahn bedeutend erschwert werden müsste.

Wie ich gegen Ende des vorigen Capitels bereits erwähnte, liess ich mich ausser in eigentlicher Philosophie auch noch in Physik und Mathematik prüfen. Da für Physik die Herren Dove und Magnus, für Mathematik aber Herr Kummer, meine Examinatoren wurden, so hatte ich im Semester zuvor bei diesen Herren

ein paar Collegia bezahlt, aber nur vereinzelte wenige Male besucht; denn mit den krummen Oberflächen und den krummen Linien darauf wusste ich auch ohne Herrn Kummers Heft Bescheid, da Monge und seine Nachfolger für mich nicht vergebens geschrieben hatten. Die Experimentalphysik für Pharmaceuten konnte ich aber auch Herrn Dove füglich schenken, zumal seine Zuthaten an leichtfertigen Witzen von Studentengenerationen her notorisch und nichts Neues waren. Schon in frühern Jahren hatte ich diese Spässe und überdies seine viel weniger verzeihliche Leichtfertigkeit in der eigentlichen Wissenschaft kennengelernt. Von letzterer Art war beispielsweise seine klugthuerische Bemerkung über Copernicus. Dieser habe dem Satz, die Sonne bewege sich um die Erde, den andern entgegengestellt, die Erde bewege sich um die Sonne. Beides sei nicht richtig; denn alle beide, Erde und Sonne, bewegten sich um ihren gemeinsamen Schwerpunkt. Solche geschraubt sophistische Spielerei mit Wörtern sollte von Geist zeugen, verrieth aber nur den Mangel an jeglichem Ernst und war der Sache unwürdig. Von den noch unwürdigern sauberen Witzen für die Gallerie der Zuhörer mag ich hier nichts erwähnen. Wer das kennt, was die Juristen im Bereich ihrer trocknen Gelehrsamkeit als Rechtsamönitäten bezeichnen und leider auch in Vorlesungen und Privatissimis als sogenanntes Studentenfutter verwendeten, der wird auch daran glauben, dass sich auch physikprofessorale Amönitäten finden lassen, und dass es leichter ist, einen Clown und Possenreisser der Physik, als einen wirklichen Physiker abzugeben. Doch genug von dieser Glosse zum universitären Text. Ich war gut vorbereiteter Promotionscandidat, äusserlich und innerlich gegen Eventualitäten gesichert. Herr Trendelenburg war mein Examinator in der Philosophie, und bei ihm hatte ich ja einst dem heiligen Aristoteliren obgelegen und bis auf den Grund gesehen. Meine Arbeit über Raum und Zeit hatte ihm zu schaffen gemacht; er war an solche schwerere Schiffsladung auf dem hohen Meere der Gedanken nicht gewöhnt und überhaupt auf diesem Element nicht heimisch. Aeussere historische und meist unverstandene Notizen waren Alles, worüber er in dieser balkenlosen Weite verfügte. Er hatte äusserst lange Zeit gebraucht, um die Arbeit durchzugehen, und entschuldigte sich schriftlich mit der unerwarteten Fülle und Gedrängtheit der Gedanken, — ein Compliment, das mich sehr kalt liess. Er hatte von der Abhandlung nichts begriffen, als das, was man allenfalls die

kritisch empirische Seite der darin behandelten Fragen nennen konnte.

Die über 8 Bogen starke Dissertation deutete durch ihren vollständigen Titel De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica bereits die Kernfragen der weltschematischen Philosophie an, wie sie in den letzten Jahrhunderten (seit Locke und Hume sowie durch Kant und zuletzt durch Schopenhauer) in den Vordergrund getreten waren. Wieweit ich auch in das Specielle und Positive der Wissenschaften vorgedrungen war, so hielt ich doch nichts für voll gethan, wenn nicht die ersten Grundlagen und Ausgangspunkte in guter widerspruchloser Ordnung wären. Die hier zu lösenden Schwierigkeiten hatten mich schon auf dem Gymnasium beschäftigt. Der Sinn ihrer Behandlung war bei mir aber ein anderer als bei den neuern Philosophen. Ich hatte an diesen Fragen ausschliesslich ein wissenschaftliches Interesse. Die theologischen Nebengedanken, (von denen sich die Neuern mehr oder minder, in entscheidender Weise aber der Professor Kant hatte leiten lassen,) waren mir völlig gleichgültig. (Nicht einmal in der Gestalt des Antitheologischen erregten sie meine Theilnahme. Auch kein transcendentes Welt- und Menschenschicksal drängte sich als fremdartige Rücksicht ein.) Nur die Beschaffenheit der Welt selbst, (wie sie sich der verstandesmässigen Wirklichkeitsauffassung darstellte,) war mein Gegenstand, und der Inbegriff der exacten und positiven Wissenschaften mein Material. Daher kam es auch, dass ich die Schwierigkeiten des Unendlichkeitsbegriffs auf dem Boden der Mathematik selbst aufsuchte, (um sie nicht mit fremdartigen Rücksichten untermischt zu lassen.) Aus diesem Grunde hatte ich auch mehr Sympathien für die antike Behandlung des Gegenstandes durch diejenigen griechischen Philosophen, die vor Plato und Aristoteles (und unvergleichlich gründlicher und tiefer als diese) die räumliche Bewegung und das Wesen des Raumes gekennzeichnet hatten. Diese Philosophen hiessen (von ihrem Geburtsort und Thätigkeitsschauplatz) die Eleaten, und in ihren Auslassungen erkannte ich schon damals etwas Natürlicheres, als in den kantischen Künstlichkeiten und Geschraubtheiten, (deren Werth höchstens darin bestehen mag, dass sie unwillkürlich wieder an ungelöste Probleme erinnerten.) Die Frage nach dem Begriff des ursächlichen Zusammenhanges ist allerdings vorwiegend modern. Nach Locke hat sie sich besonders bei Hume zugespitzt, und Kant hat viel leeres Kategorienstroh dazu ge-

droschen. Ich griff die Sache von der klar logischen und zugleich realen Seite an, indem ich den Begriff des logischen Grundes zum Ausgangspunkt nahm und den metaphysisch umnebelten Satz vom zureichenden Grunde in seinem einfachen und bemessenen Sinn ans Licht zog. Die falsche unendliche Häufung rückwärts in der Zeit und in den Ursachen, sowie auch die wüste Vorstellung von einer unendlichen Raumerfüllung merzte ich aus und legte hiemit den Grund zu dem System der Weltvorstellung, dessen Eigenthümlichkeiten ich in spätern Schriften und zuletzt unter dem Namen der Wirklichkeitsphilosophie nach allen Richtungen hervorhob und durchführte. Auch brauche ich wohl kaum noch zu bemerken, dass sich der mathematische Unendlichkeitsbegriff, wie er sich thatsächlich eingebürgert hat, als eine überflüssige Chimäre und schädliche Einbildung gekennzeichnet fand, durch deren Ausmerzung die Mathematik erst ihre volle Reinheit, Sicherheit und Eleganz erhalten kann.

Es ist jedoch hier nicht meine Aufgabe, den Inhalt der jetzt selten gewordenen, aber grade jetzt nicht selten gesuchten Dissertation wiederzugeben. Das würde hier in Feinheiten hineinführen, deren Verfolgung in meinen Fachschriften eher am Platze ist. Hier sei es mir daher lieber gestattet, nur auf ein paar äussere Umstände aufmerksam zu machen. In meiner Schrift fanden sich nur ganz wenige Citate und so gut wie keine Anführungen bezüglich der letzten Generationen der Universitätsphilosophie. Herr Trendelenburg selbst, so unvermeidlich er war, fand sich, soweit ich mich erinnere, nur zweimal citirt. Dagegen zeugten absichtlich sparsam bemessene, aber mir eigenthümliche und erst durch eignes Quellenstudium neugewonnene geschichtliche Hinweisungen für meine Würdigung der Persönlichkeiten und für meine Specialforschungen über die antiken und modernen Ansätze zur Lösung der Aufgabe. Namentlich wurde der von Locke und Hume gebildete Hintergrund scharf beleuchtet und gezeigt, wie Kant, gegen den eine breite Auseinandersetzung nach Lage der Sache am nothwendigsten war, zu dem Seinigen zu kommen vermocht hatte. Mit so pointirten Ausdrücken wie jetzt konnte ich damals die Kantisterei schon deswegen nicht verurtheilen, weil ich ungeachtet meiner Ablehnung ihrer Art und Weise doch noch zuviel von der herkömmlichen Achtung gegen sie conservirte, für die obenein Schopenhauer, also der damals den Universitäten feindlichste Philosoph, das ganze Gewicht seines Urtheils und Ansehens in die

Schale geworfen hatte. Wäre aber meine Schätzungsart schon gesetzter gewesen, so hätte ich daraufhin sicherlich nicht Doctor werden können; denn jede Spur von echter Verachtung des Hauptpatrons der deutschen Universitätsphilosophie, die mehr als eine blosse Abweichung von seinen Ansichten, also etwa eine Hinwegsetzung über seine Manier und seinen Credit gewesen wäre, hätte als Majestätsverbrechen gegolten und die Zurückweisung auch der besten Arbeit unfehlbar zur Folge gehabt.

2. Ohnedies war ich für einen Promotionscandidaten schon viel zu gereift. Ich war beinahe 29 Jahre. Ich war überdies durch die juristische Praxis gegangen und hatte mir durch selbständige Forschungen in den verschiedensten Richtungen eigne Einsichten verschafft. Hätte man auf der Universität vorausgesetzt, ich könnte mich einmal unter die Docenten begeben wollen, so dürften mir schon bei der Promotion von vornherein mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden sein. Herr Trendelenburg gab sich allerdings gern den Anschein der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Humanität. Aber neben ihm fungirten schon bei meiner Doctorprüfung auch offenbare Elemente von Judas Stamme. Der Physikprofessor Herr Magnus und der Mathematikprofessor Herr Kummer waren nicht nur jüdischen Bluts, sondern vereinigten mit der Abneigung gegen das, was ausgeprägt von anderweitiger Nationalität und Denkweise war, auch den engen Sinn richtiger Zunftprofessoren. Bei Herrn Kummer entdeckte ich noch überdies, bei Gelegenheit der Begutachtung meines mathematischen Anhanges, ein altes verhaltenes Hegelthum. Obwohl er meine Untersuchung sonst für gediegen erklärte, so meinte er doch, ich hätte Hegel nicht berücksichtigt und mich nach den Bemerkungen in dessen Logik richten müssen. Ich bemerkte ihm, dass ich auch diese Hegeldinge zur Mathematik schon von den ersten Studienjahren her längst kennte, mich aber, meinen positiven und verstandesmässigen Ansichten zufolge, nicht hätte entschliessen können, sie auch nur zu erwähnen. In der That kam mir diese Verweisung auf Hegel hochkomisch vor; denn den hegelschen Widersinn und Gallimatthias, der sich nirgend schöner als in seinen verstandlosen und ignoranten Glossen zu den mathematischen Unendlichkeits- und Differentialbegriffen ertappen und fassen lässt, hatte ich sofort nach der ersten Bekanntschaft damit gründlich verachten gelernt. Bei Herrn Kummer kam mir die Liebhaberei dafür nicht mehr so anomal vor, als dieser Herr sich als einstiger

Theologe bekannte und von der Erbsünde sprach. Mir erklärte er, es sei ihm ein psychologisches Räthsel, wie Jemand Hegel getrieben haben und doch davon abgegangen sein könne. Hegel war für ihn offenbar in neuer Auflage ein alter Adam, den man nicht ausziehen kann, sondern der als Erbsünde im Blut sitzen bleibt. Ich habe hier solche kleine, an sich die Welt wahrlich nicht interessirende Umstände nur erwähnt, damit man für den Gesammtzusammenhang ersehe, mit welchen Elendigkeiten, Beschränktheiten und „auserwählten". Antipathien der grade und gesunde Sinn eines unbefangenen Denkers und Forschers zu kämpfen hat. Ich hatte nicht die Lehrbuchdefinitionen zum Maass gemacht, sondern mich in den Schriften der Mathematiker ersten Ranges überzeugt, was sich dieselben in der fraglichen Richtung vorgestellt und was sie an Begriffen wirklich gehegt hatten. Auf dieses Thatsächliche im eignen Gebiet der Mathematik hatte ich meine Kritik gerichtet. Der Zunftprofessor aber meinte, das sei Sache der Mathematiker und ich hätte es diesen zu überlassen, ihre eignen Angelegenheiten zu ordnen. Um eine Antwort war ich nicht verlegen. Eben als Mathematiker hätte ich die Sache angefasst und wäre mir bisher noch nicht bewusst gewesen, dass ich der Mathematik oder die Mathematik mir fremd wäre. Der Leser sieht, wo der Fehler steckte. Ich hatte mich nicht dazu gemeldet, Handwerker der Mathematik zu werden und sie zunftmässig zu betreiben. Ich glaubte, dass die Bethätigung von Verstand in der Lösung von Schwierigkeiten nicht erst einer Zunftconcession bedürfte, um zu gelten. Mein ganzes späteres Leben hat mir freilich bei Andern und in meinem eignen Fall das Gegentheil gezeigt. Auch sind es nicht erst meine und meines Sohnes 1878 veröffentlichte physikalische Entdeckungen gewesen, denen gegenüber dieser Sachverhalt völlig handgreiflich wurde.

Ueber Herrn Magnus, den Physikprofessor für Pharmaceuten, bemerke ich nur, dass er jeder gründlicheren Physik fernstand. Er war reich und hatte einen eignen guten Experimentirapparat, bezüglich dessen er, wie man sagte, mit der Universität ein profitables Verkaufsgeschäft mit reservirter Ausschliesslichkeit des eignen Gebrauchs abschloss. In diesen Dingen bestand sozusagen sein geistiges Capital und sein Vorzug. Bei einer Unterhaltung mit ihm kam ich dahinter, dass er die laplacesche Correctur der theoretischen Schallgeschwindigkeit durch Berücksichtigung der Wärme nicht verstand. Von den neuern, durch Robert Mayer eingeführten

Veränderungen der Physik hatte er aber (und es war doch schon der Anfang der sechziger Jahre) so gut wie keinen Begriff. Was er davon äusserlich wusste, war wie vom Hörensagen. Auch sonst bekundete er sich nicht sonderlich orientirt und voll von Vorurtheil. In einem Privatgespräch über die Philosophen wies ich auf August Comte als auf Jemand hin, der gediegener wäre als die wüsten deutschen Speculanten der vergangenen Generation und insbesondere der sogenannten Naturphilosophie. Herr Magnus aber stellte sich so an, als wenn es garnicht möglich wäre, dass ein Franzose in der Philosophie etwas Beachtenswerthes geleistet haben könnte. Doch ich halte mich schon zu lange bei den Professoren auf. Man entschuldige es damit, dass nicht blos diese Gattung in meinem Leben noch öfter in Frage kommt, sondern dass es speciell solche und ähnliche Personen der berliner philosophischen Facultät sind, mit denen ich nicht blos die 14 Jahre meiner Docentenschaft, sondern indirect auch noch über diese Zeit hinaus zu schaffen haben werde.

Von der Prüfung ist nichts Besonderes zu sagen, ausser etwa, dass ich mich bereits hinführen lassen musste. Der Rest von Sehen hatte wenig zu bedeuten und hielt, wie ich auch vorauswusste, nicht mehr lange vor. Nachdem die Herren ihre Schuldigkeit gethan und unser mündliches Abfrage- und Antwortgeschäft beiderseits zur Zufriedenheit erledigt war, blieb für einige Wochen später noch die öffentliche Ceremonie, d. h. die lateinische sogenannte Disputation abzumachen und hiezu die Dissertation zu drucken. Die Sache ging zufälligerweise unter den Auspicien zweier Physikprofessoren vor sich; denn Herr Magnus war grade Rector und Herr Dove Decan. Der letztere hatte die lateinischen Redensarten und Formalitäten zu exequiren. Ja er that etwas Uebriges, indem er in diese Redensarten die Bemerkung verflocht, es sei von mir für die Wissenschaft einmal etwas Besonderes zu erwarten. Der Ausdruck lag nicht innerhalb des herkömmlichen Maasses von Höflichkeit und ich glaube das Besondere, was Herr Dove in meinem Namen in Aussicht stellte, nicht schuldig geblieben zu sein. Aus einem lateinischen Doctoreid, den er mir vorsagte, habe ich zwar das Meiste vergessen, aber doch zwei mich schon damals komisch anmuthende Punkte behalten. Ich musste nämlich schwören, bei keiner andern Universität noch einmal den Doctorgrad erwerben zu wollen, und mich hat auch nie danach gelüstet, diese alte Satzung der gegenseitigen Eifersucht der

Zünfte zu durchbrechen und sozusagen eine Bigamie zu begehen. Ich habe nach keiner zweiten solchen Ehe verlangt; denn ich hatte an der Heirath der Doctorehre einer einzigen Zunft schon genug und konnte mein weniges Geld besser als zur Erstehung von weitern Doctordiplomen brauchen. Der andere Eidespunkt, dessen ich mich mit stets steigendem Humor immer wieder erinnert habe, bestand in dem Gelöbniss, die Wissenschaft nicht zum blossen Zank zu gebrauchen. Ich denke, was mich betrifft, so habe ich diese Verbindlichkeit redlich gewürdigt. Für die volle Einhaltung einer solchen Bestimmung genügte aber der gute Wille und das gute Verhalten des einen Theils nicht, und mir gegenüber haben es die Würdenträger der amtlich privilegirten Wissenschaft nicht an Missbrauch ihrer Befugnisse und ihres Einflusses fehlen lassen. Der Krieg hängt nicht von einem Theil allein ab, und mir ist er, ungeachtet ausdauernder Langmuth, schliesslich aufgenöthigt worden. Gesteigerte Verfolgungen haben mich im Laufe der nächsten Jahrzehnte für meine Sache und Existenz zur Anspannung aller Wehrkraft gezwungen. Der Universitätsdoctor von 1861 ist so schliesslich zum Doctor für manche Schäden und zum freien Lehrer der Gesellschaft geworden. Er hat stets nur ein einziges Ziel gehabt, nämlich Wissenschaft und Wahrheit zur wohlthätigen und positiven Anwendung zu bringen und den persönlichen Krieg, den man ihm gemacht hat, mit dem geringsten Maass von Gegenwehr zurückzuweisen, welches für diesen Zweck ausreicht. Viel angefeindet und geschädigt, hat er auch nach vielen Seiten Front zu machen und in vielen Richtungen auszugreifen gehabt. Ohne diese Gegenwehr würde er nicht am Leben und der Leser nicht in der Lage sein, von ihm etwas zu vernehmen.

Wir sind indessen noch bei dem Anfang. Der Universitätsdoctor ist ohne besondere Anstrengungen fertig; aber der Wissenschafter und Schriftsteller soll sich die Bahn in das Leben noch erst brechen. In seinem Geist hat er zwar eine Menge von Arbeit gethan; aber diese Ausrüstuug verschafft an sich noch keinen Zugang zu den Bedingungen äusserer Bethätigung, literarischer Wirksamkeit und materieller Existenz. Der Leser bedenke das Ganze der Lage, wie es sich damals für mich ergab. Mit meiner Promotion war auch meine Erblindung zusammengefallen, und innerhalb eben dieser Wochen hatte ich auch meine Tante Charlotte verloren. Ohne Augen und ohne jeden Beistand Anderer, nur auf das knapp bis zum Jahre 1863 reichende Geld

gestützt und ohne irgend welche andere Aussicht, als das in dem genannten Jahr fällige Vermächtniss von netto 1700 Thaler, stand ich allein da, nur nicht verlassen von dem Vertrauen, es müsse mir gelingen, als Schriftsteller eine Existenz zu finden. Ein Glück war es, dass ich die äussern Schwierigkeiten auf diesem Wege nur zum geringsten Theil kannte. Ich hätte sonst wohl kaum den erforderlichen Muth behalten. So wusste ich z. B. nichts davon, wie äusserst schwer es für einen angehenden Schriftsteller ist, Verleger zu finden, zumal wenn er nicht irgend eine Patronage im Bereich einflussreicher Amts- und Handwerksgelehrten für sich hat oder gar von einer ganzen Coterie gestützt wird. Bei mir war von alledem das grade Gegentheil vorhanden. Ich hatte Niemand, der mir auch nur mit Auskunft und Rath, geschweige mit Empfehlung beistand. Wohl aber musste meine selbständige Stellungnahme von den Tagessecten und Coterien scheel angesehen werden, und in der That hat sich auch diese Art Widerstand in speciellen Intriguen bekundet, durch welche auf die Verleger, mit denen ich unterhandelte, gegen mich eingewirkt wurde. In einem andern wichtigen Punkte war ich damals ebensowenig orientirt, nämlich bezüglich der Presse und der Zeitschriften. Ich glaubte als Schriftsteller in periodischen Organen noch am ehesten vor das Publicum gelangen und auch das Nöthigste verdienen zu können. Die Concurrenz hatte ich nirgend gescheut; denn wenn ich auch annahm, dass es schwer sein mochte, sich als vorwiegend wissenschaftlicher Schriftsteller durchzuschlagen, so zählte ich doch auf meine Fähigkeit zu mannichfaltigen populären Wendungen. Auch glaubte ich, so viele Kenntnisse und solche über dem Durchschnitt stehende Eigenschaften in die Schale werfen zu können, dass hiedurch auch die grösste Ungunst äusserer Concurrenz überwogen werden müsste. In einem wichtigen Stück war dies aber ein Irrthum. Ich hatte mit der Concurrenz in guten Eigenschaften gerechnet und nicht veranschlagt, dass mir eine nachtheilige Unfähigkeit unveräusserlich anhaftete, nämlich die Unfähigkeit, in den schlechten Eigenschaften zu concurriren und überhaupt dem Schlechten Dienste zu leisten. Es ist aber nicht blos die corrupte Sphäre des Zeitschriften- und Zeitungswesens, in welcher solche Dienste den Ausschlag geben. Wer in der Literatur selbständig und wahr sein, ja wer sich überhaupt nicht in irgend einer Richtung verkaufen und hörig machen will, hat gar schlechte Concurrenz-

chancen; denn das Angebot in schlechten Diensten ist ein sehr reichhaltiges. Die vorzüglichsten schriftstellerischen Eigenschaften söhnen mit jenem Mangel an den erforderlichen schlechten Eigenschaften nicht aus. Nur ein Gemisch von einigem Talent mit vieler Feilheit ist diejenige Waare, die auf dem Press- und Literaturmarkt bequemen Absatz findet. Mit diesen intimen Chancen des Schriftstellerthums war ich aber damals fast völlig unbekannt, und die aus dieser Unbekanntschaft entspringende Zuversicht hat mich zu manchen Versuchen angetrieben, die ich sonst von vornherein unterlassen hätte. Die nächsten Jahre enttäuschten mich zu einem guten Theil und veranlassten mich auch zu einer anscheinend kleinen, später aber folgenreichen Abänderung meines Planes.

3. Ehe ich fortfahre, meine äussern Angelegenheiten und meine innere Entwicklung darzustellen, muss ich auf die Gestaltung meines häuslichen Lebens hinweisen, deren Werth für mein ferneres Schicksal nicht leicht überschätzt werden kann. Ich hatte mich schon bei Lebzeiten meiner Tante verlobt, und zwar hatte dies derselben sehr zur Beruhigung gereicht. Das junge Mädchen war das älteste von 9 Kindern eines pommerschen Landwirths und mit frischer Gesundheit sowie wirthschaftlicher Umsicht ausgestattet. Sie hatte schon von 17 Jahren ihrem Mutterbruder eine grosse Gutswirthschaft selbständig geführt. Unser gegenseitiges Vertrauen, dass Jeder alle Kräfte anspannen würde, ist nicht enttäuscht worden, und wir haben es nicht zu bedauern, dass wir schon 1862 unsere Heirath ins Werk setzten. Beide einfach gewöhnt, machten wir gleich wenig Ansprüche, und meine Frau hat nie daran gedacht, es auch nur als eine Einschränkung aufzufassen, dass bei mir ihr Leben sich ganz innerhalb des Hauses concentrirte. Die eingezogene, um nicht zu sagen einsame Lebensweise, auf die mich meine Lage noch mehr als mein Temperament anwies, war ihr vollkommen recht. Sie verlangte nach keinen Zerstreuungen. Sie hat sich stets in der langen Reihe von Jahren, die wir nun schon miteinander zurückgelegt haben, in ihrer Heimstätte zufrieden gefühlt und im gemeinschaftlichen Wirken mit mir ihre Genugthuung gefunden. Bei uns gestaltete sich aber das Leben dadurch noch inniger, dass meine Frau auch an meinen eigensten Arbeiten theilnahm. Von ihrer Hand wurden Jahrzehnte lang alle von mir veröffentlichten Werke niedergeschrieben.

Wir hatten bis 1866 in der Oranienstrasse eine kleine, aber anständige und freundliche Wohnung. Dort haben wir die ersten

vier, in Vielem sehr entscheidenden Jahre zugebracht; dort wurden 1863 und 1864 unsere zwei Knaben geboren; dort haben wir nicht blos in der Stille viel, und Vieles leider vergebens, gearbeitet, sondern sind auch mit einer ersten Gruppe philosophischer und volkswirthschaftlicher Schriften wirklich vor das Publicum gelangt, dergestalt, dass sich 1866 mein Schriftstellerruf schon einigermaassen begründet fand. Diese Zeit war aber zum Theil auch von sehr drückenden Gemüthsbewegungen erfüllt gewesen; denn in sie fiel die ganze Lehrzeit, in welcher ich die schon oben angedeuteten ungünstigen Chancen in Literatur und Presse kennenlernte.

Es ist keineswegs meine Erblindung gewesen, was mich niedergedrückt hat. Ich habe diese Katastrophe mit verhältnissmässig gutem Muth überstanden. Sie hat mich in den Tiefen des Gemüths gewaltig bewegt, obwohl sie nicht gänzlich unerwartet hereingebrochen war. Sie hat aber den Enthusiasmus, mit dem ich einen menschheitlichen Beruf von geistiger Tragweite mir schon vorher vorgezeichnet hatte, nicht gedämpft, sondern erhöht. Ich sah in dieser Wendung einen Fingerzeig mehr, auf meinem eignen Wege fortzuschreiten und die Vorurtheile der Gelehrtenschaft hinter mir zu lassen. Es beruhigte mich eine gewisse Zuversicht, dass üble Schicksale eine Seite haben, die sich bei gutem Streben zum Bessern wenden und selbst zu einem Element des Guten machen lässt. So sah ich denn das Ereigniss als eine Schicksalsweisung an, die mich noch entschiedener als früher nöthigte, die Wissenschaft in anderer und frischerer Weise zu betreiben, als der gewöhnliche Gelehrte, der in Vielleserei oder gleichgültiger Stoffanhäufung erstickt, die Fähigkeit aber, mit dem blossen Kopfe und aus demselben etwas zu sein, nicht hat, ja nicht einmal zu haben strebt. Die jähe Ausnahmsnatur meiner Lage bestärkte mich im Durchbrechen der Geistesschranken. Nie hatte ich ein blos gelehrtes oder gar verlehrtes Zunftpublicum bei meinen Arbeiten im Auge gehabt. Ich hatte stets an eine zugleich breite und eindringliche Wirksamkeit gedacht, die über die Bedürfnisse des Handwerksstudiums hinauszureichen und bei allen nur einigermaassen Gebildeten Verstand und Herz einzunehmen vermöchte. Hinderte mich nun auch mein Geschick in mancher Richtung, so förderte es mich doch auch durch die auferlegte Nothwendigkeit, mir eigne für meine Lage passende Methoden des Forschens und Arbeitens zu erfinden. Es vervollständigte die

Emancipation von der verrotteten Gelehrtenmanier, indem es meinen moralischen Muth steigerte, das passive und kritiklos receptive, von blosser Lectüre zehrende Verhalten der meisten Gelehrten zu verurtheilen. Ich wurde noch mehr als früher inne, was umsichtige Auswahl des Stoffes, combinatorisches Urtheil und Festigkeit der Consequenz vermögen. Auch empfand ich, dass die moralische Kraft und ein Sinn, der keinen wissenschaftlichen Betrug duldet, einen grossen Antheil auch an rein wissenschaftlichen Erfolgen haben. Sich selbst ehrlich gestehen zu können, was man weiss und nicht weiss, ohne sich durch fremde Autorität oder eigne Eitelkeit beirren zu lassen, — das ist der wichtigste Schlüssel zur Kritik und die Vorbedingung zu jeder wissenschaftlichen Reform und Schöpfung. Meine Situation war nun danach geartet, meine frühere natürliche Entschlossenheit zur vollsten Energie zu steigern. Mein Ziel war mein Trost. Hätte der reformatorische Beruf mich nicht schon immer gehoben und gefestigt, wie hätte ich die jähe Schicksalswendung so ungebrochen bestehen können? Mit dem Ideal in Kopf und Herz verschmerzte ich aber einen Verlust, von dem ich annahm, dass er mir zwar den äussern Weg gewaltig erschweren, aber doch die Erreichung des Ziels nicht hindern könne. Ich war überzeugt, dass der Gewinn an innerer Spannung der Kräfte diesen Verlust für die Hauptsache aufwiegen, ja vielleicht mehr als aufwiegen würde. Auch hat mich diese Zuversicht thatsächlich nicht getäuscht. Von allen Gedanken, die mir im Laufe der nächsten Jahrzehnte ferngeblieben sind, ist bisher der fernste derjenige gewesen, meine Blindheit zu beklagen. In diesem Punkte habe ich das Gleichgewicht des Gemüths nie verloren. Freilich ist, wie ich hinzusetzen muss, mein Schicksal von vornherein nicht blos durch den innerlichen Enthusiasmus, sondern auch äusserlich durch ein wohlthuendes Familienleben ausgeglichen worden.

4. Der Mangel des Sehvermögens ist stets das Letzte gewesen, woran ich im doppelten Kampf für Sache und Existenz denken konnte. In diesem Mangel lag die Hauptschwierigkeit niemals; denn ihn wusste ich in dem von mir gewählten Thätigkeitsbereich mehr als zu ersetzen. Es war selbstverständlich, dass mir persönliche Anknüpfungen allerdings äusserst erschwert wurden, und dass ich eine literarische Thätigkeit nur im Hause ausüben konnte. So durfte ich nicht an Functionen denken, die, wie beispielsweise das Arbeiten in einer Redaction, unter andern Umständen hätten

eine Erwerbszuflucht bilden und einen Weg ins Leben bahnen können. So etwas entsprach aber auch am allerwenigsten meiner Neigung. Das Ungemach kam also nur daher, dass jeder andere Zugang zur literarischen Thätigkeit, wie ich ihn suchen musste, sich aus den oben angeführten Gründen zunächst ganz versperrt fand und nachher sehr schmal gestaltete. Ich hatte bereits mehrere Werke fertig liegen und fand jahrelang keinen Verleger. Ich versuchte es mit Aufsätzen und Artikeln für Zeitschriften, und ich musste Jahr und Tag erproben, dass sie keine Aufnahme fanden. Das Eine wie das Andere beruhte auf dem Mangel an persönlichen Bekanntschaften. Ohne persönliche Beziehungen und Vermittlungen macht sich in der Welt fast nichts; am wenigsten aber konnten Verlagsfirmen, die nur gewohnt sind, von einem unerprobten Schriftsteller auf Empfehlung eines Professors hin allenfalls etwas Kleineres und alsdann auch noch ohne Honorar zu übernehmen, darauf eingehen, meine umfangreichen Werke, deren Beschaffenheit und Chancen sie nicht selbst beurtheilten, vor das Publicum zu bringen. So etwas wäre gegen alle Geschäftsraison gewesen. Was aber die Zeitschriften und die Presse anbetraf, so musste hier der Mangel von Partei- und Coterieverbindungen meine Schritte lange sämmtlich unnütz machen, und hiezu kam noch die natürliche Originalität meiner Arbeiten, die nach keinem Partei-, Secten- und Coterieschema abgeblasst und nach keiner vorgeschriebenen Schablone verschnitten waren. Ich blieb bisweilen ohne jede Antwort und erhielt nicht einmal die Manuscripte zurück, namentlich von Seiten der Juden. Als diese Lage länger dauerte, wandelte mich doch bisweilen nicht blos Unmuth an, sondern es befiel mich in materieller Beziehung auch der Gedanke drohenden Untergangs.

Ich hatte meine ökonomischen Angelegenheiten so geordnet, wie es unter den obwaltenden Umständen nur irgend möglich war. Ungeachtet der Geringfügigkeit meiner Mittel hatte ich durch eine Lebensversicherung dafür gesorgt, dass meine Frau für den Fall meines Todes gegen den äussersten Mangel geschützt wäre und sich forthelfen könnte. Jedes halbe Jahr, welches verstrich, ohne dass mir die immer wiederholten Versuche zum Erwerb geglückt wären, verschärfte den Stachel. Die Vorstellung, am Ende doch keinen Ausweg zu finden, steigerte sich bei jedem verfehlten Versuch zu schneidender Pein.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Das Hülfsmittel, welches ich früher grundsätzlich zur Seite gelassen hatte und nun, da sich eine Gelegenheit zu seiner Anwendung zu bieten schien, ins Auge fasste, war zwar sehr precär. An sich versprach es, zumal im Augenblick, keinen materiellen Erfolg. Aber ich hatte auch bei der äusserst sparsamen Wirthschaft meiner Frau noch eine Anzahl von Jahren Sicherheit, wenn nicht etwa irgend ein besonderes Unglück, etwa ein ausserordentlicher Krankheitsfall, dazwischentrat. Wir kamen damals, als Wohnungs- und sonstige Preise noch erheblich niedriger waren, Alles in Allem mit einer jährlichen Aufwendung von 400 Thalern aus und liessen es dabei, schon aus Gesundheitsrücksichten, an einer guten kräftigen Nahrung durchaus nicht fehlen. Bei solcher Lebensführung konnte es nie die unmittelbare Noth oder die Sorge für das Nächste sein, was uns beunruhigte. Hieraus folgt aber nicht, dass die vorher angedeuteten peinvollen Gemüthserregungen eine Ueberschätzung der Gefahr zum Grunde gehabt hätten. Sie waren vielmehr vollkommen natürlich, zumal für Personen, die Voraussicht hatten und gewöhnt waren, auch das Fernerliegende mit grösster Sorglichkeit in Anschlag zu bringen. Ich sah, dass irgend etwas nöthig wäre, was es mir eher möglich machte, Verleger zu finden und bei periodischen Blättern leichter Zugang zu erhalten. Eine Habilitation als Privatdocent musste, wie sie sich auch gestalten mochte, in dieser Richtung ein wenig fördern. Ueberdies hoffte ich, durch ausserordentliche Anstrengungen einen günstigen Erfolg zu erzielen.

Eine wenn auch sehr lose äusserliche Anknüpfung war es, die mir überhaupt die Unternehmung als möglich erscheinen und so die Entschliessung dazu aufkommen liess. In Angelegenheiten der Doctorpromotion und schon einige Zeit vor derselben war ich mit Herrn Trendelenburg, dem damals in der Facultät einzigen ordentlichen Professor der Philosophie, in den erforderlichen Verkehr getreten. Wie schon früher gesagt, kehrte dieser Herr gern den Schein allseitiger humanitärer Theilnahme heraus. In Wahrheit hatte ihn meine Arbeit und meine entschiedene Sinnesrichtung besorglich neugierig darauf gemacht, was wohl aus mir und meinen schriftstellerischen Absichten werden würde. Er hatte von mir gehört, dass ich grössere Arbeiten unter den Händen hätte, und er besuchte mich im Laufe des nächsten Jahres, um sich zu erkundigen. Auf diese Weise war ich ihm nicht ganz fremd geblieben und konnte es 1863 versuchen, ihm den Wunsch, mich

zu habilitiren, mitzutheilen. Er äusserte sich darauf in einer Weise, die durchaus nicht darauf angelegt war, mich in meiner Absicht zu bestärken. Allerdings stände mir kein Paragraph der Facultätsstatuten ausdrücklich entgegen. Es wären aber hier bei der Facultät schon verschiedene Docenten untergegangen. Ich könnte nicht darauf rechnen, als Privatdocent an der Universität etwas auszurichten. Indessen stehe der Versuch offen.

Ohne Umständlichkeiten war die Habilitation nicht. Ich musste noch Arbeiten liefern. Mit dem Wintersemester 1863 begann ich thatsächlich meine Docentur mit privaten und öffentlichen Vorlesungen. Ueber die Gestaltung werde ich später in passenderem Zusammenhang übersichtlich berichten. Hier sei nur bemerkt, dass es viel sagen wollte, wenn ein Privatdocent in den ersten Semestern für die bezahlten Vorlesungen überhaupt zu Zuhörern gelangte. Ich habe gleich im ersten wirklich ein Privatcolleg lesen können und in jedem der folgenden durchschnittlich zwei abgehalten. Die Einnahme war freilich kaum zu rechnen. Dagegen hat mir die Docentur offenbar dazu genützt, als Schriftsteller vorwärtszukommen. Im Jahre 1864 gelang es mir, die ersten Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften gedruckt und honorirt zu erhalten. Auch dauerte es nicht lange, dass ich nach Einsendungen weitere Aufforderungen erhielt. Schliesslich kam ich auch zu Verlegern für meine Bücher. Doch davon habe ich erst zu reden, wenn ich über die ersten Jahre meines Schriftstellerthums Rechenschaft gebe. Hier sei nur noch bemerkt, dass ich meine Habilitation auch bald für Nationalökonomie bewerkstelligte und dann allsemesterlich diese Wissenschaft vortrug. Ich hatte sie längst für die publicistisch literarische Thätigkeit ins Auge gefasst und war sehr zufrieden, an ihr einen Gegenstand zu haben, der auch an der Universität etwas zum Erwerb beitragen konnte. Logik und Geschichte der Philosophie konnten mir, der ich im modernen Sinne vorgehen wollte, weder innerlich noch äusserlich genügen. Mein System ging darauf, die äussersten Enden der menschlichen Interessen zusammenzufassen und den Bau vom materiellen Fundament bis zum geistigen Gipfel in einerlei Stil aufzuführen.

Fünftes Capitel.

Zeit des ersten Schriftstellerthums 1864—1866.

1. Der bisherige Theil meines Lebens unterschied sich in einem wesentlichen Punkte von dem nun folgenden. Er war ohne Anfeindungen verlaufen, die sich erst einstellen konnten, als die innerlich in mir gereifte Sache sich nach Aussen zu bethätigen und öffentlich sichtbar zu werden begann. Dies konnte aber erst mit dem Schriftstellerthum und mit der nebenhergehenden Entwicklung der Docentenwirksamkeit geschehen. Auch in diesem meinem Lebensbericht hat demgemäss bisher von der Sache nur als von etwas innerlich Vorbereitetem die Rede sein können. Erst im Laufe der verschiedenen Veröffentlichungen hat sich nun ihre Physionomie zu zeigen. Vorläufig muss die allgemeine Angabe genügen, dass eine reformatorische Grundlegung der Wissenschaft, eine Veredlung der Gesinnung und Weltanschauung und eine Umgestaltung des gesellschaftlichen Daseins zu besserer Menschlichkeit die drei in der Sache belegenen Aufgaben sind. Auch bei der anscheinend geringfügigsten Thätigkeit habe ich das Hauptziel immer maassgebend sein lassen und all mein literarisches Thun entsprechend eingerichtet. Die Schwierigkeit hat für mich immer in der Vereinigung zweier Nothwendigkeiten gelegen. Ich hatte eine doppelte Aufgabe, nämlich erstens die Sache zu führen und zweitens für meine Existenz zu sorgen. Das Erste musste das Zweite erschweren und Opfer fordern. Ich habe aber niemals nachgegeben, sondern stets Wendungen gesucht und gefunden, vermöge deren ich den höhern Zweck festhielt und förderte, ohne den niedern gänzlich zu verfehlen.

Meine Schriftstellerlaufbahn hat Anfangs 1864 und zwar in populären Zeitschriften begonnen. Erst 1865 gelangte ich zur Veröffentlichung von Büchern. Es war der Dr. Lindner, damaliger Redacteur der in Berlin erscheinenden Vossischen Zeitung, dessen Geneigtheit zur Aufnahme einiger Artikel von mir in das populärwissenschaftliche Sonntagsblatt jener Zeitung ich besonders hervorheben muss. Er hatte sich bei der breslauer Universität als Privatdocent der Philosophie habilitirt gehabt, war aber noch nach dem

letzten Stadium wegen zu freier, unchristlicher Ansichten wieder zurückgewiesen worden. Er war ein Anhänger der schopenhauerschen Philosophie und interessirte sich für deren Verbreitung. Jedoch verwarf er das metaphysisch Ungeheuerliche derselben entschieden. Mir kam besonders zu statten, dass er die Universitätssippen damals besser kannte als ich. Auch war er kein Judenfreund und hielt sich selbständig, obwohl er Chefredacteur einer Zeitung war, bei welcher unter den berliner Blättern die Juden den meisten Einfluss hatten, der aber damals noch nicht in der später colossalen Höhe sichtbar war. Dieser Mann, den ich als ausnahmsweise anständig unter den Literaten nie vergessen habe, hegte von mir gute Erwartungen und besorgte nur, ich möchte von der Universitätsluft verdorben werden. Leider hat er nur noch einige Jahre gelebt und daher nichts mehr von den Ereignissen erfahren, die vor aller Welt meine Unabhängigkeit von den Universitätseinflüssen sichtbar machten. In meinen Aufsätzen wollte ich zunächst für Persönlichkeiten eintreten, gegen welche das Professoren- und Judenthum instinctiv eine Abneigung hegte und hegen musste. Indem Dr. Lindner mir für Einiges die Spalten seiner Sonntagsbeilage öffnete, half er mir zu dem, was ich anderweitig erreichte, nicht unerheblich mit. Auch muss ich bemerken, dass es wahrlich nicht das Gepräge der sonst jüdisch liberalen Vossischen Zeitung, sondern der rein persönliche Umstand war, was mir diesen Vortheil verschaffte.

Grade 1864 war der letzte Band der deutschen Uebersetzung des grossen volkswirthschaftlichen Werks Careys erschienen, der als der hervorragendste Vertreter des Gegenstandes auf amerikanischem Boden galt, in welchem ich aber weit mehr als dies erkannt hatte. Das deutsche Publicum wusste so gut wie nichts von ihm, und überhaupt bedurften seine neuen Lehren auch den Gelehrten gegenüber erst eine Hervorhebung und Einführung. Da seine Socialwissenschaft nunmehr, wie gesagt, in deutscher Uebersetzung vorlag, so konnte ich mich an die Aufgabe machen, ihm in Deutschland Boden zu verschaffen und überhaupt seine Lehren gegen die ältere Oekonomie ins Feld zu führen, was auch im Auslande, ja in seiner eignen Heimath entweder gar nicht oder nur äusserst unzureichend geschehen war. Ich musste mich an das weitere Publicum wenden; denn von der Unfähigkeit und Scheelsucht der Professoren der Nationalökonomie war nur neidischer Widerstand zu gewärtigen. Der Gegenstand war neu, und ich

fasste die interessantesten Thatsachen mit entschiedener Pointirung zusammen. Auf diese Weise fand eine ganze Anzahl von Essays und Artikeln bei verschiedenen Zeitschriften Aufnahme. Ich erhielt sogar Aufforderungen zu andern Arbeiten, nachdem ich erst eine kurze Zeit durch einige Proben bekannt geworden war. Ich nenne unter den Organen, zu denen ich Beiträge lieferte, die in Leipzig bei Brockhaus erscheinende Revue „Unsere Zeit", die ebenfalls in Leipzig erscheinenden „Grenzboten", die dem cottaschen Verlage in Stuttgart angehörige, damals noch bestehende „Deutsche Vierteljahrsschrift". Jedoch beschränkte sich meine Thätigkeit keineswegs auf den Kreis dieser und verwandter Journale. Sie verschmähte auch gelegentlich landwirthschaftliche Blätter nicht, um geeignete Themata der neuen Volkswirthschaftslehre zu behandeln. Auch arbeitete ich an den hildburghausener Ergänzungsblättern zum mayerschen Conversationslexikon und an dessen 2. Auflage in den späteren Bänden. Eigentliche Zeitungen blieben gelegentliche Ausnahmen; auch das Sonntagsblatt der Vossischen Zeitung, welches als selbständige Wochenschrift betrachtet werden konnte, wurde nur aus den erwähnten persönlichen Gründen der Ort, wo ich für verschiedene zugleich wissenschaftliche und populäre Angelegenheiten thätig sein konnte. Dort bin ich für Carey mitten im feindlichen Lager eingetreten; dort habe ich im Anschluss an die Wahrnehmung der careyschen Sache auch über Friedrich List als den grössten Nationalökonomen der Deutschen geschrieben und an diesen, bald nach seinem Tode von den Professoren und andern Gegnern aus der Aufmerksamkeit des Publicums verdrängten Mann wieder nachdrücklich erinnert. Eben dieser doppelten Aufgabe, der Einführung Careys und der Wiedererweckung sowie vollern und höhern Würdigung Lists, habe ich auch in andern Blättern und Zeitschriften eine Anzahl Artikel gewidmet. Die Rührigkeit und Energie, mit der ich in dieser Beziehung vorging, entsprach der Jugendlichkeit und dem kühnen Muth, mit denen ich mir getraute, allen geistigen Widerständen und aller Stumpfheit und Trägheit der Welt zu trotzen. Ich dachte dabei oft lebhaft an das, was Friedrich List allein mit seiner eignen Feder im periodischen literarischen Arbeiten geleistet hatte und wie er nach allen Richtungen hin derartig auf dem Platze gewesen war, dass man hätte annehmen mögen, es sei eine Mehrzahl von Vertretern der Sache und nicht blos ein einzelner Mann am Werke. In der That kam ich im Wesent-

lichen auch zu meinem Ziel; denn Carey gewann seinen breitesten und populärsten Ruf in Deutschland und da, wo man sich, wie in Oestreich, Ungarn und Russland, bald darauf meiner Würdigung seiner Leistungen anschloss. Aber auch Friedrich List stieg wieder im Andenken der Nation. Ich zeigte, wie gross er auch als reiner Theoretiker gewesen, während ihn die Professoren in ihrem Neide auf seine populären Fähigkeiten zum blossen Agitator herabgewürdigt haben wollten. Schliesslich sind noch mehrere neue Auflagen seines Nationalen Systems erschienen.

Man schliesse aus der Beschaffenheit der angeführten Themata, für welche das Interesse bei dem Publicum in jener Zeit am lebhaftesten sein musste, nur nicht, dass ich mich auf dieselben beschränkt oder auch nur die volkswirthschaftlichen Gegenstände zur Hauptsache gemacht hätte. Ich behielt stets gleichzeitig die umfassendere Wissenschaft und deren verschiedene grosse Persönlichkeiten im Auge. Ich bemühte mich z. B. auch mit verschiedenen Arbeiten, die Deutschen über den französischen Philosophen August Comte zu unterrichten, von dem sie damals so gut wie nichts wussten, und der durch seinen Conflict mit den pariser Handwerksgelehrten eine sonst noch sehr unbekannte Kluft sichtbar gemacht hatte. Comte war erst vor einem halben Dutzend Jahren gestorben, und für einige seiner originalsten Lehren eintreten, hiess dem modernen Geist neue Wege ebnen. Zugleich schrieb ich auch speciell über den englischen Logiker und Nationalökonomen Stuart Mill, aber um zu zeigen, wie sehr er überschätzt wurde. Ich zog mir dadurch Anfeindungen zu; aber später ist grade meine Schätzungsart allgemeinere Ansicht und hinterdrein auch von denen ausgesprochen worden, die sich erst dagegen stemmten, um das von mir Gelernte schliesslich, unter Verschweigung meiner Urheberschaft, als eigne Weisheit auszugeben. Im entschieden sympathischen Sinne trat ich dagegen für Buckle auf, und zwar für ihn nicht blos als originalen Unternehmer einer neuen Art von Civilisationsgeschichte, sondern auch wegen der von ihm eingeleiteten Reform der Geschichtswissenschaft überhaupt. Auch über Macchiavelli schrieb ich im Hinblick auf die bereits eingeleitete neue Aera der auswärtigen Politik aus einem völlig neuen Gesichtspunkt, indem ich diesen Hauptschriftsteller der Politik und den politischen Pessimismus als zusammengehörig behandelte und die theils wirklich, theils nur anscheinend schlechten Grundsätze als Zubehör corrupter Zustände erklärte. Wie auch die

allgemeinere Literatur mir schon damals nicht fernblieb, mag man daraus entnehmen, dass ich das Erscheinen einer neuen deutschen Uebersetzung von Byrons Werken benutzte, um für meine Ueberzeugung zu wirken. Ich war nämlich davon durchdrungen, dass der grosse brittische Genius, mit seiner internationalen Bedeutung, kurzweg der Dichter des 19. Jahrhunderts und zugleich der poetische Kritiker der Gesellschaftscorruption sei, wie sie in diesem Jahrhundert zunächst in England am schärfsten sichtbar geworden war und sich nun in den übrigen Ländern von Geschlecht zu Geschlecht entschiedener entwickelte. Auch stellte ich, indem ich für die rationelleren und moralisch werthvolleren Theile des schopenhauerschen Gedankenkreises eintrat, Vergleichungen zwischen dem Pessimismus des Philosophen und den entsprechenden Anwandlungen des grossen Dichters an. Der philosophische und der dichterische Pessimismus wurden auf diese Weise erklärlich und bis zu ihrem in der Wirklichkeit belegenen Kern durchsichtig. Doch ich wollte hier nicht besondere Gedanken erläutern, sondern nur auf die Art hinweisen, wie ich die verschiedensten Gebiete meinen einheitlichen Gesichtspunkten und Bestrebungen dienstbar machte.

2. Bei der Nachdrücklichkeit, mit der ich mich in Zeitschriften rührte, konnte es an Gegenbestrebungen nicht fehlen. Diese scheuten den offenen Kampf und nahmen die Gestalt heimlicher Gegenmachinationen an. Hatte ich irgendwo Fuss gefasst, so setzte man sich dahinter, indem man bei den Redacteuren intriguirte und sie zu veranlassen suchte, mich nicht mehr schreiben zu lassen. Letzteres gelang öfter, misslang aber auch bisweilen, wofür ich ein auch sonst charakteristisches Beispiel nachher schon aus sachlichen Gründen anzuführen haben werde. Zuvor habe ich jedoch erst die andere Seite meiner Schriftstellerthätigkeit zu beleuchten, die in der Herausgabe von Büchern bestand. Auch diese Thätigkeit richtete sich von vornherein auf die dem modernen Geist entsprechende Verbindung allgemeiner und sozusagen geistiger Wissenschaft mit der Lehre von den materiellen Grundlagen der menschlichen Existenz. In England war diese Verbindung alt und gleichsam classisch schon im 18. Jahrhundert durch Hume repräsentirt, der als subtiler Philosoph und Nationalökonom in seiner Zeit einzig hervorragte. In Deutschland dagegen war die Verbindung völlig neu; dort fiel sie schon an dem Engländer Stuart Mill auf, der gleichmässig für seinen Tractat der Logik und für

denjenigen der Nationalökonomie Ruf hatte. Ich sah in einer solchen Verbindung eine moderne Nothwendigkeit und einen echten Fortschritt. Nur musste auch eine wirkliche Vereinigung der entlegenen Elemente geschaffen werden. Materielle und sociale Fragen sind in erster Linie die unseres Jahrhunderts gewesen und geblieben. Wie sollte eine ernsthafte Philosophie und eine solche, die für die Menschen ein Herz hätte, möglich werden, wenn der ökonomische Grundbau unberücksichtigt und nur ein metaphysischer Wolkenflor maassgebend blieb? Der Blick musste hoch zu den Sternen aufgeschlagen werden können, aber auch vorwärts und über den Erdboden hin zur Orientirung gelangen. Auch die höchste Wissenschaft durfte es nicht verschmähen, die feste materialistische Basis zum Piedestal zu nehmen.

So begann ich denn ziemlich gleichzeitig mit der Veröffentlichung philosophischer und nationalökonomischer Schriften. Anfangs 1865 erschien die „Natürliche Dialektik", bald darauf die Schrift „Careys Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft", dann der „Werth des Lebens", ferner „Capital und Arbeit" und Anfangs 1866 die „Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre". Wer nicht wusste, wie lange und ausschliesslich ich wissenschaftlichen Arbeiten und redactionellen Entwürfen allmälig gereifter Gedanken obgelegen hatte und wer sich nicht aus der Beschaffenheit des Veröffentlichten von dem zu Grunde liegenden Fond überzeugte, konnte, wenn er blos die rasche Aufeinanderfolge der 5 Bücher veranschlagte, an leichtfertige Production denken. In der That hat der Neid in professoralen und andern Kreisen auch nicht verfehlt, trotz bessern Wissens derartige Verleumdungen gegen mich auszuspielen. Seit Beendigung meiner Universitätsstudien war fast ein Jahrzehnt voll wissenschaftlicher Arbeit verflossen. Einen grossen Theil dieser Zeit hatte ich schon an Manuscripten gearbeitet. Aus Mangel an Verlegern hatte ich noch nichts publiciren können. Nun erhielt ich die Veröffentlichungsgelegenheiten, und wenn ich in dieser Zeit nicht noch mehr vor das Publicum brachte, so geschah es nicht wegen der Grenzen meiner Productionskraft und meiner Vorräthe, sondern unter Rücksicht auf die Bemessenheit der Verdauungskräfte, mit welchen sich die Welt das Dargebotene aneignet.

Meine naturwissenschaftlichen Untersuchungen traten damals in dem, was ich an Aufsätzen schrieb und an Büchern herausgab, noch nicht abgesondert hervor. Ich bemühte mich zwar schon

damals, wo es sich irgend thun liess, für Robert Mayer und behandelte auch bisweilen Stoffe aus der eigentlichen Naturwissenschaft, soweit dies für ein allgemeineres Zeitschriftenpublicum möglich war. In meinen Büchern konnte aber nur der sehr aufmerksame Leser, ja bisweilen nur der gründliche Sachkenner wahrnehmen, dass die eingestreuten, oft kühnen Aeusserungen über die Beschaffenheit der Naturwissenschaften und der Mathematik nur von Jemand kommen konnten, der sich bewusst war, auf dem Boden eigner Forschungen und fachmässiger Kritik zu stehen. Erst nach einer Reihe von Jahren begann meine naturwissenschaftlich mathematische Schriftengruppe mit dem Werk über die Principien der Mechanik, welches bei der göttinger Universität den ersten Preis der Benekestiftung erhielt. Bis 1872 habe ich demgemäss meine Werke, so mannichfaltig ihr besonderer Inhalt auch sonst war, nur nach zwei herkömmlichen Rubriken zu unterscheiden. Es waren entweder philosophische oder volkswirthschaftliche und sociale. Ausserdem ist es nicht unwichtig, zu bemerken, dass ich zuerst mit den systematischen und grundlegenden Werken auftrat und dann erst zu den historischen überging. Der Grund hiefür ist nicht blos in meiner Geistesanlage und in meinem Ziel, sondern zum Theil auch noch in einem äusserlichen Umstande zu suchen. Bei der tiefgehenden Natur meiner Reformgedanken war mir das, was ich selbst schuf, und die Darstellung desselben im Rahmen eines vollständigen Systems die Hauptsache. Was vordem in der Wissensgeschichte geschehen war, interessirte mich nur, soweit es mir mit etwas Haltbarem nützte und mich über die Chancen des Fortschritts orientirte. Die Geschichte hatte nur Reiz für mich, soweit sie lebendig fortwirkte und zur Lösung der Räthsel im Gegenwärtigen und Zukünftigen etwas beizutragen vermochte. Da ich später in umfassendem Maasse die Geschichte von drei Wissenschaften bearbeitet und historische Aufschlüsse und Darstellungen geliefert habe, wie sie bis dahin noch fehlten, so will ich doch jenen Umstand nicht übergehen, der mich schon früh veranlasste, meine Neigung, die vorzugsweise der Darstellung des Eignen und Systematischen galt, nicht ausschliesslich walten zu lassen, sondern mich auch grundsätzlich eingehender dem Fremden und Historischen zuzuwenden. Enthusiasmus für wissenschaftliche Persönlichkeiten ersten Ranges war stets ein Grundzug meiner Gesinnung gewesen. Solche Begeisterung stieg und wurde thatkräftig, wenn Verdienste und

Vorzüge noch erst mehr ins Licht zu setzen oder gar gegen Verkleinerungen, Erstickungen, Plagiate und ähnliche Beraubungen zu schützen waren, mochte es sich nun um die unmittelbare Gegenwart oder auch um eine entlegenere Vergangenheit handeln.

Bei meinen öffentlichen Vorträgen an der Universität bemerkte ich, dass ich die Aufmerksamkeit weit eher gewann, wenn ich über die Leistungen Anderer sprach, als wenn ich blos meine eignen Gedanken entwickelte. Allerdings hatte ich mir schon durch die blosse Zeitschriftenthätigkeit verhältnissmässig schnell einigen Ruf erworben, und mein lebendiger, vollkommen freier Vortrag, in welchem ich die Gedanken immer unmittelbar und frisch gestaltete, sicherte mir bei den Zuhörern eine Aufmerksamkeit, wie sie bei Universitätsvorlesungen nicht gewöhnlich ist. Dennoch entging mir nicht, dass ich mit den feinern Entwicklungen meiner eignen Systemgedanken an die Auffassung schwerere Aufgaben stellte, als wenn ich mehr historisch berichtete. Hiezu kam, dass irgend ein klangvoller, mit etwas Neuem verknüpfter Name, an den sich wissenschaftliche Streitfragen anschlossen, mehr Reiz hatte als die abstracte Sache an sich selbst. Auch war es wohl damals sehr natürlich, dass man mehr Gewicht darauf legte, wenn ich von Andern und für Andere sprach und schrieb, als wenn ich für meine eignen Theorien eintrat, die sich noch erst Bahn zu brechen hatten. So geschah es, dass mich das Publicum selbst nöthigte, mich vor ihm eingehender, als es ohnedies geschehen wäre, mit dem zu befassen, wozu die Anknüpfungspunkte des Interesse schon vorhanden waren, und was mehr den Charakter des Berichts über Leistungen Anderer hatte. Uebrigens war ich aber auch selbst nie darüber zweifelhaft gewesen, dass grade auch bei der tieferen Betrachtung die Geschichte einer Sache zur Sache selbst gehöre. Ich hatte aber die Wissenschaft erst selbst darlegen und was ich von ihrer Geschichte erforscht hatte, vorläufig noch für mich behalten wollen. Das Publicum selbst aber hat mich veranlasst, zwar nicht meinen Plan grundsätzlich zu ändern, aber doch schon nach einigen Jahren an die Veröffentlichung geschichtlicher Werke zu gehen, um dann wieder neue umfassende Systemarbeiten folgen zu lassen. Dieser Gang zeugt dafür, wie ich bestrebt gewesen bin, meiner Eigennatur unverwandt zu folgen, dabei den Aufgaben der Sache aber doch so zu dienen, dass sich auch die historischen Rechenschaften und das

entsprechende gemischte Interesse des Publicums ausgiebig bedacht fänden.

Sicherlich würde ich unbedingter und ausschliesslicher allein meinen eignen Antrieben gefolgt sein, wenn ich nicht in meiner schwierigen Lage meine Veröffentlichungen hätte mit danach einrichten müssen, dass sie das Publicum sofort und zwar nicht blos in engen Kreisen interessirten und demgemäss gehörigen Absatz fänden. Auch den Umfang der Schriften habe ich deswegen oft mit vieler Mühe durch sichtende Auswahl und gedrängte Darstellung mässig einrichten müssen. Es wäre meist leichter gewesen, die Gegenstände in der doppelten oder dreifachen Ausdehnung zu behandeln. Schon meine erste Schrift, die Natürliche Dialektik, die sich als neue logische Grundlegung der Wissenschaft und Philosophie bezeichnete, war nur ein dünnes Bändchen. Ich hatte eine vollständige Theorie der logischen Functionen, die zwei mittlere Bände umfasste, fertig liegen, habe sie aber absichtlich zurückgehalten und schliesslich nach länger als ein Dutzend Jahren, nämlich 1878, durch ein völlig neugearbeitetes Werk, die „Logik und Wissenschaftstheorie", auf den Umfang eines einzigen Bandes gebracht. Wenn ich mit der Logik und der Schematik alles Wissens, von der auch die Weltschematik abhängt, begonnen habe, so ist dies in dem Bewusstsein geschehen, dass es sich hier um den Kern des Verstandes und um die Sicherung der souveränen Verstandesrechte handelte. Ein System der Wissenschaft und die Lösung der letzten Denkschwierigkeiten bleiben unmöglich, wo man nicht zu diesen ersten Ausgangspunkten und Elementen zurückkehrt. Ueberdies waren diese Lehren mit und seit Aristoteles bereits gesunken, und nur das frühere Alterthum wies die genialeren Ansätze der Menschheit in dieser Erkenntnissrichtung auf. Die moderne Zeit hatte noch die mathematischen Schwierigkeiten theils hinzugethan, theils fühlbarer gemacht. Für Beides stellte sich meine Natürliche Dialektik auf eigne Füsse. Sie war eine höhere Logik, ja recht eigentlich eine Logik des Unendlichen, und sie beleuchtete überdies die Unzulänglichkeit oder Fehlerhaftigkeit einiger gemeiner logischer Sätze, die von Aristoteles her überliefert waren. Der Verstand als letzte Instanz war in Allem ihr leitender Gesichtspunkt. Ihr Piedestal war ausgesprochen materialistisch und eine einheitliche Wirklichkeitslehre ihr sachlicher Kern. In ihren Beispielen behandelte sie gelegentlich neue eigne Theorien aus den verschiedensten positiven Wissenschaften von der Mathe-

matik bis zur Rechtslehre. Auch erinnere ich daran, dass auf dem Titelzusatz, der die erwähnte logische Grundlegung von Wissenschaft und Philosophie aussprach, das Wort Wissenschaft dem Worte Philosophie absichtlich vorangestellt worden war. Dieses Rangverhältniss zwischen Wissenschaft überhaupt und Philosophie insbesondere ist für mein System auch fernerhin stets maassgebend geblieben.

Die Schrift „Der Werth des Lebens“ war eine Auflehnung gegen den blasirten Pessimismus und überhaupt gegen alle lebensfeindlichen Ansichten. Die darin enthaltenen Lehren sollten zugleich das Uebel tiefer erkennen und dennoch eine Ausgleichung des Gemüths mit der Weltordnung schaffen helfen. Bei aller Achtung vor der Persönlichkeit Schopenhauers und seiner ernstern Würdigung des Weltübels trat ich dennoch in der grade entgegengesetzten Richtung auf. Hatte ich in dem logischen Werk die Sache des unverdorbenen Verstandes geführt, der über alle Schwierigkeiten und anscheinenden Widersprüche zu triumphiren habe, so beschäftigte ich mich in der neuen Untersuchung und Charakteristik des Lebens mit den Forderungen und Folgerungen des gesunden Herzens und seiner vollen Gemüthskraft. Die beiden Bücher verhielten sich also wie Kopf und Herz. Das eine war seines Gegenstandes wegen abstracter, das andere populärer. Aber auch im „Werth des Lebens“ fanden nebenbei wichtige neue Lehren Platz, wie beispielsweise die Zurückführung des Rechts auf den Naturtrieb der Rache. Ich bemerke noch, dass der Werth des Lebens von der 2. Auflage an ein neues Werk, aber nach demselben Plane, geworden ist, und dass ich aus diesem Grunde von der Darstellung meiner Philosophie in dieser Schrift erst später zu reden haben werde, wenn zugleich der Zusammenhang mit den andern Werken berücksichtigt werden kann.

3. Die drei erwähnten volkswirthschaftlichen Schriften, die von 1865—66 neben den philosophischen Arbeiten erschienen, stellen eine Stufenfolge dar. Die erste, „Careys Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft“, setzte in einer Anzahl Briefe und in leichten populären Wendungen die charakteristischen neuen Lehren des careyschen Systems auseinander. Die zweite, „Capital und Arbeit, neue Antworten auf alte Fragen“, combinirte die Ergebnisse langer eigner Untersuchung mit einigen Folgerungen aus der deutsch-amerikanischen, d. h. list-careyschen Oekonomie, und gewann so zur socialen Frage eine neue Position.

Letztere bestand hauptsächlich in dem Satze, dass die bisherige Drückung der Arbeitslöhne den zahlungsfähigen Consum unnatürlich niederhält und ein solches Missverhältniss zwischen Production und Consumtion, (also von Arbeit und Genuss) erzeugt, welches sich in den Störungen des Marktes, in Ueberproduction sowie in einer dauernden Stauung kundgiebt. Hieran schloss sich der Nachweis, dass ein selbständiges Eintreten der Arbeiter für bessere Arbeitsbedingungen (in freien Coalitionsbündnissen) das nächste Mittel sei, die allgemeine Lage der Volkswirthschaft befriedigender zu gestalten. Auf die Achillesferse am Eigenthum war nur erst streifend hingewiesen; denn ich wollte in dieser Schrift auseinandersetzen, was sich im Rahmen der gegebenen, mit Lohnarbeit verbundenen Eigenthumsordnung im Sinne eines entschiedenen socialen Fortschritts und zwar wesentlich durch freie Initiative der Arbeitergruppen selbst thun liesse. Mein praktisches Programm war daher eine planmässige, umfassende Organisation der Arbeiterbündnisse zur Gesammtcontrahirung der Arbeitsbedingungen mit den Unternehmern. Noch nie hatte man streng wissenschaftlich diesen Anknüpfungspunkt zu einer ersten Lösung der socialen Frage gerechtfertigt, und noch nie sich so entschieden und systematisch auf den Standpunkt der Coalitionen und eines durch sie zu entwickelnden Arbeiterrechts gestellt. Die grade anhebende jüdische Socialistik in Deutschland gerieth mit ihrem verworrenen Mischmasch, zu dem (unter ihren Händen) die bessern Gedanken der französischen Socialisten verdorben wurden, auf die unrationellsten und plumpesten Vorschläge. Mein Entwurf wurzelte ebenso tief in der wirthschaftlichen Wissenschaft wie in den naturwüchsigen Antrieben des Volks. Er hielt sich auf dem Boden strengster Gerechtigkeit und verlangte zunächst nichts weiter, als dass den Arbeitern durch Freigebung der entsprechenden politischen Vereinigungsfunctionen die Möglichkeit verschafft würde, selber gegen die einseitige und zu billige Ausnutzung ihrer Kräfte gehörige Schranken zu ziehen. Die ältere Volkswirthschaftslehre hatte ebensowenig (wie die Socialistik) erkannt, dass die Naturgesetze, (welche die Vertheilung regeln,) in erster Linie den Charakter socialer Positionsgesetze haben, also von der Classenlage und dem Classenrecht abhängig sind. Ich habe meinen damaligen Grundgedanken auch in den spätern Entwürfen festgehalten. Noch heute ist er es, der allein den ersten Stützpunkt zur Aufrichtung der socialen Freiheit liefern kann. Doch ich habe hier nicht vorzu-

greifen, sondern nur den Sinn meiner ersten volkswirthschaftlichen Schriften zu bezeichnen.

Die dritte ökonomische Arbeit, die „Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre“, gab schon in ihrem Titel kund, dass es sich um die Legung eines neuen Fundaments der Wissenschaft handle. Sie ist mein erstes, systematisch umfassendes Hauptwerk über den Gegenstand, und es verfloss ein halbes Dutzend Jahre, ehe ich ein eigentliches Lehrwerk unter dem Titel eines „Cursus der National- und Socialökonomie“ verfasste. Jene erste Grundlegung machte sowohl historisch als systematisch die Unzulänglichkeit der bisherigen Volkswirthschaftslehre sichtbar. Sie zeigte, wie grade die deutsch-amerikanische Oekonomie neues Licht gebracht, aber auch neue Widersprüche offenbar gemacht habe. Sie ging von einem eignen Princip aus, welches über die widerstreitenden Ansichten entscheiden sollte. Es war dies der Grundsatz, dass die meisten Schlüsse der ältern Oekonomie voreilig und fehlerhaft gerathen wären, weil sie die Quantitäten oder, populär geredet, das Wieviel in den Vorgängen nicht beachtet hätte. So sei beispielsweise schon das Grundgesetz der freien Concurrenz wesentlich unbestimmt geblieben; denn es lasse sich daraus nicht viel schliessen, solange man den Umfang der sich gegenseitig messenden Kräfte nicht veranschlage. Im Uebrigen war meine Absicht bei diesem Werke auch, die Unabhängigkeit zu zeigen, mit welcher die list-careyschen Lehren, namentlich aber die careysche Werththeorie, deren Plagiirung und Verschlechterung seitens Bastiats ich nachgewiesen hatte, im Rahmen eines völlig rationellen volkswirthschaftlich socialitären Systems zur Geltung zu bringen wären. In der That sah auch Carey selbst in meiner Position eine wesentliche Entfernung von der seinigen, ja einen scharfen Gegensatz zu derselben. Wir standen, seitdem ich mit der „Umwälzung“ für ihn eingetreten war, im Briefwechsel. Er erkannte Einiges bezüglich der Werththeorie als Verbesserung an und richtete sich danach in seinen neuen Bearbeitungen. Aber er sah doch in der „Kritischen Grundlegung“ eine Emancipation. Nichtsdestoweniger haben die neuen Errungenschaften und Speciallehren, die zum Theil auch schon bei List vorhanden oder angelegt waren, zwischen uns ein gemeinsames Band dauernd unterhalten. Ich habe seine Sache um nichts weniger energisch auch weiterhin geführt und bis in meine spätesten Veröffentlichungen seine epochemachenden Verdienste gegen Verkleinerung gewahrt. Mit der „Kritischen

Grundlegung" hatte ich für Alle, die genauer zu unterscheiden wussten, deutlich genug gezeigt, dass ich nicht blos in der Philosophie, sondern auch in der Nationalökonomie einen eignen Weg zu gehen hätte. Die Eigenthümlichkeiten meiner volkswirthschaftlich socialitären Theorien und praktischen Programme werden sich aber am zweckmässigsten erst dann zusammenfassen lassen, wenn der Bericht über die weitern historischen und systematischen Arbeiten vorangegangen und die verhältnissmässig vollkommenste Gestalt der Sache vorgeführt sein wird.

Wie mich schon in jenen ersten Jahren schriftstellerischer Thätigkeit mein selbständiger volkswirthschaftlicher Standpunkt zum Ziel von Gegenmachinationen hinterhaltigster Art machte, kann ein Vorfall mit der Vossischen Zeitung bezeugen. Ich hatte unter den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen ich in dem Sonntagsblatt dieser Zeitung die Lehren Careys beleuchtete, auch denjenigen nicht ausser Acht gelassen, aus welchem Carey sich wirklich als Arbeiterökonom kennzeichnete. Der geniale Nationalökonom von Philadelphia hatte nämlich schon seine schriftstellerische Laufbahn mit der Aufstellung des Satzes begonnen, dass hohe Arbeitslöhne mit hohen Geschäftsgewinnen verträglich wären, wenn man die Steigerung der letztern nicht relativ, sondern absolut veranschlagte. Die Gesammtsumme der Capitalgewinne könnte absolut steigen, während die Gesammtsumme der Arbeitslöhne sogar einen immer grössern Bruchtheil vom Ertrage der gesammten Volkswirthschaft absorbirte. Auch List hatte gegen die Spar- und Hungerlöhne als unvolkswirthschaftlich Front gemacht. Ich war daher im Recht, wenn ich bei Carey mit seiner auf hohe Löhne gerichteten Parole eher die Eigenschaft eines Arbeiterökonomen fand, als bei den Nationalökonomen der vorherrschenden Richtung, die in den niedrigen Löhnen und in dem Billigermachen der Arbeit den Nationalwohlstand und auch die Blüthe des internationalen Geschäfts suchten. Einer der Faiseurs der sogenannten Manchesterpartei, ein Herr Prince Smith, Vorsitzender der berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft, der in seiner Coterie auch ein wenig Scribent war und als schriftstellernder Volkswirth damals unter den tonangebenden Manchesterleuten grosses Ansehen genoss, hatte privatim und im Geheimen schon Allerlei gegen mich versucht. In der volkswirthschaftlichen Gesellschaft hatte er ausser Anderm auf meinen Verleger, der dort verkehrte, einwirken wollen, hatte ihm vorgehalten, dass er solche Schriften,

wie die meinigen, in Verlag genommen hätte. Dieser Versuch, mich zu ersticken, missglückte; denn bald erschien bei dem abgemahnten Verleger meine „Kritische Grundlegung". Eine andere Intrigue wurde bei Dr. Lindner, dessen obenerwähnte seltene Selbständigkeit sich aber auch hier bewährte, gegen mich zu spielen versucht. Herr Prince Smith hatte ihm das Ansuchen gestellt, doch solche unhaltbare Dinge, wie ich sie schriebe, in der Zeitung nicht abzudrucken. Er hatte aber die Antwort erhalten, dass, wenn er sie unhaltbar fände, auch ihm die Spalten offenständen, um dagegen zu schreiben. Herr Prince Smith, entsprechend der Manier, die einer schlechten Sache ziemt, hatte nun mit seinen schwachen Gegengründen sich hinter den obscuren Namen eines Andern versteckt. Unter dieser feigen Deckung hatte er einen hämischen Artikel „Herr Dühring als Arbeiterökonom" eingesendet. Ich erkannte sofort, ohne noch etwas von dem Vorangehenden zu wissen, die Schreiberei des ehemaligen Schulmeisters, entlarvte ihn vor Allen, welche die betreffenden Kreise kannten, und forderte ihn auf, für seinen dürftigen Versuch selber einzustehen, indem ich den zur Maske genommenen Zwischenmenschen zur Seite liess. Dieser letztere hat nachher in einer Gesellschaft behauptet, Herr Prince Smith habe ihm den Artikel nur durchcorrigirt. Das halbe Eingeständniss zeugt für den ganzen Vorgang. Es war eben nichts als eine hinterhaltige Anfeindung seitens des Herrn Prince Smith, die aber an meiner Erwiderung so kläglich zu Schanden wurde, dass der Intrigant Herr Prince Smith sich nun noch weniger vor dem Publicum zu stellen wagte, sondern sammt seinem Helfershelfer fein still blieb. Es spielte sich diese kleine Zeitungsscene im Januar 1866 ab. Das erste Mal, dass die Herren von der volkswirthschaftlichen Coterie manchesterlicher Art, also die Herren Prince Smith, Faucher, Michaelis und Aehnliche, eine literarische Unternehmung gegen mich gemacht hatten, waren sie gründlich abgeführt worden. Freilich passte ein sachliches Bekämpfen meiner Lehren ihnen nicht. Sie hätten mich lieber im Geheimen erstickt, — ein Bestreben, welches sie auch anderweitig fortsetzten. Aber der damalige, schon erwähnte Chefredacteur der Vossischen Zeitung war zum Unglück für ihre edlen Absichten kein Judenfreund, ja nicht einmal eine Person nach der gewöhnlichen gefügigen Schablone gewesen. Dieses erste Rencontre hatte mir aber gezeigt, was meine über die Parteien hinausreichende Gesinnung von den Parteicliquen zu gewärtigen haben

würde. Ich erkannte die Wissenschaft da an, wo ich sie fand, gleichviel ob bei Freihändlern oder Schutzzöllnern. Denen aber, die mehr Geschäftssinn als wissenschaftliches Gewissen besitzen, konnte diese Unparteilichkeit natürlich nur missfallen. Diese Gattung hat, wie die weitere Erfahrung der nächsten Jahrzehnte lehrte, selbst die Principien verrathen, die sie affichirte. Die echten Wahrheiten der ältern Oekonomie sind von mir nachdrücklicher festgehalten worden, als von jenen Leuten, die damals auf gesunde Volkswirthschaftslehre ein Patent haben und alle nicht von ihnen gestempelten Lehren unterdrücken wollten. Mit den letztern ging es ihnen aber wie mit der socialen Frage, von der Herr Prince Smith und Genossen behaupteten, dass sie thatsächlich garnicht vorhanden, also eine blosse Einbildung wäre. Die sociale Frage und die socialen Lehren haben eine gewaltige Ausdehnung erhalten und zwar auch nach Richtungen, von denen sich jene privatwirthschaftlichen Faiseurs nichts träumen liessen. Meine socialitären Untersuchungen haben Bahn gebrochen und die ganze Rechtsordnung nicht blos bis zum Classenrecht, sondern auch bis zum Racenrecht durchfurcht. Aber die Aussaat der Gegenwart weist hier schon zuweit in die Zukunft. Es ist noch Manches zu berichten, um die Kluft fühlbar zu machen, die zwischen den wirthschaftlichen und sonstigen Freiheitsvorstellungen alten Stils und den Idealen einer mit besserer Menschlichkeit erfüllten Freiheit gähnt. Was aber speciell meinen Antheil an der geistigen Seite dieser Entwicklung betrifft, so haben schon meine ersten volkswirthschaftlichen Schriften dafür eingestanden, wie das persönliche Verhältniss zwischen Mensch und Mensch in erster, das wirthschaftliche aber nur in zweiter Linie die politisch socialen Gestaltungen bestimme. Auf diesen sachlichen Grundgedanken werde ich auch noch bei der letzten Programmzuspitzung zurückzuweisen haben. Für jetzt ist aber von dem volkswirthschaftlichen Anfang wohl genug gesagt und kann ich mich nun von den Schriften wieder zum gewöhnlichen Laufe der äusserlichen Vorkommnisse wenden.

4. Obwohl man meine Bücher, sowohl die philosophischen als die volkswirthschaftlichen, fast überall verschwieg und ausnahmslos deren Verbreitung zu hintertreiben suchte, so hatte ich trotzdem in verhältnissmässig kurzer Zeit schon einen Schriftstellerruf erlangt, mit dem ich zufrieden sein konnte. Mir war dabei der Verkehr mit dem Publicum durch meine Zeitschriftenaufsätze zu

Hülfe gekommen. Dennoch musste ich auf der Hut sein, dass man mich nicht durch elende Ränke und äussere Mittel wieder erstickte und so aus der Aufmerksamkeit des Publicums verdrängte. Auf philosophischem Gebiet hatte ich die meist professoralen Tagesphilosophaster aller Schattirungen gegen mich. In der Volkswirthschaftslehre hatte ich schon mit der Einführung Careys und mit der Wiedererweckung Lists (gegen das zünftige Professorengeschäft) eine Ketzerei begangen und den Amtsgrössenwahn der Professorgestelle verletzt. Ich hatte aber ebenso die nichtprofessorale und weit rührigere Coterie der (nach englischer Manier gestutzten) Freihändler gegen mich, von deren Ränken soeben eine Probe mitgetheilt worden ist. Hiezu kam, dass die Strömung jener Jahre den socialen Classengegensatz stärker erregt hatte. Der Jude Lassal, (der seinen Namen mit dem angehängten le franzözsirte,) war 1864 abgetreten, hatte aber als Erbschaft eine Conjunctur hinterlassen, in der sich die Regierungspolitik (den volkswirthschaftlich reformatorischen Elementen gegenüber) mit einer entgegenkommenden Miene eine günstige Stellung verschafft hatte. Es gab damals nur zwei Lager, auf der einen Seite die Politik des Herrn v. Bismarck und auf der andern die politischen Elemente der Bourgeoisie. Die erstere, (in ihren auswärtigen Zielen damals durch die letzteren arg genirt,) rechnete (zur Beseitigung dieser Gene) mit den Bewegungen in der Unterwelt der Massen. Der sogenannte Liberalismus musste ins Gedränge kommen und gegen die Regierung gefügig werden, wenn diese Unterwelt sich ernstlicher zu rühren begann und jener so (mit dem Volk, auf das er sich immer berief,) den Boden unter den Füssen verlor.

Diese Sachlage schuf damals ein Verhalten der Regierung, welches socialreformatorischen Ideen nicht blos zugänglich war, sondern Vertreter derselben sogar aufsuchte, (wie grade mein Beispiel deutlicher als jedes andere zeigen wird. Ich hatte ausschliesslich die Wissenschaft zum Zielpunkt, durfte aber einen dargebotenen äusserlichen Rückhalt nicht verschmähen. Ich fühlte schon damals, dass ich bei meiner kühnen und ehrlichen Denkweise seitens des Professorenthums keine sonderliche Förderung zu gewärtigen hätte. Von den verschiedensten Seiten angefeindet und mit der Aussicht, immer schlimmeren Erdrückungsversuchen begegnen zu müssen, sah ich aber in der etwaigen Erlangung einer Professur ein sowohl materielles als propagandistisches Hülfsmittel. Als blosser Privatdocent, (also entkleidet von aller Begünstigung

durch eine eigentliche Amtsstellung oder gar Examinaturvortheile, hatte ich mich gegen alle universitäre Gewohnheit und Erwartung mit ständigen Privatvorlesungen festgesetzt und behauptet. Nahm man noch meine zahlreich besuchten öffentlichen Vorträge hinzu, so war der Erfolg ein ungewöhnlicher. Ich bewarb mich daher 1866 um die eine eben erledigte ordentliche Professur der Philosophie. Damit aber die Professoren sich nicht hinter die Regierung stecken könnten, auf die sie alle Verweigerungen, deren Urheber sie selbst sind, gern abwälzen, hatte ich eine mir gebotene Anknüpfung benutzt, um seitens des Herrn v. Bismarck, in dessen Auftrag ich eine sociale Denkschrift gearbeitet hatte, eine Befürwortung zu erlangen. Diese Vorkehrung war umsomehr in der Ordnung, als auch er von den deutschen Professoren eine Meinung hegte, die zu meiner wissenschaftlichen Ansicht von der Unfähigkeit der Kaste ein passendes Gegenstück bildete. Ich hätte es garnicht unternommen, mich um eine Professur zu bewerben, wenn mir die Regierung entgegen gewesen wäre. In der That war Letzteres auch nicht der Fall; nur fand ich infolge von Umständen und Machinationen, die ich nachher berühren werde, dort nicht grade eine positive Unterstützung, die sich über den Professorenwiderstand hinweggesetzt hätte. Wohl aber war die Lage eine solche, dass im Cultusministerium meine Ernennung keine Beanstandung gefunden haben würde, wenn sich der Facultätsantrag darauf gerichtet hätte.

Herr Trendelenburg aber, der seinen Humanitätsschein conserviren, seiner neidischen Besorgniss gegen mich jedoch ebenfalls dienen wollte, klügelte die Parole aus, ich sei Cameralist, und die philosophische Professur müsse mit einem „wirklichen Philosophen“ besetzt werden. Der Wirkliche Geheimrath Lehnert, damals Unterstaatssecretär im Cultusministerium, hat mir diesen geheimen Wirklichkeitsvorwand mitgetheilt und überhaupt Aufschlüsse gegeben, die das, was ich anderweitig von den amtsgeheimen Vorgängen in Erfahrung gebracht hatte, ergänzten und bestätigten. In dem Bericht an das Ministerium, von dem mir sogar der Wortlaut bekannt wurde, machten die Professoren geltend, dass ich als Blinder nicht selbst lesen und schreiben, demgemäss die Amtsgeheimnisse der Facultät nicht bewahren und deswegen keine ordentliche Professur bekleiden könne. Die Professorencommission für meine Angelegenheit bestand aus den Herren Trendelenburg, Haupt, Magnus und Hanssen. Gegen die Bekleidung einer

ausserordentlichen Professur, die bekanntlich keinen Sitz innerhalb der Facultät gewährt, stände, so liess sich der Bericht weiter aus, an sich nichts entgegen; aber es sei zweifelhaft, ob ich mich mit Zuhörern auch fernerhin behaupten würde, und man könne mich daher für jetzt dazu noch nicht empfehlen, obwohl meine Schriften „keineswegs oberflächlich“ seien. Es kam sogar in dem Bericht etwas von „Rührung“ über meine Arbeitsamkeit und meine materielle Lage vor. Doch möchte das Ministerium keinenfalls meinetwegen die Universitätsfonds belasten, sondern aus königlichen Dispositionsfonds für mich ein Jahrgehalt beantragen.

Diese herabwürdigende Mitleidswendung war also das Humanitätsstückchen, welches Herr Trendelenburg hinter meinem Rücken zu verüben gedachte. Wirklich erfuhr ich auch später von dem Minister Herrn v. Mühler selbst, als ich mich zur Vergewisserung über den schliesslichen Ausgang meiner Bewerbung zu einer Erkundigung entschloss, dass jener Antrag von ihm bei Sr. Majestät gestellt sei und seine Wirkung haben werde. Ich erklärte auf der Stelle, dass ich Derartiges einfach ablehnen müsste. Wenn die Facultät, statt ihre Schuldigkeit im Wissenschaftlichen gegen mich zu thun und mir die gebührende Beförderung und Förderung aus Universitätsmitteln zu Theil werden zu lassen, die Angelegenheit zu einer Gnadensache stempele und auf die „Gnade“ Sr. Majestät ablenke, so habe sie das zu verantworten. Ich aber wollte keine Pension, wie sie für unterstützungsbedürftige und protegirte Privatgelehrte aus jenen königlichen Dispositionsfonds ertheilt würde. Ich leistete meine Arbeit an der Universität und in der wissenschaftlichen Literatur und würde dementsprechend auch ferner zusehen, mich im Kampf um die Existenz ohne das von der Universität beantragte Gnadengehalt zu behaupten. Bei dieser Gelegenheit wiederholte mir auch der Minister, er könne mir die Professur nicht geben, weil die Facultät sie nicht mit einem „Cameralisten“, sondern mit einem „wirklichen Philosophen“ besetzt haben wolle. Das war also wieder das Echo von der Humanität des Herrn Trendelenburg, der den Verfasser der „Natürlichen Dialektik“ und des „Werths des Lebens“ sowie den ständigen Docenten der Logik, Geschichte der Philosophie und anderer rein philosophischer Lehrfächer nicht für einen Philosophen gelten lassen wollte. Eben dieser Herr Trendelenburg hatte mir über meine philosophischen Schriften und insbesondere über die „Natürliche Dialektik“ in Privatbriefen sehr verbindliche Dinge gesagt; aber

sein Neid und seine Concurrenzfurcht hatten sich in der bewusst falschen Unterschiebung gefallen, ich hätte die Philosophie aufgegeben und wäre zur Nationalökonomie übergegangen. Da ich mit ihm bis gegen Ende 1866, d. h. bis der mich empörende Gnadenantrag von der Facultät gestellt wurde, persönlich verkehrt hatte, so wusste er auch direct aus meinen eignen Angaben, dass ich noch weitere philosophische Werke ausser den beiden veröffentlichen würde und nicht im Entferntesten daran dächte, sei es als Schriftsteller oder als Docent, die Philosophie aufzugeben. Ueberdies war es hochkomisch, so etwas Angesichts grundlegender Arbeiten zu insinuiren. Es entsprach dieser echt professorale Humanitätsstreich auch dem liebevollen Bedenken, ich möchte mich mit Zuhörern nicht behaupten können, nachdem ich 3 Jahre hindurch eine Lehrthätigkeit entwickelt hatte, wie sie sich Privatdocenten der Regel nach nicht zu verschaffen vermögen. Die edlen Zweifel der Facultät in dieser Beziehung sind ihr durch die 14 Jahre meiner Docentenschaft gehoben worden. Ich habe mich behauptet und so entschieden behauptet, dass alle Gegenbestrebungen der Professoren im Abwendigmachen der Zuhörer nichts halfen. Ich habe mich fast ein und ein halbes Jahrzehnt, nämlich solange behauptet, bis mich die Facultät mit Gewalt vertrieben hat. Eben diese Facultät und zum Theil dieselben Professoren, die mich damals mit einem Gnadengehalt sozusagen zur Ruhe setzen und mich so gleichsam abseits von der Universität placiren wollten, haben das so begonnene Werk dadurch gekrönt, dass sie gegen mich die Profossmethode polizeilicher Unterdrückung der Lehrfreiheit ausübten.

Wenn ich zu keiner Professur gelangte, so lag dies ausschliesslich an den Zunftprofessoren. Allerdings ist es möglich, dass die Regierung auch gegen den Willen der Facultät Jemand ernennt, und es ist dies in neuster Zeit öfter vorgekommen. Auf soviel Vorschub konnte aber ich, der nur rein wissenschaftliche Ziele verfolgte und in jeder Richtung unabhängig bleiben wollte, nicht rechnen. Wie schon erwähnt, hatte ich allerdings im Frühjahr 1866 im Auftrage des Herrn v. Bismarck für den intimen Gebrauch des Staatsministeriums eine die beabsichtigten Maassregeln in der socialen Frage betreffende Denkschrift gearbeitet, von der im nächsten Capitel ausführlicher die Rede sein wird, und ich glaubte, dass eine Regierung, die mich mit solchen Geschäften betraue, füglich auch wohl nicht umhinkönne, sich meiner Bewerbung um

eine Professur geneigt zu zeigen. Grade meine nationalökonomischen Werke, und insbesondere die „Kritische Grundlegung“, hatten die Veranlassung zu jenem Denkschriftsauftrage gegeben, ohne dass von meiner Seite auch nur der geringste Schritt geschehen war. Veranschlagte man meine wissenschaftliche Thätigkeit in dieser Weise, so besass ich selbstverständlich auch die bekanntlich weit geringern Eigenschaften, die zu einem Universitätsprofessor erforderlich sind. Mein Schritt wäre daher schon hiedurch vollkommen motivirt gewesen.

Ueberdies war 1865 Herr Lothar Bucher, ein Rath des auswärtigen Ministeriums, der schon damals Herrn v. Bismarck in intimer Weise zur Seite stand, mit mir in Berührung gekommen. Ich schätzte in ihm literarisch den Mann, von dem ich früher als junger Mensch, als er im londoner Exil lebte, in der berliner Nationalzeitung die besten Correspondenzen und Feuilletons gelesen hatte, die mir in deutschen Zeitungen vorgekommen waren. Auch hatte er darin auf August Comte aufmerksam gemacht, die Hegelianer als Priester des Absoluten verspottet, sowie in einer besondern Schrift den Parlamentarismus, wie er ist, aus unmittelbarer Anschauung des englischen Humbugs, entlarvt. Ich für mein Theil dachte gar nicht an politische Beziehungen; er aber hatte, obwohl er mich auch nur aus meinen Schriften kannte, mich dem Curator des „Preussischen Staatsanzeigers“ als denjenigen genannt, den er zur Uebernahme der volkswirthschaftlichen Artikel dieses Blattes für geeignet halte. Er hatte dann dem betreffenden Geheimrath, der Curator des Staatsanzeigers war, einen Besuch bei mir vermittelt. Indessen habe ich diese Beziehung zum „Staatsanzeiger“ in Kurzem wieder abgebrochen. Ein paar Baumwollen- und Eisenartikel sind Alles gewesen, wozu ich mich verstand, und ich habe dafür auch nie einen Pfennig Honorar erhalten. Einerseits musste ich abbrechen, weil ich mich nicht in Details des Inhalts der Artikel beschränken lassen und auf die Freiheit, die man mir im Volkswirthschaftlichen verbürgt hatte, wie ich sie verstand, nicht verzichten konnte. Andererseits lehnte ich den Vorschlag, anonym gegen Herrn Schulze-Delitzsch zu schreiben, entschieden ab. So wenig ich das Treiben dieses Herrn, der mit seinem Sparrecept den Arbeitern helfen wollte, sich selbst aber nicht helfen konnte, sondern von der Bourgeoisie sich mit 45000 für ihn eingesammelten Thalern beschenken liess, sonderlich zu achten vermochte, als ich es vollständig durchschaut

hatte, so ist es doch meine Gewohnheit gewesen, die Leute in jeder Beziehung offen zu beurtheilen und für Alles, was ich zu führen hatte, mit meinem Namen einzustehen. Auch bin ich blosser Benutzung immer ausgewichen, wo ich sie merkte und hindern konnte, mochte ich nun meine Unabhängigkeit gegen Räthe des Staatsministeriums und Curatoren des „Staatsanzeigers“ oder, wie später, gegen Räthe und Curatoren der jüdischen Socialdemokratie zu wahren haben.

Bei der erwähnten Vergewisserung, dass bezüglich meiner das amtliche Blatt auf meine Dienste nicht rechnen könne, hatte Herr Bucher weiter keinen Theil genommen. Er hatte daher auch später, nachdem inzwischen die erwähnte Denkschrift gearbeitet war, die Freundlichkeit, meinem Ersuchen willfahren und Herrn v. Bismarck um die Befürwortung meiner Professurbewerbung ersuchen zu wollen. In der Besprechung erklärte er mir, es gehe dies aber nur, wenn ich selbst ein entsprechendes schriftliches Gesuch an Herrn v. Bismarck und zugleich ein Schreiben von beliebigem Inhalt an Herrn v. Mühler einreichte, welches der erstere dann mit seiner Empfehlung, falls er sich dazu verstände, weiterbefördern würde. Da ich einige Tage wartete, so geriethen die ersten Zeilen an Herrn v. Bismarck, wie mir Herr Bucher nachher erklärte, in den falschen Canal und garnicht an die Adresse. Herr Bucher rieth mir noch einmal zu schreiben, und übernahm persönlich die Beförderung meines Briefs. Ich würde diese Details nicht erwähnt haben, wenn sie nicht im nächsten Capitel bei der Denkschriftsangelegenheit in Bezug zu nehmen wären.

Ueberhaupt wird sich Manches in der Professurangelegenheit erst durch das Folgende vollständig beleuchtet finden. Die Hauptsache lässt sich aber auch hier schon verstehen. Zunächst war ein nicht unerheblicher Umstand ausser Acht geblieben. Herr v. Bismarck stand nämlich zu Herrn v. Mühler auch schon damals in keinem vollständigen Einvernehmen. Der orthodoxe Cultusminister war in seiner Art selbständig. Die fragliche Form der Empfehlung an ihn wäre daher für Herrn v. Bismarck in diesem Falle bedenklich gewesen, selbst wenn der Letztere hätte etwas thun wollen. Indessen kam noch hinzu, dass die allgemeine Lage, durch welche die sociale Denkschrift veranlasste wurde, durch den Krieg verändert war. Die Bedürfnisse und Absichten der nächsten Politik hatten sich geändert. Was inzwischen mit meiner Denkschrift vorgefallen, erfuhr ich erst nach Jahr und Tag. Es passte

aber sehr wohl dazu, dass Herr Bucher bei Herrn v. Bismarck nichts ausrichtete. Auch andere Elemente, als die arbeiterlich socialen, traten in den Entwicklungen der Politik nach dem Kriege dem Ministerpräsidenten Preussens und nachherigen Bundeskanzler näher. So sollen namentlich auch bezüglich meiner die auf englische Art freihändlerischen Herren Delbrück und Michaelis ihren Gegeneinfluss geltend gemacht haben. Wie feindlich mir diese Coterie war, ist schon bei Gelegenheit der Zeitungsaffaire mit Herrn Prince Smith oben erwähnt worden. Das einfache Facit war, dass mit diesem meinem ersten Versuch, eine universitäre Anstellung zu erlangen, im Wesentlichen Alles entschieden war, was für diese Laufbahn bei mir noch in Frage kommen konnte. Das Professorenthum hatte einfürallemal seinen mir feindlichen Charakter offenbart, und die Staatsorgane waren gleichgültig geblieben. Zu Ende waren damit meine Erprobungen der Chancen freilich noch nicht; aber die spätern beiden Bewerbungen um vacante Professuren hatten, wie sich im nächsten Capitel ergeben wird, nur den Zweck, der Facultät den Vorwand zu benehmen, als wenn ich durch Nichtmeldung meine Vernachlässigung selbst verschuldete. Aber trotzdem würden auch diese blossen Meldungen nicht stattgefunden haben, wenn nicht die Facultät selbst vorher schon eine andere Miene gezeigt und von dem Standpunkt, den sie ursprünglich bezüglich der Universitätsfonds gegen mich eingenommen hatte, abgegangen wäre. Der nächste Zeitraum meines Lebens, der bis an die Schwelle der ersten Universitätsverfolgungen reicht, wird aber über die Natur des ganzen Facultätsverhaltens Aufklärung schaffen und das, was weiter geschah, schon im Voraus begreiflich machen.

Sechstes Capitel.

Erlebnisse und Wirksamkeit von 1867—1873.

1. Mit dem ersten Jahr der Herausgabe von Büchern und mit der sonstigen umfassenden literarischen Thätigkeit schien sich zu Anfang 1866 meine Lage etwas versprechender anzulassen. Bald kreuzte mir aber der Krieg die bessern Hoffnungen nach

verschiedenen Seiten. Ich hatte eine etwas geräumigere Wohnung in der Alexandrinenstrasse, die ich dann 13 Jahre beibehalten habe, eben genommen, als die Kriegsaussichten meine Situation wieder precärer machten. Bisweilen gingen Zeitschriftenhonorare selbst von grössern Firmen nicht ein. Ein Schriftsteller von einer in solchen Dingen anständigen Zurückhaltung kam durch eben diesen Anstand am schlechtesten fort. Reiche Geschäfte machten sich kein Gewissen daraus, die für periodische Leistungen fälligen Honorare lange Zeit schuldig zu bleiben. So liessen sie sich vom armen Schriftsteller creditiren, um für sich einigen augenblicklichen Unbequemlichkeiten der Geldanschaffung auszuweichen und keine Differenzen oder Zinsen zu verlieren. Ich für mein Theil war, trotz schmalster Mittel, immer im Voraus in Ordnung. Aber es beunruhigte mich für die weitere Zukunft, wenn ich sah, wie der literarische Arbeiter unter solchen Conjuncturen zwiefach benachtheiligt wurde. Mit der theils thatsächlichen theils drohenden Nichterfüllung von Verbindlichkeiten für geleistete Arbeit vereinigten sich die Arbeitsausfälle selbst. Auch dem Absatz meiner Bücher war der Krieg voraussichtlich nicht günstig, und wenn er in dieser Richtung auch thatsächlich nicht viel geschadet haben mag, da sich die Verbreitung noch wider Erwarten günstig gestaltete, so konnte ich dies doch nicht vorher absehen. Meine Stimmung war also im April 1866, nach dem erwähnten Umzuge, wieder mehr gedrückt. Die gegnerischen Elemente hatten nicht verfehlt, mich an einzelnen Orten, wo ich schrieb, zu verdrängen, und es konnte ihnen von der Art auch wohl Mehr gelingen.

Unter diesen Umständen nahm ich im April den schon erwähnten Denkschriftsauftrag seitens des Staatsministeriums an und entschloss mich später, mich, wie bereits dargestellt, um eine Professur zu bewerben. Die Einzelheiten der Denkschriftsangelegenheit werden von mir erzählt werden, wenn ich zu der öffentlichen Affaire und dem Process komme, zu denen sie im Jahre 1868, also erst nach Verlauf von fast 2 Jahren, führten. Das schon berichtete Misslingen meiner Professurbewerbung nöthigte mich, anderweitig auf neue Existenzmittel Werth zu legen. Der pecuniäre Ertrag der Docentenschaft stellte sich trotz des Erfolgs nur geringfügig, da ich davon noch einen Begleiter, der mir für mehrere Stunden des Tages zur Verfügung stände, besolden musste. Erst vom Jahre 1872 ab hatte ich in dieser Beziehung eine ökonomische Erleichterung, indem nun meine Knaben so weit herangewachsen

waren, um das Geschäft zu übernehmen. Doch dieser Umstand sei nur nebenbei erwähnt. Jene besondern Belastungen und Schwierigkeiten waren nicht die einzigen. Ich musste überdies veranschlagen, dass sich die Zeitschriftenthätigkeit für mich nicht wie für einen Handwerksliteraten stellen konnte, der sich (des Geldes wegen) in Alles fügt, Andern nicht im Wege und daher nicht besondern Verdrängungsintriguen ausgesetzt ist.) Auf Bücherhonorare, (die sich für mich schon verhältnissmässig gut gestellt hatten,) war vorläufig nicht erheblich zu rechnen. Es war nicht rathsam, wieder mit grössern Werken aufzutreten, ehe nicht einige Zwischenzeit zu Gunsten der ungetheilten Wirkung der früheren verflossen wäre. In der That erschien auch meine nächste grössere Arbeit, die „Geschichte der Philosophie", erst nach ein paar Jahren, nämlich 1869. Es war mir daher lieb, für ein paar Jahre eine (wenn auch anstrengende, so doch) einigermaassen einträgliche Beschäftigung ausüben zu können, bei der ich überdies weniger genirt war, als in den literarischen Beiträgen. Indem ich den Kreis meiner Hülfsmittel zur Existenz erweiterte, konnte ich mich nach allen Richtungen unabhängig erhalten (und namentlich bei laufenden literarischen Arbeiten mich auf diejenigen Organe beschränken, in denen ich Kreuzungen meiner Selbständigkeit am wenigsten zu besorgen hatte.)

Die Thätigkeit, in der ich ein paar Jahre eine (meine übrigen Arbeiten ergänzende) Hülfsquelle fand, war die Vorbereitung von Candidaten für die Verwaltungsassessorprüfung. Die Art, wie ich zu dieser neuen Function gelangte, war nicht gewöhnlich. Ich hatte nämlich nicht das Geschäft, sondern das Geschäft mich gesucht. Eines Tages stellte sich bei mir ein schon reiferer junger Mann (von der Tournüre eines Officiers) vor, sagte mir, er habe das Verwaltungsreferendariat hinter sich und auch schon das Assessorexamen, (aber unglücklich,) erprobt. Da ich Nationalökonomie und Staatswissenschaften an der Universität docirte und auch specielle Privatissima aus diesen Fächern ertheilte, so möchte ich ihn für das zu wiederholende Assessorexamen vorbereiten. Zugleich brachte er mir einiges Material, welches schon (von einer Anzahl Generationen Geprüfter zu Gunsten späterer Candidaten) über Lieblingsgegenstände und persönliche Eigenthümlichkeiten der Examinatoren, (die keine Professoren, sondern Verwaltungsbeamte waren,) angesammelt war. Ich sagte ihm, dass ich solche Specialaufgabe noch nie übernommen hätte. Ich könnte ihm wohl dafür bürgen,

dass er in der Volkswirthschaftslehre, in der Finanzwissenschaft, in der sogenannten Polizeiwissenschaft, im neusten Staatsrecht, ja auch im besondern Verwaltungsrecht und in dem, was er aus dem Privatrecht noch wiederholen müsste, bei mir die erforderliche Anleitung fände. Es wäre aber das erste Mal, dass ich diese Stoffe grade auf das letzte Verwaltungsexamen hin behandelte. Er war erfreut, dass ich die Aufgabe überhaupt übernahm. Mir erwuchs daraus eine gewaltige Mehrarbeit; denn wenn ich auch die preussischen Zustände ziemlich genau kannte, (während die Universitätsprofessoren der Staatswissenschaften und der Nationalökonomie davon nichts verstanden und nur über dürre Lehrbuchallgemeinheiten und Allerweltsgemeinplätze verfügten,) so musste ich dennoch manches Stück der preussischen Gesetzsammlung wieder hervorsuchen und mir die kleinsten Details der Verwaltungsgrundsätze bis zu den Ministerialrescripten hinab geläufig machen. Das damals bestehende, nach ein paar Jahren aufgehobene höchste Staatsexamen für Verwaltungsbeamte war durchaus nicht leicht. Die mündliche Prüfung erstreckte sich, (ausser auf einen Vortrag aus den Acten,) auf die vorher angegebenen staatswissenschaftlichen Fächer, verlangte aber noch überdies eigentlich juristische Kenntnisse, ja sogar noch allgemeines Bildungswissen. Die Hauptsache blieb aber die specielle Art, in welcher die preussische Verwaltungsgesetzgebung bekannt sein musste. Beispielsweise reichte die sogenannte Finanzwissenschaft, (die sich als Universitätsvorlesung träge hinschleppt,) mit ihren allgemeinen Grundsätzen nicht im Entferntesten aus. Mit Recht verlangte man vom Regierungsreferendar, (der Regierungsassessor werden wollte,) dass er die preussischen Steuergesetze, (wie sie sich mit allen Umständlichkeiten der Anwendung ausnehmen,) genau kenne. Hiezu kam dann noch die Specialgeschichte dieser Gesetze. In einer ähnlichen Weise musste die agrarische und gewerbliche Gesetzgebung und Verwaltung vollkommen geläufig sein. Auf diese Weise waren die Fragen nach der allgemeinen wissenschaftlichen Theorie das verhältnissmässig Leichteste.

Ich kann mich hier bei einer weitern Kennzeichnung der Prüfungsstoffe nicht aufhalten. Aber schon aus dem Angeführten wird man ersehen, dass die Candidaten wesentlich auf sich selbst angewiesen waren. Die Universität, (von der sie vor vier bis sechs Jahren abgegangen waren,) hatte ihnen nicht einmal eine brauchbare allgemeine Grundlage für Finanzen, Polizei und Volkswirth-

schaft, geschweige etwas geboten, was sie im System der preussischen Gesetzgebung hätte wissenschaftlich leiten können. So erklärte es sich denn auch, dass seit mehreren Jahrzehnten alle Generationen von Regierungsreferendaren sich zur Vorbereitung für das Assessorexamen eines eignen Organs oder Instituts bedient hatten. Berlin war der einzige Ort dieser letzten Staatsprüfung, durch welche, mit Ausnahme der Richter und sonstigen Justizbeamten, alle höhern Beamten der Regierung und der Ministerien gegangen sein mussten. Es ist daher nicht uninteressant, welcher Nebenschule eine grosse Anzahl dieser preussischen Beamten ihre wissenschaftliche Examenbildung verdankte. In der Nähe Potsdams hatte ein Herr Förstemann seit vielen Jahren eine rührige Thätigkeit in der Vorbereitung zu dem fraglichen Examen entwickelt. Zu ihm gingen die Regierungsreferendare aus ganz Preussen auf halbe Jahre, nachdem sie den vor dem Examen üblichen längern Urlaub genommen. Dort fanden sie die sozusagen historischen Ansammlungen vor, aus denen allmälig sehr vollkommene Hülfsmittel für die Prüfung geworden waren. Die zu Grunde liegenden systematischen Hefte waren, wie ich mich überzeugt habe, leidlich gut und jedenfalls praktisch. Jeder dort Gebildete hatte die herkömmliche Ehrenpflicht, nach überstandenem Examen ein ausführliches Protocoll über die vorgekommenen Fragen aufzusetzen und zu Nutz und Frommen der folgenden Generationen zur Verfügung zu stellen. So hatten sich sehr lehrreiche und äusserst praktische Materialien gehäuft und waren systematisch verarbeitet worden. Kam auch eine Veränderung in der Person eines Examinators vor, so veränderte sich damit doch noch nicht die Sache, und übrigens genügten zur speciellsten Anpassung ein paar Jahre. Die Thätigkeit bei Potsdam beruhte aber nicht allein auf Herrn Förstemann, sondern auch auf dem gleichzeitigen nahen Beisammensein und Verkehr der Candidaten. Die letztern bildeten unwillkürlich eine Art von Convent, in welchem man sich gegenseitig förderte. Als Herr Förstemann wegen Altersschwäche zum Unterrichten nicht mehr recht zulänglich war, setzte sich dieser Convent gleichsam republicanisch noch fort. Aber diese Art genügte doch nicht, und es war grade in dieser Situation, dass man sich an mich wendete. Das Durchfallen war nämlich öfter vorgekommen, und ein Durchgefallener war es ja auch, der die Initiative ergriffen hatte und zu mir gekommen war. Ueberdies begann mit 1866 die neuere Gesetzgebung eine Orientirung schwieriger zu

machen, und ich hatte noch die besondere Aufgabe, grade in dieser Richtung mit streng ordnenden Erläuterungen nachzuhelfen.

Der erste Fall nahm einen guten Ausgang. Der betreffende Candidat machte wider Erwarten seiner Collegen, die seine Art und Weise kannten, ja auch zur Ueberraschung der Examinatoren, die nach Maassgabe der Art des ersten Durchfallens auch das zweite Mal sich nichts Rechtes versprochen hatten, ein gutes Examen. Besonders war an ihm die gute logische Ordnung aufgefallen, in der sich seine Kenntnisse nunmehr befanden und in der er sich auszulassen wusste. In der That war er nicht mit besondern Anlagen ausgestattet, aber sorgfältig, und auf diese letztere Eigenschaft gestützt, war es mir möglich geworden, die sonstige Unzulänglichkeit auszugleichen. Dieser erste Erfolg führte mir bald einen andern Candidaten zu, der ebenfalls durchgefallen war, und bei dem die Sache dann wieder zu seiner eignen und der Examinatoren voller Befriedigung ablief. Jetzt bildete sich für mich schon ein Ruf unter den werdenden Verwaltungsassessoren. Es kamen auch diejenigen, welche der Nachhülfe nicht in so hohem Maasse bedurften und nicht schon durchgefallen waren. Ja es kamen auch solche, die allein hätten fertigwerden können, sich aber die Arbeit erleichtern und verkürzen wollten. Es bildeten sich kleine Gruppen zu drei oder vier, mit denen ich zusammen die Verwaltungsgesetze durchnahm und die Fragestoffe gleichsam durchexercierte. Bei dieser Arbeit honorirte sich meine Zeit gut. Eine Sitzung von höchstens 2 Stunden brachte mir mindestens 4 Thaler, aber sie war auch äusserst anstrengend, da ich bei den vielen Fragen, die ich nicht blos stellte, sondern die auch an mich gerichtet wurden, den Gedächtnissstoff mit jedem kleinsten Detail sofort bereit und daher fester innehaben musste, als er von den Examinanden selbst irgend gefordert werden konnte. Bei meinem Eifer für diese neue Gelegenheit, die mir nicht nur materielle Unabhängigkeit verhiess, sondern mich auch zur Ausfüllung mancher Lücke meines praktischen Specialwissens antrieb, kam die Sache in den besten Gang. Auch ich erhielt nach der alten Sitte neue Examenprotocolle nach jeder Prüfung von jedem meiner glücklich Assessorirten, und so war ich immer auf dem Laufenden. Das ganze Examen selbst wurde aber bald abgeschafft. Es fand zunächst Sistirung der früheren Art von Laufbahn statt, die auf dem Verwaltungsreferendariat beruhte, und es wurden nur noch diejenigen examinirt, die bereits in der bisherigen Weise in die Car-

riere eingetreten waren. So ging mit dem Examen selbst auch mein Geschäft zu Ende. Es hatte mir aber doch ein paar Jahre genützt. Bei mir war es kein blosses Handwerk, und zugleich auch ein Opfer gewesen, welches ich im Interesse meiner anderweitigen Unabhängigkeit brachte.

2. Manche ähnliche Thätigkeit, wie die eben gekennzeichnete, hat sich vorher und nachher ergeben. Beispielsweise habe ich gelegentlich auch für das diplomatische Examen in verschiedenen Gegenständen vorbereitet. Eine Art von Function jedoch, der ich während der ganzen Dauer meiner Docentenschaft, mit Ausnahme der letzten Jahre, obgelegen habe, bedarf einiger Besprechung, weil sie mit dem Wesen oder vielmehr Unwesen einer Universitätseinrichtung zusammenhing. Auch das weitere Publicum hat genug von der Art und den schlechten Mitteln gehört, mit denen der Doctorgrad bei den Universitäten verschafft wird. In meinen Schriften habe ich sammt dem sonstigen Unwesen der Universitäten auch dieses Stück besonders beleuchtet. Ich kannte die Misswirthschaft in dieser Richtung aus mannichfaltigen Beobachtungen und Specialfällen. Wie die Sache einmal lag, gab es aber auch studirte junge Leute von Kenntniss, Fähigkeit und wissenschaftlichem Streben, denen es nur an Vertrautheit mit den Anforderungen und an den Allüren fehlte, die bei der Beschaffung und Bearbeitung von Material für eine wissenschaftliche Arbeit besondere Erleichterung gewähren. Diesen kam es darauf an, sich durch Privatissima auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Sie wollten ihre Doctorirung in anständiger Form erledigen, also eine mündliche Prüfung bestehen und eine gute Dissertation selbst anfertigen. Solche wendeten sich an mich, um wissenschaftlich arbeiten zu lernen. Mit den Prüfungen selbst hatte es keine Gefahr, zumal bei dieser bessern Art von Examinanden. Meine Thätigkeit beschränkte sich daher grundsätzlich darauf, eine allgemeine Anleitung zu ertheilen. Wenn in einzelnen Fällen, in denen die Doctoranden nicht ganz von der angegebenen Qualität waren, der Gebrauch, den sie von meinen Unterrichtsstunden machten, etwa ein anderer geworden ist, so war es ebensowenig möglich, so etwas zu verhindern, als dafür verantwortlich zu sein, welcher Missbrauch mit dem in Universitätsvorlesungen Nachgeschriebenen getrieben wird. Ich bin in der Auswahl derjenigen, die ich zu Privatissimis annahm, stets wählerisch gewesen, sobald ich erfuhr, dass sie doctoriren wollten. Aber auch die sorgfältigste Vorsicht

konnte selbstverständlich nicht hindern, dass auch Solche mitunterliefen, die es mit der Verwendung von dem, was ich ihnen vorgetragen hatte, nicht allzu streng nahmen. Doch sind selbst diese gegen meinen Willen vorgekommenen schlechteren Ausnahmen noch immer weit entfernt von der Gattung geblieben, die sich ihre Dissertationen in den Doctorfabriken fertig herstellen lässt.

Das Thema vom Missbrauch gelehrter Hülfsmittel und Vorträge ist ein sehr ausgiebiges und mir leider nur zu intim bekannt gewordenes. Aber die Doctoranden sind es wahrlich nicht gewesen, unter denen ich die Haupterfahrungen für diesen Gegenstand gemacht habe. Jeder private oder öffentliche Vortrag im Universitätscolleg, der neue und originale Dinge entwickelte oder auch nur in der Form einen Werth hatte, konnte geplündert werden. Namentlich war ich in dieser Beziehung angehenden Universitätsdocenten gegenüber exponirt. Diese werdenden Universitätslehrer, die öfter von auswärts kamen und in den Collegien herumhausirten, um sich für ihren demnächstigen Beruf Vorlesungshefte zusammenzustoppeln, suchten vorzugsweise mich in aller Stille heim. Ja ich weiss, dass man sich auch sonst noch in Professorenkreisen Materialien aus meinen Vorträgen zu verschaffen wusste. Wie meine Bücher in aller Stille von den Professoren ausgenutzt worden sind und wie ich so zu Nachgängern kam, die mich zugleich plünderten und unterdrückten, — das darzustellen, würde allein ein paar Capitel erfordern. Wie aber in dieser Beziehung das Verfahren im Allgemeinen sich gestaltete, dafür möge hier eine lehrreiche Vergleichung platzfinden, zu der ich gelegentlich in der Angelegenheit eines naiven Examencandidaten gelangte. Es war keine Promotion, sondern ein Gegenstand aus einer schriftlichen Arbeit zu einem hohen Staatsexamen in Frage, welches ganz ausserhalb der Universitätssphäre lag und mit welchem Universitätsprofessoren nichts zu schaffen hatten. Es war zufällig ein philosophisch geartetes Thema, welches trotz einiger Verwandtschaft zum Staatsrecht doch dem betreffenden jungen Manne aussergewöhnliche Studien zumuthete. Er hatte sich nun tüchtig in der Literatur des Gegenstandes umgesehen und eine Menge von Stoff verarbeitet sowie herkömmlicherweise eine Schaar von gelehrten Büchern angegeben. Auch hatte er es an reichlichen Citaten nicht fehlen lassen. Als er mir nun gelegentlich die Art mittheilte, wie er einen schwierigen Punkt behandelt habe, nannte ich ihm sofort lächelnd den Schriftsteller, aus dem er zu dieser

Ansicht gelangt sei, und dessen Buch er unter seinen Hülfsmitteln nicht angeführt hatte. Er war von einem Charakter ohne besonderes Arg und antwortete mit einer Naivetät, welche verdient, als eine classische Offenbarung der Vergessenheit entzogen zu werden. Das ist ja bei uns, sagte er, altes Herkommen; die Bücher, die wir anführen, und die Citate, die wir machen, sind nicht das, woraus wir schöpfen und worauf sich unsere Arbeit eigentlich stützt; die Bücher aber, die wir vorzugsweise benutzt, und worin wir das meiste für unsere Arbeiten Verwerthbare gefunden haben, werden von uns wohlweislich und grundsätzlich in der Aufzählung der Hülfsquellen weggelassen und auch sonst nie mit einem Citate in Bezug genommen. Wenn Sie, erwiderte ich ihm sofort, nicht schon in einer andern Laufbahn wären, so hätten Sie mit diesem Arcanum schon die volle Qualification zu einem ausgezeichneten Universitätsprofessor; denn die Herren da verfahren bei ihren Veröffentlichungen gewissenhaft nach dem Recept und Princip, welches Sie mir eben als das für die Examencandidaten leitende so rückhaltlos vorgelegt haben. Das einzige Bedenken und der einzige Unterschied, der Ihnen entgegenstände, wenn Sie unter die Professoren zu gehen hätten, wäre die ehrliche Offenheit, mit der Sie aus der Usance kein Hehl machen. Auf Universitäten dürfen die Arcana der entsprechenden Literatur auch zwischen den Auguren selbst nicht bei ihrem Namen genannt werden, da dort Hypokrisie und Schauspielerthum zur zweiten Natur geworden sind. An meinen eignen Schriften habe ich das grosse Princip, in welchem die Examencandidaten und die Professoren einerlei Weg gehen, genugsam erfahren. Seit mir aber jener naive Aufschluss zu Theil wurde, hat bei mir das Mitleid die Oberhand behalten und habe ich immer, wenn ich auf irgend eine verhehlte Plünderung meiner Schriften traf, bei mir gedacht: diese schriftstellernden Professoren legen ja mit ihren Büchern auch nur ein Examen vor dem Publicum ab, und um nicht ganz durchzufallen, kommen sie auf dieselben Schliche, wie jene Candidaten. Sie füllen die Seiten mit Büchertiteln und Citaten unmässig, hüten sich aber, diejenigen Autoren zu nennen, bei denen sie ihre Anleihen gemacht haben.

Junge Leute sind bisweilen naiv, zumal den Universitätszuständen gegenüber, die sie nicht kennen. Von den Professoreneigenthümlichkeiten kennen sie die gefährlichsten garnicht, und vollends musste ihnen eine intimere Professorologie eine unbekannte Wissenschaft sein. Diese letztere Disciplin ist sogar erst

von mir nach und nach zur Welt gebracht worden. Damals befand ich mich zwar, wie der Leser weiss, auch schon im entschiedensten Gegensatz zu dem professoralen Treiben. Meine Bücher hatten die Zunftschranken bereits durchbrochen. Jedoch hatte ich noch nicht, wie später, das Innere der Universitäten aufgedeckt. Ich hatte selbst noch manche Erfahrung mehr zu machen; aber ich wusste bereits hinlänglich, dass ein Citiren meiner Bücher Angesichts der Beschaffenheit der Professoren für Doctorirungscandidaten gefährlich werden konnte. Ich gab den jungen Leuten daher den Rath, mich in ihren Citaten entweder garnicht zu berücksichtigen oder, wenn sie aus Anstandsgefühl gegen mich nicht darauf verzichten wollten, die citirenden Erwähnungen doch in einer möglichst gleichgültigen Weise zu erledigen, also etwa inmitten einer Anzahl anderer Citate unscheinbar zu machen. Ich musste hierauf dringen und dieses Stück Selbstunterdrückung üben; denn sonst hätte es den Promovenden, die mich um Rath fragten, schlimm ergehen können. Für die Zunftprofessoren wäre es schon ein zulänglicher Grund zum Durchfallenlassen gewesen, wenn ein Doctorand in seiner Dissertation sich mit Schriften und Ansichten von mir durch ausdrückliche Citate in Uebereinstimmung bekundet hätte. Ja schon das blosse Verlautenlassen einer derartigen Vertrautheit musste schaden. Ich habe in diesem Punkte Manches in Erfahrung gebracht. Grade Solche, die mich nicht gefragt, sondern ganz ohne vorgängigen Verkehr mit mir promovirt, ihre Bildung aber zu einem grossen Theil aus meinen Schriften geschöpft hatten, haben mir später mitgetheilt, wie sich examinirende Professoren angestellt hatten, sobald sie das merkten, was sozusagen aus der Schule meiner Schriften stammte. Wer sich daher bei mir nach den Doctorirungsverhältnissen erkundigte, dem wurde die lautere Wahrheit offenbart, die sich in verschiedene Gebote fasste. Das erste Professorengebot bestand darin, die Schriften der Examinatoren, so elend und nebensächlich sie auch sein mochten, reichlich zu citiren. Das zweite richtete sich darauf, überhaupt die grade unter dem Stempel der Kaste curshabenden Bücher, so verworren, ungeschickt und sachunkundig sie auch gerathen sein mochten, so zu erwähnen und zu citiren, als wenn sie die eigentlichen Quellen wären, und als wenn es ausserhalb der Professorenbücher keine Wissenschaft auf Erden gäbe. Wer diese beiden Gebote befolgte, konnte seine Citate allenfalls wie aus dem Loostopf greifen. Ob sie passten oder nicht, darauf

kam ebensowenig an, wie in den gelehrt tättowirten Schriften der Professoren selbst.

Eine ganze Anzahl von Doctoranden ist in verschiedenen Fächern sozusagen aus meiner Schule den Universitäten zugeführt worden, und ich habe mir um den Gelderwerb der Professoren auf diese Weise grosse Verdienste erworben. Nicht blos meine eigne alma mater Berlin, sondern auch Leipzig, Göttingen und Jena sind mir zu Dank verpflichtet. Ich meinerseits bin es ihnen auch; denn sie haben die Dissertationen immer als recht gut befunden. Auch für manches Stück Komik bin ich in ihrer Schuld. In mehreren Fällen kam es nämlich vor, dass die unechten Kinder meines Geistes, (nämlich das, was missbräuchlich allzusehr aus meiner Schule geschrieben, aber dabei in die professorale Form gegossen war,) besondere Belobung und Gunst bei Professoren fand, (von denen meine echten eignen Schriften verurtheilt wurden.) Wenn diese Widersprüche, (in welche die Professoren hineingeriethen,) sich bisweilen allzu hochkomisch gestalteten, so vergass mein Humor wohl einen Augenblick den Ernst der professoralen Misere und erhob sich zu einem kühnen Wunsche. Wenn ich, (sagte ich mir,) den Inhalt meiner Schriften ohne meinen Namen (und unter Versetzung mit professoraler Speise) vorlegen könnte, so würde ich unter verändertem Namen bei den Professoren noch gar populär (und nicht ausschliesslich in der Stille ausgenutzt werden.) Was es nützt, wenn man den Namen nicht kennt, hat auch in der That meine Preisschrift über die Principien der Mechanik bei den Göttingern erfahren. Doch mich haben meine Privatissima (oder, deutsch geredet, mein allerprivatester Unterricht) hier schon weit genug geführt und hinreichend beschäftigt. Ehe ich jedoch zu einer andern (ausseruniversitären) Angelegenheit übergehe, habe ich noch zu bemerken, dass ich mich in den spätern Jahren (meiner Docentenschaft) von jener Beschäftigung freimachte und auch zuletzt nicht mehr im Universitätskatalog Privatissima anzeigte. Meine 1869 erschienene „Geschichte der Philosophie“ fand nämlich bei dem Publicum, (trotz der Feindschaft des Professorenthums,) sehr gute Aufnahme und vorzüglichen Absatz. Von dem Erfolge dieses Buches datirte ein entscheidender Zuwachs meines Schriftstellerrufs. Auch liess ich bald andere grössere Veröffentlichungen folgen. So war ich (seit den siebziger Jahren) anderweitig so in Anspruch genommen, dass ich keine Zeit hatte, jenes Anleitungsgeschäft auszuüben. Auch war ich froh, dass ich darauf verzichten

konnte, (namentlich derjenigen Fälle wegen, die ausnahmsweise gegen meine Absicht mitunterliefen und in denen gegen einen Missbrauch meiner Vorträge keine Bürgschaft vorhanden war.) Vorkehrungen zur Sicherheit in dieser Beziehung sind schwierig, und man kann überdies nicht von vornherein unfehlbar beurtheilen, von welcher Gattung jeder sich Meldende sei. Ueberdies sind die Professoren selbst hier verderbliche Beispiele. Um sich schriftstellerisch zu promoviren, leben sie von geheimer Schriftenplünderung und von Entdeckungsdiebstahl. Es ist daher kein Wunder, wenn sich (in Vergleichung mit ihnen) die mit fremden Federn geschmückten Doctorirungscandidaten noch recht ehrlich dünken; denn diese haben das, was sie unterschieben, doch nicht eigentlich gestohlen, sondern sogar richtig bezahlt. Es vergehen sich also diese nicht gegen den Eigenthümer, warten vielmehr den Professoren nur mit derselben Münze auf, mit welcher die Professoren selbst das Publicum bedienen. Ich habe später, (als es mir materiell möglich wurde,) jene ganze Thätigkeitsart grundsätzlich aufgegeben und nur noch in vereinzelten Fällen (auf den dringenden Wunsch Solcher, die meine Zuhörer gewesen und mir überdies näher getreten waren,) eine Ausnahme gemacht.

3. In den Anfang des (in diesem Capitel behandelten) Lebensabschnitts fällt noch eine Schrift, die sich (mit ihrem Inhalt) wesentlich an die erste Gruppe von Veröffentlichungen anschliesst. Sie war ein ergänzendes Gegenstück zu den Briefen über Careys Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und schon in ihrem Titel „Die Verkleinerer Careys und die Krisis der Nationalökonomie" gleichermaassen bezeichnend. Hatte jene in positiver Weise die Lehren des grossen Nationalökonomen zur Darstellung gebracht, so beschäftigte sich diese mit der Beschaffenheit seiner bekanntesten Gegner und Herabwürdiger. Sie erschien 1867 und hatte auch eine äussere Nebenveranlassung darin, dass die deutschen Professoren Jüngelchen (von ihrem Nachwuchs) angestiftet hatten, die (durch besondere Schriften gegen Carey) meine Würdigung desselben (und die sich anschliessende Propaganda) lähmen sollten. Auch von seinem kürzern Werk waren verschiedene Uebersetzungen und Ausgaben erschienen, (die sich alle gut absetzten,) und das Interesse des Publicums war für den so anschaulich populär schreibenden Carey offenbar sehr lebhaft geworden. Selbstverständlich fiel es mir nun nicht ein, mich etwa kritisch mit den Machwerken abzugeben, (die von den Professoren durch frisch vom Colleg ge-

kommene Sprösslinge ihrer Kaste vorgeschoben wurden. Die Herren wollten sich die Finger nicht selbst verbrennen und liessen daher in Dissertationen, wie z. B. in derjenigen eines Professorsohnes Namens Held, den ihnen verhassten Carey beschimpfen. Ich begnügte mich in meiner Schrift, gelegentlich in wenigen Zeilen auf solche dienstbare Persönchen hinzuweisen und dieselben zur Belohnung durch eine rasche Beförderung ihren professoralen Auftraggebern zu empfehlen, — was denn auch pünktlich besorgt worden ist. Ihr Geschreibsel musste ich aber auch schon deswegen zur Seite lassen, um nur überhaupt die Sache einigermaassen in grösserm Stil behandeln zu können. Ich richtete mich gegen die namhaften Verkleinerungsversuche, also in erster Linie gegen die Bastiatiten und gegen das eigne Verhalten Bastiats selbst, der sein Bestes plagiatweise aus Careys Schriften ohne Nennung der Quelle entnommen und nachher den Urheber, der sich als rechtmässiger Eigenthümer meldete, noch obenein beschimpft hatte. An zweiter Stelle war Stuart Mill zu charakterisiren, den im Rahmen des englisch lesenden Publicums Carey selbst als seinen renommirtesten Gegner betrachtete. Hiemit hätte es genug sein können; aber die Professoren der Nationalökonomie in Deutschland konnten, so leer ihre Machwerke auch an Zurechnungsfähigem waren, nicht ganz leer ausgehen. Ein leipziger Professor, Namens W. Roscher, galt innerhalb ihrer Kaste am meisten. Er wollte eine eigne, historisch seinsollende Methode vertreten. Ich hatte allen falschen Mischmaschhistorismus schon früher in der „Kritischen Grundlegung" gehörig gezeichnet, aber aus einem allgemeinern Gesichtspunkt und im grössern Stil, so dass ich so nebensächliche Namen von blossem Professorruf, wie den des Herrn Roscher, dabei nicht nennen konnte, ohne der Bedeutung der Kritik etwas zu vergeben. Giftige professorale Recensenten hatten mir hiefür Mangel an Muth untergelegt und durch die Behauptung, ich hätte den Professor Roscher nicht namentlich anzugreifen gewagt, mich förmlich zu persönlicher Kritik herausgefordert, — freilich indem sie selbst aus dem feigen Schlupfwinkel der Anonymität heraus kritikasterten und beschimpften. In einer specialpolemischen Schrift wie die „Verkleinerer Careys" konnte ich mich indessen eher überwinden, einmal zu zeigen, dass ich, wenn es sein müsste, auch in die äussersten nationalökonomischen Niederungen und Pfützen hinabzusteigen vermöchte. So befasste ich mich denn mit Herrn Roscher einfürallemal etwas

eingehender und wies seine Vergehungen gegen List und Carey sowie seine colossale Unkunde der Elemente der volkswirthschaftlichen Wissenschaft nach, die er durch gelehrte Tättowirung mit Citaten zu verdecken suchte. Da ihm in meinen spätern ökonomiegeschichtlichen und andern ökonomischen Werken kaum einzelne Seiten gewidmet worden sind, um in ihm gelegentlich einen Repräsentanten der Misere des nationalökonomischen Professorenthums zu zeigen, so werden jene meine älteren eingehenden Nachweisungen für die Kennzeichnung des bei Universitätsprofessoren Möglichen noch immer einen selbständigen Beitrag bilden.

Ueberhaupt ist die ganze Schrift über die Verkleinerer Careys auch eine Arbeit über die Krisis der Nationalökonomie, die von mir nicht blos schon damals signalisirt, sondern auch mit herbeigeführt worden ist. Eine Anzahl Jahre später hinkte mir das nachgängerische Professorenthum selbst nach und verkündete in seiner elenden kathedersocialistelnden Manier auch eine Krisis der Wissenschaft, die aber unter diesen Händen nur ein unfruchtbarer Bastard von dem war, was sich wirklich vollzog und worauf ich hingewiesen und sowohl schaffend als kritisch hingearbeitet hatte. Aber nicht blos aus diesem Grunde, sondern auch des sonstigen Inhalts wegen war die Schrift eine Schilderung des kritisch unhaltbaren Zustandes der sich am meisten breitmachenden Richtungen und scholastischen Missgeburten der Volkswirthschaftslehre. Da die einmal in Angriff genommene Aufgabe mir auch das persönliche Eintreten für Carey zu einer Hauptangelegenheit machte, so wählte ich jenen Doppeltitel. Man kann sich aber überzeugen, dass meine positiv entscheidende That für Carey, die in der kurzen Darstellung seiner Lehren und in der Empfehlung seiner ausserordentlichen Vorzüge bestanden hatte, hier nicht wiederholt wurde. In diesem Sinne hatte ich nur noch wenig für ihn zu thun; denn die Hauptsache war mir bereits gelungen, indem das Publicum hinreichend aufmerksam geworden war. Wohl aber hatte ich, nach dem, was zu achten war, nun auch das zu zeigen, was ich nicht achtete und was von dem Publicum erst noch zu durchschauen war. Diesem Zweck ist die Schrift hauptsächlich gewidmet gewesen und hat sie auch in der That gedient. Auch heute noch wird sie denen, die in der nationalökonomischen Professorologie einen Cursus machen wollen, ein Hülfsmittel von noch frischer Bedeutung für die Gegenwart sein; denn die Grundzüge der professoralen Misere sind geblieben, wenn auch der Stoff an Verkehrtheiten seitdem

reichlich angewachsen ist. Es versteht sich von selbst, dass diese Schrift den Professoren sehr ungelegen war. Verschlimmern konnte sie aber in deren Verhalten gegen mich nichts; denn diese Species verfährt am übelsten gegen diejenigen, die ihren Neid auf sich ziehen und ihr im Wege sind, aber glauben, sie durch Rücksicht und Schonung der Personen versöhnen zu können. Auch ich war in meiner frühern Schriftengruppe rein sachlich und persönlich schonend verfahren. Ich hatte aber dafür die allerpersönlichsten Anfeindungen und Schädigungen eingeerntet. Von nun an sah ich allzu zarte Rücksichten als bei gewissen Menschenclassen übel angebracht an, und ich hatte so in der That bessern Erfolg. Es giebt Leute, die nur Respect haben, wenn sie Prügel bekommen, und von dieser Art sind alle niedrig gesinnten Creaturen, die das Bedeutende nur achten, wenn es ihnen in gröberer Weise fühlbar wird. So bin ich denn grade durch die Beschaffenheit meiner Gegner oder vielmehr Feinde genöthigt worden, sie gegen meine Neigung unter Umständen in derjenigen Weise zu behandeln, für welche sie allenfalls noch Verständniss oder wenigstens, trotz dicker Haut, noch ein Gefühl der Furcht haben. Alle meine Beobachtungen an dem Verfahren bedeutender Repräsentanten der Wissenschaft und Literatur haben mich gelehrt, dass es ein für solche Männer stets unheilvoller Mangel gewesen ist, wenn sie nicht zum Ausgreifen gegen ihre Feinde und zur literarischen Züchtigung der Personen selbst schritten, die gegen sie gelehrte Verbrechen verübt hatten. Ich zog demgemäss die Scheidelinie zwischen meinem früheren und meinem nunmehr besser orientirten Verfahren. Die Schrift über die Krisis der Nationalökonomie bildete hier sozusagen den Rubicon, und aus diesem Grunde habe ich mich bei der Erinnerung an sie auch etwas länger aufgehalten.

Bei einem Schriftsteller und Docenten werden Schriften und Lehrthätigkeit die Hauptangelegenheiten in seinem Leben bleiben. Auch das halbe Dutzend Jahre, über welches ich in diesem Capitel berichte, ist noch vornehmlich nach diesen beiden Seiten hin zu kennzeichnen. Es fallen in diese Periode die wissensgeschichtlichen Arbeiten für die drei Hauptgebiete, die ich bearbeitet habe, nämlich für Philosophie, Nationalökonomie und Mechanik, und es reiht sich ihnen ein systematisches Lehrwerk, nämlich der „Cursus der National- und Socialökonomie“ an, der zu 1873, dem letzten Jahre dieses Abschnitts, erschienen ist. Nachher beginnen die auf Remotion gerichteten, zunächst abgeschlagenen, dann aber ge-

lingenden Verfolgungsmaassregeln seitens der berliner Universität. Dieser Verfolgungsabschnitt, der sich in zwei Acte, die vorbereitenden Handlungen von 1874—76 und dann die Haupt- und Schlussaction von 1877 zerlegt, erfordert, um gehörig dargestellt zu werden, besondere eingehende Capitel. Er hat das Publicum seinerzeit in einem solchen Maasse beschäftigt, dass auch der gedrängteste Bericht von den zugehörigen öffentlichen und privaten Vorgängen nicht ganz kurz ausfallen kann. Dagegen ist eine andere Affaire vom Jahre 1868, mit welcher ich zum ersten Mal vor das grössere Publicum trat, und welche grosses Aufsehen machte, jetzt in verhältnissmässig engem Rahmen vorführbar. Sie hatte mit den Universitäten nichts zu schaffen, sondern war von einer unmittelbar politisch socialitären Bedeutung. Auch hatte sie eine Seite, welche den Privatcharakter der gegen mich handelnden politischen Personen ins Licht setzte. Sie ist die einzige beglaubigte Beurkundung von der Initiative der preussischen Regierung zu einer wirklich socialistisch gefärbten Politik. Mich aber hat sie gelehrt, was eine ernst socialitäre Sache, wie sie in meinem Programm enthalten war, von der Wahrnehmung durch die oberste Regierungsbehörde zu gewärtigen hatte. Der Umstand, dass nebenbei eine Denkschrift, die von mir nur zum Gebrauch als Manuscript abgefasst und nicht an das Publicum adressirt war, auch zu einer veröffentlichten Propagandaschrift geworden ist, hat dabei am wenigsten zu bedeuten. Ich werde den Hergang der Sache einfach und kurz erzählen, grade als wenn es sich nur um ein Stück allgemeiner Geschichte handelte.

4. Im April 1866 liess ein erst kürzlich ernannter Rath des Staatsministeriums, Herr Hermann Wagener, bei mir anfragen, ob er mich besuchen dürfe. Da ich annahm, dass seine Angelegenheit wahrscheinlich mit der früher erwähnten Hinweisung des Staatsministeriums auf meine Person seitens des Herrn Lothar Bucher zusammenhinge, so hatte ich kein Bedenken, Herrn Wagener zu empfangen. Ich kannte ihn nur im Allgemeinen als politische Person. Herr Wagener führte sich sofort damit ein, dass er im Auftrage des Grafen Bismarck, als des Präsidenten des Staatsministeriums, komme. Sein Auftrag gehe dahin, mich zu fragen, ob ich für den innern Gebrauch des Staatsministeriums eine Denkschrift darüber abfassen wolle, wie auf Grund des von mir in meinen Schriften Dargelegten für die Arbeiter etwas geschehen könne. Der Graf Bismarck sei zu diesem Auftrage hauptsächlich

dadurch veranlasst worden, dass er auf meine letzte Schrift, die „Grundlegung der Volkswirthschaftslehre", aufmerksam geworden sei. Herr Wagener setzte mir nun auseinander, dass es in der Absicht der Staatsregierung liege, mit Maassregeln im Interesse der Arbeiter vorzugehen, und dass erforderlichenfalls auch Productivassociationen von Staatswegen in Gang gebracht werden sollten. Jedoch sei eben das zweckmässigste Mittel noch erst herauszufinden, und grade in dieser Richtung sollte meine Denkschrift sich nach den mir eigenthümlichen Grundsätzen aussprechen. Ich erwiderte, dass ich, was die vom Staate ausgehenden Möglichkeiten beträfe, nicht für Productivassociationen wäre, sondern eher etwas von directen Staatsetablissements erwartete, obwohl ich auch diese erst in zweiter Linie vorschlagen könnte. Herr Wagener erklärte nochmals, ich sollte Alles in vollster Freiheit und ohne jede Rücksicht nach meinen eignen Gesichtspunkten und im Sinne der Ideen einrichten, die ich in meinen ökonomischen Schriften entwickelt hätte.

So nahm ich denn den Auftrag an, indem ich in Herrn Wagener nur einen Abgesandten des Herrn v. Bismarck sah. Ich arbeitete nun die Denkschrift als ein Hülfsmittel für den intimsten Gebrauch des Staatsministeriums. Die ganze Art ihrer Fassung und ihr Inhalt zeugten dafür, dass sie wesentlich nur für einen einzigen Leser geschrieben wurde. In diesem Sinne hatte ich den Auftrag verstanden und nach allen Angaben verstehen müssen. Mir lag daran, dass derjenige Theil meiner Ideen, der überhaupt seitens des Staats zum Ausgangspunkt praktischer Maassregeln gemacht werden konnte, sich hier eine Bahn bräche und den Arbeitern soviel nützte, als ihnen überhaupt durch staatliche Gesetzgebung und Verwaltungshülfe genützt werden kann. Was mich und meine weiteren wissenschaftlichen Kämpfe und Ziele betraf, so glaubte ich, Angesichts der doppelten Feindschaft der Manchestercoterie und des Professorenthums, einen anderweitigen Rückhalt gegen Verdrängungs- und Unterdrückungsversuche nicht verachten zu dürfen. Mitte Juni lieferte ich meine Denkschrift ab. Bald ging der Krieg mit Oestreich in Scene, und wenn ich nun nichts von dem Schicksal meiner Denkschrift weiter hörte, so berührte mich dies wenig. Einerseits mochte die veränderte Lage der Politik die frühern, den Arbeitern günstigen Absichten überflüssig gemacht haben; andererseits war es ja auch möglich, dass meine Arbeit den Erwartungen und Bedürfnissen des Auftrag-

gebers (auch schon von vornherein) nicht entsprochen hatte. Ich hatte mir mit Manuscripten schon manche vergebliche Mühe gemacht. Allerdings erwartete ich, im preussischen Staatsministerium auf andere Allüren zu treffen, als bei Zeitschriften und Literaten. Obwohl ich nichts von der Sache hörte, kümmerte ich mich nicht weiter darum. Erst gegen Ende des Jahres, (als meine Professurbewerbung auf Hindernisse gestossen war und, wie schon erzählt, Herr Lothar Bucher mich zum Schreiben an Herrn v. Bismarck veranlasst hatte,) berief ich mich, (um mein Befürwortungsgesuch zu begründen,) kurz darauf, dass mich der Herr Ministerpräsident mit der fraglichen Denkschrift betraut habe. (Der Mittelsperson, des Herrn Wagener, geschah hiebei keine Erwähnung;) wohl aber wusste Herr Bucher den ganzen Sachverhalt. Da nun mein kurzes Schreiben den Gegenstand bildete, über den Herr Bucher mit Herrn v. Bismarck gesprochen und mir der Erstere über den Denkschriftspunkt nachher nichts mitgetheilt hat, so konnte ich, (ungeachtet mein Gesuch damals zu nichts führte,) doch nicht anders als annehmen, es sei mit der Denkschrift Alles in Ordnung. Die letztere mochte eben nicht ins Gewicht gefallen sein oder unter den veränderten Umständen ihren Werth verloren haben. Bei dieser Ungewissheit gestattete mir mein Selbstgefühl fernerhin noch weit weniger, irgend nachzufragen oder auch nur Nachforschungsversuche anzustellen. Hiezu kam, dass Herr Bucher, (seit er in der Professurangelegenheit mit Herrn v. Bismarck über mich gesprochen hatte,) sich gegen mich sichtlich kühler verhielt. Ich sah die Sache daher als für mich abgethan an. Die Denkschrift, dachte ich, mag irgendwo in den Acten, (so gut wie Maculatur im Papierkorbe,) eine Ruhestätte gefunden haben, und so wollte ich mir denn auch keine Unruhe darüber machen. Diese Unruhe kam aber trotzdem ungesucht, nachdem auch noch das Jahr 1867 in aller Stille hingegangen war.

Gleich nach Neujahr 1868 erschien bei mir Herr Rodbertus, (ein socialschriftstellernder Gutsbesitzer, der in der 48er Zeit auch einmal einen Tag Cultusminister gewesen sein soll.) Er hatte einmal als radical gegolten und verfolgte nun grundbesitzerlich volkswirthschaftliche Lieblingsprojecte wie unkündbare Hypothekendarlehne nach Art der mittelalterlichen Rentenkäufe. Er sagte, er komme eben von Herrn Bucher, der sich mir empfehlen und mir sagen lasse, es hätte sich für mich in der Richtung auf eine Professur noch nichts thun lassen; die Herren Delbrück und

Michaelis vom Bundeskanzleramt hätten dagegengearbeitet. Hierauf erwähnte Herr Rodbertus wie zufällig, er habe neuerlich eine Denkschrift gelesen, die durch Stil und Inhalt meinen Arbeiten ähnlich sehe. Auch habe er jetzt eine ebenso ausführliche als giftige Besprechung derselben in der Zeitschrift der Herren Faucher und Michaelis gefunden, die auf mich als den Verfasser ziele. Mir war diese Mittheilung von dem Druck meiner Denkschrift äusserst überraschend. Eine Herausgabe war gegen alle Abrede und mir nichts widerwärtiger als Anonymität, die mich in diesem Falle ganz besonders kränkte. Ich, der Alles offen vertrat, und den die elende Manchestercoterie offen anzugreifen für misslich hielt, sollte nun als versteckter Anonymus ihren Beschimpfungen widerstandslos exponirt sein. Die unberechtigte Herausgabe der Denkschrift war ein Stück gegen meine Ehre, und ich musste unter allen Umständen Genugthuung haben. Herr Rodbertus war gewiss nicht weniger überrascht als ich, aber nicht über die Thatsache, sondern darüber, dass ich noch garnichts von der Broschüre wusste. Grade in der letzten Zeit hatte ich mich auch um Zeitschriften nicht gekümmert. Herr Rodbertus war offenbar nur als Kundschafter gekommen, um zu hören, wie ich über die Veröffentlichung dächte und ob ich Angesichts der Angriffe etwas thun würde. Ich konnte ihm nun nichts weiter sagen, als dass ich vor Jahr und Tag allerdings eine Denkschrift von bezeichnetem Inhalt, aber ausdrücklich nicht für die Veröffentlichung, übernommen, und dass ich, sobald ich mir die Broschüre verschafft hätte, zusehen würde, ob sie wirklich meine Arbeit enthielte.

Kaum hatte ich mich ein wenig umgethan, so kam zur ersten Ueberraschung noch eine zweite. Ich erhielt nämlich auf meine Bestellung vom Buchhändler meine Denkschrift über die wirthschaftlichen Associationen und socialen Coalitionen in einem Exemplar, dessen Titel vollständig lautete: „Denkschrift über die wirthschaftlichen Associationen und socialen Coalitionen von Hermann Wagener, königl. preuss. Geh. Regierungs-Rath und vortragender Rath im Staats-Ministerium. 2. Auflage. Neuschönefeld an Leipzig. Verlag von Th. Thust jun.“ Nun besorgte ich mir auch die 1. Auflage, auf der der Name des Herrn Wagener nicht stand und „Berlin, Verlag von Nelte, Böltje und Co., Sparwaldsbrücke 13“ angegeben war. Beide Auflagen waren durch sinnverderbende Druckfehler bis zur Unkenntlichkeit entstellt, aber übrigens, soweit ich es aus dem Gedächtniss durch Nachlesen verschiedener Partien

beurtheilen konnte, wörtlich die von mir im Auftrage des Staatsministeriums abgefasste Denkschrift. Diese Veröffentlichungen wiesen beide auf dem Titel keine Jahreszahl auf. Sie hatten mir nur entgehen können, weil ich während jener ganzen Zeit durch die oben geschilderte anstrengende Vorbereitung der Assessoranden, die mich in Verbindung mit den Universitätsvorlesungen stark belastete, dem Interesse an den laufenden Erscheinungen der Literatur entfremdet worden war. Hätte ich die erste anonyme Auflage bemerkt, die schon vorhanden war, als mich Herr Bucher zum Schreiben an Herrn v. Bismarck veranlasste, so hätte ich schon damals gegen jene unberechtigte Herausgabe Einspruch erhoben. Nun aber war der einen, ungerügt hingegangenen Kühnheit eine zweite in Gestalt jener zweiten Auflage gefolgt, auf deren Titel Herr Wagener als Verfasser paradirte. War die eine schon der Anonymität wegen für mich schlimm, so war die andere noch schlimmer. Schon die unbefugte Herausgabe an sich war ein Unrecht gegen mich, aber die besondern Umstände rührten an meiner Ehre. In irgend einer Weise musste die Sache vor dem Publicum ausgeglichen werden. Es war angemessen, dass ich zunächst den mildesten Weg wählte und an Herrn Bucher schrieb, der ja ursprünglich die Initiative für meine Beziehung zur Regierung ergriffen hatte. Dieser aber äusserte den Wunsch, in die Angelegenheit nicht „hineingezogen" zu werden. Es blieb also nichts als der formelle Weg, einen Antrag auf Disciplinaruntersuchung gegen Herrn Wagener bei dem hiefür zuständigen Herrn v. Bismarck einzureichen. Auf ein paar Zeilen, die ich an Herrn Wagener selbst gerichtet hatte, um ihn zu einer Rechenschaftsäusserung zu nöthigen, hatte er erwidert, die erste Veröffentlichung der Denkschrift sei auf „höhere Veranlassung" erfolgt, und bezüglich der zweiten habe er dem Verleger Thust die Erlaubniss ertheilt, jedoch nicht die, seinen Namen daraufzusetzen. Meine Vorhaltung, dass ohne mein Wissen und Willen die Herausgabe erfolgt sei, wurde von ihm übergangen. Die „höhere Veranlassung" sollte wohl diese Unbefugtheit decken. Auch fügte Herr Wagener hinzu, dass, falls mir seitens des Staatsministeriums ein Honorar erwünscht sei, er das Erforderliche beantragen werde. Dies war an meine Adresse eine komische Zumuthung. Ich suchte meine Ehre anderwärts als in solchen Honoraren.

Mein Disciplinarantrag, den ich bei dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck als dem Vorgesetzten und Chef des Herrn Wage-

ner ressortmässig anbrachte, berief sich auf die Bestimmung des Disciplinargesetzes für Verwaltungsbeamte, derzufolge jede Unwürdigkeit in und ausser dem Amt der Grund zur Einleitung einer Disciplinaruntersuchung werden soll. Hierauf schrieb für Herrn v. Bismarck ein Rath des auswärtigen Ministeriums, Herr v. Keudell, an mich. Da ich aber sah, dass trotz der mündlichen Verhandlungen, zu denen mich dieser Rath einlud, Alles nur auf längere Hinausschiebung auslaufen würde, so blieb ich bei dem schriftlichen Wege und erklärte mich energisch, indem ich zugleich ersuchte, meine Zuschrift als Ergänzung des Disciplinarantrages dem Grafen Bismarck vorzulegen. Der sehr gehaltene Stil schloss nachdrückliche Festigkeit nicht aus. Der Inhalt war klar und ging dahin, dass nach Lage der Sache mir meine Ehre gebiete, mich öffentlich zu rechtfertigen, wenn zu einer amtlichen Genugthuung für mich gegen Herrn Wagener keine Schritte geschähen oder derselbe nicht etwa freiwillig die Entbindung von den Geschäften nachsuche. Herr Wagener verlegte sich aber, nachdem er sein Honoraranerbieten und die Anknüpfung von Verhandlungen mit mir vergeblich versucht hatte, auf Drohungen mit Verleumdungsklagen. Ich meinerseits war, nachdem ich durch den Disciplinarantrag bei Herrn v. Bismarck vergebens meine Bereitwilligkeit gezeigt hatte, dem Chef des Herrn Wagener die Ahndung und Ordnung des Vorgefallenen zu überlassen, nunmehr in der Nothwendigkeit, mir durch Berufung an die Oeffentlichkeit selbst helfen zu müssen. Ich lege noch heute Werth darauf, in der gewissenhaftesten Weise den Anstand gewahrt und in vollster Loyalität erst alle ehrenhaften Mittel zur Erzielung einer Genugthuung erschöpft zu haben, ehe ich zu dem öffentlichen Angriff überging, den mir alsdann die Vertheidigung meiner Ehre auferlegte.

5. Die blosse Zeitungsmittheilung des Falles durch mich genügte, um gegen Herrn Wagener im Publicum einen Sturm von Entrüstung heraufzubeschwören. Die Vossische Zeitung, zu der ich nach dem Tode des Dr. Lindner in keinem besondern Verhältniss mehr stand, hatte aus Abneigung gegen die Persönlichkeit des Herrn Wagener meine einfachen Erklärungen abgedruckt, und diese hatten in dem grössten Theil der Presse, meistens aus demselben Grunde, ein lebhaftes Echo gefunden. Eine Zeitlang stand diese Angelegenheit, und zwar nicht blos in Berlin, im Vordergrunde des Interesse. Auch die hauptsächlichsten Witzblätter bemächtigten sich derselben, um ziemlich lange davon zu zehren

und Herrn Wagener so ziemlich aufzuzehren. Der Abgang des Letztern vom Amte wurde öffentlich erörtert. Nach einer Anfangs versuchten, von mir mit leichter Mühe in ihr Nichts aufgelösten Vertheidigung hatte Herr Wagener es vorgezogen, zu schweigen und dem Sturm der öffentlichen Meinung den passiven Widerstand der Ungenirtheit zu leisten. Das Einzige, was ihm gekreuzt wurde, war seine sofortige Beförderung zum ersten Rath des Staatsministeriums und zu der damit bisher verbundenen Function des unmittelbaren Vortrags beim König. Unter den fraglichen Umständen konnte auch sein mächtigster Freund dieses politisch wichtige Vorhaben nicht verwirklichen. Herr Wagener griff nach verschiedenen Seiten aus, um einen Schein von Entkräftung meiner Anklage hervorzubringen. Ich wurde vor dem Untersuchungsrichter vernommen und fand dort als criminelle Anschuldigungsgegenstände meinen an Herrn v. Bismarck gerichteten Disciplinarantrag nebst der erwähnten, durch die Hand des Herrn v. Keudell gegangenen Ergänzung dazu vor. Diese beiden Schriftstücke sollten Beleidigungen des Herrn Wagener enthalten. Die Antwort auf mein Disciplinargesuch bei Herrn v. Bismarck war also der Versuch eines Criminalprocesses gegen mich, — ich sage der Versuch; denn nach näherer Prüfung fand sich richterlicherseits, dass kein Grund zu einer Verfolgung gegen mich vorliege, und es ist nie Anklage gegen mich erhoben worden.

Eine andere Richtung, nach der Herrn Wageners Sache gerettet werden sollte, versagte ebenfalls, ja verstärkte noch die Belastung. Herr Wagener hatte nämlich die Angabe seines Namens auf der Denkschrift dem Verleger Thust als Eigenmächtigkeit unterstellen wollen. Nachdem er jenen auch durch Drohung mit einer Verfolgung wegen Betrug zur gewünschten Erklärung nicht hatte bestimmen können, veranlasste er die gerichtliche Untersuchung. Der Verleger Thust erklärte aber in den Zeitungen, dass Herr Wagener ihn auch ausdrücklich zur Nennung seines Namens auf der Broschüre ermächtigt habe. Die Vernehmungen, die gegen Herrn Thust stattfanden, führten einfach dazu, dass der Richter auf ein weiteres Verfahren verzichtete, da sich gegen Herrn Thust Nichts, wohl aber Vieles gegen Herrn Wagener ergab. Auch ich wurde in der Thustschen Sache als Zeuge eidlich vernommen, gab dabei auch den Hergang meiner Beauftragung mit der Denkschriftsangelegenheit, wie er oben dargestellt ist, zu Protocoll und beschwor letzteres.

Ich war inzwischen ebenfalls gerichtlich vorgegangen und zwar mit einer Civilklage gegen Herrn Wagener. Sie richtete sich auf Verurtheilung desselben zum Ersatz des Schadens, der mir durch die unbefugte, gesetzlich als Nachdruck geltende Herausgabe des Denkschriftsmanuscripts zugefügt war, und dessen Betrag, als zunächst unerheblich, einem besondern Verfahren vorbehalten bleiben konnte. Für mich war die Führung eines Civilprocesses aus dem Nachdrucksgesetz nur das Mittel, principiell die Rechtswidrigkeit der Herausgabe meiner Denkschrift richterlich feststellen zu lassen, mochte nun Herr Wagener allein oder irgend sonst ein Vertreter des Staatsministeriums die Ursache der Veröffentlichung gewesen sein. Um jede Spur zu beseitigen, als sei eine Entschädigung mein Processziel, liess ich die Betragsermittlung des Schadens zur Seite. Auf den criminellen Weg, der an sich auch möglich war, musste ich verzichten, da hier nicht ich, sondern für mich ein Staatsanwalt, also ein Beamter, der sich nach den Anweisungen seines vorgesetzten Ministers richten muss, die Sache wahrzunehmen gehabt hätte. Auch auf die Annahme eines Rechtsanwalts verzichtete ich, nachdem ich mich durch einige Ermittlungen überzeugt hatte, es werde in diesem Falle zweckmässiger sein, wenn ich die Sache selbst führte, was in den ersten zwei Instanzen glücklicherweise damals noch zulässig war. Aus den Einzelheiten des Schriftwechsels erwähne ich nur, dass Herr Wagener durch seinen Rechtsanwalt unter einer Anzahl von Unwahrheiten auch ein paar glaubliche Umstände anführte. Er behauptete nämlich, dass zuerst von der Denkschrift Abschriften gefertigt und den verschiedenen Ressortministerien zugesendet worden wären. Alsdann berief er sich darauf, der Graf Bismarck habe ihn zur Veröffentlichung ermächtigt. Ausserdem hatte er zu den Processacten Abschriften meiner Empfehlungsnachsuchung gegeben, die ich auf Veranlassung des Herrn Bucher und auch durch Letztern an Herrn v. Bismarck eingereicht hatte. Im Original wurde sie im öffentlichen Termin vorgelegt. Sie hatte ihren Weg also bis hieher gefunden, und obwohl sie nicht das geringste Compromittirende für mich enthielt, so hatte man doch die Vorführung der blossen Thatsache, dass ich um eine Empfehlung zur Professur an Herrn v. Bismarck einige Worte verloren, in Ermangelung anderer Mittel benutzen wollen, um zu versuchen, ob ich hiemit bei der öffentlichen Verhandlung nicht vor dem Publicum in ungünstige Beleuchtung gebracht werden könne. Solche

unjuristische Strohhalme waren es, mit denen Herr Wagener sich secundiren liess. Die Wirkung auf das Publicum schlug aber fehl; denn als man von mir die Recognoscirung verlangte, bestand ich, da ich in meiner Lage keine Handschrift anzuerkennen vermochte, auf der Verlesung, und so konnte das versammelte Publicum hören, dass ich nur die gewöhnliche Form eines jeden Empfehlungsgesuchs ausgefüllt und mir nicht das Mindeste vergeben hatte.

Man sieht bei diesen kleinlichen Vorgängen zugleich, dass es auf der staatsministeriellen Seite an wirklichen Rechtsgründen gegen meine Klage mangelte. Dennoch wurde ich von der ersten Instanz abgewiesen, worüber ich, wie über die ganze Angelegenheit, alsdann in einer besondern kleinen Schrift „Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preussische Staatsministerium, Berlin 1868" dem Publicum Rechenschaft ablegte, mit der ich zugleich den Zweck verfolgte, meinen Process in den weitern Instanzen zu unterstützen. In der zweiten Instanz, bei dem Kammergericht, schlossen sich die Richter den Ausführungen meines Plaidoyers an, änderten das erste Urtheil ab und verurtheilten Herrn Wagener wegen der dem Nachdruck gleichzuachtenden unbefugten Herausgabe eines Manuscripts dazu, mir den in separato zu ermittelnden Schaden zu ersetzen. Die von Herrn Wagener bei dem Obertribunal versuchte Nichtigkeitsbeschwerde wurde von dem höchsten Gerichtshof zurückgewiesen, und so wurde denn das Kammergerichtsurtheil rechtskräftig. Ein Separatverfahren zur Ermittlung des Schadens habe ich nie anstellen und Herrn Wagener lieber mit dem Schadenersatz ziehen lassen. Auf diese Weise bekundete ich, dass mir die principielle Feststellung des Vergehens, nämlich des nachdrucksweisen Missbrauchs meines Manuscripts, die ausschliesslich entscheidende Angelegenheit war, und dass mir, trotz meiner Armuth, Geldrücksichten gänzlich fernlagen. Ich habe sogar die Kosten der ersten Instanz getragen und von vornherein jedes Anerbieten fremder Unterstützung abgelehnt, um von politischen Parteielementen gänzlich unabhängig zu bleiben. Gegen Herrn Wagener ist trotz seiner gerichtlichen Verurtheilung disciplinarisch nichts geschehen; er ist im Gegentheil zunächst befördert worden und erst nach vielen Jahren bei einer andern Gelegenheit in eine Art amtlichen Hintergrund getreten. Meine Genugthuung bestand also einzig in der gerichtlichen Anerkennung der gegen mich ausgeübten Rechtswidrigkeit. Nicht etwa blos Herr Wagener, sondern auch jedes andere Glied des Staats-

ministeriums hatte, dem Gerichtsurtheil zufolge, kein Recht, meine Denkschrift ohne mein Wissen und Willen herauszugeben.

Ich hätte alle Druckexemplare der Denkschrift gerichtlich einziehen lassen können und könnte dies, soweit etwa noch heute Exemplare vorhanden sind, auch jetzt noch beantragen, da vorfindliche Nachdrucksexemplare, ohne Hinderung durch die Verjährungsfrist, stets gerichtlich zu beseitigen sind. Ich habe aber absichtlich von vornherein von einem solchen Antrage Abstand genommen, damit das Publicum in der Lage wäre, die Denkschrift lesen und sich davon überzeugen zu können, wie der Inhalt derselben meinen sonstigen Schriften entspricht. Im Verzeichniss meiner eignen Druckwerke habe ich natürlich einen Nachdruck und noch dazu einen, der durch Druckfehler so entstellt ist, nie angeführt. Den Inhalt selbst aber kann ich noch heute vertreten, wie ich dies auch in einem wissenschaftlichen Zusammenhange, nämlich S. 569 fg. der 3. Auflage meiner „Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus, Leipzig 1879" mit einigen näheren Hinweisungen gethan habe. Eine staatsministerielle Denkschrift, vom entschiedenen Arbeiterstandpunkt aus geschrieben, mit der Organisation der Arbeitercoalitionen als Programm ausgesprochenermaassen auf die Erhöhung der Löhne zielend, die als zurückgeblieben und in ihrer Niedrigkeit als für die ganze Volkswirthschaft unzuträglich gekennzeichnet wurden, — das war etwas bis dahin Unerhörtes. Ein Mann, der ehrlich für die Arbeiter eintrat, wo es auch sein mochte, und sich völlig unabhängig hielt, auch indem er eine hochofficielle Denkschrift ausarbeitete, war - in dieser doppelten Eigenschaft socialitärer Gesinnung und praktischer Herausfindung des für den gegebenen Staat Möglichen - offenbar ein Charakter, der sich aus dem Standpunkt herkömmlicher Zwecke und politischen Treibens schwer begreift. Er stand der Auffassung, der er staatlicherseits begegnete, offenbar zu hoch.

Obwohl ich von meiner Arbeit für die Arbeiter und von dem Versuch, mit dem Rückhalt für mich eben auch einen Rückhalt für meine Sache zu gewinnen, lauter äussere Nachtheile und nur eine rein moralische Genugthuung gehabt habe, so bedauere ich doch diese Erfahrung nicht, da sie nicht blos für mich, sondern für Alle lehrreich geworden ist, die es mit dem socialitären Wohl der Menschen in der Breite des Daseins und nicht blos in einzelnen

Schichten ernst meinen. Ich habe gleich bei meinem ersten öffentlichen Auftreten in der Denkschriftsangelegenheit den besorglichen Wunsch ausgesprochen, es möchte den Arbeitern selbst mit dem Staat besser ergehen, als meiner Denkschrift, und mein Vorgefühl hat sich bestätigt. Die Aufmerksamkeit des Publicums, dessen Ueberzeugung damals in meiner Angelegenheit gegen Herrn Wagener ganz auf meiner Seite war, haftete vorzugsweise an dem Umstande, dass Herr Wagener auf der Denkschrift als Verfasser paradirt hatte. Für eine gerichtliche Verfolgung dieser Thatsache meinerseits gab es keinen juristischen Gesichtspunkt. Herrn Wagener selbst war die Abwälzung jener Thatsache auf den Verleger misslungen. Die Namensangelegenheit wurde daher in verstärkter Weise zu einer moralischen, und in diesem Sinne hat sie dann auch das Publicum gebührend gewürdigt. So zufrieden ich in dieser Richtung nun auch sein konnte, so ist doch in der Gesammtbeurtheilung das Publicum durch die Presse zu ausschliesslich zu einer allzu beengten Meinung veranlasst worden. Es wurde nämlich vorzugsweise die Version zur Geltung gebracht, Herr Wagener habe von vornherein auf eigne Verantwortung und für sein Privatinteresse gehandelt. Ich aber habe, nach Erwägung aller Thatsachen, auch jetzt noch keinen Grund, anzunehmen, dass ursprünglich bezüglich des Auftrags zur Denkschrift sich nicht Alles so verhalten habe, wie es Herr Wagener mir angab. Ich sehe also das Vergehen gegen mich erst in dem, was später geschehen ist, und zwar ist mir die Person des Herrn Wagener dabei, wie von vornherein Nebensache gewesen, so auch bezüglich des später Erfolgten Nebensache geblieben. Meine Ueberzeugung von den innern Motiven des Ganzen ist eine sehr einfache. Man hat mich zuerst nur unzulänglich gekannt, namentlich aber die Unabhängigkeit meines Charakters nicht veranschlagt. Hieraus erklärt sich die erste Betrauung wie die spätere Nichtunterstützung, soweit ausser der durch den Krieg veränderten innern politischen Wendung noch etwas nöthig war. Da die Denkschrift aber, auch abgesehen von der ursprünglichen Hauptsache, propagandistisch verwendbar war, so ist man mit ihr eben verfahren, wie es hiefür am zweckmässigsten erschien. Wenn ich selbst dabei als Nebensache nicht berücksichtigt wurde, so hatte man sich eben wiederum in meinem Charakter versehen. Man hatte nicht erwartet, dass ich die Ehre meiner Sache über meinen persönlichen Vortheil stellen, sie auf das Aeusserste vertheidigen und dabei nöthigenfalls

die in Aussicht stehende völligste Ungunst der Regierung nicht scheuen würde.

6. Das Jahr 1868 war äusserlich von der Denkschriftsaffaire und den Chancen des zugehörigen Processes erfüllt gewesen. Mit 1869 legte ein neues umfassendes Werk bereits wieder Zeugniss dafür ab, dass ich auch den äussern Erregungen und Widerwärtigkeiten gegenüber die innere Ruhe zu wahren wusste. Es war die „Kritische Geschichte der Philosophie". Mit dieser hatte ich die Grundlegung meines Systems in einer neuen Richtung gefestigt. Von der Geschichte der Wissenschaft überhaupt, soweit die Wissenschaft streng und gediegen ist, hatte ich eine hohe Meinung. Die Geschichte der Philosophie aber war mir nur zu einem geringen Theil wirkliche Wissensgeschichte. Ich führte daher zu ihrer Beurtheilung ein neues Princip ein. Ich unterschied zwischen Wissenschaft und Gesinnung. Auf diese Weise konnte die Philosophie da, wo sie als Wissenschaft nicht ergiebig war, sich wenigstens von einer andern gediegenen Seite zeigen. Ausserdem wurde an ihre Vertreter hiemit zugleich auch noch eine höhere Forderung gestellt, als diejenige ist, welche sich mit blossem Wissen und daher auch mit herz- und thatlosem Wissen begnügt. Im Uebrigen suchte mein Werk, mit Hülfe von Quellenforschungen, die ich im Alterthum und in der neuern Zeit, ja, wie beispielsweise bezüglich Roger Bacons, auch im Mittelalter angestellt hatte, überall die zugleich gründlichste und fasslichste Wiedererzeugung des subtilsten Vorstellungsganges und der tiefsten Lehren zu bewerkstelligen. In lebendiger Ursprünglichkeit wirklichen Denkerthums sollten die Spuren menschlicher Geistesarbeit hervortreten. Namentlich sollte den Naturen ersten Ranges vor allem Nebensächlichen und schulmässig Vertrockneten ihr Recht werden. Dabei waren auch manche falsche Götzen, die der geschichtliche Trug auf den Sockel gestellt, zu entlarven. So habe ich, indem ich die Wahrheit nach zwei Seiten, nämlich nach denen des Wissens und des Wollens, als Maass anlegte, mit der Geschichtschreibung zugleich für die fortwirkende Geschichte selbst gearbeitet. Mein Buch ist mit der Darstellung des Geschehenen auch eine Verkörperung derjenigen Gedanken geworden, die ich aus der Ueberlieferung als heute maassgebend ansehe. Zu dem Lichte, welches das Geschehene selbst bringt, ist aber auch noch das hinzugetreten, welches von dem neuen Standpunkt ausgeht.

Obwohl mein Buch von den Universitätlern gehasst und verschwiegen wurde, und obwohl mir auch sonst keine Mittel zu Gebote standen, Besprechungen desselben zu erzielen, so fand es dennoch (und trotz des dazwischentretenden Krieges) einen für solche Arbeiten sehr raschen Absatz. Schon 1873 erschien eine neue Auflage. Ueberhaupt war meine schriftstellerische Situation inzwischen eine günstige geworden. Statt dass ich sonst die Verleger hatte suchen müssen, wurde ich nun von ihnen gesucht. Anfangs 1871 erschien meine „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus", und ihr folgte im Spätherbst 1872 der „Cursus der National- und Socialökonomie". Beide Werke waren selbständig, aber zugleich auch so angelegt, dass sie zusammen ein Ganzes bildeten. Mit jener Oekonomiegeschichte füllte ich, wie man es nennt, in der Literatur eine sehr fühlbare Lücke aus. Die neuern Personen und Lehren waren bisher noch garnicht, die älteren nur ganz oberflächlich (von Blanqui) behandelt. Die innige Verbindung mit dem Socialismus war ebenfalls neu. In beiden Gebieten hatte es bisher an gründlicher Quellenuntersuchung und einschneidender Kritik gefehlt. Mein neues ökonomisches System, (welches über die bisherige Socialistik ebenso wie über die ältere Volkswirthschaftslehre und deren neuste Varianten hinaushob,) setzte in den Stand, die Geschichte der wirthschaftlichen Lehren nicht nur von neuen Seiten (und mit neuem Stoff vermehrt) darzustellen, sondern auch auf den ganzen Gegenstand ein für die Zukunftsfragen entscheidendes Licht fallen zu lassen. Der Cursus selbst brauchte an das Historische nur zu erinnern und konnte so ein eingehendes Lehrwerk für das System selbst werden. Er umfasste auch die wesentlichsten Grundsätze der sogenannten Finanzwissenschaft und wurde in der 2. Auflage von 1876 auch mit einer Anleitung zum Studium der wirthschaftlichen Wissenschaften überhaupt (und mit einer hiezu dienlichen Orientirung über meine in dieses Gebiet gehörigen Arbeiten) ausgestattet. So bildeten die beiden Werke von nun an den Stamm, um den die übrigen ökonomischen und socialitären Schriften älteren Datums zu gruppiren waren.

Im Herbst 1872 erschien auch die (mit dem ersten Preis der Benekestiftung gekrönte) „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik". Im März 1872 war mir der Preis von 500 Thalern Gold seitens der göttinger Universität mit einem Urtheil zuerkannt worden, welches über das Manuscript, (dessen Ver-

fasser erst aus dem beigegebenen Couvert zu entsiegeln war, ganz aussergewöhnliches, ja das höchste Lob enthielt. Der Physiker W. Weber hatte, soviel ich weiss, an der Würdigung der Arbeit den Hauptantheil gehabt. Ich bin aber gewiss, und der Leser wird es auch nach weiteren 5 Jahren noch bestätigt finden, dass trotzdem die Professoren der göttinger Facultät eine Sache, so vorzüglich sie auch sein mochte, nicht prämiirt haben würden, wenn sie den Namen geahnt hätten, der zu dieser Sache gehörte. Ich hatte das Wagstück unternommen, weil von meinen mechanischen und physikalischen Studien in der Oeffentlichkeit noch kein literarisches Zeugniss vorhanden war, welches mich indirect erkennbar gemacht hätte. Was aber die Sache selbst anbetrifft, so habe ich mit dieser Arbeit eine dritte Gruppe von Schriften, die mathematisch physikalischen, eingeleitet. Es war meine alte Neigung, in deren Sinn ich nun auch schriftstellerisch auftreten konnte. Die höhern Theile des exacten Wissens hatten mich, wie der Leser weiss, seit der Knabenzeit gereizt und in jedem Lebensstadium immer wieder beschäftigt. Ich hatte alles Wesentliche beisammen, als 1869 die Preisausschreibung der Benekestiftung mir nur die äussere Veranlassung gab, noch einige Quellenuntersuchungen anzustellen und eine Geschichte im Sinne des vorgeschriebenen Programms zu redigiren. Eine Geschichte des Gegenstandes existirte noch nicht. Es war also wiederum eine Lücke und zwar eine sehr ernsthafte Lücke in der Literatur, ja nicht blos in der Literatur, sondern auch in der Wissenschaft selbst ausgefüllt; denn mein Werk machte darauf Anspruch, in das System der Mechanik selbst tiefer eingedrungen zu sein, als es durch die frühern Physiker und Mathematiker geschehen war.

Mit dem mechanischen Werk kam zu dem Ruf, den ich mir durch die Beschaffenheit meiner andern Arbeiten selbständig erworben hatte, nun auch noch ein solcher, der von einem Amts- und Zunftstempel herrührte. Diesen betrachtete ich als nützlich bei dem Publicum, welches der Autorität folgt, legte aber in meinem eignen Sinne keinen Werth darauf. Musste ich anderwärts der autoritätlerischen Anerkennung entrathen, so hatte ich sie hier, wo sie mich wider ihren Willen gekrönt hatte, zu verachten. So ausserordentlich das Lob auch ausgefallen war, so schätzte ich doch diejenigen innern Eigenschaften meines Werks, die sich über dem Niveau universitärer Beurtheilung befanden, weit höher. Doch hätte jenes Stück zunftstemplerischen Rufes

für jeden Andern, wenn es auch hundertmal kleiner ausgefallen wäre, eine Universitätsbeförderung zur Folge gehabt. Für mich aber ergab es nichts, als dass es den Neid und Aerger der berliner und anderer Professoren noch mehr erregte.

Es lohnt kaum, dass ich über mein damaliges Verhältniss zur berliner Universität ein paar Worte verliere. Ungeachtet meiner Ablehnung der von ihr, wie früher berichtet, beantragten Pension aus königlichen Dispositionsfonds und ungeachtet der mit diesem Antrag verbunden gewesenen Erklärung, für mich nichts aus Universitätsfonds genommen wissen zu wollen, hatte die Facultät seit 1868 gegen mich den Schein einer etwas veränderten Sinnesart angenommen. Diese bessere Miene hat sich Alles in Allem darin gezeigt, dass ich viermal eine Docentenremuneration von 100 Thalern angewiesen erhielt, und zwar ohne dass ich je darum nachgesucht hätte. Diese Remunerationen waren etwas Uebliches, und die frühere wie die spätere Nichtzuweisung derselben an einen thätigen und erfolgreichen Docenten eher bemerkenswerth als das Gegentheil. Auf sämmtliche Jahre meiner Docentenschaft vertheilt, machten diese Remunerationen pro Monat wenig über 2 Thaler aus. Es ist das Einzige gewesen, was ich je aus Staatsfonds erhalten habe. Zu jener Zeit, als mir die Remunerationen zuerst zugewendet wurden, besagten sie aber doch wenigstens, dass die Facultät von dem Princip ihrer früheren Erklärung abgegangen sei. Unter diesen Umständen hielt ich es für angemessen, mich zu der erledigten nationalökonomischen und ein anderes Mal zu der philosophischen ordentlichen Professur mit ein paar formellen Worten bei der berliner Facultät zu melden. Wenn dies keinen Erfolg hatte, ja nicht einmal die in solchen Fällen als geringstes Maass von Anerkennung übliche Ernennung zum blos ausserordentlichen Professor mit sich brachte, so war dies für die Gesinnung der maassgebenden Facultätsprofessoren ein hinreichendes Zeugniss.

Meine Thätigkeit als Docent war nach Umfang und Erfolg eine entschieden eingreifende geworden. Sie war schon seit vielen Jahren sehr nachdrücklich, und schon allein der bei einem Privatdocenten ganz exceptionelle Umstand, dass ich auch mit bezahlten Privatvorlesungen mich behauptete, ja sogar eine erhebliche Zuhörerschaft gewann, hätte in Beförderungsfragen entscheidend werden müssen, wenn es hier überhaupt irgend welche sachliche Rücksichten wären. Meine öffentlichen Vorlesungen gehörten

längst zu der kleinen Zahl der allerbesuchtesten der Universität. Dort behandelte ich die verschiedensten Stoffe und versammelte das verschiedenartigste Studentenpublicum. Doch ich verzichte hier noch auf die Kennzeichnung dieser Thätigkeit. Sie und meine ganze universitäre Stellung wird am besten da ins Licht treten, wo sie neidischen Angriffen und boshaften Verfolgungen gegenüber in Frage kommt. Diese Phase liess nicht lange auf sich warten und bezeugte hiemit den gestiegenen Einfluss des Schriftstellers und des Docenten.

Siebentes Capitel.

Erste Verfolgungen seitens der berliner Universität. 1874—1876.

1. Das Verhalten der Universitätssphäre zu mir will nicht blos aus einer einzigen Ursache verstanden sein. Der allgemeine Gegensatz, in welchem die Sache der freien, über die Zunftmisere erhabenen Wissenschaft, die ich in meinen Schriften vertrat, sich zu dem professoralen Gelehrtenwesen oder vielmehr Unwesen befinden musste, genügte an sich keineswegs, um die specielle Situation zu erklären. Selbst meine (später schärfer gewordene) Abwehr hatte sich noch immer die Regel auferlegt, auf lebende Personen der berliner Universität nicht einzugehen. Ebenso war ich in meinen Universitätsvorlesungen verfahren. Ueberhaupt hatte meine Kritik, die sich möglichst wenig mit unbedeutenden Erscheinungen einliess, sich nur ausnahmsweise gegen bestimmte lebende Personen deutscher Universitäten zu richten gehabt. Da ich stets die Sache in ihren grossen Dimensionen im Auge gehabt hatte, so war ich nur ganz vereinzelt in den Fall gekommen, auch einmal den Kleinkram bestimmter Universitätler streifen zu müssen. Die höheren sachlichen Rücksichten hatten so von selbst das mitsichgebracht, was auch mir persönlich anstand; denn mich lüstete nach den gemeinen Gelehrtenzänkereien im Gebiet der Wissenschaft ebensowenig, als etwa auf der Strasse nach Ein-

lassung mit Gamins. Auch im rein sachlichen Bereich war ich viel zu positiv und zu sehr auf das Schaffen bedacht, um an blossem Streit Gefallen zu finden. Ueberdies war ich kein junger Mann mehr und nur zur ruhigen und gesetzten Wahrnehmung einer positiven Sache aufgelegt. Ich hatte mich demgemäss so gehalten, dass auch trotz des entschiedenen wissenschaftlichen Gegensatzes die Universität keinen speciellen Anlass hatte, gegen mich zu operiren und meiner Wirksamkeit als Docent mit allerlei falschen Parolen entgegenzuarbeiten.

Es ist daher noch eine zweite Ursache in Anschlag zu bringen. Diese bestand darin, dass den Universitätlern auch nicht einmal ihre eigne scholastische Art von Wissenschaft wirklicher Zweck ist, sondern dass ihr ganzes Treiben in persönlichen Cliqueninteressen aufgeht. Diese Leute stehen zur Wissenschaft ungefähr so, wie die Priester einer bereits entseelten Religion zum wirklichen Glauben. Wie solche Priester nur noch an den Sinecuren wirkliches Interesse haben, so bilden auch die Universitätler unter sich und für ihre Affiliirten und Familien eine Assecuranz auf die Lehrämter. Angesichts dieser Reducirung und Entartung des sogenannten Wissenschaftsbetriebs auf Ergatterung und Bewirthschaftung der Professuren verstand es sich bei den deutschen Universitätlern von selbst, dass ein Mann, der wirklich die Wissenschaft als Sache im Sinne trug und diese den Cliqueninteressen nicht opfern würde, eine unerträgliche Ausnahme war, deren man sich gern entledigt hätte. Hiezu kamen noch individuell persönliche Eitelkeiten sogenannter Autoritäten und die giftigen Regungen des Neides und Aergers über den Erfolg, den der bessere Geist bei dem Publicum und unter den Studenten immer entschiedener errang.

Wäre wirklich ein Stückchen Freiheit der Wissenschaft vorhanden gewesen, so hätte die Lehrbefugniss, in der doch die ganze Privatdocentenschaft bestand, nie Anstoss erregen dürfen, auch wenn bei ihrer Ausübung die Wissenschaft lebendiger und würdiger verstanden wurde, als seitens bestallter, mit Gehältern und Examinaturvortheilen ausgestatteter Professoren. Um völlig zu verstehen, was gegen mich seit lange betrieben wurde, muss das Publicum die Stellung eines deutschen Privatdocenten veranschlagen, über die es nicht blos im Auslande an gehörigen Vorstellungen zu fehlen pflegt. Der Privatdocent einer deutschen Universität ist kein Beamter. Er ist nicht vereidigt und hat über-

haupt keine bindende Verpflichtung zu irgend etwas. Er hat eben nur die Erlaubniss, aber nicht die Pflicht, Vorlesungen zu halten. Es ist also diese Concession, die in Berlin einfürallemal und unwiderruflich ertheilt wurde, ein Surrogat der im gelehrten Unterricht mangelnden Berufsfreiheit oder, wenn man es so nennen will, der Gewerbefreiheit. Der Privatdocent kündigt seine Vorlesungen an und sieht zu, ob sich ein Studentenpublicum dafür findet. Er erhält nichts, als die von den Zuhörern eingezahlten Honorare. Es ist dies also eine freie Function und ein freies Verhältniss zu den Zuhörern. Das Einzige, was dabei an den Staat erinnert, ist der Umstand, dass an sich solche Vorlesungen denen der Professoren gleichgestellt sind. Der Student, der eine ihm für seine künftige Laufbahn nothwendige Vorlesung bei einem Privatdocenten gehört hat, kann sich auf dieselbe in seinem Studiennachweis ebenso stützen, als wenn er sie bei einem Professor erledigt hätte. In der Praxis macht sich das freilich anders; denn da die einstigen Examinatoren fast immer Professoren sind, so besteht bei den Studirenden die Gewohnheit, die Privatvorlesungen bei den Professoren abzumachen und so den Honorarzoll auf dem Altar der künftigen Examinatur oder der zugehörigen professoralen Sippenfreundschaft niederzulegen.

Schon allein dieser Umstand pflegt die Privatvorlesungen der Privatdocenten gemeiniglich ganz lahm zu legen, nicht zu reden von dem herkömmlichen Ansehen, welches dem Professor äusserlich zur Seite steht. In der That ist die Privatdocentur auch nicht auf eine dauernde Stellung angelegt. Sie ist nur ein Vorstadium zur Professur, und im gehörigen Gange einer Universitätslaufbahn wird Jemand selten länger als einige Jahre Privatdocent bleiben. Die Privatdocenten verzichten gewöhnlich auf jegliche Bemühung, erhebliche Privatvorlesungen zu halten, theils weil sie dieselben garnicht oder nur mit ein paar Zuhörern zu Stande bringen würden, theils weil die beförderungsgefügigen unter ihnen sich hüten, auch nur den Schein einer Concurrenz mit den bezahlten Vorlesungen der entsprechenden Professoren auf sich zu laden. Die Privatdocenten halten sich daher vorzugsweise an die öffentlichen unentgeltlichen Vorlesungen[1], in denen besondere Gegenstände, die nicht in den Kreis der ordentlichen Privatvorlesungen gehören, behandelt werden. Hier gewinnen sie eher einige Zuhörer, weil dies von Professorwegen sozusagen erlaubt und demgemäss auch der herkömmlichen Studentensitte mehr ent-

sprechend ist. Zu irgend welcher Bedeutung pflegen aber auch diese Vorlesungen nicht zu gelangen.

Dies war also der Rahmen, den ich für den Privatdocenten vorfand. Ich musste ihn erweitern, wenn ich überhaupt etwas sein wollte. Bezahlte Privatvorlesungen der verschiedensten Art aus den Gebieten der Philosophie, der Nationalökonomie und der Staatswissenschaften waren von mir von vornherein unternommen und auch mit Erfolg durchgeführt worden. Als ständige und immer wiederkehrende Vorlesungen hatte ich diejenigen dauernd beibehalten, welche verhältnissmässig die grösste Theilnahme erwecken mussten, weil sie den herkömmlichen Gewohnheitsbedürfnissen der Studenten noch am meisten entsprachen. So kam es, dass ich allsemesterlich, im Sommer wie im Winter, ohne irgend einmal auszusetzen, Nationalökonomie vortrug. In der Philosophie wechselte ich daneben regelmässig mit der Logik und der Geschichte der Philosophie ab. Es waren diese drei Vorlesungen die Hauptverzweigungen der beiden verschiedenen Wissenschaftsgebiete, die ich vertrat. Meine Thätigkeit war hier eine völlig regelmässige und dem Umfang nach die doppelte von derjenigen, die bei einem ordentlichen Professor oft genug genügen muss, ja nicht einmal immer wirklich ausgeübt wird. Diese Vorlesungen hatten für mich ausser dem Einfluss, den sie mir verschafften, auch die Bedeutung einer Erwerbsquelle, aus der ich durchschnittlich die Hälfte meines Unterhalts decken konnte. So hatte ich aus der Privatdocentenschaft mir selbst sozusagen eine Professur gemacht — etwas Unerhörtes unter den Privatdocenten und eine Daseinsart, die schon an sich in den Augen der Professoren ein Verbrechen gegen deren zünftlerische Majestät war.

Hatte ich auf diese Weise aus der Privatdocentenschaft da, wo sie absichtlich auf ein völliges Nichts angelegt ist, ein erhebliches Etwas gemacht, so begreift es sich, dass ich in den öffentlichen Vorlesungen, in denen für den Privatdocenten auch sonst ein wenig Spielraum vorhanden ist, die allerentschiedensten Erfolge erzielte. Ohne Anstrengung in verschiedenen Richtungen war allerdings das bescheidene Maass, in welchem auch hier der Privatdocent regelrecht verbleibt, nicht zu überschreiten und nicht bis zu einer Thätigkeit auszudehnen, die an der Universität hinter keinem andern geistigen Einfluss zurückstand. Meine Zuhörer zählten hier nach Hunderten und bestanden überdies vorzugsweise aus denjenigen Elementen, welche die Wissenschaft und überhaupt

die geistigen Angelegenheiten am ernstesten nahmen. Hier hinderte mich auch das Herkommen nicht an einer freien Wahl der Themata. Ich konnte hier die Gegenstände mannichfaltig ausdehnen, immer wieder etwas Neues bringen und die verschiedensten Gruppen des Studentenpublicums interessiren. Einige meiner Vorlesungen kamen überhaupt dem allgemeinen Bildungsbedürfniss entgegen und vereinigten daher die Studenten aus den verschiedensten Facultäten und Studienfächern. Andere Vorlesungen wendeten sich zunächst mehr an eine bestimmte Fachkategorie, ohne jedoch dabei auf eine (auch für andere Elemente verständliche) Behandlungsart zu verzichten, die auch dem allgemeinern Publicum etwas böte. Meine speciellsten Vorlesungen dieser Art waren diejenigen über berühmte Juristen und Staatslehrer und diejenigen über berühmte Naturforscher und Mathematiker. Hier waren in erster Linie zwei Arten von Studentenpublicum in Frage, die einander so fern wie möglich stehen. Dennoch hatte ich (in dem erstern — ausser den Juristen — und in dem letztern ausser den Studirenden der Mathematik und Naturwissenschaft) auch anderes Studentenpublicum, welches sich dort für die allgemeinern Fragen der Gesetzgebung und bekanntern Personen der neuern Rechts- und Staatslehre, hier aber für die populären Gegenstände und Grössen der Naturwissenschaft interessirte. Schon allgemeiner liessen sich meine Vorlesungen über berühmte Historiker und Politiker gestalten, obwohl auch hier der sachverständigste und intensiv theilnehmendste Kern der Zuhörer aus Studirenden der Geschichte und der Staatswissenschaften bestand. Für einen Repräsentanten der Geschichtswissenschaft (wie Buckle, dessen Bedeutung ich hier nachhaltig vertrat,) konnten sich übrigens die verschiedensten Studentenkategorien interessiren. Zur allgemeinern Lebensphilosophie gehörten meine Vorlesungen über philosophischen und politischen Optimismus und Pessimismus, in denen ich auch Giordano Bruno, Macchiavelli und Schopenhauer (mit ihrer Vertretung der einschlagenden Hauptideen) beurtheilte. Von mindestens ebenso populärem Charakter waren meine Vorlesungen über Socialismus und diejenigen über Materialismus. In denjenigen über Grössen der modernen Literatur behandelte ich die allgemeinen Schriftsteller ersten Ranges, wie Voltaire und Rousseau, Goethe und Schiller, Byron, Shelley u. s. w., aber stets im Hinblick auf ihre Lebensansichten, ihre Denkweise und ihre Stellung zu den menschheit-

lichen und gesellschaftlichen Fragen, so dass also ihre belletristischen Eigenschaften nur einen Nebenpunkt der Beurtheilung bildeten. Alle diese verschiedenen Vorlesungen wurden zu einer ständigen Einrichtung. Ich konnte sie in gewissen Zwischenräumen immer wiederholen, ohne ein Nachlassen des Interesse und eine Verringerung des Publicums besorgen zu dürfen. Ausser dem Studentenpublicum waren in den Abendvorlesungen auch andere Elemente der berliner Gesellschaft und zwar aus allen Ständen und Parteien, vom Officier bis zum Socialdemokraten, gegenwärtig. Stets aber ist die Form meiner Erörterungen auch bei den delicatesten Punkten so ausgefallen, dass sich trotz aller Entschiedenheit in der sachlichen Behandlung nie eine missbilligende Regung unter den Zuhörern verlautbart hat, wie dies gleichzeitig ungeschickten Professoren gegenüber bei Behandlung derselben Themata vorkam. Um diese Würdigung meiner Art und Weise durch das Publicum voll zu veranschlagen, bedenke man, dass ich nicht blos öfter über den Socialismus, sondern auch über Parteien in Staat und Gesellschaft zu den verschiedensten Zeiten Vorlesungen gehalten habe. Doch es würde zu weit führen, noch mehr auf die verschiedenen Richtungen meiner öffentlichen Vorträge einzugehen. Auch ohnedies wird der Leser begreifen, dass eine solche Wirksamkeit, für die das grösste Auditorium der Universität bisweilen zu eng wurde, eine geistige Macht darstellte, welche die zünftlerischen Professoren in ihrer Nähe nur mit Beklemmung betrachteten.

2. In der That waren meine Erfolge an der Universität nur unter stets erneuten Anstrengungen zu behaupten und zu vermehren. Namentlich hatte ich dagegen zu kämpfen, dass man mir die Zuhörer für die Privatvorlesungen mit allen Mitteln abspänstig zu machen suchte. Die Professoren liessen durch die Faiseurs, die sie unter den Studenten hatten, allerlei falsche Parolen gegen mich ausgeben. Im Anfang gaben sie mich für unpraktisch und zu hoch aus. Als aber diese Andichtungen fehlgeschlagen waren und es nicht gehindert hatten, dass ich auch in den Privatvorlesungen zu einer ansehnlichen Frequenz gelangte, verlegten sich die Professoren auf die Verbreitung einer andern Version. Die Studenten wurden nämlich abgemahnt, sich bei mir mit Privatvorlesungen einschreiben zu lassen, weil ihnen dies künftig in ihrer Laufbahn schaden würde. Hiebei wurde ich regelmässig als Socialdemokrat oder wohl gar als socialdemokratischer Agitator

ausgegeben, während ich thatsächlich mit meiner Reform der Wissenschaft mich über allen Parteien und von einer jeden ebenso wie von der Staatsregierung unabhängig hielt. Mich als Socialdemokrat zu stigmatisiren, war schliesslich das Einzige, womit die Professoren den Studenten und dem Publicum gegenüber gegen mich noch etwas ausrichten zu können glaubten, wie es auch noch in dem letzten Act meiner Vertreibung von der Universität besonders sichtbar werden wird. Viele Jahre hindurch aber hatte man diese Parole schon benutzt, um diejenigen, die bei mir Privatvorlesungen hören wollten, einzuschüchtern und zurückzuhalten. Sicherlich hätten sich die bezahlten Privatcollegia günstiger gestaltet, wenn diese Gegenagitation nicht immer jedes Semester neu am Werke gewesen wäre. Dennoch konnte ich auch hier mit dem Erfolg zufrieden sein. Nur musste ich auch meinerseits immer neue Anstrengungen machen, um die schädlichen Einflüsse durch frische Anregungen aufzuwiegen. Aus den öffentlichen Vorlesungen mussten sich meine Privatvorlesungen recrutiren; denn dort lernten mich die Studirenden zuerst würdigen und fanden sich hiedurch noch immer in einer hinreichenden Anzahl veranlasst, sich in den spätern Semestern trotz der Abmahnungen auch meinen Privatvorlesungen zuzuwenden.

Da ich mich auf diese Weise gegen alle Ränke mit einem bedeutenden Einfluss und mit meiner selbstgeschaffenen, über eine Professorrolle weit hinausragenden Function nach allen Richtungen hin und in meinen verschiedenen Fächern behauptete, so mussten die Professoren der Hoffnung entsagen, mich indirect beseitigen, nämlich einflusslos machen zu können. Seit ihnen klargeworden war, dass ich nicht zu ersticken wäre, sondern im Gegentheil mir immer mehr freie und frische Luft schaffte, hegten sie den Wunsch, mich zu entfernen. So etwas war aber mir gegenüber schwer zu bewerkstelligen, da ich, wie schon gesagt, bei aller sachlichen Entschiedenheit doch in den Vorlesungen lebende Personen der berliner Universität nicht zur Sprache brachte und auch bisher in meinen Büchern nicht zu berühren gehabt hatte. Concurrirende Professoren von plumpen Manieren suchten mich nun zu reizen, indem sie unter Hintansetzung des Anstandes, den ich beobachtete, mich in ihren Vorlesungen in geflissentlich herabwürdigender Weise nannten. Hiezu kamen fortgesetzte private Intriguen derselben unter dem nächstbetheiligten Studentenpublicum. Dies brachte mich aber nicht im Mindesten aus der Haltung, die ich mir vorgezeichnet hatte.

Weder in den Vorlesungen noch in den Büchern wich ich von den früheren Grundsätzen ab.

Wohl aber brachte es in einzelnen Wissenschaften, wie in der Nationalökonomie, die Rücksichtnahme auf laufende Tagesvorgänge, die wenn auch an sich bedeutungslos, doch des Publicums wegen wenigstens signalisirt werden mussten, mit sich, auch universitätlerische und folglich ganz untergeordnete Professorexistenzen zu nennen. Seit 1872 hatte sich eine Professorcoterie, die im Publicum spottweise den Namen der Kathedersocialisten führte, im Grunde aber nur eine Versicherungsanstalt zur gegenseitigen Reclame und Universitätsbeförderung war, mit öffentlichen Zusammenkünften nach Art eines politischen Vereins breitgemacht. Die von ihnen debitirten Elendigkeiten hatten sämmtlich den Charakter principloser Zerfahrenheit und stimmten nur darin zusammen, eine Verquickung von Pietistenökonomie mit alter reactionärer Polizeistaatlichkeit zu sein. Das Fiasco hatte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Ich musste es in meiner 2. Auflage der „Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus" wenigstens constatiren, zumal ich in meinen Geschichtswerken auch immer den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft darstellte und das Publicum nun einmal gewohnt ist, auch nach unbedeutenderen, ja selbst bedeutungslos abgethanen Vorgängen zu fragen, wenn sie zeitlich naheliegen. So kam ich, so widerwärtig mir die Befassung mit solcher Kleinmisere auch war, in der erwähnten 2. Auflage, die Ausgangs 1874 erschienen war, nothgedrungen dazu, S. 552fg. über die Tartüfferie des sogenannten Kathedersocialismus und über die Beschaffenheit der Professorökonomie neues Licht zu verbreiten, durch welches sich die Lebensunfähigkeit und das Fiasco der fraglichen Herren erklärte. Ich nannte hiebei ein halbes Dutzend meistbetheiligter Professoren, und es hätte als ungehörig auffallen müssen, wenn dabei ein zwar untergeordneter, aber darum sich bei dem Stück nicht weniger aufspielender berliner Professor Namens Ad. Wagner unerwähnt geblieben wäre. Da er überdies unter Allen am meisten der Geschicklichkeit ermangelte, sich vor greifbarer Blosstellung zu hüten, so lagen bezüglich seiner Thatsachen vor, die, wenn ich einmal das die Andern Angehende zur Sprache brachte, ohne Inconsequenz und Ungerechtigkeit meinerseits nicht unterdrückt werden durften. Es hätte wie Abhängigkeit ausgesehen, wenn ich auch in diesem zwingenden Fall hätte pedantisch an der selbstgewählten

Regel festhalten wollen, lebende Personen der eignen Universität in meinen Büchern nicht zu berühren. Es war genug, dass ich in der Universitätsbehausung selbst von solchen Berührungen grundsätzlich Abstand nahm. Im weiten und freien Reich des Schriftstellerthums konnte die Eigenschaft als Docent keine besondern Schranken auferlegen, wenn nicht überhaupt die Erlaubniss zu dociren zugleich ein Verbot universitätsseitig unerwünschter schriftstellerischer Kritik werden sollte.

Bei der Gesinnung, welche die Facultät gegen mich hegte, glaubte Herr Wagner in meiner ihn berührenden Kritik eine Gelegenheit gefunden zu haben, daran durch sein eignes zweckentsprechendes Benehmen einen zu meiner Vertreibung führenden Scandal knüpfen zu können. Er kündigte in seinen Vorlesungen an, er werde das nächste Mal gegen mich sprechen, und liess alsdann vor seinen Zuhörern die qualificirtesten Injurien gegen mich los. Um die provocatorische Wirkung zu erhöhen, theilte er mir dies unter begleitenden Injurien schriftlich mit. Ja er brach auch noch ausserdem eine Gelegenheit vom Zaun, gegen mein Buch in der berliner Börsenzeitung vom 8. Dezember 1874 einen von den ärgsten, bis zu Schimpfwörtern gesteigerten Injurien strotzenden Artikel zu erlassen, welchen dieses edle Blatt gegen gute Bezahlung aufgenommen hatte. Ich erzwang meinerseits in der Nummer vom 15. December die kostenfreie Aufnahme einer Erwiderung, die angemessenerweise in kräftigem Ton gehalten, aber der ordinären Schreibweise des Herrn Wagner und juristischen Injurien, wie er sie sich gestattet hatte, fernblieb. Die Stärke meiner Sache erforderte meinerseits nichts weiter als eine scharfe Formulirung der thatsächlichen Wahrheit. In der Universität verzichtete ich auch jetzt noch, trotz der Provocation, meinem alten Grundsatz getreu, völlig darauf, auf die Vorlesungsbeschimpfungen zu antworten. Ich hatte die Gelegenheit, dies in meinen öffentlichen Vorträgen vor sechsmal mehr Zuhörern zu thun, als Herr Wagner für seine Beschimpfungen hatte versammeln können. Viele Studirende erwarteten gradezu etwas Derartiges von mir; aber ich wollte der philosophischen Facultät denn doch zeigen, dass ich von dem Anstand, der in der Behausung der Universität zu beobachten wäre, bessere Begriffe hätte, als wovon jetzt aus der Mitte ihrer Professoren eine Probe zum Vorschein gekommen war.

Trotzdem brachten Herr Wagner und die Facultät, unter

Anknüpfung an jenen Zeitungsartikel vom 15. December, ein Remotionsverfahren gegen mich in Gang, wobei sie zunächst und in der Hauptsache Richter in eigner Sache waren und dem Cultusminister nur die Genehmigung oder Verwerfung ihrer Entscheidung zustand. Ein ordentliches Disciplinarverfahren giebt es für einen Privatdocenten nicht. Die Facultät hat nach einer Bestimmung ihrer überlebten Statuten von 1838 die Befugniss, gegen Anstössigkeiten der Privatdocenten mit Verweisertheilung einzuschreiten oder, wenn jene für schwerer erachtet werden, und in Wiederholungsfällen, bei dem Ministerium den Antrag auf Entziehung der Docirberechtigung zu stellen. Dies, und nichts Näheres über Voraussetzungen und Verfahren, ist Alles, was vorgeschrieben ist. Dem Privatdocenten eine Vertheidigung, ja auch nur eine Aeusserung über die Anschuldigung zu gestatten, ist nicht nöthig. In meinem Falle glaubte man aber doch wenigstens eine Anerkennung des Zeitungsartikels als des meinigen haben zu müssen. Der damalige Decan der Facultät, ein Professor der Philosophie Namens Zeller, benachrichtigte mich demgemäss amtlich von dem Vorgehen der Facultät gegen mich, mit der Aufforderung, mich zu vertheidigen. In seinem Eifer bemaass er aber die Vertheidigungsfrist, nach deren Ablauf mir Alles abgeschnitten und alles gegen mich Vorgebrachte als wahr angenommen werden sollte, auf circa 48 Stunden. Erst nachdem die Notiz hievon und aus Versehen einer dritten Person sogar meine ganze einschlagende Vertheidigungsauslassung in die Zeitungen übergegangen, erhielt ich auf mein Andringen zur Ergänzung zwar nicht die verlangte, aber doch etwas mehr Frist.

3. Es begann nun in Folge der ebenangeführten Veröffentlichung eine Zeitungserörterung, bei welcher Herr Wagner mit seinen versuchten Rechtfertigungen in die übelste Lage gerieth. In ähnlicher Weise, wie 1868 gegen den Ministerialrath Hermann Wagener, hatte ich gegen die jetzige Handlungsweise seines Namensverwandten das Publicum auf meiner Seite. Auch einige Zeitungen machten direct gegen Herrn Wagner Front, freilich nicht aus Zuneigung zu mir, sondern weil er mit früheren ähnlichen Benehmungsarten gegen Andere noch in Andenken war. Auf diese Weise kam er bei dem Streit mit mir vor der Oeffentlichkeit in eine solche Lage, dass seine eigne Entfernung vom Amt als ein geziemendes Zubehör angesehen wurde, falls die meinige erfolgte. So hatte denn die Facultät an der Leistung ihres Professors keine

Freude. Er hatte ihr durch seine Manieren das Stück gegen mich verdorben. Es war Angesichts des entschiedenen Urtheils im Publicum nicht wohl möglich, mich zu entfernen, ohne zugleich auch Herrn Wagner den Abschied zu geben. Regierungsseitig wünschte man die Sache irgendwie auszugleichen, und die Facultät musste ihrem Begehr, mich zu verdrängen und ausschliesslich mich zu treffen, wohl oder übel entsagen. Die Art, wie sich die Sache erledigte, hatte aber eine Seite, die trotz aller Zeitungsveröffentlichungen über jene Vorgänge doch bisher unbekannt und das Geheimniss weniger Personen gewesen ist.

Durch eine Mittelsperson von allerlei Beziehungen, die sich mir auch bei der Wahrnehmung meiner Angelegenheit in der Presse damals behülflich erwiesen und überdies direct mit einem der Minister über die Sache gesprochen hatte, liess man mir die Frage stellen, ob ich mich in die Erledigung durch einen statutenmässigen Verweis seitens der Facultät fügen würde. Da ich den Fall nicht auf das Aeusserste treiben und mich durch Verweigerung des Eingehens auf einen Mittelweg nicht selbst removiren und nicht so meinen Feinden in die Hände arbeiten wollte, so stimmte ich zu, jedoch mit einer Bedingung. Der andere Theil müsste ebenfalls einen Verweis erhalten; denn ausschliesslich meine Zeitungserwiderung und nichts Anderes könnte, wenn sie isolirt beurtheilt würde, allenfalls zu einer blos formellen Rüge einen Anhaltspunkt bilden. In Beziehung auf die provocirende Zeitungserklärung des Herrn Wagner wäre meine Gegenäusserung aber vollkommen berechtigt gewesen. Ich wollte indessen von diesem Umstande absehen und um der Austragung der Sache willen es hinnehmen, wenn die Facultät ihre Verweisprocedur abspielte und der Minister seinerseits dem Herrn Wagner einen Verweis ertheilte. So wurde es abgemacht und so auch ungefähr ausgeführt, wenn auch keineswegs in dem Sinne, in welchem die Versprechung gemacht worden war. Die fragliche Mittelsperson handelte mehr aus Interesse gegen Herrn Wagner als etwa aus Neigung für mich, und bald entpuppte sich bei ihr sogar eine volle Feindseligkeit gegen mich. Sie gehörte, soviel mir bekannt, zu den getauften Juden und operirte auch meist mit Judenverbindungen. Eine dieser Bekanntschaften war ein racenjüdischer damaliger Minister, durch welchen der Verkehr mit dem judenprotegirenden Cultusminister, einem Herrn Falk, jener Person leicht wurde. Ich bemerke ausdrücklich, dass von mir eine Initiative zu solchen Ver-

handlungen nicht ausgegangen war. Als eine nun einmal unumgängliche Form, der nach dem Vorgefallenen genügt werden müsste, war mir hienach der Verweisausweg vom Ministerium her vorgeschlagen worden. Auch gab es in der That nach den gewöhnlichen amtlichen Grundsätzen keine andere Lösung, als eine Abthuung der Sache mit einer Missbilligung des Zeitungsscandals. War ich an diesem auch nicht schuldig, so konnte ich es doch nicht durchsetzen, dass der Wahrheit wirklich entsprochen würde. Ich musste es also mit in den Kauf nehmen, dass mir eine Zeitungsanstössigkeit mitverwiesen würde, die ich nicht verursacht, sondern gegen die ich mich nur vertheidigt hatte. Die Facultät kehrte aber die Sache um, indem sie nun mit einem Mal auch meine Buchäusserungen zum Gegenstande des Verweises machte, das Verhalten ihres eignen Professors völlig ignorirte und mich so beurtheilte, als wenn in dem Verfahren jenes Herrn Alles in schönster Ordnung gewesen wäre.

Der erwähnte Decan Herr Zeller verlas mir in einem vor ihm allein anberaumten Termin ein Schriftstück. Das war das Verweisverfahren. Hätte ich gewusst, was die Piece enthielt, so hätte ich trotz der erwähnten, nach Seiten des Ministeriums stattgehabten Abmachung mich der Verlesung auf die Gefahr der Remotion hin entziehen müssen. Es lag in diesem Verweis eine thatsächliche Hinwegsetzung über die vereinbarte Erledigungsmodalität. Abgesehen von dem beleidigenden Ton und den thatsächlichen Unwahrheiten, die ich in dem Verlesenen sofort fand, bedeutete der sogenannte Verweis in dieser Gestalt die Vorbereitung zu einer künftigen Remotion, ja eigentlich bereits drei Viertel einer Beseitigung, zu deren letztem Viertel sich jederzeit eine Gelegenheit finden liess, wenigstens bei einem Schriftsteller, der die einmal unternommene Kritik von Universitätszuständen aus spätern Auflagen seiner Werke nicht weglassen konnte. Ueberdies hatte sich in dem Verweis der ganze gegen mich gerichtete Professoringrimm verkörpert. Auch sah man es der Androhung künftiger Remotion, die im geringsten Wiederholungsfalle statthaben sollte, deutlich an, worauf sie berechnet war. Eine Ausfertigung dieses Verweises verweigerte man mir trotz meines darauf gerichteten Antrages. Man scheute die Oeffentlichkeit; denn damals waren die Thatsachen zu meinen Gunsten in frischester Erinnerung des Publicums, welches daher über die Sprache der Facultät hätte erstaunen müssen. In der That bedeutete der Ver-

weis in dieser Gestalt für den, welcher die Thatsachen vergleichen konnte, nichts Geringeres als eine Abschneidung der ganzen schriftstellerischen Freiheit wissenschaftlicher Kritik.

Die Anführung eines Hauptumstandes möge genügen. Ich hatte in meinem Buch an der angegebenen Stelle auch zur Sprache gebracht, wie die sogenannten Kathedersocialisten besonders ethisch sein wollten. Zur Kennzeichnung dieser Affichirung von Moral, in der sich auch Herr Wagner gefiel, hatte ich auch eine Thatsache angeführt, die ein liegengebliebenes compilatorisches Zettelbankbuch dieses Herrn betraf. Er hatte nämlich die alten, fast schon vergilbten Vorräthe dieses Buchs mit einigen neuen Blättern durchschiessen lassen und das Ganze dem Publicum als zweite verbesserte Ausgabe „aufethisirt“. Letztern, sicherlich fein genug gewählten Ausdruck hatte ich gebraucht, um die Täuschung zu kennzeichnen, in welche das Publicum gerathen musste, indem es von der Ankündigung einer zweiten verbesserten Ausgabe Kenntniss erhielt. Es konnte die Zweideutigkeit von Ausgabe und Auflage um so weniger durchschauen, als der Zusatz des Wortes „verbessert“ fälschlich dazu nöthigte, einen wirklichen Neudruck vorauszusetzen. Dieser Contrast der persönlichen Handlungsweise mit der affichirten Ethik war das Stärkste, was in meinem Buch gegen Herrn Wagner enthalten und durch den erwähnten Ausdruck „aufethisirt“ kenntlich gemacht war. Die fragliche Buchmanipulation lag für alle Welt vor und war nicht wegzuschaffen. Sie war ebenso wie meine ironische Hinweisung auf das Unziemliche und auf die greifbar komische Verwandtschaft mit dem sonstigen ethischen Kathedersocialisteln eine vorliegende Wahrheit, von der sich Jedermann durch Augenschein überzeugen konnte. In dem Verweis wurde nun aber der Umstand, dass ich lauter Wahrheiten mitgetheilt hatte, völlig ignorirt und im Gegentheil mir gegenüber das Wort wahrheitswidrig gebraucht. Herr Wagner selbst hatte in dem Zeitungsartikel Schimpfwörter wie Lüge, Albernheit, Infamie und mehr dgl. ausgespielt. Der Verfasser des Facultätsverweises musste seinen Bedürfnissen in einem etwas abgeänderten Stil genügen. Aber trotzdem wird dieser Verweis sich zu einem Denkmal für die berliner Professoren eignen. Mir blieb nichts übrig, als sofort zu Protocoll zu protestiren und Herrn Zeller gegenüber zu erklären, es enthalte das Schriftstück Unwahrheiten, was er sich aber weigerte, in das Protocoll aufzunehmen.

Herr Wagner hatte vom Minister eine „Rüge“ und „Warnung“ erhalten, — eine Thatsache, die aber von der Facultät vor mir und überhaupt geheimgehalten wurde, bis die Zeitungen durch ihre verschiedenen Versionen schliesslich zu einer Veröffentlichung der ministeriellen Actenstücke nöthigten. So kam die an Herrn Wagner erlassene „Rüge“ und „Warnung“ im Wortlaut zum Vorschein. Die Höflichkeit derselben war leider nicht mit dem Facultätsverweis vergleichbar, der hartnäckig der Oeffentlichkeit vorenthalten und für günstigere Zeiten aufbewahrt blieb. Der Leser wird selbst ermessen, dass dies in Beziehung auf mich keine Ausgleichung der Angelegenheit, sondern nur eine Verschärfung des Verhältnisses der Facultät zu mir bedeutete. Ich blieb Docent, aber nur deswegen, weil es die Facultät diesmal nicht vermocht hatte, mich zu vertreiben. Herr Wagner selbst war eine sehr gleichgültige Person in der Facultät. Die dort einflussreichen Professoren aber waren es, auf deren Rechnung ich das Verhalten der Facultät als eines Ganzen zurückzuführen hatte. Doch ist es besser, diese Verhältnisse erst in dem grössern Zusammenhang darzustellen, in welchem sie nach zwei Jahren bei meiner Vertreibung wirksam werden. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass alles Unrecht, welches die Professoren gegen den damals schon 12 Jahre Docirenden aufgehäuft hatten, nicht durch ein neues Unrecht ausgeglichen werden konnte. Ich wusste damals auch sehr wohl, dass ich in dem Kampf um die Behauptung meiner Stellung nur eine Frist erobert hätte und dass man sich zunächst nur hüten würde, nach den übeln Erfahrungen des damaligen Versuchs voreilig einen zweiten zu machen. Ebenso war es mir aber auch klar, dass man, sobald man günstigerer Umstände sicher zu sein sich schmeichelte, ein Entfernungsverfahren gegen mich wieder aufnehmen würde. Indessen rechnete ich darauf, bei grosser Behutsamkeit einige Jahre zu gewinnen, und wenn es nur zwei wurden, so ist es wahrlich nicht meine Schuld gewesen.

4. Kurz vor dem Abschluss des Remotionsversuchs im Frühjahr 1875 war ein neues Werk von mir, der „Cursus der Philosophie“ erschienen. Ebenso wie aus diesem Werk war auch aus der Ausgangs des Jahres erscheinenden 2. Auflage meines „Cursus der Oekonomie“ zu ersehen, dass ich nicht gewillt war, mir die schriftstellerische Kritik universitätsseitig einschränken zu lassen. Namentlich zeugte dafür auch die Studienanleitung, die ich dem Oekonomiecursus beifügte. In meiner Unabhängigkeit und meinem

Muth war nichts verringert; im Gegentheil war meine Zuversicht gestiegen. Die Unsicherheit, in der ich mich, wie ich mich auch benehmen mochte, der Universität gegenüber befand, wurde durch das Bewusstsein aufgewogen, in meiner Sache die Sympathien des Publicums für mich gehabt und einen ersten Angriff abgeschlagen zu haben. Auch die Anerkennung seitens der Studenten, die ich schon in dem Sommersemester, welches der Verweisaffaire unmittelbar folgte, aus der erheblich gestiegenen Zahl meiner Privatzuhörer besonders bezüglich der Nationalökonomie entnehmen konnte, bestätigte es mir, dass ich trotz Verweisceremoniell einen Sieg erfochten hatte. Die schleichenden Ränke vermochten nun nicht mehr soviel; denn sie waren durch die öffentliche Klarstellung meines Verhältnisses demaskirt. In der That habe ich die 5 Semester, die mir noch bleiben sollten, nach allen Seiten hin mit gesteigerter Anstrengung ausgenutzt, um immer fester Wurzel zu fassen und auf den neuen Kampf, dem voraussichtlich auch durch die grösstmögliche schriftstellerische Selbstbeschränkung nicht auszuweichen war, zulänglich gerüstet zu sein. Auch dauerte es kein Jahr, als bereits ein leicht zu bewerkstelligender Seitenstoss, wenn auch nicht unmittelbar auf der Universität, so doch von Universitätsprofessoren und Juden herkommend, mich belehrte, dass ich jedes Semester gewärtig sein müsste, irgend eine auf meine Remotion berechnete Affaire angesponnen zu sehen.

Seit Anfang 1873 hatte ich an dem Victorialyceum zu Berlin, einer privaten Vorlesungsanstalt für junge Damen, eine Stellung als Docent übernommen und mir dort ein zahlreiches Publicum verschafft. Eine meiner besuchtesten Hauptvorlesungen war diejenige über Grössen der modernen Literatur, von deren Stoff schon bei der ähnlichen, die ich auf der Universität hielt, die Rede gewesen ist. Auch die Philosophie behandelte ich, aber nicht nach den Schulrubriken, sondern in der freiesten Weise, indem ich die populären Theile meines eignen Systems und Gedankenkreises sowie ausgewählte wissensgeschichtliche Stoffe mit den Hauptsachen aus der allgemeinen, populär zugänglichen Wissenschaft verband. Auch in dieser Richtung war die Theilnahme, die ich fand, eine sehr rege. Aeusserlich standen sich in diesem Institut alle Docenten gleich und eigentliche oder gar privilegirte Aemter gab es an demselben nicht. Wohl aber befanden sich in dem Vorstand professorale und jüdische Elemente. Von Seiten der Universitätsprofessoren traten Personen ein, die sich als mir be-

sonders feindlich erwiesen, wie die Frau des Professor Helmholtz und ein politisirender Professor der Leichensecirung Herr Virchow. Ich hatte die ganze Thätigkeit nur auf wiederholtes Andringen der Unternehmerin und unter Zusicherung der völligsten Freiheit übernommen. Auch stand sich die Unternehmerin, eine Engländerin, bei meinen Vorträgen sehr gut. Formelle Bürgschaften, etwa einen für eine Reihe von Jahren lautenden schriftlichen Contract, hatte ich aber nicht. So wurde mir nach einer erfolgreichen und für das Lyceum auch pecuniär nützlichen Thätigkeit im vierten Jahre, nach Schluss der Wintervorlesungen von 1876, besonders auf den Druck der professoralen und jüdischen Elemente des Vorstandes hin, eine weitere Wirksamkeit abgeschnitten. Es war dies einfach eine indirecte universitäre Maassregel gegen mich. Einerseits wollte man meinen schon sehr ausgebreiteten Einfluss in der studirenden oder vielmehr sich bildenden Frauenwelt nicht noch mehr wachsen lassen und andererseits mich durch die nicht unbeträchtliche materielle Schädigung treffen. Meine Einnahmen waren hier durchschnittlich die Hälfte derjenigen an der Universität. Zu dem allgemeinen professoralen Verhalten gegen mich, wie es sich in diesem Falle kundgab, hatten sich noch specielle Einflüsse gesellt, wie die seitens des berliner physiologischen Physikprofessors Herrn Helmholtz, der schon von der ersten Auflage meines mechanischen Werks her wegen meines Eintretens für Robert Mayer und der zugehörigen Abweisung seiner falschen Ansprüche mein Feind war. Ueberhaupt wünschten die Universitätsprofessoren, an dem Lyceum lieber ihre eignen Anhängsel wirksam zu sehen, von denen für sie Reclame gemacht würde, als einen unabhängigen Mann, der in der Wissenschaft nur wahre Grössen würdigte und der benachbarten Kleinmisere gegenüber schon viel that, indem er die höfliche Rücksicht des Schweigens einhielt, entsprechend den Grundsätzen, denen er auch an der Universität folgte.

Ich konnte die Beseitigung vom Lyceum, die mich von einem mir für die wissenschaftliche Anregung sehr dankbaren Publicum trennte, und die man diesem Publicum gegenüber in ihrem wahren Charakter zu verschleiern suchte, nicht ohne eine öffentliche Klarstellung hinnehmen. Die Unfreiwilligkeit meines Rücktritts sollte verleugnet werden; ich aber wusste, dass mein altes Mittel, die Oeffentlichkeit, auch in diesem Fall gegen die Professoren angebracht wäre. In der That würde ich auch an der Universität wahrscheinlich kein Semester mehr unangefochten geblieben sein,

wenn ich jene indirecte Maassregelung ohne Beleuchtung gelassen hätte. Ich musste den Professoren zeigen, dass ich bei einem Vorgehen ihrerseits, mochte es sich auch nicht direct an der Universität abspielen, zur Vertheidigung zur Hand wäre. Auch ohnedies hätte es aber meine Ehre erfordert, dem betheiligten Publicum Rechenschaft abzulegen, warum meine fraglichen Vorträge für den nächsten Winter aufhörten. Diese Rechenschaft verband ich mit einer kleinen Schrift „Der Weg zur höhern Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten". Bald nach deren Erscheinen im Herbst 1876 erliess der Vorstand des Lyceums in der Vossischen Zeitung vom 12. November 1876 eine Erklärung gegen meine Schrift. Ein Blick auf die unterschriebenen Vorstandsnamen zeigte den Einfluss der Universitätsprofessoren. Herr Virchow und Frau Helmholtz fehlten natürlich nicht; der Erstere als Mitglied der sogenannten Fortschrittspartei verfügte überdies über die Vossische Zeitung derartig, dass mir eine Erwiderung nicht aufgenommen wurde. Ich musste mich auf kurze bezahlte Inserate beschränken, um die thatsächlichen Unwahrheiten zu widerlegen und die Wahrheiten meiner Schrift aufrechtzuerhalten. Die Professoren hatten bei den Zeitungen, in denen sie ihren Angriff auf mich machten, die Sicherheit, dass mir zur Vertheidigung die Thüre geschlossen werden würde. Im Hinblick auf Universitätseventualitäten waren ihrerseits die Vorbereitungen bereits getroffen. Hätte ich mich etwa zur Einsendung von solchen Erwiderungen hinreissen lassen, die zu einem Vorgehen gegen mich Anhaltspunkte lieferten, so wäre das universitäre Remotionsverfahren schon jetzt und nicht erst nach einem halben Jahre in Gang gekommen. Die Schriften, auf die es sich nachher gründete, lagen bereits vor. Es waren eben jene Frauenschrift und vorzüglich die gleichzeitig mit ihr in 2. Auflage erschienene Preisschrift über die Principien der Mechanik. In dieser letztern war die Berührung des Herrn Helmholtz, die schon in der 1. Auflage bei der Darstellung Robert Mayers unumgänglich gewesen war, wiederholt und für das allgemeinere Publicum noch etwas sichtbarer gemacht. Dies entsprach ganz der Lage und verblieb, wie im nächsten Capitel näher angegeben wird, streng in dem Rahmen wissenschaftlicher Kritik und gewählter Ausdrucksweise. Es begreift sich daher, dass die Universität nach dem Erscheinen meiner Bücher noch 8 Monate brauchte, ehe sie den Muth bekam, das durch Zögern Versäumte in auffallend verspäteter Weise nach-

zuholen und ein Remotionsverfahren gegen mich einzuleiten. Diese Haupt- und Zunftaction kann jedoch (auch in der Art, wie sie sich den erforderlichen Muth holte,) erst im folgenden Capitel gehörig beleuchtet werden. Hier war nur auf den Zusammenhang aller directen und indirecten Maassregeln hinzuweisen, die gegen mich von den Universitätsprofessoren ausgingen.

Meine Lehrthätigkeit wurde (in allen Richtungen, sei es auf oder ausser der Universität,) von den gelehrten Zünftlern mit wachsendem Neid und Missmuth betrachtet. Grade in den letzten Jahren hatten mein Schriftstellerruf und mein Lehreinfluss (an Umfang und Eindringlichkeit) wieder bedeutend gewonnen, (wie zum Theil schon erwähnt worden ist und sich bezüglich der Schriften leicht begreift, wenn man sich erinnert, dass ausser den neuen Auflagen früherer Werke auch eine neue umfassende Systemarbeit, der „Cursus der Philosophie" erschienen war.) Einige Worte über dieses Buch, (welches, wie schon angeführt, grade zur Zeit des Abschlusses meiner ersten Remotionsangelegenheit erschienen war und nunmehr schon entschieden gewirkt hatte,) werden am Ende der in diesem Capitel behandelten Phase am Platze sein. Diese Phase ist die des offnen universitären Kampfes, der Verfolgungen und der Beunruhigungen gewesen. Einen Contrast zu ihr bildet die innere Ruhe und Geschlossenheit meiner Systemformulirungen, (mochten sie nun die Lehre von den materiellen oder diejenige von den höchsten geistigen Angelegenheiten betreffen.) Der „Cursus der National- und Socialökonomie", (der schon in 2. Auflage vorlag,) hatte mir viele Anhänger verschafft, aber (sammt den wissensgeschichtlichen Arbeiten) auch viele Feinde zugezogen. Der „Cursus der Philosophie" fasste nun die äussersten Enden meines Gedankenkreises zusammen und trat mit einer markirten Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten meines Wirklichkeitssystems hervor. Es war meine Wirklichkeitsphilosophie, die (in diesem Buch) sich gegenüber allen andern Vorstellungsarten von Welt und Leben mit dem stärksten Bewusstsein und der entschiedensten Gesinnung bethätigte.

Es war darin nicht nur der gesammte Stoff aller Verzweigungen der Philosophie eindringlich verarbeitet, sondern der grössere Raum auch grade dem gewidmet, wodurch (in meinem System) der bisherige enge Rahmen der Philosophie (dem modernen Geiste gemäss) erweitert wurde. So war dieser Cursus in der That ein Gang durch die Welt, der bei der allgemeinen logischen Schematik alles Seins begann, um (nach Durchmessung des Naturgebiets und

des Bereichs der Menschlichkeit und Gerechtigkeit mit den Schematen besserer Socialität und edlerer Geistespflege zu endigen. Die alten Ueberlieferungen der Philosophie schrumpften darin auf das Maass ihrer wahren Bedeutung zusammen, wenn man sie mit dem neuen Geiste der Wirklichkeitslehren verglich, der sich über sie und über alle Völkerphantasien hinaus Bahn brach. Mein lebenathmendes System stellte sich der Blasirtheit der Verlehrten und ihrer ganzen sogenannten Wissenschaft entgegen. Es nahm seinen Standpunkt vollbewusst über der bisherigen Philosophie, Religion und Gelehrsamkeit. Auch wurden seine Wahrheiten eine Fahne, die Vielen dazu half, aus der verlehrten Stumpfheit und Blasirtheit wieder den Weg zu klarem Wissen zu finden und ein frisches und ernstes Wollen in sich anzuregen. Die in meinem Buch niedergelegte Geistesarbeit war kein blosses Werk der Philosophie, die sich weltgeschichtlich als unzulänglich erwiesen hat. Es war etwas Mächtigeres darin niedergelegt, was auf Mehr ausschaute, als je religiöser Enthusiasmus oder philosophische Bildung vermocht haben. Mein Werk war ein Programm des Lebens und zwar des Lebens im weitesten Sinne des Worts. Es warf zugleich sein Licht auf alle meine übrigen Arbeiten und Bestrebungen, indem es den nothwendigen Zusammenhang zwischen den materiellsten und hochgeistigsten Angelegenheiten sichtbar werden liess.

Sollte ich in den freilich nur einseitig charakterisirenden Schlagwörtern des Tages reden, so müsste ich sagen, dass hier der sogenannte Materialist und der Socialist vereinigt erschienen. Vorhanden waren beide bereits in allen meinen Schriften, von der ersten bis zur letzten; aber sie hatten sich noch nirgend in gleich systematischer Einordnung und gleich einheitlich beisammengefunden. Der Nationalökonom und Socialitätslehrer auf der einen und der Philosoph auf der andern Seite hatten immer noch wie etwas Trennbares aussehen können. Nun war aber auch für Jedermann gezeigt, dass der eine nothwendig zum andern gehörte, und dass von jetzt an keine menschenbewegende Geistesmacht mehr möglich wäre, die für den Wirklichkeitsbau das materielle Piedestal vergässe. Da ich jedoch die Principien meines gesammten Gedankenkreises und das zugehörige Programm nicht einschaltungsweise, sondern später in eignen Capiteln behandele, so können diese wenigen Hinweisungen genügen. Zunächst ist es noch der Lärm des äussern Kampfes, der die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen

und zugleich zeigen wird, dass es sich in den Fragen meines persönlichen Rechts meinerseits in erster Linie stets um eine grosse allgemeine Sache von tiefer Nachhaltigkeit gehandelt hat.

Achtes Capitel.

Meine Remotion und die antiuniversitäre Bewegung 1877.

1. In aller Stille gedachten die Professoren mich beseitigen zu können. Sie glaubten nämlich die Zeit gekommen, in welcher, bei meiner völligen Isolirtheit von allen Parteien, keine Zeitung für die Sache oder gar für meine Vertheidigung zugänglich sein würde. Sie selbst hatten ihre Vorbereitungen getroffen und waren aller berliner Hauptorgane, die sich fast sämmtlich in jüdischen oder judengenössischen Händen befanden, gegen mich sicher. Ausserdem war ihrem nicht allzu starken Muth gegen mich noch dadurch aufgeholfen worden, dass seit Januar 1877 die in Leipzig erscheinende Hauptzeitung der jüdischen Socialdemokratie gegen mich und meine Bücher eine Reihe beschimpfender Artikel brachte. Letztere bedeuteten eine Agitation gegen mich, dessen socialitäre Gedanken den ordinär jüdischen Hauptfaiseurs ebenso wie die anständige Person im Wege waren. Namentlich besorgte unter den jüdischen Machern der Hauptmacher Herr Marx, dass sich mir noch viele von den freidenkenden Elementen zuwenden könnten, die jetzt der jüdisch und absolut regierten Socialdemokratie angehörten. Ja der Instinct liess die am Ruder befindlichen Hauptmarxisten und deren sonstige jüdische Socialdemimonde, über die sie auch ausserhalb der Socialdemokratie in den benachbarten Parteien verfügten, so etwas wie einen gegen ihre Race gerichteten Reinigungssturm wittern, wenn meine menschheitlichen, zu wirklicher Begeisterung befähigenden und demgemäss über das Judengeschäft hinwegschreitenden Gedanken auch in der Welt der Arbeiteragitation weiteren Eingang fänden. Sie unternahmen es also, vorzubauen und zwar in der ihnen jüdisch angestammten

Art durch „schnoddriges“ Schimpfen, Herabwürdigen und Verleumden. Indem nun die Professoren diese, wie sich später zeigen wird, ihnen wahlverwandte studirte Beschimpfung gegen mich in ihren Wirkungen veranschlagten, meinten sie nicht blos ruhig sein zu können, dass auch in socialdemokratischen Blättern nichts mir Günstiges platzfände, sondern sie vertrauten auch noch darauf, dass auch in Studentenkreisen mir jene Herabwürdigungen schädlich werden müssten. Im Grunde hatten sie auch mit ihrer Rechnung nicht Unrecht. Ich war in der That isolirt und ohne Hülfe. Aber ich hatte mich noch selbst, und diese Thatsache sowie manchen Nebenumstand hatten die Herren doch nicht hinreichend gewürdigt. Auch werden die pfiffigsten Anschläge oft sonderbar gekreuzt.

Einige unheimliche Unsicherheit muss aber auch Angesichts der guten Chancen obgewaltet haben. Die Professoren liessen es nämlich auch in einer andern Richtung an der vorsorglichsten Vorbereitung ihrer Haupt- und Zunftaction nicht fehlen. Sie waren in der sehr verzwickten Lage, grade gegen mein preisgekröntes und mit dem höchsten Lob der göttinger Facultät gestempeltes Werk, welches inzwischen auch sonst in der Welt seine Anerkennung gefunden hatte, vorgehen zu müssen, denn sonst stand ihnen nichts zur Verfügung, was zu einer Person der berliner Universität Beziehung gehabt hätte. Um nun dieses Werk bei Gelegenheit seiner 2. Auflage vor dem Publicum, wenn irgend möglich, noch nachträglich wieder herabzuwürdigen, musste sich die göttinger Universität selbst in Bewegung setzen und amtlich die Erklärung veröffentlichen, dass sich ihr Urtheil nicht auf die Zusätze der 2. Auflage bezöge. Ich habe die Komik, der die göttinger Professoren bei diesem Selbstmordversuch ihres eignen Urtheils anheimgefallen sind, anderwärts, nämlich im 4. Capitel meiner „Neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie (Leipzig 1878)“ und im 7. Capitel meiner Schrift „Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts (Chemnitz 1880)“ unter wörtlichen Angaben der Erklärung und meiner Gegenerklärung gekennzeichnet. Ueber den sachlichen Werth meiner Arbeit konnte ich getrost sein. Das Urtheil hatte ja nicht der Person gegolten. In der That hatte die göttinger Facultät, um hier die Wendung eines gegen mich schreibenden Literaten zu brauchen, der sogenannte Geistreichigkeiten nicht bei sich zu behalten verstand, — in der That hatte die göttinger Facultät mit mir ein ähnliches Geschick gehabt, wie

die Akademie von Dijon mit Rousseau, und eine Klaue prämiirt, ohne den Löwen zu kennen. Ein Unterschied lag aber, (wie ich hinzusetzen muss,) darin, dass Rousseau sich allgemein an den Wissenschaften vergriff, ich aber die Handwerksgelehrten traf, (wohin auch der in ihm mächtige Trieb eigentlich zielte.)

Die berliner Handwerksgelehrten liessen nun nach solchen Vorbereitungen die Blüthe der lange gehegten Remotionspflanze mitten im Mai aufbrechen, (ohne eine Ahnung davon, wie sich die Frucht ausnehmen würde, die sie in den nächsten Monaten und weiter davon haben sollten.) In Schweigen und Stille sollte ihnen die Frucht in den Schooss fallen; aber ein (in solchen Angelegenheiten) unerhörter Sturm kam dazu und fuhr ihnen durch die alten baufälligen Hallen, so dass ihnen auf ihren mittelalterlichen Sitzen bange wurde. Doch es ist zuviel Poesie, von dem vertrockneten Dasein der Universitäten solche Redewendungen zu gebrauchen. Der gemeine Hergang erfordert auch eine entsprechende Darstellung. Ich erhielt also im Mai die Benachrichtigung, dass verschiedene Stellen meiner Mechanik und der kleinen Schrift über die höhere Berufsbildung der Frauen von der Facultät als mit meiner Privatdocentenfunction unvereinbar erachtet würden. Eine Rückäusserung darauf (mit präclusivischer Frist und Contumacialandrohung) wurde mir wirklich verstattet, und hierin hat in der That die einzige Vertheidigung bestanden, die mir zugänglich gewesen ist. An einer präcisen Anschuldigung fehlte es gänzlich. Kein specieller Gesichtspunkt war angegeben, aus welchem die einzelnen Buchstellen (oder auch nur der im Allgemeinen angedeutete Buchinhalt) eine oder gar mehrere Anstössigkeiten bilden sollten. Schliesslich war es auch ganz gleichgültig; denn die Facultät richtete in eigner Sache. Der Minister konnte nicht eigentlich als eine zweite Instanz gelten, da an ihn nur der Facultätsantrag mit dem zugehörigen Facultätsbericht gelangte, ich aber bei dem Ministerium keine Vertheidigung hatte. An diese Form- und Normlosigkeit des Verfahrens mit Privatdocenten, (welches völlige Schutzlosigkeit bedeutete,) musste ich hier erinnern. Grade weil der Privatdocent kein Beamter ist, (sondern gleichsam nur ein Stück Berufs- und Gewerbefreiheit im Dociren auf Concession hin ausübt,) so sollte die Concessionsentziehung umsomehr nur nach einem geregelten Verfahren und unter Bestimmungen stattfinden, die der völligsten Willkür einige Schranken auferlegen. Hievon ist aber nicht eine Spur vorhanden; (denn wenn es der Facul-

tät beliebt, etwas „anstössig" zu finden, so ist ihre Anstossnahme genügend, einen Privatdocenten aus seiner Stellung zu vertreiben.)

Woran nahm sie nun Anstoss? Ich habe schliesslich aus allem Andern eher als aus der formlosen und unbestimmten Anschuldigung selbst entnehmen können, was es sein oder was wenigstens vor dem Publicum dafür gelten sollte. In Wahrheit war die maassgebende Anstössigkeit schon seit vielen Jahren grade mein Dasein an der Universität, nichts mehr und nichts weniger. Die specielle Anstössigkeit aber, die das Mittel meiner Entfernung bilden sollte, war, man höre es, wirklich meine wissenschaftliche Kritik und zwar speciell persönlich eine fein ironische Streifung des physiologischen Physikprofessors Herrn Helmholtz, und im Allgemeinen eine Auslassung über das Treiben der universitären Handwerksgelehrten. Mit beiden Anschuldigungen hätte man schon viele Jahre früher auftreten sollen; denn bereits in der 1. Auflage meines mechanischen Werks stand das, was jetzt die Hauptanstössigkeit ausmachen sollte. Es war dies eine Hinweisung darauf, dass sich der Name Robert Mayers in einer Schrift des Herrn Helmholtz vom Jahre 1847 nicht vorfand. Was aber die allgemeinen Kennzeichnungen der sogenannten Wissenschaft und des Treibens der Handwerksgelehrten anbetrifft, so hatte ich es daran schon seit meiner 1. Auflage der „Geschichte der Philosophie" (1869) nie fehlen lassen, wo die Gelegenheit es mitsichbrachte. Auch hätte man frischweg gleich aus dem „Cursus der Philosophie" von 1875 schärfere Kennzeichnungen der universitären Missstände entnehmen können, als man sie jetzt aus der Frauenschrift vorbrachte. Es war also nicht die Sache selbst, sondern die Lage der Chancen, was im Mai 1877 das Ausgreifen gegen die Freiheit der Wissenschaft eingab. Auch wurde geflissentlich das Verhältniss der beiden Anschuldigungen umgekehrt. Vor der Oeffentlichkeit wurden meine Kennzeichnungen der Universitäten, obwohl sie meinerseits nichts Neues waren, in den Vordergrund geschoben, indem man dieselben zu einer Verletzung des collegialischen Anstandes stempelte. Für die universitären und ministeriellen Kreise selbst aber und überhaupt für alle Elemente, bei denen sich an den gesellschaftlichen Ehrenbegriff im Sinne des Duellcomments mit einigem Schein appelliren liess, wurde meine ironische Berührung des Herrn Helmholtz zur Hauptsache gemacht. Es hatten daher auch die Zeitungen Recht, wo sie

ihre Nachrichten unter die stehende Rubrik einer Dühring-Helmholtz-Affaire brachten.

2. Allerdings war, wie bei der ersten Verfolgung auf Remotion, der Name eines Facultätsprofessors eben auch nur eine Gelegenheit, aber diesmal eine solche, bei welcher sich die Facultät gut zu stehen glaubte. Der professorale und sozusagen collegialische Grössenwahn hatte jedoch in seiner Verblendung übersehen, dass es mir doch einmal möglich werden könnte, auch vor dem weiteren Publicum physikastrische Zunftgötzen zu zerspalten, zumal wo sie nicht von Stein, sondern nur von Holz und noch dazu von ausgehöhltem waren. Alle zünftlerische und sonstige Reclame sowie alle Verdienste von der Art, wie sie mit dem Verdienstorden nicht drinnen im Menschen, sondern draussen am Rock zu finden sind, waren allerdings auf der Gegenseite gehäuft und die Figur, die man gegen mich ausspielte, auch als eine Art Salonphysiker beflissen, in höhern Cirkeln ein wissenschaftliches Decorationsstück abzugeben. Indessen auch gegen diese doppelte Ausstaffirung musste schliesslich die handgreifliche Wahrheit durchdringen, und ein bedeutendes Stück Arbeit geschah in dieser Richtung vor dem grössern Publicum bereits im Laufe der gegen mich durchgeführten Professwiderlegung. Mein mechanisches Werk hatte für das wissenschaftliche Publicum die Sache Robert Mayers schon seit der 1. Auflage klargestellt und dahin gewirkt, die Ehrenberaubung und geflissentliche Verschweigung, welche gegen diesen grossen Entdecker seitens der Gewerbsgelehrten und ihrer Anhängsel verübt worden war, zu durchbrechen und die Professoren mit ihren schwächlichen Entlehnungen und Zudeckungskünsten bloszustellen. Ich hatte hiezu nur nöthig gehabt, die Thatsachen sprechen zu lassen, zu denen sich bei einer gelegentlichen Berührung der falschen Nebenpersonen die Ironie unwillkürlich von selbst ergab. Mit dem öffentlichen Zeitungskampf, der sich an meine Remotion knüpfte, wurde Robert Mayer nun aber auch noch in den weitesten Kreisen populär, während über Herrn Helmholtz Thatsachen und Umstände an die Oeffentlichkeit kamen, welche die für ihn errichtete Reclamehalle in einen Zustand der Baufälligkeit versetzten, aus dem keine Unterschiebung noch so gekünstelter Stützen heraushelfen konnte.

Ich habe die Seite, vermöge deren meine Remotion wesentlich mit meinem Eintreten für den Entdecker des Kraftwerths der Wärme und des hiezu nothwendigen Satzes von der allgemeinen

Kraftunzerstörlichkeit zusammenhing, in der schon oben angeführten besondern Schrift über Robert Mayer ausführlich beleuchtet. Hier kann ich mich daher darauf beschränken, daran zu erinnern, dass Herr Helmholtz eine Ableitung des Wärmeäquivalents, als dessen Entdecker er von Gnaden der jüdischen und professoralen Reclame figurirte, in seiner Schrift über die Erhaltung der Kraft von 1847, auf die sich seine Ansprüche gründen sollen, überhaupt nicht vorgebracht hat. Er hat die jouleschen Zahlen des Aequivalents gleichsam registrirend angeführt, — das ist Alles. Er hat keine Berechnungsmethode gegeben, weder als die seinige noch als eine fremde. Womit er sich dagegen, wenn auch nur durch Vorbringung von etwas-in Vergleichung mit den mayerschen Vorstellungen-Misslungenem, wirklich befasst hat, ist die allgemeine Unzerstörlichkeit der Naturkräfte gewesen. Dieser Punkt ist in Vergleichung mit der Aequivalententdeckung, die sich in einer bestimmten Zahl ausdrückt, eine Nebensache, die sich überdies mit dem Aequivalent von selbst versteht und grade von Mayer in Verbindung mit dem Aequivalent schon 1842 erledigt worden ist. Herr Helmholtz fand aber hier Gelegenheit zum Philosopheln, welches bei ihm den Mangel der physikalischen Befähigung verdecken soll, ihn aber nur umsomehr blosstellt. Ein solches Philosopheln, überdies versetzt mit einigen mathematischen und physikalischen Fehlern, war Alles gewesen, womit Herr Helmholtz sich 1847 bezüglich der Krafterhaltung an der Discussion betheiligt hatte. Der Gegenstand dieses Philosophelns sah dem mayerschen Nebengedanken von der Kraftunzerstörlichkeit ähnlich, und zwar ähnlich wie ein Zerrbild, welches von einem schlechten Spiegel geworfen wird.

Der Leser wird sich wundern, dass ich hier zu specialwissenschaftlichen Unterscheidungen abgelenkt habe. Aber eben an dieser Nothwendigkeit, Dinge zu berühren, die in eine wissenschaftliche Detailerörterung gehören, lässt sich ersehen, wohin die berliner Universität mit der Disciplinirung meiner Kritik gerathen war. Sie hatte in das Innerste rein wissenschaftlicher Angelegenheiten eingegriffen; denn die Frage, was Jemand in einer Schrift vorgebracht oder nicht vorgebracht habe, dürfte doch wohl selbstverständlich zum Gegenstande der Kritik gehören. Thatsächlich hatte ich mich nicht einmal mit der Behauptung oder Erörterung eines Plagiats befasst, welches Herr Helmholtz an Robert Mayer begangen hätte; aber gesetzt auch, ich wäre anders verfahren,

als in dem mechanischen Werk geschehen ist, und hätte die Plagiatfrage als solche ohne Zurückhaltung zur Sprache gebracht, so bliebe es doch noch immer eine Ungeheuerlichkeit, hiegegen Unterrichtspolizei und universitäre Professmethode anzuwenden. Bekanntlich werden wissenschaftliche Ansprüche alle Tage in dieser oder jener Richtung erhoben und bestritten, und grade in den wichtigsten Angelegenheiten sind meist auch Plagiatfragen an der Tagesordnung. Solche Fragen werden vor der Oeffentlichkeit verhandelt, wie ein Rechtsstreit, in welchem das wissenschaftliche Publicum sich sein Urtheil zu bilden hat und der Richter ist, wenn überhaupt hier von einem Richter die Rede sein kann. Vor die Zunft- und Staatsbehörden gehören aber solche Fragen nicht. Die Freiheit der Wissenschaft hört auf, wenn die Entscheidung über wissenschaftliche Leistungen und wissenschaftliche Entlehnungen nicht mehr eine ausschliessliche Sache des wissenschaftlichen Streites selbst bleibt. Doch was soll ich hier über dieses Aeusserste reden, da schon etwas weit Geringeres in meinem Fall die Ursache universitätspolizeilichen Eingriffs geworden ist!

Die stärkste angeschuldigte Stelle gegen Herrn Helmholtz in einer Anmerkung S. 444 der 2. Aufl. der Principien der Mechanik lautete: „Auf eine solche Betheiligung“ (nämlich an „vagen Discussionen“, wie es im Texte zu dieser Anmerkung heisst) „lief beispielsweise Herrn Helmholtz' Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft“ (Berlin 1847) hinaus, in welcher die Aequivalentzahlen Joules berührt wurden und sich trotz der Erörterung mehrerer wenig erheblicher Arbeiten doch R. Mayer nicht erwähnt fand.“ Ausser dieser Stelle war die kritisch schärfste und ebenfalls besonders angeschuldigte eine solche, welche mit Robert Mayer nichts zu schaffen hatte, sich vielmehr auf das Hineingerathen des Herrn Helmholtz in die Ansteckungssphäre der vier- und mehrdimensionalen Räume bezog und in einer Anmerkung S. 460 a. a. O. lautete: „Es überrascht nicht, dass der unklar ein wenig philosophelnde, physiologische Physikprofessor Herr Helmholtz sich auch in diesem Falle die Gelegenheit nicht entgehen liess, an der Discussion theilzunehmen und in einem Aufsatz „Ueber die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen“ (Nachrichten von der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, Juni 1868) den pikanten Widersinn beifällig zu commentiren.“ Jeder Leser, der eine Kenntniss von der Behandlung wissenschaftlicher Streitfragen zwischen feindlichen Parteien hat, urtheile nun selbst, ob sich das,

was zu sagen war, eleganter oder, (um deutsch zu reden,) gewählter ausdrücken liess. Er urtheile auch darüber, ob der Sinn, der in diesen, (gewiss nicht gegen die Anstandstoilette verstossenden) Wörtern und Wortfügungen eingekleidet war, etwas vorstellte, was nicht eine wissenschaftliche Partei gegen die andere sagen könnte, (ohne das Gebiet wissenschaftlicher Thatsachen und literarisch in Frage kommender Eigenschaften der Person zu verlassen.) Ich glaube, dass der Leser mit mir annehmen wird, es wäre wünschenswerth, wenn alle Streitfragen in ähnlich subtilen und bemessenen Wendungen behandelt würden. (Herrn Helmholtz und der berliner Universität hat es aber gefallen, den feinen Sarcasmen mit unfeinen Profosskräften begegnen zu wollen und sich so ein Denkmal zu errichten, welches dauernder sein wird, als der übertägig schwindende Reclameruf der Zunftprofessoren.)

Dies also war (der Nerv, wenn auch freilich) der sehr schwache Nerv der Beschuldigungen gegen mich. Dazu gesellte sich an zweiter Stelle die Hinweisung auf das, was ich in der angeführten Frauenschrift S. 37—39 und S. 47 allgemein über Zustände auf Universitäten gesagt hatte, ohne auch nur eine einzige Person zu nennen. Meine Kritik der Universitäten war so gehalten, dass sie diese Institute überhaupt (und nicht blos die deutschen) betraf. Auch wo sie anschaulich schilderte, zeichnete sie nicht specielle Charaktere, sondern allgemeine Charaktertypen. Sie griff bis auf die Entstehung der Universitäten zurück und lieferte (in wenigen Strichen) eine zeitgemässe Erfüllung von dem, was Adam Smith, (in der von ihm seinem Werk über den Völkerreichthum einverleibten Darstellung der wissenschaftswidrigen Beschaffenheit aller und nicht blos der englischen Universitäten,) begonnen hatte. Auch war meine Kritik diesmal ebenso von dem Gegenstande, (den ich behandelte,) gefordert, wie ein paar Jahre zuvor, (als ich mich in der „Geschichte der Nationalökonomie“ genöthigt sah, einige Wahrheiten über die Universitätsökonomie auszusprechen, um das Treiben der sogenannten Kathedersocialisten dem Publicum verständlich zu machen.) Dieses Mal hatte ich die (sich bildende) Frauenwelt darüber zu orientiren, dass ihr Verlangen nach Zugänglichmachung der Universitäten auf etwas gerichtet wäre, was in der Hauptsache nichts helfen könnte. Auch hatte ich vor einer Nachahmung der Lehrweise der Universitäten zu warnen, und um die Verkehrtheit dieser Lehrweise (und des ganzen zugehörigen Wissenschaftsbetriebs) zu zeigen, musste ich einige Streiflichter auf

das Ganze der Universitätszustände fallen lassen. Gelegentliche Kennzeichnungen für andere höhere Zwecke sind überhaupt Alles gewesen, wozu ich mich in meinem Schriftenkreis bezüglich der Universitäten herbeigelassen habe. Einer besondern Behandlung um ihrer selbst willen sind mir diese überlebten Einrichtungen nie werth erschienen. Ich habe mich mit ihnen nur befasst, soweit das Interesse der modernen Gesellschaft im Spiele war. Aus diesem Grunde habe ich Kritik nur geübt, wo dieselbe für etwas Besseres, als die Universitäten selbst sind, einzutreten hatte. Ich bin daher in dem Entwurf meiner Ideen wie ein Reformator verfahren, der in der Gesellschaft etwas zu gestalten hat und dabei alten Schutt als etwas signalisirt, was auf dem Wege der neuen Bahn nicht verbleiben darf. Diese Betrachtungen haben überdies eine solche Allgemeinheit und Tragweite erhalten, dass man erstaunen muss, wie die berliner Universität dazu gekommen ist, einige Seiten einer zusammenhängenden Schrift, ja eines ganzen Gedankensystems und Programms aus dieser Verbindung herauszureissen. Die Universität hat freilich damit zur Erläuterung ihrer eignen Ehre das bezeichnen wollen, wovon sie sich am meisten getroffen fühlte. Wenn sie sich damit aber auch Gerechtigkeit widerfahren liess, so hat sie doch mir ein Unrecht zugefügt. Sie sowie später auch der nach ihrem Willen handelnde, besonders von der jüdisch liberalen Presse gepriesene damalige Cultusminister, ein Herr Falk, hat jenen wenigen Seiten durch die Anschuldigung eine Zeitungspublicität von den weitesten Dimensionen verschafft.

3. Als ich von dem Verfahren gegen mich Nachricht erhielt, sah ich sofort, dass sich diesmal meine von der Facultät beabsichtigte Vertreibung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht würde abwenden lassen. Die vorgekehrten Gründe für diese Vertreibung waren allerdings unvergleichlich schwächer als 1875; sie waren äusserst gesucht und erst nach achtmonatlichem Zögern als Anknüpfungspunkte adoptirt worden. Dagegen hatte ich infolge der professoralen Veranstaltungen auf keine einzige grosse Zeitung Berlins zu rechnen und war auch übrigens in Deutschland nicht mit literarischen Verbindungen ausgestattet, vermöge deren ich meine Vertheidigung hätte öffentlich führen können. Ich musste mich damit begnügen, dass in ein paar Blätter die ersten erforderlichen Nachrichten gelangten. Aber dieses wenige Feuer und Licht, welches mir im ersten Augenblick zu machen möglich war, wirkte rasch und entschieden. Die Nachrichten wurden in der

öffentlichen Meinung sofort zu Zündern und, ehe noch die Professoren, deren Verstopfungsvorkehrungen zunächst nur Berlin ins Auge gefasst hatten, sich weiter zu regen vermochten, leuchteten die Feuer in Deutschland schon an vielen Stellen. Die öffentliche Meinung, d. h. der Eindruck, den die Thatsache auf das unbefangene Publicum machte, deutete auf ein unruhiges Wetter bezüglich der Universitätsmissstände, und in der That folgte auf das erste Wetterleuchten auch bald eines der stärksten Gewitter. Obwohl der Gegeneinfluss der Professoren mit seinen Verzweigungen in Deutschland und Oestreich, ja noch weiter, bald hundertarmig eingreifen konnte und ich dagegen an äussern Mitteln in der Presse nichts aufzubieten hatte, so reichte doch die kurze Zwischenfrist hin, um ganz von selbst auf die blossen Nachrichten eine gewaltige Erregung und Bewegung entstehen zu lassen. Als man davon hörte, dass eine kritische Bemerkung gegen Herrn Helmholtz in einem mathematisch mechanischen Werk den Hauptanknüpfungspunkt meiner Disciplinirung bildete, fragte man in den Zeitungen die berliner Universität, was sie wohl zu einem entsprechenden Urtheil Schopenhauers, der auch ihr Privatdocent gewesen, zu sagen und an disciplinarischen Mitteln zur Verfügung hätte. Schopenhauer hatte nämlich Herrn Helmholtz als Jemand bezeichnet, der sich zu wirklicher Grösse und zu einem echten Genie wie ein Maulwurfshaufen zum Montblanc verhielte. In der That war es unangenehm, die von der Universität gewünschte und erhoffte Zeitungsstille auf diese Weise mit Windstössen vertauscht zu sehen, die auf gefährliche Entladungen deuteten.

Die Studentenschaft fing bereits an, sich zu regen. Zunächst war es der engere Kreis der Zuhörer meiner öffentlichen und privaten Vorlesungen, aus dessen Mitte völlig spontan und ohne dass ich es wusste die Initiative zu Adresskundgebungen an mich hervorging, die nachher auf einer Anzahl deutscher Universitäten wiederholt und auch noch nach der Remotion fortgesetzt wurden. Die erste Adresse, die ich erhielt, war von 220 Studirenden der berliner Universität, grösstentheils Zuhörern meiner damaligen öffentlichen und Privatvorlesungen, unterzeichnet, und mag ihr einfacher charakteristischer Wortlaut hier Platz finden, zumal die andern Adressen später ähnlich abgefasst waren. Sie lautete: „Herrn Dr. Dühring. Es hat sich das Gerücht eines gegen Ihre Lehrthätigkeit gerichteten Vorgehens der philosophischen Facultät hiesiger Universität verbreitet. Hiedurch sehen sich die Unter-

zeichneten veranlasst, zu erklären, dass sie sich wohl bewusst sind, welche Achtung sie einem Manne schulden, der, fern von allen eigennützigen Absichten, unter den erschwerendsten Verhältnissen stets muthig seine Meinung geäussert und vertheidigt hat und im Kampfe für das, was er für recht und wahr halten musste, auch vor keinen Hindernissen zurückschreckte. Es möge dies beweisen, dass auch unter der hiesigen Studentenschaft Gefühl für Gerechtigkeit und Freiheit vorhanden ist und Achtung vor jeder auf innerster Ueberzeugung gegründeten Meinung. Berlin, am 19. Juni 1877." Ich antwortete darauf Folgendes: „Meine Herren Studirenden! Der Ausdruck Ihrer Gesinnung, von dem Sie mir eine Beurkundung übergeben haben, ist nicht blos ein Zeugniss für meine Denkweise, sondern auch für die Ihrige. Mit welchen Schwierigkeiten ein in der Wahrheit seine Ehre suchendes wissenschaftliches Verhalten verbunden sei, dafür ist in der von der berliner Universität incriminirten zweiten Auflage meiner Geschichte der Principien der Mechanik in der dort gegebenen Anleitung zum Studium der Mathematik etwas gesagt, was sich durch meine gegenwärtige Verfolgung mehr als blos bestätigt. Dort ist es ausgesprochen, dass, wer die jüngste Geschichte und die Gegenwart der Mathematik kritisch schriebe, so viele Tagesautoritäten verletzen müsste, dass er seines wissenschaftlichen Lebens nicht mehr sicher sein würde. Obwohl ich bisher nur Einiges hievon und nur einen einzigen Zweig der angewandten Mathematik geschichtlich dargestellt und die heutigen Zustände mit Rücksicht auf das Studium beurtheilt habe, so ist dies schon genug gewesen, von jener Unsicherheit des wissenschaftlichen Lebens eine Probe zu zeitigen. Indem ich Ihnen für Ihre Sympathie mit meiner Haltung in Wissenschaft und Leben mit voller Würdigung des Werthes Ihres Schrittes von Herzen danke, wünsche ich Ihnen zugleich, dass Sie noch eine Zeit erleben mögen, in welcher für freie und wahrhaftige Wissenschaft mehr Raum vorhanden ist als jetzt. Berlin, den 20. Juni 1877."

In der That hatte ich mit der Hinweisung, dass schon blosse mathematische Kritik auf Universitäten etwas Lebensgefährliches wäre, einen Punkt getroffen, der in ein noch über meine Erwartung hinaus grelles Licht trat. In dem Bericht der Facultät an den Minister, welcher nach meiner Remotion gedruckt wurde, rechnete man mir nämlich auch das als Verbrechen an, was ich Seite 530 des mechanischen Werks über den herrschenden Misch-

masch der mathematischen Methoden und über die Manier gesagt hatte, mit welcher die Analytiker die (von Poncelet und Steiner eingeschlagenen) Wege zugleich zudeckten und verdürben. Untergeordnete Namen aus der Zeitgenossenschaft Poncelets und Steiners waren hier natürlich nicht genannt; auch war nur im Allgemeinen von den Erben ihrer Feinde die Rede. Der Mangel an Namen gestattete aber der Einbildung der beiden zeitigen Mathematikprofessoren an der berliner Universität, (eines Herrn Kummer, den ich schon bei Gelegenheit meiner Doctorirung erwähnt habe, und eines Herrn Weierstraass, in der Meinung von ihrer persönlichen Wichtigkeit) bis zu der völlig falschen Unterschiebung auszugreifen, ich hätte S. 530 mit der analytischen Verderberei grade sie gemeint. Von dieser ihrer Wichtigkeit hatten die Herren auch nicht abgelassen, obwohl ich (in meiner Vertheidigung) erklärt hatte, dass ich sie nicht minder als Herrn Helmholtz genannt haben würde, wenn speciell über sie wirklich etwas zu sagen gewesen wäre. Sie wollten sich aber durchaus zwischen den Zeilen getroffen wissen und schienen eifersüchtig auf den namhaften Ehrenplatz zu sein, dessen Herr Helmholtz durch Nennung seines Namens theilhaft geworden war. Es war eine hochkomische Mischung von Pedanterie und von einem gegen mich gekehrten Gelehrtenneid, was sich in dieser Hartnäckigkeit, (durchaus getroffen sein zu wollen,) kundgab. Noch heute bin ich nicht in der Lage, den Herren Kummer und Weierstraass die vorausgesetzte Rolle zuzutheilen; (denn beide haben auch nicht einmal im Verkehrten etwas an sich, was sie dazu berechtigt hätte, von mir genannt zu werden.) Einigermaassen können sie jetzt jedoch zufrieden sein, (denn ihr eben berührtes Verhalten gegen mein mechanisches Werk hat ihnen ja einige Entschädigung eingetragen,) indem sie mir hiedurch wirklich für ihre Namen eine Bemerkung in meinen Schriften abgenöthigt haben.

Auch der Leser wird bemerken, dass, wo solche Anschuldigungsgründe, (wie die eben berührten,) meine Vertreibung bewirken konnten, für mich keine Vertheidigung möglich war. Die Unterrichtspolizei auf der einen und das allgemeine Publicum auf der andern Seite wurden mit den Streitigkeiten und Manipulationen mathematischer Secten und mit den Kreuzungen der analytischen und der synthetischen Methode befasst. Colossaler kann man sich den Eingriff in die Selbständigkeit der Wissenschaft nicht ausdenken. Die innersten Angelegenheiten und Erörterungen der

reinen Wissenschaft wurden nach der Professmethode behandelt. Die Polizeigewalt wurde angerufen, um den Mischmasch analytischer und synthetischer Mathematik oder vielmehr zwei Professoren, die sich nur fälschlich einer besondern Rolle in diesem Mischmasch beschuldigt glaubten, gegen Kritik zu schützen. Gegen diesen Vorgang gab es keine Mittel, und er verdient daher ein bleibendes Denkmal.

Die Mathematiker unter den Studirenden, die sich an der Adressbewegung betheiligten, und von denen ein Theil auch meine Zuhörer waren, begriffen sehr bald vollständig, um was es sich handelte. Sie waren erstaunt über die Gebrechlichkeit der Anschuldigungen, die man aus meinem mechanischen Werk zu Stande gebracht hatte. Auch eine Anzahl junger Leute von der Bauakademie, der Gewerbeakademie, ja auch der Bergakademie, hatte meine Vorlesungen besucht und fühlte sich gedrungen, gleich den Universitätsstudirenden mir Adressen zu überreichen, die auf den fraglichen Instituten eine Menge von Unterschriften erhalten hatten. Da der Sinn derselben demjenigen der Universitätsadresse entsprach, so wäre es überflüssig, den Wortlaut jedesmal anzuführen, wie ich denn überhaupt von der ganzen Adressenangelegenheit nur Einzelnes wörtlich wiedergeben kann. Der Umfang, den die Sache annahm, war zu gross, und wenn auch in meinen verschiedenen Antworten auf die Adressen selbst ein Stück Bewegung enthalten war, so muss ich mich doch hier auf den Abdruck von Wenigem beschränken. Uebrigens gingen meine Antworten in viele Zeitungen Deutschlands, ja zum Theil auch in ausländische Journale über, und überhaupt wird, wer die ganze Bewegung von damals und die Art, wie das gesammte Publicum an ihr theilnahm, würdigen will, die Zeitungen aus dem Juni, Juli und wegen der weiteren Wellenschläge auch noch aus den folgenden Monaten zur Hand nehmen müssen. Mein Raum und Plan gestatten mir hier nur die Hervorhebung des Bezeichnendsten und die Hinweisung auf die hauptsächlichsten Wendungen des Kampfes.

Auf die Adressen seitens der technischen Hochschulen Berlins musste ich besondern Werth legen, weil der Zusammenstoss mit meinen professoralen Feinden eben auch auf dem Gebiet der exacten Wissenschaften erfolgt war. Ich setze demgemäss auch her, was ich den 105 unterzeichneten Studirenden der Bauakademie auf ihre Adresse antwortete: „Meine Herren Studirenden von der Bauakademie! Die Erklärung Ihrer Anhänglichkeit an die Sache

der wissenschaftlichen Freiheit, der ich an der hiesigen Universität nunmehr seit vierzehn Jahren nicht ohne aufreibende Einsetzung meiner Kräfte gedient habe, gereicht mir, auch abgesehen von dem allgemeinen Princip, zur besondern Genugthuung. Eine Kundgebung aus bauakademischen Kreisen erinnert mich sogar persönlich lebhaft an dieses Studium und Fach, welches in meiner Familie, bis auf meinen Vater, der selbst ein Beamter Ihrer Akademie war, traditionell geblieben ist und wovon bei mir auch wohl die Neigung für die exacte Seite der Wissenschaften stammen mag. Wenn nun gegenwärtig meine Exactheit und Strenge sogar in den Wissenschaften, die man die strengen nennt, unbequem geworden ist, so scheint mir die sympathische Kundgebung, die ich Ihnen zu danken habe, dafür zu bürgen, dass auch sonst meine Handhabung des Richtmaasses in der Wissenschaft und meine Bemühungen um Ausdrücke und Kennzeichnungen, die den Thatsachen angemessen sind, noch zu durchgreifender Anerkennung gelangen und noch zu praktischen Consequenzen führen werden. Berlin, den 25. Juni 1877.“

Man sieht, dass ich fest auf meinem Standpunkt aushielt und nicht gewillt war, den Anschuldigungen gegenüber mir auch nur einen Fussbreit Terrain von den einmal ausgesprochenen Wahrheiten abnehmen zu lassen. Ich hatte nicht nur in der Mechanik und Mathematik bereits eine feste Stellung genommen, sondern war auch im Begriff, mit physikalischen Entdeckungen hervorzutreten. Eine Ankündigung derjenigen Arbeit, die dann auch schon im nächsten Frühjahr unter dem Titel „Neue Grundgesetze zur Physik und Chemie“ erschien, liess ich demgemäss in die Antwort auf die Adresse von 130 Studirenden der Gewerbeakademie einfliessen, wie man aus dem folgenden Wortlaut derselben ersieht: „Meine Herren Studirenden von der Gewerbeakademie! Sie haben bezüglich der gegen mich schwebenden Angelegenheit unbefangen das Wort Missbilligung ausgesprochen. Die Lobredner akademischer Unfreiheit werden in einer solchen Urtheilsabgabe etwas Unstatthaftes finden wollen. Mir aber ist diese Selbständigkeit und Entschlossenheit, die sich, soweit ich mich erinnere, auf Ihrer Akademie schon früher in manchem Falle bewährt hat, eine Bürgschaft, dass überhaupt in allen höheren Studiengebieten eine freiere Gestaltung der Einrichtungen von dem Geiste der sich gesellschaftlich regenden Jugend immer nachdrücklicher begehrt werden wird. Aber auch bezüglich des Inhalts der Wissenschaft ist mir

die Kundgebung Ihrer Theilnahme grade jetzt besonders werthvoll, wo ich damit beschäftigt bin, auch auf dem physikalischen Gebiet durch die Veröffentlichung einer Arbeit mich Ihnen später wissenschaftlich noch mehr zu nähern und vielleicht Diesem und Jenem unter Ihnen, der davon Kenntniss erhält, die Gefühle meiner Dankbarkeit für Ihr jetziges Auftreten wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Berlin, 25. Juni 1877."

Diesen letzten Satz konnten sich zugleich die Professoren ein wenig anschreiben. Er bedeutete, dass ich auf dem physikalischen Gebiet noch andere Munition in Reserve hatte, als wovon in den Principien der Mechanik Gebrauch gemacht worden war. Indessen ist wohl die blosse Bezeichnung als physikalische Arbeit für das Professorenverständniss zu bescheiden ausgefallen. Für mich dagegen bildete mein physikalisches Besitzthum inmitten jener schweren Verfolgung eine, wenn auch nur ideale Zuversicht. Ich war mir bewusst, dass, wenn auch die auf meine Vernichtung berechnete Maassregelung gelänge, doch die Professoren und auch speciell die Physik- und Mathematikprofessoren davon im Bereich der Wissenschaft keine beneidenswerthen Früchte einernten würden. Am Schlusse meiner Vertheidigungsschrift, in der ich direct von der vermeintlichen „Auchentdeckung" des Herrn Helmholtz reden musste, sagte ich den Facultätsprofessoren: „Durch meine Entfernung von der Universität werden diese" (nämlich die angeschuldigten) „Sätze nicht aus der Wissenschaft entfernt; in seiner Rolle als Professor haben sie Herrn Helmholtz nicht gestört und werden sie ihn nicht stören. Das Uebrige ist aber Sache eines grösseren Kreises, in welchem besondere Rücksichten auf eine über das eingehaltene Maass hinausgehende Docentenpflicht nicht obwalten können, wenn nicht der Schriftsteller im Privatdocenten ersticken soll. Ich glaube daher meine Schuldigkeit gethan zu haben, indem ich ein geringes Maass wissenschaftlicher Freiheit für den Privatdocenten in Anspruch genommen und noch mit viel Zurückhaltung bethätigt habe. Auch die Universitätsmissstände, die ich schon seit 1873 (und nicht erst in den drei incriminirten Seiten der fraglichen Broschüre) ganz im Allgemeinen gekennzeichnet habe, werden mit meiner Beseitigung nicht selbst beseitigt, sondern nur in helleres Licht gestellt."

4. Während die Studentenbewegung weitere Dimensionen annahm, und meine Sache innerhalb der nächsten Zeit sogar das Interesse an den politischen Angelegenheiten bei dem Publicum

in den Hintergrund drängte, benutzte das Professorenthum alle seine Verbindungen und Canäle, um an den verschiedensten Orten Deutschlands in allen ihm zugänglichen Zeitungen gegen mich zu schreiben und schreiben zu lassen. Von Berlin zunächst nicht zu reden, so wurden für einzelne Blätter zu Leipzig dort direct engagirte Personen gehalten, denen die specielle Aufgabe zufiel, mich zu beschimpfen. Bis nach Wien hin erstreckten sich die journalistischen Manipulationen der Professoren. In der deutschen Reichshauptstadt konnte ich aber überdies eine gegen mich in Scene gesetzte Beschimpfungsmanier constatiren, die das Prangen durch eine besondere Ausstellung vor dem Publicum wirklich verdient. Die Professoren liessen sich nämlich von jüdischen Literaten bedienen, die zugleich Mediciner waren. Diese mussten mir Krankhaftigkeit, Verfolgungswahn und Grössenwahn andichten. Sie wurden zu ihren Artikeln mit solchen Details über das Verfahren gegen mich ausgestattet, die nur aus den Universitätsacten zu haben waren. Ja einer derselben, ein gewisser Paul Boerner, producirte in seinem Feuilleton in der Nationalzeitung vom 1. Juli 1877 einen Brief des Herrn Helmholtz an einen englischen Physikprofessor. Diese Ausstattungen mit Details und mit Schriftstücken, die nur von den Professoren stammen konnten, sollten den Artikeln jener Employés vor dem Publicum sichtbarlich den Charakter universitär officiöser Aufschlüsse ertheilen. Mehrfach stand darin, was bezüglich des Streits nur die Facultät und ich wissen konnten, ja bisweilen noch mehr als das, wie z. B. die Erzählung von einer angeblichen Initiative der göttinger Professoren, welche bei der berliner Facultät auf Maassregeln gegen mich wiederholt gedrungen hätten. Dies nebst vielen Unwahrheiten und einer völligen Entstellung meines früheren und jetzigen Universitätsconflicts fand sich z. B. in einem berliner total jüdischen Wochenblatt, welches sich „Deutsches Montagsblatt“ nannte, am 18. Juni von einem gewissen Gustav Lewinstein, einem Medicinerliteraten, als dem Artikelverfasser, für die Professoren ausgespielt. Auch ein gewisser Isidor Castan, ebenfalls ein jüdischer Medicinerliterat, hatte damals, wie auch später, in Feuilletons verschiedener Blätter für die Professoren Unwahrheiten, Entstellungen und Herabwürdigungen gegen mich zu verüben. Doch sei es mit der Anführung dieses Kleeblatts von Juda's Stamme genug. Ueber das kläglich verunglückte Stückchen jenes schon erwähnten, im Auftrage der Professoren schreibenden ähnlichen Medicinerliteraten, Paul Boerner,

habe ich in der Schrift über Robert Mayer in dem bereits angeführten Capitel eingehendere Rechenschaft gegeben.

Hier mag es daher genug sein, nur an eine komische Thatsache zu erinnern, die hiebei den Auftraggebern des Herrn Boerner begegnete. Dieser Herr kramte in seinem Feuilleton Alles aus, was ihm die Professoren über meine Urtheile bezüglich der älteren und neueren gangbarsten Universitätsgrössen auf den Weg gegeben hatten. Indem er mir zugleich Grössenwahn in aller medicinischen Form andichtete, liess er, ein Arzt, der nicht das Abc der Sache verstand, sich über mein mechanisches Werk, offenbar nach Instruction durch seine professoralen Hintermänner, dahin aus, dass es ein dilettantisches wäre und dass als der wahre Sachkenner sich ein Dr. Gerhard Berthold erweisen werde, der für das Sammelwerk der münchener Akademie eine Geschichte der Physik schreibe. Ich gab hierauf den Studirenden einen Brief eben dieses Dr. Berthold an mich zur Veröffentlichung. In diesem Brief hatte er mich bald nach dem Erscheinen der 2. Auflage meines mechanischen Werks um Rath und Fingerzeige für seine Geschichte der Physik ersucht. Ja er hatte sich noch besonders darauf berufen, dass er aus jenem Werk ersehen habe, wie ich nicht blos die Geschichte der Mechanik beherrschte, sondern auch ebenso Kenner der Physikgeschichte sei. Er hatte mir eine Disposition zu seinem Werk vorgelegt und von mir nicht blos Einzelheiten, sondern entscheidende Angaben zu dem Entwurf und zu der Behandlungsart des gesammten Stoffs erbeten. Der betreffende Brief findet sich in der Schrift über Mayer a. a. O. abgedruckt. Die Studirenden, die ebenfalls in dem Boernerartikel angegriffen waren, fanden mit ihrer thatsächlichen Berichtigung und dem zugehörigen Brief seitens des Redacteurs der Nationalzeitung, eines Herrn vom jüdischen Stamme Namens Dernburg, keine Aufnahme. Es gelang ihnen aber, dieselbe in andern Blättern unterzubringen, und so erfuhr das Publicum, dass derjenige Zukunftsheld der Professoren, der mich mit meinem mechanischen Werk vernichten und als Nichtkenner des Gegenstandes blosstellen sollte, die Mittel und Kenntniss zu dieser Vernichtung und wahren Sachkennerschaft direct von mir selbst zu beziehen versucht hatte. Diese Enthüllung der Weisheit der Professoren und des Herrn Helmholtz, dessen Brief den Boernerartikel schmückte, war ein hochkomischer Genuss inmitten einer sonst hochernsten Angelegenheit.

Die Professoren wurden an diesem Beispiel gewahr, dass sie

auf derartigen Wegen, nämlich mit dem Versuch meiner wissenschaftlichen Herabwürdigung sammt aller Judenhülfe gegen mich nichts ausrichteten, sondern vor dem Publicum den Kürzern zogen. Ja sie hatten dies schon vor dieser letzten Blamage empfunden, denn jener Boernerartikel selbst deutete an, was man mir übrigens auch auf anderm Wege aus der Mitte der Facultätsprofessoren durch einen Docenten der Gewerbeakademie geflissentlich hatte zutragen lassen, dass man mir nämlich nicht das Märtyrerthum lassen wolle, welches sich an meine Entfernung knüpfen würde. Ich begehrte übrigens wahrlich nicht danach; denn meine Denkweise ist zu natürlich und gesund, um einen Schaden absichtlich zu suchen und um unnütze oder erkünstelte Opfer zu achten. Die Wahrheit aber war, dass die Professoren inmitten des Ungewitters bereits bebten und den Sturm gern beschworen hätten. Sie waren bezüglich meiner Entfernung ins Wanken gebracht, und es ist nur auf besondere Zwischenfälle zu verrechnen, dass wieder eine Wendung eintrat, bei welcher es den Professoren vortheilhafter zu sein schien, mit meiner Vertreibung rasch ein fait accompli zu schaffen. Das Hauptaugenmerk der Herren von der Zunft war die anwachsende Studentenbewegung, welche sich über Deutschland hin und weiter auszudehnen begann. Wie dieselbe in Berlin begonnen, habe ich bereits berichtet; wie aber selbst die von den Professoren schon längst gegen mich gewonnenen Pressorgane dem Andringen der studirenden Jugend gegenüber in die ergötzlichste Klemme geriethen, habe ich bezüglich der Vossischen Zeitung, eines jüdisch redigirten und jüdisch besessenen Hauptorgans der Berliner, am Ende des 8. Capitels der Schrift über Robert Mayer bereits zu schildern gehabt. Ich wiederhole daher solche Einzelheiten hier nicht.

5. Die den Professoren zu Hülfe kommende Wendung bestand darin, dass der Umfang, den die Studentenbewegung für mich spontanerweise angenommen hatte, die socialdemokratischen Führer veranlasste, bezüglich meiner ihre bisher vorherrschend feindliche Taktik im Interesse ihrer Agitationsspeculation ein klein wenig abzuändern. Sie sahen die deutsche Studentenschaft in Bewegung und hierin eine vielleicht in dieser Ausdehnung nie wiederkommende Gelegenheit für die Socialdemokratie, sich auch auf dem Boden der Universitäten mit einer umfassenden und systematischen Propaganda festzusetzen, ja sich dort grades Weges zu organisiren. Im Hinblick auf die Adressvereinigungen und das

sogenannte Dühringcomité, dessen erster Kern wirklich aus meinen Anhängern bestand, hatte ich gleich im Anfange der Bewegung eine dauernde wissenschaftliche Vereinigung als anzustrebendes Ziel bezeichnet. Durch eine solche Vereinigung sollte die Freiheit der Wissenschaft, die nach meiner Vertreibung auf den Universitäten nicht mehr gesucht werden konnte, ausserhalb dieser Anstalten ihre Sicherung und Pflege finden. Die Studirenden sollten einen Anhaltspunkt haben, der ihnen im freien Studium dazu dienen könnte, den Alp der universitären Autoritätlerei abzuschütteln und die wissenschaftlichen Glieder in gesunder Weise regen zu lernen. Das war die Idee, der ich nähertrat, als sich die äussere Bewegung derartig entwickelte, um praktisch an festere Gebilde für den sich überraschend kühn regenden Geist der Jugend denken zu lassen.

Die Socialdemokratie hatte unter den Studirenden in Deutschland erst einen geringfügigen Anhang. Sie wollte sich auf Rechnung meines reinen Namens ausdehnen. So unbequem und verhasst ich persönlich ihren jüdischen Leitern auch war, und so sehr auch sonst die nicht jüdischen Parteileiter gegen mich den Parolen der jüdischen Hauptleiter, namentlich des Herrn Marx in London und der in Leipzig hausenden Vicemarxschaft, folgten, so wurde doch nun Angesichts der Studentenbewegung von den berliner socialdemokratischen Führern beschlossen, sich dieses Agitationsobject nicht entgehen zu lassen, und die leipziger Führer wurden hiedurch bestimmt, aus taktischen Gründen den berlinern zu secundiren. Es war für den Eingeweihten ein höchst komisches Schauspiel, zu sehen, wie die Socialdemokraten in meinem Falle sich den Schein gaben, für die Freiheit der Wissenschaft einzutreten, und daneben sorgfältig beflissen waren, sowohl in ihren Artikeln wie im Dühringcomité, in welchem sie den mir treuen Kern mit Leuten von ihrer Parteileine zu majorisiren suchten, meine Person in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen. Dieser Widerspruch und diese Falschheit musste sich rächen; denn ich war nicht der Mann, mich von der jüdischen Socialdemokratie benutzen zu lassen. Auch hat sich jene Falschheit in der That an der Partei genugsam gerächt; denn die Frucht, welche die Socialdemokratie auf meine Rechnung schon gepflückt zu haben glaubte, entschwand ihr, da sie diese Rechnung ohne den Wirth, ja sogar gegen den Wirth gemacht hatte.

Vor dem Publicum entstand aber durch dieses doppelte Spiel

der Socialdemokratie ein täuschender und mir nachtheiliger Schein, den ich vor meiner Remotion nicht zu zerstören vermochte. So sehr ich stets auf meine Unabhängigkeit von allen Parteien und vom Staat gehalten und diese Unabhängigkeit auch in meinen Schriften zum Ausdruck gebracht hatte, so konnte ich doch während des Remotionskampfes keine Zeitungserklärung erlassen, die mich dem Verdacht ausgesetzt hätte, mich durch Verleugnung meines eignen socialitären Standpunktes gegen die Vertreibung schützen zu wollen. In diesem Sinne wäre es aber unfehlbar gedeutet worden, wenn ich mich über das versteckt feindliche Verhältniss der Socialdemokratie zu mir in den Tagesblättern grade damals erklärt hätte. In meinen Schriften stand dies damals Alles schon und zwar auch ganz neuerdings. Ueberdies waren die marxistischen Angriffe auf mich für Alle, die sich überhaupt näher um die Parteiangelegenheiten kümmerten, notorisch genug. Nur das weitere Publicum, welches überhaupt, Dank seinen Zeitungen, von der Beschaffenheit der Socialdemokratie im Guten wie im Schlimmen nie etwas Gründliches erfahren hat, konnte durch die Professoren irregeführt werden, und hierauf hatte ja schon stets die fälschliche professorale Denunciation gegen mich abgezielt. Es war, wie der Leser weiss, nicht zum ersten Mal, dass mich das Professorenthum als Socialdemokraten oder gar als socialdemokratischen Agitator ausgab. Aber diesmal war diese Verketzerungsmanier doppelt perfid. Dieselben Universitätsmenschen, die wussten, dass ich nächst ihnen meine giftigsten Feinde in der Socialdemokratie hatte, und die nachher mit eben dieser Socialdemokratie gegen mich im schönsten Verleumdungskartell zusammenwirkten, konnten sich, da ihre wissenschaftlichen Herabwürdigungsversuche fehlgeschlagen waren, nur noch dadurch helfen, dass sie mich dem Bürgerthum als Socialdemokraten vorstellten, der nicht auf die Universität, sondern in die socialdemokratischen Arbeiterversammlungen gehöre. Dies war die Wendung, die nach dem in der vorigen Nummer erwähnten kläglichen Missgeschick von den Professoren mit Erfolg eingeschlagen wurde, weil ich dagegen, wie schon gesagt, aus Gründen der Ehre und des Anstandes wehrlos war.

So tief ich die Socialdemokratie in ihrer jüdisch verdorbenen Beschaffenheit verachtete, so wollte ich doch nimmermehr auch nur den geringsten Schein aufkommen lassen, als wenn ich gegen die Arbeitersache, für die ich früher Opfer gebracht hatte, und

der denn doch auch wesentlich mein menschheitlich socialitäres System in erster Linie galt, etwas in die Schaale würfe, um meine universitäre Stellung zu retten. So musste ich schweigen. Hiezu kam aber noch, um die Irreführung des Publicums vollständig zu machen, dass vor Kurzem der Gesammtcongress der Socialdemokratie bezüglich meiner eine Komödie aufgeführt oder vielmehr mit sich von den jüdischen Hauptfaiseurs und ihren secundirenden Nebenfaiseurs hatte aufführen lassen, in welcher dem eignen socialdemokratischen Publicum tüchtig Sand in die Augen befördert wurde. Auf diesem Congress von 1877, dem letzten vor der grossen Fluth des Socialistengesetzes, die alle socialdemokratischen Vereine, Zeitungen und Broschüren verschlang, hatten sich nämlich einige Proteste gegen die schamlose Art angemeldet, in welcher mich Herr Marx durch die Larve seines Hausfriedrich, nämlich eines ehemals arbeiteranherrschenden Fabricanten Namens Friedrich Engels, verleumderisch und beschimpfend, so verlogen als möglich, anhegeln und anflegeln liess. Um diesen Protesten zum Schein ein Zugeständniss zu machen, resolvirte man auf dem Congress, dass solche Polemik, wie sie gegen mich geübt worden war, im Centralorgan fortfallen, vorläufig aber, bis die nächstens zu begründende Zeitschrift zur Verfügung stehe, in eine besondere wissenschaftliche Beilage verwiesen werden solle. Die Faiseurs, die mit dieser hohlen Nuss die protestirenden Elemente theils düpirten, theils majorisirten, dachten übrigens auch garnicht daran, irgend welche Congressbeschlüsse, die ihnen nicht passten, ernsthaft zu nehmen und auszuführen. Sie haben auch trotz der besondern Zeitschrift, die mit October 1877 in Berlin erschien, ihr altes Handwerk im Centralorgan zu Leipzig noch bis über die Attentatszeit von 1878 hinaus fortgesetzt und verstanden, die Beilage, die sie sich dazu extra aus den Fonds auf kurze Frist hatten bewilligen lassen, dazu für immer zu verwerthen. Wer je einen tiefern Einblick in die Art erhalten hat, wie die Socialdemokratie unter blossen Scheinformen von Selbständigkeit ihrer Glieder durch ein paar Macher absolutistisch regiert und düpirt wurde, wird sich auch über dieses Stückchen gegen mich nicht im Mindesten wundern. Sogar die officiellen Congressberichte wurden nachträglich so präparirt und gefälscht, wie es den Hauptfaiseurs passte. Was eigentlich vorgegangen, liess sich nur von den intimer Eingeweihten erfahren. Was mich betraf, so täuschten sich die jüdischen Macher gar sehr, indem sie fürchteten, es könnte durch mich in

der Partei eine Spaltung herbeigeführt werden. Meine Schriften hatten ihre Freunde in verschiedenen Parteien und zu einem geringen Theil auch unter bessern Elementen solchen Publicums, welches sich übrigens noch in die socialdemokratische Parteileitung fügte. Meine Schriften waren wissenschaftliche Gesammtwerke und demgemäss nicht dazu angethan, als kurze Parteiprogramme eine Anhängerschaft zu einer geschlossenen Organisation zu formiren. Dazu hätte meinerseits eine persönliche agitatorische Thätigkeit gehört, zu der ich auch nicht mit dem geringsten Act Miene gemacht hatte.

Was mir Angesichts des denunciatorischen Schürens der Professoren vor dem Publicum wirklich schadete, war der blosse Schein. Wie ich diesen aber jetzt nicht abwenden konnte, so war ich auch an seiner ursprünglichen Entstehung nicht Schuld. Ich hatte nicht verhindern können, dass einzelne Personen aus der Socialdemokratie unter meinen Schriften auch etwas gefunden hatten, was ihnen gefiel. Letzteres war z. B. mit Herrn Most der Fall gewesen, als er im Gefängniss am Plötzensee, wo er sich infolge seines Auftretens in einer Rede für die pariser Commune Jahr und Tag befand, Musse hatte, neben andern Büchern auch solche von mir zu lesen. Herr Most war in der marxischen Sippe und gleichsam an der jüdischen Parteileine zum Socialdemokraten aufgewachsen. Ich musste es als ein gutes Zeichen für die Kraft meiner Schriften ansehen, wenn sie auch dem Zögling des feindlichen Lagers einige Sympathie abgewannen. Im Gefängniss mangelte der unmittelbare, mir feindliche Einfluss der marxistischen Sippe, und Herr Most, der über die Giftigkeit und Schärfe der marxistischen Feindschaft gegen mich und die Furcht dieser Leute vor mir nicht orientirt war, hatte aus meinem „Cursus der Philosophie" eine Art Auszug gemacht. Dieses Schriftstück veröffentlichte er in den Spätsommermonaten des Jahres 1876, da er es einmal hatte, in der „Berliner Freien Presse", deren Redacteur er geworden war. Er hatte es zuerst an das Centralorgan zu Leipzig eingesendet, aber von dort zurückerhalten, nachdem es erst in London bei Herrn Marx gewesen und von dort die Weisung gekommen war, es in keinem Falle aufzunehmen. Herr Most war nun orientirt, wollte aber seine Arbeit nicht verloren haben. Man sah es indessen den nun wirklich veröffentlichten Artikeln bereits an, dass die Einwirkung gegen mich sich auf ihn schon wieder geltend gemacht hatte. Es waren soviele gegnerische Bemerkungen

in diesen Auszug gebracht, und schliesslich kam auch das, was Sympathie oder gar Begeisterung sein sollte, für den intimeren Kenner des Stils und der Gefühle frostig genug heraus. Diese Artikel waren es aber auch allein gewesen, an die sich (für den Unkundigen) der Schein knüpfen konnte, die socialdemokratische Partei (oder wenigstens einzelne einflussreiche Führer derselben) seien mit mir eines Sinnes. In Wahrheit erwies sich ebenderselbe Herr Most, (der jenen Auszug in seiner Zeitung veröffentlicht hatte,) in eben jener Zeitung (schon wenige Wochen darauf) als Jemand, der günstige Notizen über meine Schriften aus seiner Zeitung fernhielt, (um nur pünktlichst der marxistischen Parteiparole zu gehorchen, die auf Unterdrückung von Allem lautete, was über mich richtige Vorstellungen in die socialdemokratischen Kreise bringen konnte.) Nebenbei bemerkt, ist Herr Most (ein paar Jahre später) selbst in die Lage gekommen, von den Marxisten in den Bann gethan zu werden und überhaupt die Eigenschaften dieser jüdischen Sippe an sich selbst zu erfahren.

6. Von dem noch übrigen Theil der Studentenbewegung lässt sich nicht überall angeben, wie viel oder wie wenig socialdemokratische Studirende dabei mitbetheiligt waren. Hier in Berlin aber sorgten meine wirklichen Anhänger dafür, dass Alles, was hier und nach auswärts geschah, einen allgemein studentischen Charakter behielt und von der Socialdemokratie unabhängig blieb. Im Dühringcomité waren sie allerdings in der Minderheit, aber nach Lage der Sache wenigstens stark genug, das zu hindern, was in Hauptsachen gegen meine Absichten verstossen hätte. Dieses Comité war in ganz unregelmässiger Weise erweitert und so selbst für Mouchards der Professoren zugänglich geworden. Nachdem schon zuvor im Ganzen circa 500 Unterschriften für die Adressen der Studirenden der berliner Universität und der oben genannten technischen Hochschulen an mich zusammengekommen waren, fiel dem Comité eigentlich nur ein einziger Act anheim, nämlich die Erlassung eines Aufrufs an die Studirenden Deutschlands, sich überall gegen meine Remotion zu erklären. Dieser Aufruf wurde, soweit mir bekannt, in circa 10000 Exemplaren gedruckt und in ganz Deutschland an den verschiedensten Universitäten und ähnlichen Lehranstalten verbreitet. Sein Inhalt war wesentlich im Sinne meiner wirklichen Anhänger ausgefallen. Dieses Schriftstück vom 29. Juni war aber in die Associationsbuchdruckerei gegeben worden, welche den Socialdemokraten gehörte. Die Studenten

waren von vornherein durch die Universitätspolizei in allen ihren Bewegungen möglichst gehindert worden. Man hatte sich hinter die Wirthe der Locale gesteckt, um die studentischen Zusammenkünfte zu hintertreiben. Trotzdem hatte man, Local um Local wechselnd, die Bewegung hier dennoch in Gang gebracht. Ungeachtet der Missliebigkeit, ja Gefahr, welche den für mich eintretenden Studirenden seitens der Universität für ihre künftige Laufbahn drohte, hatte sich dennoch jenes halbe Tausend Unterschriften vereinigt. Nunmehr aber lag socialdemokratischerseits der Vorwand nahe, dass der Aufruf schon in den Druckereien durch Ränke stecken bliebe. So kam es in der Eile dazu, dass, was natürlich ganz meinem Interesse und meiner Absicht entgegen war, der Aufruf sich durch die aus dem Vermerk ersichtliche Druckerei, in die er gerathen, compromittirt fand. Es war dies aber ein absichtliches Spiel der Socialdemokraten gegen mich und wurde von den Professoren auch sofort ausgenutzt. Letztere hatten seit der Vertheilung und Versendung des Aufrufs sich ausschliesslich auf die Taktik verlegt, mich als Socialdemokraten zu denunciren, und trugen sich überdies mit der Illusion, mich durch die Remotion wirklich in die Socialdemokratie drängen und so ihnen selbst gegenüber unschädlich machen zu können. Auf dieses Ziel arbeiteten auch ihre Mouchards im Dühringcomité im Verein mit der Socialdemokratie hin.

Von der Universität wurden gegen den Aufruf recht ostensibel Polizeimaassregeln ergriffen. Man hielt bei den Unterzeichnern Haussuchungen und confiscirte, was man von dem Aufruf finden konnte, der freilich sicher bereits in alle Welt gelangt war. Indessen blieb die Hauptsache die Wirkung solcher Inscenirungen auf das bürgerliche Publicum, welches aus ihnen von dem angeblichen socialdemokratischen Charakter einen recht handgreiflichen Beweis erhalten sollte. In der That war durch diese Wendung über meine Remotion entschieden. Diese liess nur einige Tage auf sich warten. Der Erlass des Cultusministers an mich datirte vom 7. Juli und schnitt mir ausdrücklich schon von der nächsten Stunde an jede weitere Universitätsthätigkeit ab. Grade im Kleinen und Kleinsten vorsorglich, hatte man auch noch ausdrücklich angeordnet, mich von meinen Zuhörern keinen Abschied nehmen und mich auch die Abmeldungen, die durch Einzeichnung bei mir im Hause zu erfolgen hatten, nicht erledigen zu lassen. Das war ein kennzeichnendes kleines Beiwerk zur grossen Hauptthat! Die

Actenstücke zu meiner Sache, (d. h. das Anschuldigungsschreiben des Facultätsdecans an mich, meine Vertheidigungsschrift und der removirende Ministerialerlass,) wurden jetzt sofort von mir zur Veröffentlichung gegeben und erschienen in einer grossen Anzahl von Zeitungen. Die Facultät hinkte mit ihrer Veröffentlichung, (der sie noch ihren mir unbekannten Bericht und allerlei Kleinigkeiten nach ihrer Parteirolle beifügte,) erst später nach. Von dem ersten, (zwei Jahre alten) Universitätsconflict brachte sie geflissentlich nur jenen Verweis zum Vorschein, (den sie ursprünglich, Angesichts der frischen Erinnerungen des Publicums, mir nicht hatte herausgeben wollen, weil sie die öffentliche Vergleichung seines unwahren Inhalts mit den wirklichen Thatsachen scheute.) Indem sie jetzt (nach zwei Jahren) mit diesem einen Schriftstück, (unter Weglassung aller übrigen,) hervortrat, färbte sie jene Affaire ganz in ihrem Parteisinne. Der Umstand, dass damals ihr eigner Professor auf der Universität und in den Zeitungen das Abc jeglichen Anstandes so stark verletzt hatte, dass selbst der Minister nicht umhingekonnt hatte, ihm in aller Form eine disciplinarische Rüge und Warnung zukommen zu lassen, — auch dieser Umstand wurde von der Facultät jetzt unerwähnt gelassen. Ihre Sammlung sogenannter Actenstücke ist also eine Parteischrift des Richters in eigner Sache. Die Leute der Facultät haben darin verschiedentlich das Wort gehabt, und ihre Eingaben an die Facultät, (von denen ich nichts erfuhr und die ich daher nicht widerlegen konnte,) sind aufgenommen worden. Ich komme auf diesen Punkt noch mit ein paar Worten zurück, muss jedoch erst über den ununterbrochenen Verlauf der Studentenbewegung berichten.

Vor und nach meiner Remotion hatte die Absendung von Studentenadressen an mich ihren Fortgang genommen. Es kamen solche von Leipzig mit 170, von Tübingen mit 125 Unterschriften, dann auch von Jena u. s. w. Ich übergehe andere Adressen, die mir (nicht, wie die erwähnten, blos von immatriculirten Studenten, sondern) seitens gemischter Versammlungen, zukamen. Ebenso übergehe ich die vielen Adressen und Zuschriften kleinerer Gruppen und Einzelner sowie die in den Zeitungen veröffentlichten Gedichte. Die Anzahl der Zuschriften und Kundgebungen häufte sich dergestalt, dass ich nicht im Stande war, sie alle speciell zu beantworten. Auch die grössern Studentenadressen würden sich noch weiter und mehr gehäuft haben, wenn es nicht (an einigen Orten) der Professorenagitation gelungen wäre, ihre feindlichen

Manipulationen gegen die Adressbewegung hinter dem Vorwande zu verstecken, dass nunmehr nach meiner Remotion Kundgebungen solcher Art gegenstandlos geworden wären, weil sie mir doch nicht mehr helfen könnten. Trotzdem blieb die allgemeine Erregung eine starke. Anstatt der von meiner Remotion erwarteten Abschneidung der Bewegung unter den Studenten und dem Publicum mussten die Professoren sehen, wie das Wogen fortdauerte und der Sinn der Agitation ein noch allgemeinerer, nämlich der einer Auflehnung gegen die Universitätsmissstände wurde.

7. In Berlin selbst legte man die Hände nicht in den Schooss. Am 12. Juli wurde in meiner Angelegenheit eine Versammlung abgehalten, auf der circa 2500 Personen, wovon über 1500 Studenten waren, die übrigen aber den bürgerlichen Kreisen Berlins angehörten, erschienen und Resolutionen gegen die Berechtigung meiner Remotion sowie gegen die Verrottung und Verderbtheit der Universitäten fassten. Alle Anstrengungen der Professoren, welche dort auch ihre Sprecher hingesendet hatten, — alle diese ohnmächtigen Bestrebungen, eine schlechte Sache zu beschönigen, wurden hier vor einem durch Bildung und Anzahl respectabeln Publicum in ihrer Nichtigkeit blosgestellt. Der Sinn und die Vergleichungen, in welchen man für meine Sache sprach und in welchem auch der Hauptvortrag über mich gehalten wurde, waren die jenes Aufrufs an die Studirenden Deutschlands. Dieser hatte in seinen letzten Zeilen „die Asche Giordano Brunos und den Staub des Sokrates" aus der Geschichte der Verfolgten heraufbeschworen und darauf hingewiesen, dass der „zum Reformator unserer modernen Wissenschaft" Berufene „vor dem letzten Tropfen des Giftbechers, zu dem man ihn ein halbes Menschenalter lang verdammte" zu bewahren sei. In der That war die Vernachlässigung und Chicane seitens der Universität ein schlimmer Trank gewesen, den ich aber im Interesse der Sache und einer möglichen Wirksamkeit hatte einnehmen müssen. Was die den Professoren so verhasste Erinnerung an Sokrates betraf, so hatte ich den leipziger Studirenden, die, nebenbei bemerkt, auf der berliner Versammlung durch Deputirte vertreten waren, in der Beantwortung der leipziger Adresse auch etwas gesagt, was zu der von der Jugend gezogenen Parallele sicherlich einen wahren und in keiner Weise übertriebenen Charakterzug meiner Sache signalisirte. In dieser in den verschiedensten Zeitungen veröffentlichten

Adressenantwort, mit welcher ich zugleich dem Ersuchen um Aeusserung über die wahren Vertreibungsgründe entsprach, fanden sich folgende Sätze: „Drastisch ausgedrückt, sind die beiden Hauptgründe meiner Beseitigung: Erstens lehre ich andere Götter als die Zunft und der Staat, also beispielsweise Robert Mayer anstatt Herrn Helmholtz. Zweitens verderbe ich die studirende Jugend, indem ich sie anleite, die wahren von den falschen Autoritäten und das natürliche Ansehen von dem zünftlerisch gemachten zu unterscheiden.“

Auf der fraglichen Versammlung zu Berlin, die durch ihre Grossartigkeit imponirte, wurde auch eine Resolution angenommen, die den zugleich wissenschaftlich und praktisch ausgezeichnetsten Mittelpunkt aller übrigen Beschlüsse bildete. Da die Vorgänge in der Versammlung nicht etwa blos von den verjüdelten Witzblättern in der ordinärsten Weise ins grade Gegentheil verkehrt, sondern auch in den verschiedensten Zeitungsberichten und auch namentlich seitens der Socialdemokratie gefälscht wurden, so setze ich den Wortlaut jener Resolution hieher, zumal ihre praktische Anwendbarkeit solange dauern wird, als die von ihr ins Auge gefassten Uebel nicht beseitigt sind:

„In Betracht, dass 1) die zünftlerische Gelehrsamkeit erfahrungsmässig der freien Wissenschaft feindlich gewesen und bisher immer die Unterdrückung des Besseren und Selbständigen betrieben hat, 2) den Studirenden daran gelegen sein muss, von dem Epochemachenden zur rechten Zeit gehörige Kunde zu erhalten und nicht erst nach Menschenaltern von den wirklichen Grössen der Wissenschaft zu erfahren, 3) die Absperrung der freien Wissenschaft von Luft und Licht auf den Universitäten auch in politischer und socialer Hinsicht üble Folgen für das Gemeinwesen hat und die gegenseitige Verständigung der verschiedenen Gesellschaftsclassen durch die Pflege verrotteter Vorurtheile beengt wird, — so verurtheilen wir, die hier versammelten Studirenden und Bürger Berlins, unsere universitären Zustände als ungesund und unhaltbar, erklären uns besonders gegen den bestehenden Studienzwang und beschliessen: die Bildung einer gesellschaftlichen Vereinigung für die Freiheit der Wissenschaft, zum Widerstand gegen universitär zünftlerische Verheimlichung und Unterdrückung des für Wissenschaft und Studium-Vorzüglichen und Heilsamen, sowie zum Austausch von Kenntnissen und Wahrnehmungen, durch welche die

Kritik der universitären Missstände fortgesetzt und das Studium von seinen Fesseln befreit wird."

Ich hatte es nicht für anständig gehalten, mich in einer Versammlung zu zeigen, wo über mich verhandelt wurde. Vergebens hatte man mich zu so etwas von derjenigen Seite aufgefordert, die mich mit der Socialdemokratie zu compromittiren wünschte. In der That wurde der ganze schöne Erfolg dieser riesigen Versammlung und die kolossale Demonstration, welche die hauptstädtischen Kundgebungen rein politischer Art weit hinter sich liess, auch durch einen socialdemokratischen Zwischenfall den Verleumdungen blosgestellt. Ich hatte daher wohlgethan, meiner alten Neigung, die mich, auch abgesehen von den speciellen Anstandsgründen, von jeder nicht rein wissenschaftlichen Versammlung stets ferngehalten hatte, auch diesmal zu folgen. Gleichzeitig mit dieser Versammlung, aber in einem andern Locale Berlins war socialdemokratischerseits eine Arbeiterversammlung einberufen worden, um ebenfalls über meine Remotion und gegen das Universitätsunwesen Resolutionen zu fassen. Aus dieser zweiten Versammlung wurde nun in den späteren Stunden an die Studenten- und Bürgerversammlung eine Deputation entsendet. Der Empfang dieser Deputation erhielt den Charakter einer Annäherung zwischen den beiden Elementen, die sonst einander fernblieben, sich aber in meiner Sache zusammenzufinden und zu verstehen schienen. In Wahrheit war es ein etwas plump angebrachter Versuch der Socialdemokratie, sich mitten in die allgemeinen studentischen Kreise einzuführen und sich ihnen als an meiner Sache mitbetheiligt, gleichsam auf meinen Namen hin, zu empfehlen. Lief auch Alles dabei im Sinne einer wirklichen Annäherung ab, so bot doch das Erscheinen der socialdemokratischen Deputation den Professoren und der gegnerischen Presse einen Anknüpfungspunkt, um die Versammlung und deren Beschlüsse fälschlich als eine socialdemokratische Agitation auszugeben. Auf diesen Anknüpfungspunkt hin liessen die Professoren durch ihre Faiseurs für einen Protest gegen die Versammlung studentische Unterschriften officiell zusammenbringen, was nicht schwer war, da hier nicht, wie bei der Unterzeichnung für mich, irgend welche Gefahr drohte. Dieser Protest richtete sich scheinbar gegen den sogenannten Verbrüderungsversuch mit den Arbeitern in jener Versammlung, war aber thatsächlich nur ein Nothmittel, um gegen die erwähnten, die Universitäten treffenden Beschlüsse doch so etwas zu haben,

was nach einer Gegenkundgebung aussah. Die Socialdemokratie musste hier, wie immer, der Agitationsvorwand gegen das sein, was den Professoren unbequem war, während sie in Wahrheit das Mittel war, dessen sich die Professoren zur Compromittirung meiner und meiner Sache nach Kräften selber bedient hatten. Sie selber hatten darauf hingewirkt, dass durch ihre Mouchards plumpe Veranstaltungen für eine socialdemokratische Aussenseite der Vorgänge begünstigt würden, damit sie sich dann hinterher vor dem Publicum zur bequemeren Bekämpfung der Sache an einen solchen äusserlichen Umstand klammern könnten.

Da ich, wie auch schon in den vorigen Jahren, Ausgangs *Juli* nach Wildbad im Schwarzwalde ging und auch die Studentenferien nahe bevorstanden, so konnte ich selbstverständlich nicht gestatten, dass in meinem Namen, aber ohne meine Mitwirkung die Ausführung der erwähnten Resolution durch Constituirung einer wissenschaftlichen Vereinigung in Angriff genommen würde. Dies hätte bedeutet, dass die jüdische Socialdemokratie unter gleichzeitiger Benutzung und Beiseiteschiebung meiner Person zur Herrschaft gelangt wäre und so Alles, worein sie bis jetzt nur hie und da gepfuscht hatte, gründlich verpfuscht und ruinirt haben würde. Angesichts meines Einspruchs musste alles Weitere eingestellt und die Wiederaufnahme der Sache bis zum Spätherbst, also bis nach den Studentenferien und bis zu meiner Rückkehr verschoben werden. Der Facultätsbroschüre mit den Actenstücken gegenüber und überhaupt zur Klarstellung der Lage erliess ich noch kurz vor meiner Abreise unterm 21. Juli in den Zeitungen eine „Erklärung, betreffend die Freiheit der Wissenschaft und die Beseitigung meiner Lehrthätigkeit“. In dieser wurde nebenbei auch auf den Strohhalm aufmerksam gemacht, an den sich Herr Helmholtz vermittelst der Hinweisung auf seine Jahrzehnte verspäteten, von der Noth abgedrungenen und überdies irreführenden Winkelerwähnungen Robert Mayers in seiner Eingabe zu den Actenstücken klammerte. Auch seine blosse Versicherung, dass weder er noch seine Frau am Lyceum gegen mich gewirkt habe, war eine billige, ja komische. Frau Anna Helmholtz gehörte als Uebersetzerin englischer physikalischer Schriften mit zur Cameraderie und hatte übrigens das früher erwähnte Inserat des Lyceumsvorstandes gegen mich neben den Universitätsprofessoren ebenfalls unterschrieben. Ein anderer Nebenpunkt betraf die sonderbare Ausflucht der Facultät, ich hätte in meiner Vertheidigung bei ihr

für das professorale Unwesen keine besondern persönlichen Fälle beigebracht und es daher am Beweise fehlen lassen. In der fraglichen Erklärung sagte ich nun: „.... Ich hätte also hienach, (dies ist die Zumuthung,) etwa um jetzt nur eine einzige Seite der Sache zu berühren, für den Satz meiner Broschüre, dass Schwiegervater und Schwiegersohn zusammen in den Facultäten und staatlichen Prüfungscommissionen sitzen, Herrn Droysen nennen sollen, (als besonders durch die Eigenschaft ausgezeichnet, die Universitäten mit Söhnen und Schwiegersöhnen auszustatten“.) Ich führte alsdann der Facultät zu Gemüthe, wie in dieser Forderung der Facultät, (vor ihr als dem Richter in eigner Sache ihre eignen Leute als Beweisstücke und Beispiele für die von mir allgemein gekennzeichneten Professoreneigenschaften namhaft zu machen,) mir (von ihr) nicht blos ein Verstand, sondern auch ein Anstand insinuirt wäre, der gegen meine natürlichen Begriffe vom Schicklichen verstiesse. Ich überliess die Facultät hiemit ihrem eignen Anstandscodex, (nach welchem sie ja auch meine ganze Angelegenheit erledigt zu haben behauptete,) und fügte nur noch hinzu: „Gelehrtenneid ist in erster Linie die wahre Ursache meiner Beseitigung, und erst in zweiter Linie kann die Annehmlichkeit in Anschlag kommen, die es für die gegenwärtige Unterrichtsverwaltung haben mag, einen Vertreter entschieden freier wissenschaftlicher Grundsätze nicht mehr auf ihren Universitäten dulden zu müssen.“ Mit meiner Erklärung war zugleich angekündigt, dass durch meine Entfernung von der Universität meine Sache mit den Handwerksgelehrten nicht ausgetragen sei, sondern im Gegentheil erst recht (als Conflict von allgemeiner Bedeutung) fortbestehe. In der That wird auch der Leser aus dem Folgenden näher sehen, wie das Professorenthum und die andern feindlichen Elemente grade das Gegentheil von dem eingeerntet haben, wonach sie strebten. Sie wollten mich an meiner Aufgabe hindern, indem sie meinen fortwährenden Verkehr mit den Studirenden der berliner Universität abschnitten. Sie haben aber meine Ziele nur erweitert, indem sie mich nöthigten, aus eigner Machtvollkommenheit ein freies Katheder aufzuschlagen und (dabei zunächst) auch mit den Studirenden verschiedener Orte durch freie Vorträge eine Verbindung zu unterhalten.

Neuntes Capitel.

Weitere Sachführung und neue Aufgaben. 1877—1881.

1. Die Erfrischung (von den vielen Zerrungen und Aufregungen) gestaltete sich selbst nicht allzu ungestört. Die nächsten Monate brachten noch allerlei Nacherörterungen in der Presse und wenn ich mich nun auch, (ausser mit unumgänglichen Adressbeantwortungen,) nicht weiter einmischte, (wie ich ja auch vorher grundsätzlich in eignen Auslassungen möglichste Zurückhaltung geübt hatte,) so musste ich doch unwillkürlich von Vielerlei Kenntniss nehmen und davon in dem einen oder andern Sinne berührt werden. Grade von Seiten, die mir nicht beigestanden oder mich gar bekämpft hatten, tauchten nun in den Zeitungen allerlei Artikel auf, (die aus meiner Angelegenheit Capital schlagen wollten, um irgend ein Stückchen universitäre Flickreform in halbschlächtiger Weise zu befürworten.) Ich hatte einmal die Losung gegen die Professorenverderbniss gegeben, und nun wagten sich allerlei mäkelnde, (sonst kleinmüthige) Elementchen, (auch selbst aus den Kreisen der Universitäten, wenn auch nur anonym) hervor, um nachträglich ihre Ausstellungen vorzubringen. Die Situation war daher für das zünftlerisch gesinnte Professorenthum (und insbesondere für die berliner Professoren, welche in der Reaction gegen die Freiheit der Wissenschaft sich zu Chorführern gemacht hatten,) keine angenehme. Aber auch mir war es widerwärtig, sozusagen die Halbwelt der Reformvelleitäten ihr schleichendes Gewerbe betreiben zu sehen. Diese Leutchen kamen mir vor wie Marodeurs. Ich hatte mit den Universitäten ein Treffen gehabt und ihnen eine moralische Niederlage beigebracht, die durch den Act meiner Vertreibung, d. h. meiner Widerlegung auf dem Profosswege, nicht ausgeglichen, sondern nur vermehrt und illustrirt worden war. Nun kam man von verschiedenen Seiten, um zuzusehen, was sich nach der Schlacht einheimsen lasse. Freund und Feind waren dabei gleich gute Gegenstände zum Plündern. So war es mir wahrlich nicht angenehm, zu beobachten, dass auch officiöse Elemente sich in Bewegung setzten, meinen Fall auszubeuten. Die

Regierungen haben bekanntlich nicht leichte Arbeit, wenn sie in die Zunftprivilegien hineingreifen wollen. Solche Fälle, wie der meinige, schienen aber auch für officielle Reform eine schöne Anknüpfung zu bieten. Ich aber, zu dessen Vertreibung durch die Facultät die Regierung ihr genehmigendes Ja gesagt hatte, konnte nur mit Unmuth daran denken, dass meine Sache auch noch in dieser Richtung benutzt werden sollte, während man mich selbst preisgegeben hatte.

Ein Hauptaugenmerk für die Professoren und die andern feindlichen Elemente war mein örtliches Verbleiben. Sie hatten, wie früher erwähnt, darauf gerechnet, mich auf irgend eine Weise und, wenn nicht anders, durch materielle Noth in die Socialdemokratie zu drängen. Auf diese Art sollte ich gegen die Universitätler und auch sonst unschädlich gemacht werden. Meine Sache sollte hiemit als Parteisache ihren Credit bei demjenigen Publicum einbüssen, welches in der Universitätenfrage und in der Wissenschaft vorläufig noch allein in Anschlag zu bringen war. Ich hatte diese Speculation aber entschieden gekreuzt. Die Professoren wussten bereits einige Tage nach der grossen berliner Versammlung vom 12. Juli durch ihre Mouchards, dass ich Einspruch gethan und zur vorläufigen Einstellung aller weiteren Schritte genöthigt hatte, um die auf meinen Namen betriebene Sache nicht von der jüdischen Socialdemokratie abhängig werden zu lassen. Diese Grube, in die man mich beseitigen zu können vermeinte, hatte also versagt. So war die Aussicht, dass ich in Berlin bliebe, für die Professoren keine angenehme. Sie hätten mich nun gern von der Bresche im Centrum weichen und in der Ferne in irgend einer einflusslosen Professur an einer kleinen Universität begraben gesehen. Da man überdies meinte, die materielle Noth werde mich zur Annahme einer solchen Stellung zwingen, so erklären sich die verschiedenen Anträge, die mir in dieser Richtung nahegelegt wurden. Es war dies eine neue Wendung, die den berliner Professoren aus der Verlegenheit helfen und, nach dem Scheitern der socialdemokratischen Abstumpfung, meiner Sache und meinem Wirken die Spitze abbrechen sollte. An einer der kleinern Universitäten, wie in Zürich oder an einem süddeutschen Ort oder sonst an irgend einer nicht zu den grossen zählenden Universität ausserhalb Preussens, hätte ich mit Anstand von den Professoren selbst begraben werden können. An den kleinen Universitäten ist nämlich der persönliche Docireinfluss so gut wie keiner und selbst in seinem Minimum

von der Gunst oder Ungunst der Mitprofessoren abhängig. Die Studirenden stehen an solchen kleinen Orten viel zu unmittelbar unter der Einwirkung der von der Professorenschaft ausgegebenen Parolen, als dass es einem einzelnen isolirten Professor möglich wäre, gegen die Krähwinkler Winkelzüge standzuhalten. Ich war mir wohlbewusst, dass es mir nur auf einer grossen Universität wie Berlin (vermöge des bedeutenden Umfangs des Publicums, auf welches die professorale Gegeneinwirkung schwächer ausfallen musste,) hatte gelingen können, erfolgreich einen eignen Weg zu gehen. Dort war die Auswahl gross, und dort konnten sich, (trotz aller Gegenmanipulationen,) immer noch genug Studirende zu mir zusammenfinden. Ein Professor an einer kleinen Universität ist jedoch meist, (auch wenn es mit ihm nach der Regel geht,) der Inhaber von nahezu einer Sinecure. Seine Beschäftigung und sein Publicum sind nicht nennenswerth. Bei mir aber hätten in solcher Stellung meine besondern Eigenschaften den Einfluss, anstatt ihn, wie auf einer grossen Universität, ungewöhnlich zu steigern, im Gegentheil gemindert. Die Professorenränke hätten mich nämlich dort von Zuhörern völlig entblössen können. Auch ohnedies waren mir Sinecuren nach Art kleinuniversitärer Professuren zuwider. Man wird daher begreifen, dass ich nicht Lust hatte, meine Sache auf diese Weise unterdrücken, mir das Leben verleiden oder vielmehr mich bei lebendigem Geiste begraben zu lassen. Lieber wollte ich den Kampf um die Existenz unter den erschwerendsten Umständen mit meiner unprivilegirten Arbeitskraft fortsetzen. Dennoch haben sich auch noch nach Jahr und Tag jene unter der Hand gemachten Versuche erneuert, mich in eine Professur einer kleinen Universität zu relegiren und so von Berlin zu entfernen.

Hätte ich blos für mein vegetatives Dasein sorgen wollen, dann hätte ich freilich meine Sache zu verrathen und mich in einer einflusslosen Nährstelle gehorsamst unterbringen zu lassen gehabt. Ein solcher Abschluss zu meiner vierzehnjährigen Thätigkeit in Berlin (und Angesichts meines reformatorisch immer mächtiger entwickelten Berufs) wäre eine völlige Sinnlosigkeit gewesen. Wozu hatte ich in Berlin alle Opfer gebracht? Wozu mich dort entsagend in eine untergeordnete Privatdocentenstellung gefügt? Warum die Zurücksetzungen bei Bewerbungen in Berlin ertragen und dort immer ausgehalten? Doch nur, um mich da zu behaupten, wo die grössere Gelegenheit zum Wirken offenstand und wo sich an die Energie ein für die Sache werthvoller Erfolg

knüpfte! Auch nach meiner Remotion habe ich an diesem Grundsatz festgehalten. Auf die Unterstellungen, kleinuniversitäre Professuren anzunehmen, habe ich geantwortet, dass, wenn ich für eine grosse Universität zu gut wäre, ich für eine kleine noch weniger passte.

Auch der gesammten in Berlin tonangebenden Judenschaft verschiedener Parteien und nicht blos derjenigen der Socialdemokratie wäre meine Entfernung von Berlin angenehm gewesen. Diese Elemente secundirten in der Presse und anderwärts jetzt wie auch noch später den Professoren in dieser Richtung. Mit allen Mitteln wünschte man es zu verhindern, dass ich in Berlin bliebe, dort Vorträge hielte und wohl gar eine festere Vereinigung im Sinne meiner freien und von allen Parteien unabhängigen Wissenschaftspflege und Gesinnung constituirte. Nachdem es gewiss war, dass ich mich zunächst nicht von Berlin entfernen liesse, tauchten wieder neue denunciatorische Artikel auf. So fand sich beispielsweise die zu Berlin erscheinende jüdische Nationalzeitung zu einem Leitartikel bewogen, in welchem sie das Publicum auf die von mir drohenden Gefahren hinwies. Sie rückimportirte dabei aus einem Essai der Revue des deux mondes über meine Remotion, der sein Material aus einer berliner Professorenquelle bezogen hatte, einige der dortigen Entstellungen, die sich auf meine socialitären Ansichten, auf meine Oekonomiegeschichte und insbesondere auf meine Kritik Marats und der gegen ihn allzu einseitigen Historiker bezogen. Sie fügte dann hinzu, ich sei bekanntlich kein Freund von halben Maassregeln und die berliner Gesellschaft sei nunmehr gewarnt. Das also war die Art, wie man mein nach der Rückkehr zu erwartendes Auftreten in Berlin vorbereitete.

2. Mir erwuchs inzwischen ausser der Führung meiner eignen Sache noch eine neue Aufgabe. In Wildbad hatte mich von Heilbronn aus Robert Mayer auf ein paar Tage besucht, und ich war dabei hinter den völlig erdichteten Charakter des Wahnsinns gekommen, um dessen willen er circa 25 Jahre früher in einer Anstalt Jahr und Tag festgehalten worden war. In meiner besondern Schrift über Robert Mayer ist das 8. Capitel unserer damaligen Zusammenkunft gewidmet. Ich bedarf daher, im Hinblick auf diese ausführliche Schrift, die das ganze Schicksal des zweiten Galilei enthüllt, hier keines weiteren Eingehens. Ich hatte bisher sein Forschergenie gegen die Beraubung und Verkleinerung, die ihm von Seiten der Gewerbsgelehrten zu Theil geworden war,

mit Opfern, ja schliesslich unter Einsetzung meiner Universitätsstellung, vertheidigt und seine Sache nach dieser Seite hin vor ein weiteres Publicum gebracht. Nunmehr versprach ich ihm, auch die Wahnsinnsandichtung, von der die Welt bisher keine Ahnung hatte, zu enthüllen. Die Art, wie ihm mitgespielt worden war, hatte nicht blos eine persönliche Bedeutung für ihn, sondern eine allgemeine für die Welt. Die Gewerbsgelehrten waren auch hier in erster Linie die Schuldigen gewesen. Sie hatten gegen ihn die Parole ausgegeben, er leide an Grössenwahnsinn. Seine bahnbrechende Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalents sollte nämlich eine vom Grössenwahn eingegebene Einbildung sein. In seiner Häuslichkeit bekam er mit den Folgen dieser Insinuation zu schaffen, und da seine Frau eben auch jener Parole folgte, so wurden die Erholungsstätten, nach denen er sich gelegentlich begeben hatte, für ihn zur Falle. Er sah sich schliesslich im Zwangsstuhl auf Grössenwahn behandelt und gequält, seine Entdeckung zu widerrufen. Er blieb fest, ertrug die Irrenfolter und entging dem lebendigen Grabe, wenn auch mit beschädigtem Leibe, so doch mit seiner ganzen geistigen Grösse sammt zugehörigem Grössenwahn. Eine öffentliche Gesundheitsvindication seinerseits durch Berufung an das Publicum war bisher unterblieben, weil er selbst sie nicht vornehmen konnte, ohne das Missverhältniss in seinem Hause noch zu steigern. Eine zeitweilige melancholische Stimmung war Alles gewesen, was ihn je angewandelt hatte. Sein Geschick nimmt sich fast unglaublich aus, wenn man die Einzelheiten nicht kennt, durch welche die gegen ihn geübten Ungeheuerlichkeiten möglich gemacht worden waren. Ist man aber darin genauer orientirt, so giebt es gegen das Handwerksgelehrtenthum des 19. Jahrhunderts keine kennzeichnendere Anklage, als diejenige aus dem Verbrechen an diesem zweiten Begründer der Physik. Indem ich Mayer die Wahrnehmung auch dieses neu enthüllten Theils seiner Sache versprach, übernahm ich zwar eine dornige, aber auch nicht blos individuelle, sondern für die Menschheit heilsame Aufgabe. Der Schicksalsfall Robert Mayers ist gleich demjenigen Galileis ein weltgeschichtliches Memento gegen die Wissenschaftsfeinde, die sich in diesem neuen Fall völlig demaskirt finden, indem sie ihren Neid und ihre Beschränktheit im 19. Jahrhundert nicht wie im 17. hinter Priesterlarven verstecken konnten.

Ausgangs October hielt ich in Berlin zunächst einen Cyclus von drei Vorträgen. Meine Themata waren die Freiheit der

Wissenschaft, die Verfolgung bahnbrechender Wissenschaftsgrössen durch die Handwerksgelehrten und die Rückschritte in der naturwissenschaftlichen Aufklärung. Es waren weltgeschichtliche Perspectiven, aus denen ich die beiden ersten Gegenstände betrachtete. Was im Alterthum und was in der neuern und neusten Zeit vorgegangen, wurde als von wesentlich denselben Beweggründen herbeigeführt nachgewiesen. Die Religion war stets nur Vorwand, die Priester und der Staat aber nur vorgeschoben. Die eigentlichen Unterdrücker der Wissenschaftsfreiheit waren jederzeit die Handwerksgelehrten, mochten sie nun Sophisten, Scholastiker oder Professoren heissen. Sokrates, Bruno, Galilei, ja auch Rousseau sind nachweisbar die Opfer nicht in erster Linie von Staat und Kirche, sondern vom Neide und Hasse der jedesmaligen Gewerbsgelehrten ihres Zeitalters gewesen. An geringeren Beispielen lässt sich dies auch im 19. Jahrhundert nachweisen, wie an den Professorenränken gegen Ludwig Feuerbach und Arthur Schopenhauer. Ein wahrhaft grosses Beispiel ist aber wiederum Robert Mayer, der in seiner duldenden Natur eine Dornenkrone modernster, aber darum nicht minder schmerzlicher Art getragen hat, und von dem man sagen kann, dass ihn die Handwerksgelehrten, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Worts ans Kreuz geschlagen, so doch in den Zwangsstuhl geliefert und obenein seine wissenschaftlichen Kleider unter sich getheilt haben. Durch Vorführung dieser Thatsachen kam ich meiner doppelten Aufgabe nach, für die Erlösung der Welt von den Handwerksgelehrten das Meinige zu thun und zugleich die Rechte des Heilbronner Forschers zu vertreten. Was das dritte Thema betraf, so hing es mit den übrigen dadurch zusammen, dass es heute grade die naturwissenschaftlichen Handwerksgelehrten sind, die für Unfreiheit und Umkehr der Wissenschaft das Meiste thun und sich mit ihren Rückschrittsvelleitäten in den Vordergrund drängen.

Die berliner Gesellschaft war bei meinen Vorträgen zahlreich aus allen Richtungen in gewählter Weise vertreten. Das Aufsehen war bedeutend, und die feindliche Presse mit ihren jüdischen Elementen bemühte sich, durch entstellende Berichte und Glossen die Wirkung nach Aussen möglichst zu hintertreiben. Auch die Witzblätter wurden wieder gegen mich in Bewegung gesetzt. Aber der Erfolg, den ich bei den Zuhörern einmal erzielt hatte, war hiedurch nicht rückgängig zu machen. Die Theilnahme des anwesenden Publicums war mir gewonnen, und ich ging nun an

die Vorbereitungen zur Einrichtung der wissenschaftlichen Vereinigung. Die erste Versammlung, in der ich die Statuten vorlegte und erörtern liess, ergab eine hinreichende Anzahl von Meldungen, obwohl bei dieser Gelegenheit die Socialdemokratie dazu gelangt war, die Maske abzuwerfen und ihrer Feindschaft gegen mich freien Lauf zu lassen. Ich hatte die Sache mit einem Vortrag über die Unabhängigkeit der Wissenschaft von Parteien eingeleitet. Meine Statuten waren formell darauf eingerichtet, mir unter allen Umständen die Sicherung des rein wissenschaftlichen Ziels und die Fernhaltung parteimässigen Missbrauchs zu gestatten. Sie formulirten einen wissenschaftlichen Studienverein, der demgemäss von öffentlicher polizeilicher Ueberwachung freibleiben musste. Ich hatte die Form einer Vereinigung mit mir, die sich durch die Meldung jedes Einzelnen auf Grundlage der Statuten vollzöge, gewählt und die gesammte Vereinigung selbst mit den Rechten ausgestattet, die sonst durch ein sich dazwischen schiebendes bevormundendes Comité ausgeübt werden. Einzig in dieser Form konnte meine Vereinigung eine Phalanx werden, gegen welche die jüdischen socialdemokratischen Elemente, die in Berlin jede ihnen missliebige Versammlung zu sprengen oder deren Leitung an sich zu reissen gewohnt waren, mit ihren Künsten scheitern mussten. Ich war weit entfernt, socialdemokratische Elemente ausschliessen zu wollen. Ich hatte aber von vornherein dafür gesorgt, dass sie nur theilnehmen konnten, wenn sie sich den durch den Zweck gebotenen Festsetzungen fügten. Sie dagegen hatten noch immer darauf speculirt, mich Anfangs zu benutzen, dann bei Seite zu schieben und die Vereinigung in ihre Hand zu bekommen. Jetzt sahen sie, dass ich vorgebaut hatte und nicht der Mann war, sie am Steuer des Schiffes auch nur das Geringste pfuschen zu lassen. Zu der nützlichen Rolle des Mitwirkens an einem echten Freiheitswerke waren sie untauglich. Sie kehrten vielmehr die Rolle um, worauf ich übrigens gefasst war, und operirten in jener Versammlung zur Erörterung der Statuten nach Kräften gegen mich, wobei die als Socialdemokraten dem Publicum bekannten Führerpersönlichkeiten im Hintergrunde stumm blieben und nur unbekannte Leute von ihrer Parteileine vorschickten, damit das Publicum nicht merkte, von welcher Partei die Insinuationen gegen mich kämen. Ich sollte nun mit einem Male ein Despot sein, der alle Freiheit erdrücken wolle. Der grundsätzliche Ausschluss von Universitätsprofessoren, ohne den eine solche Vereinigung keinen

Sinn hatte, war schon längst von mir als unerlässliche Bedingung hingestellt und ein Punkt, ohne den die Statuten das Papier nicht werth gewesen wären, auf dem sie standen.

3. Die jüdische Socialdemokratie war im Grunde eine reactionäre Sippe, deren Staatszwangvelleitäten nicht auf Freiheit und gute Wirthschaft, sondern auf Verallgemeinerung der Knechtschaft und auf Ausbeutung durch Staatsfrohndienst im Interesse von leitenden Juden und Judengenossen hinauslaufen musste. Ueberdies war sie innerhalb ihrer selbst auf ein blos geschäftsmacherisches Treiben heruntergekommen und hatte auch sonst nie viel gediegene Elemente in sich gehabt. Was jetzt an Studenten und an jungen Leuten der höhern Bildungsclasse ihrer Parteileine blindlings folgte und was sonst ihre in die Bourgeoisie vorgeschobene Halbwelt bildete, war zum grössten Theil von der ungediegeneren Art. Leute, die es mit ihren Studien und ihrer Berufsvorbereitung nicht ernstnahmen, sondern lieber Agitation spielten, und welche meinten, durch ein paar Phrasen und Schlagwörter sowie durch Parteigefügigkeit sich über die ernste Arbeit des Lernens hinwegheben zu können, — solche junge Leute waren im Gefolge der verjüdelten Socialdemokratie nicht selten. Ueberdies entstand ein verworrener Mischmasch auch dadurch, dass die marxistisch reactionäre Socialdemokratie mit Universitätsprofessoren von allerlei Art, also nicht blos mit kathedersocialistelnden Elendigkeiten coquettirte. Die jüdische und sonstige Wahlverwandtschaft reichte auch bis in das Lehrerelement der Universitäten hinein, und daher begriff sich auch die Wuth darüber, dass ich mit meinem Ausschluss von lehrenden Universitätsmitgliedern diesen Affiliationen die Thüre schloss. Die Socialdemokratie hatte eben auch hier gedacht, für sich ein universitäres Geschäftchen zu machen, und ich stiess ihr nun die Schachertische um, auf denen sie die Angelegenheiten der freien Wissenschaft judasmässig verhandeln wollte. Wie schon gesagt, hinderten auch die perfidesten Lügen, mit denen sie meinen sogenannten Despotismus illustrirte, das Publicum nicht, sich gleich am ersten Abend zu meiner Vereinigung einschreiben zu lassen. Ich hatte die Andichtungen erfolgreich zurückgewiesen und erklärt, dass die Vereinigung auf die angegebene Weise oder garnicht ins Leben treten würde. In der That erschien sie als durch die Meldungen gesichert. Die socialdemokratische Presse und ebenso die von ihr benutzten stammverwandten Organe, wie namentlich auch die Frankfurter Zeitung, colportirten nun die

gegen mich erfundenen Unwahrheiten und Anschuldigungen. Andererseits verbreiteten mehrere bürgerliche Organe in Berichten über jene Versammlung, es wäre in ihr offenbar geworden, dass ich mit der Socialdemokratie gebrochen hätte. Dem gegenüber erliess ich unterm 13. November (1877) eine in viele Zeitungen übergegangene Erklärung über mein wahres Verhältniss zur Socialdemokratie.

Der Insinuation, ich hätte mich von der Socialdemokratie losgesagt, stellte ich die Thatsache gegenüber, dass ich noch nie „einer politischen oder wirthschaftlichen Partei und daher auch nicht der socialdemokratischen angehört" hatte. „Wie ich", hiess es in der Erklärung weiter, „meine übrige Unabhängigkeit, also die von Kirche, Staat und Gelehrtenzunft, stets gewahrt und sie mit schweren Opfern durch mein ganzes wissenschaftliches Leben hindurch bis zu diesem Augenblick behauptet habe, so ist es mir auch nie in den Sinn gekommen, mein selbständiges Forschen und Denken von den Rücksichten auf eine Partei abhängig werden zu lassen." Ich berührte nun kurz, wie die Professoren, nach dem Fehlschlagen anderer Mittel gegen mich, den Studenten und dem Publicum die Socialdemokratie an die Wand gemalt hätten, und wie das an die Wand Gemalte bei Gelegenheit meiner Vertreibung nun wirklich gekommen wäre, um die bereits ohnedies bestehende Studentenbewegung nicht für die Freiheit der Wissenschaft, sondern für Parteizwecke auszunutzen. Hieran knüpfte ich eine kennzeichnende Hinweisung auf den Charakter der Bemühungen der Socialdemokratie, indem ich bemerkte: „Ueberdies war der Augenblick für die Socialdemokratie und noch mehr für die zu ihr gehörige Halbwelt von Personen günstig, die bei dieser Gelegenheit sich wichtig zu machen und zum Theil auch zu profitiren gedachten. Es hatte nämlich ein Reicher (oder gar Millionär) bedeutende Summen der Socialdemokratie zur Verfügung gestellt, und zwar zunächst für eine Zeitschrift, dann aber auch das zur Gründung einer sogenannten freien Universität Erforderliche angeboten. Aus diesem Topfe dachten auch schon Manche zu schöpfen, die gar nicht offen zur Partei, ja nicht einmal zu ihren zuverlässigen Hülfselementen gehören. Indessen fehlte bei alledem zu dem Millionär des Geldes der Capitalist des Geistes. Auf meine Sache und meinen Namen sollte das Geschäft in Gang gebracht werden. Ich habe aber von vornherein jede Betheiligung, sei es mit Zeitschriftartikeln oder mit Vorträgen, abgelehnt. Ich

musste dies thun, sowohl um die Freiheit meiner wissenschaftlichen Ansichten zu wahren, als auch, weil ich wusste, dass bei den in Frage kommenden Personen (und auch bei einzelnen Hauptinhabern der Leitung der Socialdemokratie) nicht die geringste Theilnahme für mein wissenschaftliches Streben vorhanden war. Alles war sichtlich darauf angelegt, mich blos auszunutzen."

Am Schlusse meiner Klarstellung zeigte ich noch, dass ich mich nicht blos von der Socialdemokratie, sondern überhaupt von Parteien unabhängig gehalten hatte. Ich erklärte: „Gleichzeitig mit den Socialdemokraten hatten sich auch Leiter schutzzöllnerischer Organe gemeldet, um mich für ihren Parteidienst zu gewinnen. Ich habe beides abgelehnt. Wenn ich nun in socialdemokratischen und in schutzzöllnerischen Organen beschimpft werde, so ist dies nur ebenso ein Zeugniss für meine Unabhängigkeit wie mein sonstiges Eintreten für die Verbesserung der Wissenschaft und Bildung."

Nie habe ich für socialdemokratische Blätter auch nur eine Zeile geschrieben, obwohl man mich früher und später wiederholt dazu eingeladen, ja dazu hatte drängen wollen. Die in Berlin damals eben neugegründete Zeitschrift, die „Zukunft", (zu der ich meine Mitarbeiterschaft, allen erneuten Bemühungen gegenüber, consequent verweigert hatte,) verübte ihrem Publicum gegenüber in ihrem ersten Aufsatz gleich eine (auf Irreführung berechnete) Unterzeichnung mit „—g", einer Chiffre, die allerdings auch zu dem Namen des wirklichen Verfassers passte, (jenes in der Erklärung angedeuteten Geldreichen, eines Juden Herrn Höchberg,) aber im unorientirten Publicum doch fälschlich auf den Capitalisten des Geistes gedeutet wurde und werden sollte. Jener anderartige Capitalist hatte obenein Einiges von der mir eigenthümlichen Wörtermünze, (wie beispielsweise das von mir geprägte Wort Socialistik,) eingestrichen und in dem Aufsatz ausgegeben. Wer mich aber kannte, musste wissen, dass ich nicht anonym und auch nicht so Nichtssagendes und Schwankendes schriebe, wie es in jener Zeitschrift zu Markte kam. Ich habe diesen kleinen Zug der socialdemokratischen Sippe erwähnt, weil er für die Hartnäckigkeit in den Benutzungsvelleitäten charakteristisch ist. Da man mich selbst nicht haben konnte, so versuchte man es, was sich (sozusagen) mit meinem Trugbilde und Schatten machen liesse. Grade die der Socialdemokratie befreundeten radicalen (oder sonst ihrem jüdischen Einfluss zugänglichen) Zeitungen mussten in ihren Artikeln mich

als Verfasser nennen, um das Manöver zu unterstützen. Das war im October. Ich hatte Kleinigkeiten gegenüber mich nicht zu Erklärungen herbeigelassen; nun aber, als im November das falsche Spiel der Socialdemokratie mir ernstliche Dinge zu gefährden begann, hatte ich es öffentlich enthüllen müssen.

Für diejenigen, welche sich etwa noch einzelner Zeitungsartikel zu meiner Universitätsaffaire erinnern, bemerke ich noch, dass in den früheren Stadien derselben sich mancher Zeitungsanschein zu meinen Gunsten stellte, aus welchem aber garnicht auf die eigentliche und namentlich die spätere Haltung der fraglichen Organe zu schliessen ist. So hat beispielsweise rein zufällig die Frankfurter Zeitung zuerst Einiges aufgenommen, worin meine Sache unterstützt wurde, während sie nachher gradezu als Werkzeug meiner Feinde auftrat. In dem einen wie in dem andern Punkt richtete sich ihre jüdische Leitung nach den Eingebungen einer berliner jüdisch socialdemokratischen Sippe marxistischer Art. Als diese Sippe noch glaubte, mich benützen zu können, befasste sich einer ihrer damals geheimen Agenten, ein Referendar L. Viereck, der sich mir gegenüber als ausserhalb jener Socialdemokratie stehend ausgab, noch äusserlich für mich mit gelegentlicher Correspondenz an Zeitungen, wie die erwähnte, und so erklären sich vereinzelte günstige Artikel. Auf dieselbe Weise erklärt sich das Gegentheilige. Doch genug von der Kleinmisere, bei welcher die Hinterhaltigkeiten die Hauptsache waren und auf die ich nicht näher eingehen könnte, ohne in das geringfügigste Detail verletzter Persöncheneitelkeiten zu gerathen, die es nicht ertragen konnten, dass ich ihnen das Arrangement einer Studentenvereinigung nicht auf meinen Namen hinter meinem Rücken und zu Gunsten der jüdischen Socialdemokratie überlassen wollte.

4. Indem ich meinen Weg selbständig wie bisher in der eingeschlagenen Richtung fortsetzte, begann ich zunächst damit, fast jede Woche einen öffentlichen Vortrag zu halten. Auch diese Vorträge, bei welchen zwischen dem allgemeinern Publicum und den zur Vereinigung gemeldeten Mitgliedern noch kein Unterschied in den Eintrittsbedingungen oder sonstwie platzgriff, wurden gut besucht, obwohl man mir mit allen Mitteln entgegengewirkt hatte. Der ordinäre und frivole Judenton hatte sich schon früher bezüglich meiner Universitätsangelegenheit in den Witzblättern verlautbart. Man hatte zu den schamlosesten Verkehrungen der Wahrheit in ihr grades Gegentheil gegriffen und mich beispiels-

weise den Professoren gegenüber) als Krebs abgebildet. Man hatte dann auch (gleich bei meinen ersten Vorträgen) in der Presse durch frivole Possenreisserei über diejenigen, die sich unter die von mir aufgepflanzte Bildungsfahne begeben würden, die schwächern Elemente einzuschüchtern versucht. Namentlich hatte man die Erregung von Furcht (vor dem Lächerlichmachen und Herunterreissen in Witzblättern) auf die weibliche Welt berechnet, in der auch genug Elemente eine bessere Bildungsgelegenheit zu benutzen wünschten. Welche Verworfenheit unter den berliner Judenliteraten gegen mich zu Tage kam, dafür zeugt schon, dass selbst der Name Sokrates (mit possenreisserischen Zusätzen) meinem ernsten Schicksal gegenüber gebraucht wurde. Wenn sich je die Corruptheit, (in deren Gefolge sich das literaturverwesende Judenthum in Berlin breitmachte,) für die völlige Fäulniss der Zustände ein Zeugniss der Reife ausgestellt hat, so ist es durch ihr Verhalten gegen mich geschehen.

Man begnügte sich aber nicht damit, mich in Worten und offenen Caricaturen zum Gegentheil von dem zu machen, was ich war. Man war nicht zufrieden, diese Fälschung theils possenreisserisch theils mit der Miene des Ernstes zu verüben. Von der feindlichen Seite brauchte man auch noch andere Künste. In der ministeriellen „Provincialcorrespondenz" hatte mich ein Professorecho zum Thersites gemacht, der die Grössen der Wissenschaft herunterreisse, und ausdrücklich darauf hingewiesen, dass diese (und nicht die studentische Vergleichung mit Sokrates) am Platze sei. Ich hatte nun im Gegentheil grade die Eigenschaft, die wahren Grössen der Wissenschaft nicht nur hochzuhalten, sondern für sie auch unter Opfern zu wirken. Ich spähte stets nach jedem echten Verdienst und unterstützte es, wo ich es fand, mit allen meinen Kräften, (mochte es sich dabei um Lebende oder um Todte, um Gerechtigkeit für das Gegenwärtige oder das Geschichtliche handeln.) Grade meine Leidenschaft für die Würdigung des wirklich Bedeutenden an Persönlichkeiten der Wissenschaftsgeschichte muss jedem Leser meiner Schriften bekannt werden; denn dieser Zug meines Charakters ist in Alles verwebt und tritt nicht blos in meinen historischen Arbeiten hervor. Dem Grössenwahn der Professorgestelle erscheinen aber nur die Gewerbsfiguranten (vom eignen zünftlerischen Holze) gross, und die wahren Wissenschaftsgrössen sind für diesen Zerrspiegel klein. Weil ich gelegentlich (bei dem Anstreifen an Zunftgötzen) auf den hohlen Ton aufmerksam gemacht habe, den diese Gestelle von sich geben, so halten

sich diese neumodischen Figuranten sogenannter Wissenschaft für Gegenstücke zu den Heldengestalten Homers und mich, der sie nicht hat besingen wollen, für den ungestalten und boshaften Thersites. Da aber heute Alles illustrirt werden muss, so gehörte zur Verleumdung in Worten auch noch eine im Bilde. Eine Photographie von mir existirte nicht, und ich konnte jetzt unter den vielen Geschäften noch weniger als früher dazu kommen, eine machen zu lassen. Wo man mich seitens illustrirter Zeitungen dazu veranlassen wollte, hatte ich es abschlagen müssen. Unter diesen Umständen konnte da, wo man garnicht beabsichtigte, mich dem Publicum weder wissenschaftlich noch leiblich in wahrer Gestalt vorzustellen, die Fälschung um so besser ausgeführt werden. Eines Tages drängten sich in einen meiner gewöhnlichen Wochenvorträge ein paar Juden ein und verübten, wogegen ich wehrlos war, eine angebliche Abzeichnung meiner Person. In der That erschien in einem illustrirten Wochenblatt („Daheim", Nr. 11 von 1878) eine ungefüge wüste Gestalt und wilde Fratze, in der keine Spur von Aehnlichkeit anzutreffen war, und die daher nicht einmal als Caricatur von mir gelten konnte. Sie wurde aber von dem edeln Blatt seinen Lesern als „vorzüglich gelungen" und charakteristisch empfohlen, und ich kann dazu bescheinigen, dass auch der Artikel dazu nicht minder gelungen und charakteristisch war. Die Fälschung im Worte und die im Bilde standen in schönster Harmonie; wenn die Fratze nicht blos bestellt gewesen, sondern von den Professoren selbst angefertigt worden wäre, so hätte sie nicht verleumderischer ausfallen können.

Glücklicherweise gaben meine Vorträge an verschiedenen Orten Deutschlands Gelegenheit, wenigstens bei meinen Zuhörern die mir nicht blos geistig, sondern auch leiblich angelogene Gestalt und Physiognomie durch den Augenschein zu dementiren. Ich habe mir aber seitdem vorgenommen, doch eine Photographirung nicht immer wieder hinauszuschieben und das Selbstgefühl zu überwinden, welches das hintansetzte, was gemeiniglich nur Sache nichtiger Eitelkeit ist. Ich hatte aus diesem Fälschungsfall gelernt, dass man nicht blos für die geistigen Eigenschaften Urkundenbeweise beibringen muss, wenn man nicht Gefahr laufen will, auch durch untergeschobene Figur und Physionomie in Misscredit gebracht zu werden. Dies ist auch der entscheidende Grund gewesen, dass ich schliesslich bei Gelegenheit der vorliegenden Schrift zum ersten Mal in meinem Leben dazu gelangt bin, eine Photographie machen

zu lassen, und zwar, um sie gleich dem Publicum öffentlich als ein Beweisstück vorzulegen. Sie hat, gleich manchem andern Inhalt dieser Schrift, den durch jenes Beispiel gekennzeichneten Verleumdungen gegenüber einen guten Sinn. Sie ist gleichsam eine thatsächliche Berichtigung zum Vergangenen und eine Vorbeugung gegen das, was sich sonst später hätte fälschen lassen. Auch an Robert Mayer habe ich es nachgewiesen, wie sich die Verleumdung selbst an die Gesichtszüge macht und auch in sie hineinlügt, was zur Illustrirung der in Worte gefassten Andichtungen passt.

Im nächsten Jahr (1878), aber noch in demselben Winter, hielt ich ausser einem neuen berliner Vortragscyclus auch noch solche in Leipzig, Dresden und andern Orten mit ähnlichem guten Erfolg ab. Ich war darin völlig mein eigner Unternehmer und hatte noch obenein mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Vermiether von Sälen öfter von der Professoren- und Judenseite beeinflusst waren und ihre Räumlichkeiten auch gegen hohe Bezahlung nicht hergaben. Dies Alles wurde aber überwunden, und ich konnte auch in materieller Beziehung mit den Ergebnissen zufrieden sein. Was aber die Sympathie der Zuhörerschaft betraf, so steigerte sie sich sichtlich von dem Augenblick an, in welchem man mich kennenlernte. Man war vielfach überrascht, an mir das Gegentheil von dem wahrzunehmen, was über mich verbreitet worden war. Mancher, der zuerst nur aus Neugier gekommen war und sich von mir ein Bild nach der Herzensmeinung meiner Feinde gemacht hatte, wurde zugleich enttäuscht und günstig gestimmt. Viele hatten sich aus den Nachreden der Professoren und aus den jüdischen Zeitungsverleumdungen von mir eine Vorstellung zusammengesetzt, gegen welche die Vereinigung von ruhig fester Gehaltenheit und eindringlicher Wärme sowie die ganze natürliche, von jeder Künstlichkeit oder Usurpation freie Art meines Auftretens erstaunlich contrastirte. In der That war es mir eine Genugthuung, mich durch die Vorträge an verschiedenen Orten zu überzeugen, wie es doch noch Elemente genug gab, welche für die Sache, die ich führte, Gefühl und Verständniss hatten oder gewannen. Ich sah, dass man vielfach meine Situation und das begriff, was ich für die Wissenschaft gethan und weiterhin zu thun hatte. Dies bestimmte mich auch, auf die Thätigkeit nach Aussen zunächst ebenso sehr einen Werth zu legen, wie auf diejenige in Berlin. Es erwuchs mir aber hiedurch mehr Arbeit, und es musste mir wünschenswerth sein, mich nicht durch statutenmässige Ver-

pflichtungen äusserlich gebunden zu sehen. Ich hatte die wissenschaftliche Vereinigung, um freiere Bewegung zu haben, noch immer nicht formell ins Leben treten lassen. Ich hatte absichtlich die festgesetzten Mitgliederbeiträge nicht einziehen lassen, da der Winter schon vorgerückt war. Meine Vorträge, auf die es zunächst ankam, hatten als allgemeine vor dem Publicum ihren Fortgang genommen. Diese freiere Thätigkeit stimmte, wie ich schliesslich sah, besser zu den neuen Aufgaben, die mir erwachsen waren. Hiezu kam, dass die Professoren, die Juden und die durch und durch verjudeten Socialdemokraten in ihrem gegen mich dreieinigen Bunde mir auch in versteckter schleicherischer Weise allerlei Hindernisse bereiteten, denen gegenüber ich, wenn ich allein thätig war, in wesentlichen Beziehungen stärker sein musste, als wenn ich auch noch einen Verein gegen die fraglichen Schliche und Beeinträchtigungen zu wahren hatte. In einen solchen Verein, so vorsichtig er auch angelegt sein mochte, liessen sich von der feindlichen Seite immerhin einzelne Elemente einschmuggeln, deren Niederhaltung und Ausmerzung mir hinterher allerlei widerwärtige und aufreibende Arbeit verursachen musste.

Ich nahm daher unter diesen Verhältnissen auch später von der formellen Constituirung einer statutenmässig mit mir vereinigten Gesellschaft Abstand. Auch ohnedies liess sich genug wirken, ja meinerseits in der Hauptsache mehr thun; denn ich ersparte auf diese Weise viele nebensächliche Mühe, welche von einer formellen Vereinshaltung unzertrennlich ist. Diejenigen, welche sich mir ernsthaft angeschlossen hatten, hörten nicht auf, fest an mir zu halten. Auch habe ich es in den nächsten Jahren erprobt, dass die von Zeit zu Zeit unternommenen Vortragscyklen hinreichten, sogar die künstliche Abschliessung von der Universität zu durchbrechen. Es betheiligte sich immer wieder ein ansehnliches Studentenpublicum, trotzdem dass Studirende Angesichts der vielen unentgeltlichen Universitätsvorlesungen nicht gewohnt sind, anderweitig Eintrittspreise zu zahlen. Auch that die Universität Alles, um auch blosse Ankündigungen meiner Vorträge nicht an die Studenten gelangen zu lassen, indem sie ihre Pedelle und ihre Polizei aufpostirte und nicht blos gegen jeden Anschlag einer Anzeige, sondern auch gegen jede Vertheilung von Zetteln in Bewegung setzte, auf denen nichts weiter als die gewöhnliche Zeitungsankündigung meiner Vorträge zu lesen war. Diese kleinen und kleinlichen Mittel wurden von den Professoren Jahr für Jahr fort-

gesetzt; aber mit allen ihren Künsten haben sie die Studentenschaft nicht von mir trennen und von meinen Vorträgen fernhalten können. Allerdings hat es, wie bei der Remotionsaffaire selbst, ausdauernder Gegenanstrengungen bedurft, um die Fahne meiner Sache hochzuhalten und überallhin sichtbar bleiben zu lassen. Der Kampf ist zwar weniger geräuschvoll geworden, aber darum nicht minder nachhaltig, sondern eher noch eindringlicher zu führen gewesen. Die Feinde haben ihre Ränke fortgesetzt, wohlwissend, dass mit meiner Remotion nichts erreicht sei, wenn sie mich nicht auch sonst lahmlegen und an jeder Art von Propaganda meiner Gedanken hindern können. So ist es denn ganz in der Ordnung, ihr Verhalten als einen zusammenhängenden Krieg anzusehen, der in meiner Vertreibung von der Universität nur am sichtbarsten geworden ist, aber übrigens vorher und nachher auf eine dem Publicum weniger in die Augen fallende Weise bestanden hat. Diejenigen Personen, die 1877 oder nachher für die Sache der Wissenschaftsfreiheit in Verbindung mit mir wirkten, haben Gelegenheit gehabt, es zu erfahren, wie es an neuem feindlichen Gegenoperiren nicht fehlte. Ich nenne hier als solche, die im Anschluss an mich bei der Universitätsaffaire die Machinationen der Gegner kennenzulernen Gelegenheit hatten, den damaligen Candidaten der Mathematik Hermann Döll, der sich 1877—78 in Berlin aufhielt und alsdann den damaligen Studirenden der Mathematik Hermann Märtens, der mir bei Gelegenheit der Ueberreichung der ersten Studentenadresse bekannt wurde und dessen scharfen und gesunden Sinn ich auch in seinen Anlagen für Mathematik wahrnahm. Besonders muss ich aber hervorheben, dass mir der Bruder des ersteren, Emil Döll, ein zuverlässiger Beistand geworden. Auch er hatte schon, obwohl bereits vom geschäftlichen Leben sehr beansprucht, an dem erwähnten Comité theilgenommen. Seine allgemeinen und volkswirthschaftlichen Studien hatte er hinter sich und die Universitäten auch von Innen genugsam kennengelernt. In den nächstfolgenden Jahren hat er sich der Sache auf meiner Seite in uneigennütziger Weise mit Hingebung gewidmet und innerhalb einer ausgedehnten Zeit die reichlichste Gelegenheit gehabt, das gegnerische Spiel in den verschiedensten Richtungen zu durchschauen und zu würdigen.

5. So sehr mich das Wirken nach Aussen und die Kämpfe der letzten Zeit auch mit ablenkenden Geschäften in Anspruch genommen hatten, so war doch das stille Fortarbeiten im Forschen und in der Niederschreibung von Werken nicht zurückgeblieben.

Im Gegentheil fiel grade in diese Phase meines Lebens das Reifen verschiedener wissenschaftlicher Unternehmungen. Ich muss jedoch in der Zeit wieder etwas zurückgreifen. Kurz vor der Einleitung des Remotionsverfahrens gegen mich, Anfangs Mai 1877, war eine 2. Auflage vom „Werth des Lebens“ erschienen. Von der 1. Auflage war darin der Grundgedanke und allgemeine Plan, aber sonst so gut wie nichts beibehalten. Ich hatte das Werk völlig neu gearbeitet. Zwischen der ursprünglichen und der neuen Abfassung lag meine ganze Schriftstellerlaufbahn und eine Fülle weiterer Lebenserfahrung. Das neue Werk musste sich als Glied in das Ganze meiner inzwischen erschienenen Schriften einreihen. Es sollte nicht blos seinen Specialgegenstand, in noch markirterer Weise als ursprünglich, behandeln, sondern auch zugleich die populärste Einsicht in alle Hauptpunkte meiner Weltanschauung gewähren. Zu dem Auftreten gegen Blasirtheit und Pessimismus war ich nunmehr vom Leben selbst noch besser ausgerüstet worden. Ich hatte, ungeachtet des vielen Schlimmen, das ich persönlich erduldete, mich in den Gedanken und Gefühlen gegen die Hohlheit lebensfeindlicher und lebensverächterischer Ansichten bestärkt. Ich hatte demgemäss ausser dem allgemeinen auch noch ein besonderes persönliches Recht, für eine gutartige Weltauffassung und gegen diejenigen Vorstellungen einzutreten, in denen menschliche Bosheit und Teufelei ihr eignes Wesen zum Grundcharakter des Weltsystems macht. Ich kann jedoch an dieser Stelle nicht weiter auf das Buch eingehen, um nicht der zusammenhängenden Darstellung meines weltwissenschaftlichen Programms vorzugreifen.

Aus diesem Grunde erwähne ich auch die übrigen schriftstellerischen Arbeiten dieser Jahre, wie dies auch bei den früheren Büchern geschehen ist, gleichsam nur äusserlich erzählend und mit ein paar den Inhalt markirenden Eigenschaften. Das erste und zugleich umfassende neue Werk, welches ich nach meiner Vertreibung von der Universität dem Publicum vorlegte, war die Anfangs 1878 erschienene „Logik und Wissenschaftstheorie“. Ich hatte dieses lange gereifte Werk grade in dem letzten stürmischen Jahre zu Ende gebracht. Es war eines, welches neben meinem „Cursus der Philosophie“ noch fehlte, um das System auch in einer ausführlicheren Gestalt der zugehörigen verbesserten Logik zu zeigen. Ausserdem hatte es die Aufgabe, den Inbegriff der Wissenschaften in seiner Verfassung und Gliederung zu beleuchten, sowie das zu kennzeichnen, was sich als für das Wachsthum des

Wissens förderlich oder hinderlich erwiesen hat. Die Wissenschaftstheorie in dem umfassenden Sinn, in welchem sie hier ausgeführt wurde, war selbst eine zum grössten Theil neue Lehre. In der That nahm auch in meinem Buch die Logik nur den geringern Raum ein. Alle diejenigen, welche sich im eigentlichen Gebiet der Wissenschaft über die gewöhnliche Zusammenhanglosigkeit erheben und sich ein höheres Bewusstsein nicht nur von den Methoden, sondern auch von den Grundlagen und der Beschaffenheit alles gediegenen Wissens erwerben wollen, werden in der neuen Wissenschaftstheorie etwas finden, was über blosses Philosophiren der herkömmlichen Art hinausgelangt ist. Ich erinnere hier wiederum daran, dass ich schon auf dem Titel meiner „Natürlichen Dialektik" die Wissenschaft vor die Philosophie gestellt hatte. Das neue Buch, welches, nebenbei bemerkt, nicht etwa eine Ersetzung der im Buchhandel nicht mehr vorhandenen „Dialektik" sein sollte, hat jene ursprüngliche Rangstellung nicht blos festgehalten, sondern auch entschiedener markirt Jene „Dialektik" gehörte aber, ihres besondern Inhalts wegen, doch noch mehr dem Gebiete der blossen Philosophie an, als das neue Werk. Jene behandelte sozusagen nur die höhere Logik und zwar vorzugsweise diejenigen Seiten derselben, bei welchen die falschen Unendlichkeitsvorstellungen bisher den meisten Trug verursacht hatten. Das neue Buch ist dagegen ein Lehrwerk, welches sich nicht nur über die herkömmlichen Gebiete logischer und zur Seins- und Wissensschematik gehöriger Theorien erstreckt, sondern, wie schon gesagt, viel weiter fortschreitet. So gelangt es sogar zu Lehren, die, wie diejenige von den Vergehen und Verbrechen der Gelehrten in der Wissenschaft, noch von keinem der bisherigen Wissensreformatoren ins Auge gefasst worden sind. Man hat wohl, wie schon im Mittelalter sehr gut der reformatorische Roger Bacon, von einigen Hindernissen des Wissens gehandelt; aber man hat noch nie einen besondern Wissenszweig von der Beschaffenheit der Gelehrten als nothwendigen Bestandtheil einer Wissenschaftstheorie constituirt. Ja überhaupt ist an eine Wissenschaftstheorie in einem so umfassenden Sinne zuvor noch nicht gedacht worden. Sogar die wissenschaftliche Darstellung als solche ist berücksichtigt und die Verbreitungschancen alles Wissens sind aus einem weltgeschichtlichen Gesichtspunkt in Anschlag gebracht worden. Bei dieser Artung hat die „Logik und Wissenschaftstheorie" (auch ohne Rücksicht auf Philosophie und im blossen

Hinblick auf die positiven Wissenschaften eine selbständige Bedeutung. Man könnte die ganze Philosophie (im speciellen Sinne) wegnehmen, und dennoch bliebe ein Kreis von allgemeinem Wissen übrig, welcher alle gediegene positive Wissenschaft (mit den eindringendsten und entlegensten Wahrheiten) vervollständigt und überdies zu einer Einheit zusammenfasst. Hienach giebt es dann nicht mehr blos Wissenschaften in der Mehrheit, sondern wirklich eine Wissenschaft ohne weiteren Zusatz. Im Sprachgebrauch hat man dies allerdings längst vorweggenommen, indem man kurzweg von der Wissenschaft sprach (und damit den Inbegriff aller Wissenschaften und alles Wissens meinte.) Die bestimmte geordnete Gestalt, (in welcher sich dieser Inbegriff denken liesse,) war aber bisher so gut wie ausser Frage geblieben; denn weder die alten Classificationen noch die metaphysischen Elendigkeiten jüngster Zeit konnten hiebei in Anschlag kommen.

Einige Monate nach der „Logik und Wissenschaftstheorie" erschienen im Mai 1878 eine 3. Auflage der „Kritischen Geschichte der Philosophie" und die „Neuen Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie". Wie bei jeder neuen Auflage eines Werks, hatte ich verschiedene Bestandtheile umgearbeitet und überdies besondere Sorgfalt darauf verwendet, dass (nicht blos dem, was unmittelbar die Gegenwart betraf, sondern auch allem Uebrigen) die inzwischen von mir gemachten Wahrnehmungen und Fortschritte zugute kämen. In eben der Schrift, in der ich meine und meines Sohnes Ulrich Neue Grundgesetze zur Physik und Chemie veröffentlichte, hatte ich auch zugleich kurz die Sache Robert Mayers in ihrer durch die wildbader Mittheilungen erweiterten Gestalt zur Sprache zu bringen. Uebrigens veröffentlichte ich die Schrift aber auch mit dem Bewusstsein, dass ich (mit ihrem Inhalt an neuen Auffindungen) auch Unterdrückungsversuchen und Beraubungen zu trotzen haben würde, was in den nächsten Jahren auch richtig eingetroffen ist und worauf ich im nächsten Capitel noch zurückkommen werde. Das Verschweigen war überhaupt eine von den Handwerksgelehrten gegen alle meine Bücher geübte Gewohnheit; aber freilich eine solche, die bei mir nie zum Ziel geführt hatte. Meine Wahrheiten gelangten (trotz der Gegenanstrengungen der professoralen Faiseurs) dennoch zum Publicum und bahnten sich ihren Weg in immer weitere Kreise. Jetzt trat ich (mit der neuen Schrift) als Physiker auf, und zwar unter Vorlegung von Entdeckungen, unter denen ich hier nur das am

kürzesten zu bezeichnende Gesetz meines Sohnes, nämlich das (von Dalton schon am Anfang des Jahrhunderts vergebens gesuchte) Gesetz der correspondirenden Siedetemperaturen erwähne. In meinem mechanischen Werk war der Mathematiker noch mehr als der Physiker in Anspruch genommen worden. Der Weg, den ich jetzt öffentlich betrat, (wenn ich ihn auch für mich schon lange gegangen war,) brachte neue Aufgaben und eine Position mit sich, die seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr eingenommen worden war. Damals kam, (wie namentlich bei Descartes,) die Vereinigung von Fortschritten in der Mathematik (und überhaupt im Exacten) mit philosophischen Systemconceptionen noch vor, (während schon im 18. Jahrhundert die Unfruchtbarkeit der Philosophen in der eigentlichen Wissenschaft eine ausnahmslose Regel blieb, vom 19. garnicht zu reden, in welchem ihnen sogar die blosse Bildung im Exacten gänzlich abhanden kam.)

Die nächste Bucherscheinung berührte wieder das praktische Gebiet; es war dies Anfangs 1879 die 3. Auflage der „Kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus". Auch sie war theilweise umgearbeitet. Für die Gegenwart war viel Material hinzugekommen. Die Kritik der jüdischen Socialdemokratie in Deutschland war ausgiebiger und noch eindringlicher gestaltet als früher. Sie bildet (zu dem, was ich im Laufe der vorliegenden Schrift darüber zu sagen gehabt habe,) eine sachlich und persönlich illustrirende Erläuterung. Die wirklichen Volksbestrebungen der neusten Phase, (wie sie namentlich auf russischem Boden hervortraten,) sind in ihrem Contrast zu dem - jüdisch geschäftlich herabgekommenen - Treiben in Deutschland gekennzeichnet und übrigens (in einer die Verirrungen und das Bessere abwägenden Weise) beurtheilt worden. Was die deutsche Professorenökonomie anbetraf, so konnte ich, (Angesichts ihrer sachlichen Bedeutungslosigkeit an sich selbst,) diesmal kürzer sein und hatte nur auf das Cartell zwischen ihr und der jüdisch marxistischen Socialdemokratie hinzuweisen, welches (neben dem Coquettiren und gegenseitigen Lobhudeln zwischen den beiden socialreactionären Sippen, -den Katheder- oder vielmehr Polizeisocialisten einerseits und den Zukunftspolizisten des jüdisch communistelnden Jubeljahrs andererseits,-) immer sichtbarer geworden und besonders auch in der Cooperation gegen mich in Ausführung gekommen war.

Im October 1879 erschien mein Buch „Robert Mayer der Galilei des 19. Jahrhunderts" und zündete sehr rasch ein förmliches

Feuer an. Es war ein Schlag, den die Gewerbsgelehrten und alle sonstigen Widersacher echter Wissenschaft und Gesinnung als vernichtend empfanden und bei dem sie schon an die Sturmglocke einer in Thaten rührigen Zukunft vorausgemahnt wurden. Es war ein Denkmal für den gemisshandelten Forscher und für die Gelehrtenschande seines Jahrhunderts. Es war aber auch zugleich ein rein menschliches und positives Programm für bessere Zustände der sich wissenschaftlich nennenden und doch nur verlehrt tastenden, ebenso urtheilslosen als boshaften Gesellschaft der Gelehrten. Ich kann jedoch hier die Wirkungen dieses Buchs nur im Vorbeigehen berühren und muss zunächst meine Darstellung mit persönlichen Zwischenfällen vervollständigen, die auch nach anderer Richtung auf meine Kämpfe ein neues Licht warfen. Ebenso kann ich die Beleuchtung von ein paar andern Schriften, die in den folgenden Jahren erschienen, erst nach der Vorführung der fraglichen Zwischenthatsachen vornehmen.

6. Seit der Remotionszeit hatten die Verfolgungen und Verleumdungen seitens der Professoren mit Hülfe der Juden und verjudeten Socialdemokraten ihren Fortgang genommen. Man hatte mir überall nach Kräften Hindernisse bereitet, um mir das öffentliche Auftreten, sei es in Vorträgen oder Büchern, zu erschweren. In einzelnen Richtungen hatte man sich sogar daran gemacht, auf Verlagsbuchhändler einen Druck auszuüben, um solche Bücher, wie über Robert Mayer, im Keime zu ersticken. Derartige Ränke schadeten mir; aber sie hielten meine Unternehmungen nicht auf, für die ich andere Wege fand, sobald sich die bisherigen durch den Einfluss meiner Widersacher verschlossen. Ueber meine Sache und Person falsche Nachrichten zu verbreiten, war leichter, seit ich dem studentischen Publicum nicht mehr täglich gegenüberstand. Während meiner Anwesenheit auf der Universität war es eine reine Unmöglichkeit, mich in dem Maasse zu verleumden wie später; denn man konnte mich sehen und hören und sich täglich von meinem ruhigen und überlegten Auftreten sowie von meinem in jeder Beziehung gesunden und maassvollen Verhalten überzeugen. Die Giftspritzungen von falschen Unterstellungen, wie Krankhaftigkeit, zerrüttetes Nervensystem, Grössenwahn, Verbitterung, krüppelhafte Bosheit, Thersitesnatur, Unverträglichkeit, geistiger Tod, Verlassenheit von Anhängern und Derartiges mehr, konnten nur mit Erfolg spedirt werden und auf das Publicum wirken, als ich mich nur noch selten zeigte, also nur noch ein

paar Mal im Jahr vor das Publicum trat. Andernfalls wären derartige Insinuationen sofort durch die That Lügen gestraft worden. Mein persönlicher Verkehr mit den Studirenden hatte früher auch schon äusserlich und dauernd für die sofortige Widerlegung der gröbsten Verleumdungsränke zu sorgen vermocht.

Was möglich war, als man mich weniger sah, dafür mögen die folgenden Geschichten vom Sommer und Herbst 1879 ein paar Pröbchen liefern. Der amerikanische Congressabgeordnete Kelley war im Sommer 1879 hier in Berlin und wollte auch mich besuchen. Ein sogenannter Freund, der sich auch für den meinigen ausgab und ihn hier vorher sprach, regalirte ihn aber bezüglich meiner sofort mit der Erfindung, mein Nervensystem sei zerrüttet und ich hätte mich nach München in die Dunkelheit zurückgezogen. Als Herr Kelley nun gegen den betreffenden Herrn die Absicht aussprach, mich auf seiner weiteren Reise durch Deutschland in München aufsuchen zu wollen, erhielt er zur Antwort, ich empfinge sogar meine alten Freunde nicht, so dass ein solcher Versuch aussichtslos wäre. Auf diese Weise wurde der Amerikaner von mir ferngehalten und über mich vollständig mystificirt. Natürlich versäumte der fragliche Freund auch nicht, ihm das Professorenecho über mich beizubringen, namentlich das für das unkundigere Ausland bestimmte, ich sei wegen Unverträglichkeit von der Universität entfernt worden, glaubte aber selbst es meiner Ansichten wegen zu sein. Dies war nun wiederum eine doppelte Unwahrheit; denn bei dem Mangel jeglichen Verkehrs mit den Professoren war gar keine Gelegenheit weder zur Verträglichkeit noch zur Unverträglichkeit, und 14 Jahre Docentenschaft hatten das bewiesen. Doch ist es widerwärtig, noch genauer auf diese Mystification einzugehen, welcher der erwähnte Amerikaner anheimfiel. In der Philadelphia Times berichtete er ahnungslos und mit der offenbaren Absicht, das Beste über mich zu schreiben, die ihm aufgebundenen Lügen als Wahrheiten. Eine Uebersetzung seines Briefs, die mit einigen Weglassungen auch in ein kölnisches Blatt, den „Allgemeinen Anzeiger für Rheinland und Westphalen“ vom 26. August übergegangen war, kam mir zuerst in die Hände, und ich dementirte energisch im deutschen wie im amerikanischen Blatt (3. September und 1. October) die ganze Münchhausiade nebst Zubehör, für deren Verbreitung Herr Kelley das unabsichtliche Werkzeug geworden war. Ich gab dem Ausdruck, was ich auch schon hier angeführt habe. Ich war den

fraglichen Sommer nicht einmal von Berlin verreist gewesen, hatte die alte Mönchestadt München nie auch nur besucht, war thätiger und rüstiger als früher und sicherlich in der Dunkelheit nicht mehr als je in meinem Leben. Ich war auf der Bresche in Berlin geblieben, und eben dieselbe Person, welche Herrn Kelley mit dem Märchen, ich wohnte in München und sei überhaupt unzugänglich, von mir ferngehalten hatte, war noch im Winter zuvor in meinen berliner Vorträgen gesehen worden und wusste recht wohl, dass meine Nerven für meine Feinde noch immer viel zu stark waren. Ich erklärte denn auch, dass ich nicht der Mode huldigte, an den Nerven zu leiden. Man hätte mich so gut wie todtgesagt, aber ich könnte noch nicht dienen; die Feinde müssten sich noch etwas gedulden.

Ausser in den erwähnten Blättern erschien im Laufe des Jahres der fragliche Brief des Herrn Kelley und der meinige auch noch in einer besondern Broschüre des ersteren über seine Reise (Letters from Europe, Philadelphia 1879). Indessen ist meine Erklärung, ich wäre rühriger als je und könnte mit meinem Tode noch nicht dienen, nur der Vorbote gewesen, meinen Feinden und den Zeitungen in etwas grösserem Maassstabe eine Gelegenheit zu verschaffen, sich in edler Freude über meinen eigentlichen Tod und in nekroverlogenen Nachreden nach Herzenslust zu ergehen und so ihre Unwissenheit über mich und ihre Böswilligkeit gegen mich vor dem Publicum zur Schau zu stellen. In der berliner Nationalzeitung, einem echten Juden- und Professorenblatt, erschien in der Morgennummer vom 23. October 1879 ein entsprechend echter und ernsthafter Nekrolog, welcher meinen Tod meldete und eine mit Verleumdungen und Verdrehungen versetzte Lebensbeschreibung brachte. In derselben Nummer befand sich nämlich unter den Inseraten auch eine Anzeige, derzufolge ich auf einer Fahrt nach Köln eben am Herzschlage verstorben wäre. Wer grade diesem Blatt so etwas zukommen liess, that es unzweifelhaft in der Absicht, ihm dafür, dass es sich unter den übrigen gegen mich mit Beschimpfungen und Unwahrheiten besonders ausgezeichnet hatte, auch besonders zu lohnen. Sicherlich wollte er es in dem sonst ungestörten Handwerk gegen mich einmal, familiär geredet, April schicken, damit es vor dem Publicum bezüglich meiner gründlich hineingeriethe. Letzteres ist in der That noch gründlicher geschehen, als man hätte erwarten sollen. Offenbar hatte sich die Redaction beeilt, jene Anzeige, noch ehe sie erschien,

zu plagiiren, um nur mit der angenehmen Botschaft und dem meinen Feinden wohlthuenden Nekrolog die erste zu sein und den Todtentanz maassgebend für die übrige Presse zu eröffnen. Die Presse mit ihrer Judenhaftigkeit that nun in angestammter Unwissenheit und Gemeinheit auch ihre charakteristische Schuldigkeit. Sie tanzte nach. In den meisten grössern Blättern erschienen Nekrologe über mich und athmeten Unwahrheiten und Verdrehungen. Bei den berliner Freunden dauerte die Freude über mein Ableben richtig bis zum zehnten Tag. Anderwärts und im Auslande noch etwas länger. Ein ehrlicher Mann, der sich noch in reiferem Alter an meinen Schriften weitergebildet, Herr A. Ensz in Genf, der ausser dem allgemeinen auch das Treiben der schweizerischen Zeitungen gegen mich beobachtet hatte, sprach es in einem dortigen Blatt in seiner original drastischen Weise rundweg aus, dass man aus den Zeitungen überall die unverholene Freude über meinen Tod und bei der Nachricht von meinem Leben das Leider herausgehört habe. Auch machte er richtig bemerklich, wie Zunft und Race, also Professoren und Juden, in ihrem Jubel und in ihrem Leid sich gegen mich losgelassen hätten. Ebenso machte er auf ein Pröbchen aufmerksam, in welchem sich der marxistische oder vielmehr bestialische Hass einer sogenannten Socialdemokratie in der züricher „Tagwacht" über meinen Tod seitens des Redacteurs in den Worten verlautbart hatte, ich hätte nun mein „in jeder Beziehung unerträgliches Dasein beendet." Freilich war es unerträglich für dieses Wechselbalg erheuchelter Socialdemokratie, die in Wahrheit nichts weiter als ein auf Ausbeutung und Betrug des Volkes angelegtes Judengeschäft der marxistischen Sippe war und ist. Ich war ihr allerdings sehr hinderlich und sie besorgte von mir noch mehr vernichtende Kritik, als ich in meiner Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus und in meinen Vorträgen bereits geübt hatte. Bei der heuchlerischen Natur dieser Leute war es daher auch kein Widerspruch, dass die in Berlin zurückgelassene Halbwelt der Socialdemokratie im Glauben an meinen Tod schon an die Vorbereitungen gegangen war, für mich eine öffentliche Todtenfeier zu veranstalten und den widerstandslosen Leichnam dessen, der die sogenannte Socialdemokratie im Leben nicht hatte mit sich schalten lassen, für das Geschäft zu annectiren und den Namen des Todten zu missbrauchen, da der Name des Lebenden sich gegen die Unehre der Benutzung zu wahren gewusst hatte. Schon seit Jahren hatten die Edlen auf meinen Tod gewartet, um

dann meine Schriften (gegen die Absicht des Verfassers) durch falsche Unterstellungen missbrauchen und mit einem anständigen Namen für ihre unanständige Sache Geschäfte machen zu können.

7. Man war so fest in dem Glauben an meinen Tod (durch Herzschlag,) dass die betreffende socialdemokratische Halbwelt (im Verein mit Juden und Judengenossen) in Berlin schon Sitzungen hielt, um meinen Kindern einen Vormund setzen zu lassen, in der offenbaren Absicht, meiner Frau womöglich die Geschäfte aus den Händen zu winden und sich so indirect der Verfügung über meine Werke, Verlagsverhältnisse, Manuscripte und Papiere zu bemächtigen. Solche Sitzungen fanden beispielsweise bei einem freigemeindlichen Prediger Namens Schäfer statt, und dieser Herr, (den ich mir schon seit Jahren aus guten Gründen ferngehalten hatte,) gestattete sich, mehrmals an die Thür meiner Wohnung zu kommen, um meine Frau zu sprechen, die ihn natürlich abweisen liess. Die schlechten Motive dieser Sippe und ihrer Affiliirten waren sehr verschieden; wenn aber darunter auch Leute waren, die gedachten, neue Auflagen meiner Bücher in ihrem Sinne zu besorgen und natürlich auch zu verschneiden, so bemerke ich (im Hinblick auf den etwaigen Versuch einer ähnlichen Aufführung jenes Stückes bei meinem wirklichen Tode,) dass meine Schriften so bleiben können und müssen wie sie sind und dass meine Frau und mein Sohn Ulrich nicht nur zulänglich genug, sondern auch am besten im Stande sind, alle erforderlichen Herausgaben von bereits Gedrucktem oder noch Ungedrucktem selbst zu besorgen.

Wie hartnäckig aber jene Sippe an der eingebildeten Beute festzuhalten versuchte, zeigte sich, als von meinem lebendigen Dasein schon Einiges verlautete. Auch da konnte die Sippe von ihrem frohen Glauben nicht lassen, ich müsste doch wenigstens zu drei Vierteln todt, (also mindestens vom Schlage getroffen und womöglich verrückt geworden sein) und meine Familie wolle dies verheimlichen. Von jener Sippe kommend stellte sich eine Frauensperson ein, die vor Jahren bei uns gelegentlich verkehrt hatte, wenn sie für Andere bei uns etwas auszukundschaften beauftragt gewesen war. Wir hatten sie aber schon seit Jahren ganz ferngehalten und auch längst ihre Briefe unbeantwortet gelassen. Sie begehrte nun Einlass zu meiner Frau, und als ihr gesagt wurde, dass diese nicht zu sprechen sei, lärmte besagte Frauensperson, (ein Stückchen Androgyne,) an meiner Wohnungsthür und wollte

durchaus die Einlassung forciren. Wir hatten dies etwa eine halbe Stunde gehen lassen, als ich ihr sagen liess, ich würde sie zum Beweis meines Daseins selbst die Treppe hinunterexpediren, wenn sie sich nicht davonmache. Sie sträubte sich noch, skandalirte an meiner Wohnungsklingel und schwatzte von der Anzahl Herren bei Herrn Schäfer, von denen sie käme. Als meine Frau schliesslich dazu gekommen war und ihr durch die Thür gesagt hatte, ich sei vollkommen gesund, wollte sie es noch immer nicht glauben, lärmte weiter, raisonnirte, dass meine Söhne einen Vormund haben müssten und dass die Herren auch schon dabei wären, für alles dies zu sorgen. Da ich ihr unter diesen Umständen nicht den Gefallen thun wollte, ihr die angekündigte leibhafte Execution angedeihen zu lassen, so musste meine Frau sich ihrer mit gebührenden Worten, die nun Angesichts herbeigekommener Hausbewohner ihre Wirkung thaten, erwehren und sie so endlich zum Verschwinden nöthigen.

Ein anderer Vorfall hatte sich gleich in den ersten Tagen nach meinem Zeitungstode ereignet. Von Leipzig aus kam express ein Sendling, der, in dem festen Glauben, meine Frau sei mit meinem Leichnam noch auf dem Hertransport von Köln, an der Thür meiner Wohnung in später Abendstunde Einschüchterungs- und Gewaltversuche machte, um meine Söhne zum Oeffnen zu vermögen. Diese hielten jedoch Stand, obwohl sich der Betreffende fälschlich den Namen eines intimen leipziger Bekannten von mir zuerst beigelegt und dann, als er entlarvt war, sich mit intimen Angaben als von ihm kommend legitimirt hatte. Hätten meine Söhne eine Waffe zur Hand gehabt, so würden sie den Menschen jedenfalls nicht ohne Beibringung eines Zeichens verscheucht haben. So mussten sie sich, da er am Schlüsselloch manipulirte, auf Schelten und Hülferufen verlegen, worauf er denn auch schliesslich sich davonmachte. Mir wurde nachher für diese Sendlingsperson seitens jenes intimen Bekannten ein Name angegeben und erhielt ich unter diesem Namen auch Briefe, die das Vorgefallene beschönigen sollten, mir aber den wirklichen Sachverhalt nur bestätigten. Dem intimen Bekannten habe ich, ehe ich ihn endgültig als demaskirt ansah, eine längere Zeit Gelegenheit gegeben, mir wegen seiner Betheiligung an der Sache Rechtfertigungen vorzubringen; er hat aber weder schriftlich noch mündlich irgend etwas anzuführen vermocht, was den Sinn des Geschehenen abänderte. Die ganze Expedition jenes jungen Menschen, der zufolge den Aeusserungen an meiner Thür fest an meinen Tod glaubte und keine Ahnung

davon hatte, dass ich noch dasein könnte, hatte keinen Sinn, wenn sie nicht, nach Art einer lassalschen Cassettenunternehmung, meinen Papieren und Manuscripten galt. Ich machte auf diese Weise Erfahrungen so intimer und werthvoller Art, dass ich trotz der Unannehmlichkeiten und Aufregungen lieber von meiner wenigen Habe einen ansehnlichen Theil verloren, als auf solche Lehren verzichtet haben möchte. Uebrigens sah auch das Publicum, wie schön die Presse über mich unterrichtet war, und es konnte daraus seine Schlüsse machen über andere Dinge, welche die Zeitungen über meine Angelegenheiten in die Welt gesetzt hatten und künftig setzen würden. Dem Nekrolügen gegenüber, durch welches die ärgsten und gemeinsten Entstellungen meines Schicksals colportirt wurden, hatte ich voll Verachtung geschwiegen und nur der Umstand, dass Robert Mayer, über den das Buch von mir grade erschienen war, in das Spiel kam, veranlasste mich, einen Angreifer abzuthun, der in der Augsb. Allg. Zeitung vom 5. November 1879 mit Falstaffmuth über mein Buch und mich zur Herabwürdigung Mayers seine Leichnamsstiche geführt hatte. Der Leichenduft der Zeitungen über mich hatte diesen Tübinger Professorritter hervorgelockt. Er dachte, ich wäre ein todter Percy, dem man ungestraft in das Bein stechen könne. Der neue tapfere Shakespeareritter, dem jedoch das Mässchen Witz seines Vorgängers abging, war ein Herr Rümelin, der in meiner Mayerschrift näher gekennzeichnet ist. Sein von geflissentlichen Unwahrheiten und Injurien strotzender Artikel in dem erwähnten Zeitungsblatt veranlasste mich dort in der Nummer vom 14. November zu einer Abfertigung, auf die der bisher Lebende gegen den bis dahin Todten weiter kein Lebenszeichen von sich zu geben vermocht hat. Statt Robert Mayer, der leider nicht von den Todten aufstehen konnte, stand ich auf und hielt über seine und meine Feinde Gericht.

Unter den vielen Nekrologen, in denen über mich uncontrolirte Zungen sich ergangen hatten, befand sich auch einer, der unter der Etiquette der Bemitleidung und einer Nüance von Achtungsschein durch die Einmischung von ein paar Körnchen Wahrheit, wenn auch schief gerathener Wahrheit, in eine Masse von Unwahrheiten das Publicum besonders täuschen konnte. Er erschien in einem berliner Blatt, welches seit seiner Begründung gegen mich und Robert Mayer den Professoren beschimpfende und verleumderische Dienste geleistet hat und darin auch später fortgefahren ist, nämlich in dem schon früher erwähnten Deutschen

Montagsblatt, welches aber bei Vielen mit Recht kurzweg das Judenblatt heisst.) Nach Gewohnheit der Juden, mit falschen Trugnamen zu unterschreiben, erschien denn auch der (diesmal in die Nebel von etwas Wohlwollen eingehüllte) Artikel vom 27. October 1879 unter dem Trugnamen Emil Waldow. Dahinter versteckte sich eine mir früher bekannte Dame jüdischen Stammes, die Frau des Redacteurs eines berliner Witzblattes. Frau Hedwig Dohm, (so hiess diese Dame,) gestattete sich hier verschiedene Erdichtungen, (ungerechnet diejenigen Unwahrheiten und Schiefheiten, die von einer beengten und irrigen Auffassung herrührten.) Völlig falsche Angaben über mein inneres und äusseres Leben wurden (mit dem Schein intimer Kenntniss) decorirt und sorgfältig die Feindschaft verhehlt, in welcher die Betreffende sich (schon seit Jahren) zu mir befand, (namentlich in Folge einer Stelle über die Juden in meinem Cursus der Philosophie von 1875.) Wie sie selbst im Aeusserlichen unvortheilhafte Unrichtigkeiten einmischte, beweist, dass sie auch die Luft in meiner Wohnung als übel rügte. Doch habe ich immer nicht blos auf geistige, sondern auch auf atmosphärische Lüftung streng gehalten (und wüsste daher nicht, was, als die Dame bei mir war, die Luft alterirt haben sollte, wenn nicht etwa der jüdische Parfüm der Dame selbst.) Doch genug von solchem Duft und namentlich von dem Leichenduft, den die Zeitungen über mich ausgehaucht hatten und von den widerlichen Odeurs, die sie in ihrer Enttäuschung ausdünsteten, als sie mich noch am Leben und am Werke fanden.

Abgesehen von dem erwähnten augsburger Artikel dementirte ich erst Ende November durch die That, indem ich in Berlin einige öffentliche Vorträge hielt. Hiedurch erst wurden die böswilligen Unterstellungen aller Art, (die nach der Enttäuschung in den Zeitungen ausgespielt waren, nämlich die Andichtungen von Schlaganfall, Geisteskrankheit u. dgl.) gründlich widerlegt, (versteht sich, soweit es sich um das Urtheil meiner Zuhörer handelte.) Ich will nicht unerwähnt lassen, dass der letzte Vortrag die Entstehung der Judenfrage in Europa zum Gegenstande hatte. Er zündete entschieden; denn es war zum ersten Mal, dass die Judenrace (vom freisinnigsten Standpunkt, der in Religion und Politik möglich ist,) (in Berlin, ihrem Hauptquartier,) durchschlagend kritisirt wurde. Ihre feile Verhandlung der Freiheiten der Nation (in allen Richtungen) war die Hauptanklage, und die zugehörige Demoralisation der Gebildeten durch die Judenpresse sei eine Mahnung, vor Allem

die Entjudung der Presse und Literatur in Angriff zu nehmen. (Jedoch brauche ich hier über meine Kritik der Race und der zugehörigen schlechten Racenmoral nichts weiter zu sagen, da die Judenfrage von mir später in einer besondern Schrift als weltgeschichtliche Racen- und Culturfrage behandelt ist und überdies meine wissenschaftlichen Schriften von Anfang meiner Laufbahn an die Unfähigkeit der Juden zur Wissenschaft und zur Gerechtigkeit beleuchtet haben.) Jedoch sei ausdrücklich wieder an das gegen mich geübte Zusammenwirken der drei Feindesgruppen, nämlich der Professoren, der Juden und der verjudeten Socialdemokraten Deutschlands erinnert.

Sicherlich war es keine Annehmlichkeit, die Beschimpfungen und Verleumdungen, (auf die ich nach dem Tode erst recht gefasst war,) zu erleben, und zwar sie sich in recht schlangenhafter und bestialischer Weise produciren zu sehen. Auch habe ich in privaten Beziehungen womöglich noch Schlimmeres zu wissen bekommen. Da ich aber alles dies mir zum Besten zu wenden gesucht habe, (indem ich den Eindruck dieser (noch über meine sonstige Feindesveranschlagung hinausgegangenen) menschlichen Verworfenheiten in eine heilsame Vervollständigung meiner Kenntnisse und Lehren ausschlagen liess,) so kann ich für diesen Tod im Leben nur dankbar sein. Ja ich möchte mich speciell demjenigen verbunden erklären, der es den Zeitungen und meinen Feinden einmal gründlich angerührt (und sie veranlasst hat, ihre aus Lügen gebackenen Leichenkuchen für mich zum Besten zu geben.) Der Leichenschmaus, den die erwähnte schöne Dreieinigkeit von Professoren, Juden und Socialjudodemokraten öffentlich in der Presse veranstaltete, (dieses theils schlecht theils gar nicht verhehlte Zeitungsjubiliren) hat sich in argen Jammer verkehrt; denn der Hohn gegen das Schlechte und ein Lebender (mit noch einigen Kräften) für das Gute sind übriggeblieben, und ich konnte mein Haus, (sowohl mein privates als mein öffentlich wissenschaftliches,) nunmehr besser bestellen.

8. Zunächst räumte ich mit den demaskirten sogenannten Freunden gründlich auf. Um auch nicht den leisesten Schatten der Ungerechtigkeit (oder, besser gesagt, Voreiligkeit) möglich zu machen, verabschiedete ich nicht sofort Alle, die sich compromittirt hatten, sondern gab Einigen noch circa ein Jahr Gelegenheit, sich weiter zu zeigen. So bestätigte sich mir ihr Charakter auch durch meine nachträglichen Beobachtungen, und ich konnte

nun mit dem besten Gewissen und nach der ruhigsten Ueberlegung ihnen die Thür schliessen. Von jeher war ich mit angeblichen Anhängern und sogenannten Freunden äusserst vorsichtig gewesen und habe sie nie einen ernsthaften Einblick in meine wissenschaftlichen und privaten Angelegenheiten gewinnen lassen. An dauerhaft als treu erprobten Personen, die mir mit aufrichtiger Gesinnung für meine Sache nähergetreten sind, haben sich bisher nur ein paar bewährt; wer mir ausser meiner Familie am nächsten gestanden, davon hat meine private Handlungsweise privates Zeugniss gegeben. Es würde aber zu weit führen, hier auf solche vereinzelte Vertrauensbekundungen gegenüber einem Andern näher einzugehen.

Einige private Vorkehrungen auf den Fall keines blossen Zeitungstodes gehören nicht hieher. Wohl aber muss ich erwähnen, dass ich nunmehr die Sache, deren Träger meine Werke sein müssen, noch besser gegen die feige Niedertracht mich überlebender Feinde und Verleumder zu sichern vermochte. Die widerwärtigste Spielart unter diesen feindlichen Elementen bildeten diejenigen Personen, die sich dem Publicum als meine Freunde vorstellten. In dieser Beziehung ist es vorgekommen, dass Leute, die einmal am dritten Ort, z. B. auf dem Sprechzimmer der berliner Universität, mit mir hinterhaltig anzuknüpfen versucht hatten, es mit jüdischer Dreistigkeit und Unwahrheit fertigbrachten, in jüdischen Zeitschriften gegen mich Aufsätze zu schreiben, die ausser den übrigen geflissentlichen Thatsachenfälschungen auch noch die aus der Luft gegriffene Behauptung enthielten, sich persönlich gegen mich als Freunde benommen zu haben. In einem solcher Fälle war das Sachverhältniss ein recht handgreifliches. Ein blonder evangelischer Jude, ein philosophastrischer berliner Privatdocent Namens Bona Meyer, später Professor in Bonn, hatte einmal die Zudringlichkeit gehabt, trotz seines mir bekannten armseligen Neides und entsprechender Intriguen gegen mich, zu versuchen, ob er mit mir nicht eine nähere Bekanntschaft anknüpfen könnte. Ich hatte die deutsche Langmuth gehabt, ihn einen Augenblick anzuhören und ihm durch nichts weiter als durch völlig kühle, zugeknöpfte Haltung höflich anzudeuten, dass seine Unternehmung bei mir keine Aussichten habe. So war ich ihn gleich von vornherein für immer losgeworden, was ich mir einem Juden gegenüber einigermaassen anrechnen muss; denn auf gewöhnliche Abweisungen kommt die fragliche Race noch einige Male wieder. Dieses

Exemplar aber kam wirklich erst nach circa ein Dutzend Jahren, nämlich 1880 in einer in Berlin erscheinenden Judenzeitschrift, die sich Nord und Süd betitelte, wieder, um, wie mir zuverlässig berichtet ist, dem Publicum die pursten Erdichtungen über ein Freundschaftsverhältniss zu mir und über zugehörige Freundschaftsdienste zu serviren. Als ich hievon hörte, stieg in mir sofort der Gedanke auf, es werde schliesslich noch dahin kommen, dass es Jemand für einen zureichenden Grund nehme, sich vor dem Publicum als Freund aufzuspielen, wenn ihm kein weiterer Verkehr zu Theil geworden, als einmal sozusagen angespieen zu werden. In der That sind mir auch sonst, was Aufdringlichkeit, Dreistigkeit und Heuchelei anbetrifft, die speichelerregendsten Fälle vorgekommen, und es hat bisweilen ein wiederholtes aber blosses Bedeuten nicht im Mindesten angeschlagen. Manche Personen versuchten mich mit Aufdringlichkeit förmlich zu forciren, um mit mir in Beziehung zu kommen oder zu bleiben, so dass ich mich mehrfach nur durch andauernde Zurückweisungen solcher unliebsamen angeblichen Freunde und thatsächlichen Spione erwehren konnte. Mit Intriganten und Solchen, die als Zwischenträger ein doppeltes Spiel versuchten, machte ich ebenso wie mit rein gegnerischen Spionen stets kurzen Process, sobald ich sie ertappt und durchschaut hatte. Namentlich waren meine Bücherangelegenheiten Gegenstand der Spionage und des doppelten Spiels, wobei mannichfaltige Interessen bezüglich meiner Productionen sich gegen mich mischten und öfter seltsam vereinigten.

In letzterer Beziehung will ich doch den bezeichnenden Umstand nicht übergehen, dass die Ränke der feindlichen Elemente in Verbindung mit vorgeblichen Freunden es 1879 schon dahin gebracht hatten, dass verschiedene Verlagsbuchhändler von mir nur noch mathematische und physikalische Schriften, diese aber mit einer auffallenden, mich fast verfolgenden Beflissenheit in Verlag haben wollten. Ausser deren eignen Briefen erhielt ich noch allerlei andere Zuschriften von Orten des In- und Auslandes, die mich nach derselben Richtung hin, unter dem Scheine der Aufmunterung, verleiten sollten. Namentlich wünschten die Juden, dass ich mich in Mathematik und Physik vergrübe. Ja es gewann öfter den Anschein, als wenn die ganze Alliance israelite daran ein Interesse nähme. Die Professoren waren in diesem Punkt weniger im Spiel; auch waren sie auf die Verlagsbuchhändler nicht von gleich grossem Einfluss wie das Judeninteresse. Nur hatten sie

durch Judenbeihülfe den vergeblichen Versuch gemacht, das Erscheinen meines Buchs über Robert Mayer zu hintertreiben. Namentlich war die Rücksicht auf die judengenössischen Professoren (und insbesondere in diesem Falle auf Herrn Helmholtz) verlegerischerseits dabei im Spiele gewesen, und wurde dieser Grund nicht einmal verhehlt. Ich hatte jedoch andere Anträge seit längerer Zeit und schon längst einen hinreichenden Ruf als Schriftsteller, um (selbst bei den schwierigsten Unternehmungen) um Verleger nicht in Verlegenheit zu kommen. Waren doch meine Bücher von Anfang an Thaten gewesen, die ich gegen den Willen der herrschenden Gelehrtenkreise vollbracht hatte. Jedes Erscheinen eines Buchs von mir war (für sich selbst) ein Durchbruch gegen hemmenden Druck, (der mit äussern und schlechten Mitteln operirte und, namentlich durch Einschüchterung oder Gegeninteressirung der Verleger, es von vornherein zu ersticken suchte.) Die freie Concurrenz, (die immer besser ist als die geknebelte,) hat mir geholfen, und ich werde diese volkswirthschaftliche Wahrheit nie geringschätzen. Ich hatte in dieser Beziehung eine doppelte Aufgabe und daher auch die Gegenmachinationen der feindlichen Elemente doppelt zu veranschlagen. Meine Bücher mussten sich nicht nur im Geldpunkt selber halten, sondern auch mich erhalten. Ich konnte also keine Verleger brauchen, die nicht die (nach Maassgabe der Anzahl der Auflage) möglichen Honorare zahlten. Aber auch auf diesem Felde habe ich mich völlig unabhängig erhalten. Sowenig ich mich hatte in die verjudete Socialdemokratie drängen oder an eine kleine Universität relegiren lassen, ebensowenig liess ich mich nach Seite der Mathematik und Naturwissenschaft von meinem sonstigen Plan ablenken. Grade im Gegentheil verschob ich, als ich die dahin abzielenden Machinationen bemerkte, die Herausgabe meiner weiteren mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten gegen meine eigne erste Absicht.

Vor Erwähnung der neuen Schriften ist noch eine anderartige Thatsache anzuführen. Im Herbst 1879 war zu Philadelphia (in den achtziger Lebensjahren) Carey gestorben, (dem ich, wie früher erwähnt, erst zu voller wissenschaftlicher Anerkennung verholfen hatte.) Er hatte seine Frau lange überlebt, war ohne Kinder und sehr reich. Ein paar Wochen vor seinem Tode hatte er ein Testament errichtet und in diesem durch eine Reihe von Vermächtnissen über sein Vermögen verfügt. Hiebei war auch mir etwas, (nämlich der Verkaufserlös von Obligationen einer pensyl-

vanischen Kohlengesellschaft vermacht, der sich, nach dem thatsächlichen Verkauf im Jahre 1881 und nach Abzug der Erbschaftssteuer, auf circa 1500 Dollar stellte. Für meine Verhältnisse war dieses Legat, welches mir, wie man sieht, jährlich etwa 60 Dollar Zinsen verschaffte, immerhin eine schätzbare Beihülfe zur Existenz.

November 1880 und Februar 1881 erschienen von mir (beziehungsweise) ein kleines Werkchen über die Judenfrage und dazu gehörig eine kleinere Schrift gegen „die Ueberschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden". Auch der Titel der ersteren Schrift war bezeichnend. Er lautete: „Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort". Zum ersten Mal wurde hier die Frage rein vom Standpunkt der Race (und nicht mehr blos als Frage, sondern mit der völligen Entschiedenheit einer unfraglichen Antwort) behandelt. Völlig neue Gesichtspunkte sowohl für die theoretische Auffassung des Judenwesens als auch für die praktischen Maassregeln wurden darin angegeben, und ich unterschied sorgfältig zwischen dem, was zur Einschränkung der Judenrace seitens der modernen Völker und insbesondere seitens der Deutschen sofort und was erst später geschehen könne. Durch das Princip der Behandlung der Juden in speciellen, (nicht für andere Stämme gültigen) Gesetzen machte ich die allgemeine Freiheit mit den nothwendigen Judeneinschränkungen vereinbar. Die Schrift war im Wesentlichen schon 1879 und zwar vor der Todesaffaire fertig. Auch hatte ich sogenannten Freunden davon ebenso Mittheilung gemacht, wie von einigen näheren Umständen bezüglich einer angekündigten Schrift: „Ueber neue Grundmittel und Erfindungen zur mathematischen Analysis und Functionenrechnung". Bis zu den Erfahrungen durch die Todesaffaire hatte ich in solchen Dingen noch nicht das äusserste Maass von Vorsicht beobachtet. Ein paar Personen konnten damals noch wissen, was bei mir im Pulte lag. Erst seit den oben geschilderten Versuchen zum gewaltsamen Eindringen in meine Wohnung habe ich absolute Zurückhaltung beobachtet. Nur leider war schon damals (durch die sogenannten Freunde d. h. durch die Spione,) den feindlichen Elementen, (also den Professoren, den Juden und verjudeten Socialdemokraten,) bekannt, dass das Buch, welches der Leser jetzt vor sich hat, zu einem Theil ebenfalls im Pulte lag. Indessen würde ich hier zu umständlich werden müssen, um auch noch nachzuweisen, dass auch die Manuscripte (ausser der Judenschrift) nebst Briefen und wichtigen Geschäftsurkunden

hinreichende Anziehungskraft für eine Aneignungsexpedition nach meiner Wohnung gehabt haben.

Ich liess die Judenschrift absichtlich erst später erscheinen, um noch vorher über den Gegenstand Vorträge zu halten. Der eine derselben im Spätjahr 1879 ist bereits erwähnt. Er wurde die Veranlassung, dass ich auch schliesslich noch zu einer besondern Schrift über Lessing gelangte. Eine solche wäre mir sonst nie in den Sinn gekommen; denn ich hatte von Jugend auf die lessingschen Schriften nicht zu achten vermocht und es war mir bis Herbst 1880 noch keineswegs wahrscheinlich, dass ich einem Lessing die Aufmerksamkeit einer besondern, wenn auch nur kleinen Schrift widmen würde. In der That ist auch nicht der Werth oder vielmehr Unwerth des fraglichen Theaterliteraten, sondern die Bekümmerung um die ungeheuerliche Täuschung, der die Nation bezüglich desselben durch die Juden und auch schon durch ihn selbst seit länger als einem Jahrhundert anheimgefallen war, der ausschlaggebende Grund geworden. Den näheren Hergang, wie ich zunächst zu einem Vortrage über die Ueberschätzung Lessings von der Gegenseite förmlich provocirt wurde und wie diesem Vortrag alsdann die Schrift folgte, habe ich in der Vorbemerkung zur letzteren angegeben. Hier kann nur noch bemerkt werden, dass die Initiative zur Erkennung und Durchbrechung jenes Judentruges, der durch und mit Lessing getrieben worden ist, ausschliesslich von mir ausgegangen ist. Es war meinerseits rein zufällig, dass sie in die Jahre fiel, mit denen es bald ein Jahrhundert wurde, dass Lessing verstorben war. Zu besonderer Genugthuung gereichte es mir, bei Lessing auch den scheinbarsten Hauptpunkt, nämlich seine Kunstkritikerschaft, entschieden zu treffen und diese als unwahr und unkünstlerisch bloszulegen. Auch wurde meine neue Methode, eine durch Verjährung eingewurzelte Falschheit des Rufs, namentlich des durch jüdische Reclame erwachsenen, zu demaskiren, hiedurch an einem einigermaassen populären Beispiel veranschaulicht und in die weitesten Kreise getragen. Ebenso war in dieser Schrift zu sehen, dass ich die Dürre des nichtigen Gegenstandes durch eigne bessere Gesichtspunkte zu beleben und in eine kleine Schrift an Aufschlüssen mehr zusammenzudrängen vermochte, als bisweilen in den gesammten Werken classischgesprochener Autoren enthalten sind.

Auch der äussere und innere Erfolg der Schrift über die Juden war sofort wahrzunehmen gewesen. Innerhalb 4 Wochen

wurde eine neue Auflage nöthig. Die Art und Weise, wie ich den Gegenstand in Angriff genommen, ist wesentlich neu, ja einzig in Vergleichung mit der bisherigen Literatur, und hat auch entsprechende Folgen gehabt. Nicht nur die entschiedene Betonung der Race an erster Stelle, sondern auch die Nachweisung der sittlichen und intellectuellen Missgestalt in der zugehörigen Racenreligion und Racenmoral lieferte neue leitende Gesichtspunkte. Auch die Racenökonomie der Juden wurde, wie auch schon das neue Wort andeutet, tiefer und ernsthafter aufgefasst als bisher. Als praktisches Hauptmittel dagegen wurde von mir eine Art Mediatisirung der jüdischen Finanzfürsten angegeben. Uebrigens war meine ganze Arbeit die Frucht eines Gedankens, den ich schon bald nach Beginn meiner Schriftstellerlaufbahn gefasst hatte. Schon in den sechziger Jahren hatte ich mir vorgenommen, später einmal, wenn ich mit meinen übrigen Arbeiten weiter gediehen wäre, meine sämmtlichen Beobachtungen und Einsichten über die Unfähigkeit der Judenrace zur Wissenschaft in einer besondern Schrift zusammenzufassen. Nach und nach habe ich inzwischen in meinen verschiedenen Werken den Gegenstand insoweit behandelt, als es der jedesmalige Wissenszweig mitsichbrachte. Die Untauglichkeit zur Wahrheit wurde mir bei dem Judenstamm in Gegenwart und Geschichte, aus eigner Erfahrung und aus der Ueberlieferung immer sichtbarer und schliesslich auch aus der Natur der Nationalität vollkommen verständlich. So war ich wohlvorbereitet, für eine wahrlich nicht oberflächliche Aufklärung über das Judenwesen nach allen Richtungen zum Heile der modernen Völker und überhaupt zur Wahrung der bessern Menschlichkeit einen entscheidenden Theil beizutragen. Die Schrift über die Judenfrage ist ein integrirender Bestandtheil meines ganzen geistigen, socialen und politischen Systems. Sie ist auch sehr geeignet, Missverständnissen und falschen Folgerungen aus dem Princip der Gleichheit vorzubeugen. Die Gerechtigkeit besteht darin, das Gleiche in der Menschheit auch wahrhaft als gleich gelten zu lassen und geltend zu machen, nicht aber darin, zwischen dem Guten und Schlechten, nach Art des Judenmoralisten Spinoza, jeden Unterschied auslöschen zu wollen. Nebenbei bemerkt enthielt die Schrift über die Juden bereits eine Abfertigung der herrschenden Literatur im engern Sinne, welche fast allein in jüdischen Händen ist. Von der lebensreformatorischen Bedeutung, die auch das Buch über die Juden in verschiedenen Richtungen hat, brauche ich hier nicht

weiter zu reden, da das Weitere in vorliegender Schrift hierüber genug Aufschlüsse ertheilt, indem es den engen Zusammenhang der anscheinend einander fernsten Gedanken beleuchtet.

Wie geschlossen und consequent der Gesammtkreis meiner Weltanschauung seinen Charakter wahrte, das konnten auch die weniger tief Blickenden (einige Monate nach dem Erscheinen der Judenschrift) an der Gestalt der 3. Auflage meines Buchs über den „Werth des Lebens“ von Neuem erkennen. Sie war eine in Einzelheiten verbesserte, in den Hauptsachen aber unveränderte. In den seit der Neuarbeitung der 2. Auflage verflossenen Jahren, (mit den zugehörigen Kämpfen und Erfahrungen,) war ich (im Sinne der in der Schrift niedergelegten lebensreformatorischen Ueberzeugungen und Antriebe) noch weiter gestählt worden und hatte zu der alten Rüstung noch einige Stücke hinzuerrungen. Ich konnte also (mit neu gefestigtem Muthe) die alte Fahne (in ihrer wohlerprobten Farbe) wieder wehen lassen und nunmehr nur um so sicherer sein, dass sie nicht blos gesehen, sondern auch ihre Bedeutung (je länger desto vollständiger) eingesehen werden würde.

Zehntes Capitel.

Grundbestrebungen und Grundsätze.

1. Die Sache, (die zum Wohl der bessern Menschen zu vertreten ist,) blickt aus dem dargestellten Leben und Charakter in den Grundzügen wohl deutlich genug hervor. Nur zu einem Theil ist sie eine alte, für welche die verschiedenen Geistesführerschaften im Menschheits- und Völkerleben (in Gestalt von Religionen, Philosophien, Wissenserrungenschaften und Kunstantrieben) in mannichfaltig gemischten Gestalten und unter verschiedenen Trübungen gewirkt haben. Zum wichtigeren Theil ist die Sache aber eine neue (und eben durch diese Eigenthümlichkeit und Individualität auch von selbständigem Werth, der durch das Vorangegangene nicht vollständig gemessen werden kann.) Für Religion, Philosophie, bisherige Wissenschaftsgestalt, ja auch Kunstartung ist ein Ersatz

zu schaffen, der besser angelegt ist und etwas Vollkommenes, von Einbildungstrübungen Freies und dem modernen Völkergeist Entsprechendes zur Reife bringt. Dies ist die Aufgabe der neuen Epoche des Menschheitslebens, zu welcher eine Wendung, wie ich mir bewusst bin, in meinen Arbeiten mit voller Entschiedenheit und reichhaltiger Zurüstung eingeschlagen ist.

Da die Religion theils Kindheitsphase der Menschheit theils Geistestrübung ist, so liegt in ihr sowohl ein Mangel an Entwicklung als auch eine Störung des gesunden Gemüths- und klaren Verstandeslebens. Sie ist der Wiegenwahn der Menschheit; aber die letztere schaukelt sich noch immer, betäubt sich das Hirn zu wüsten Träumen und verdirbt sich das Herz durch schlechte, natur- und culturwidrige Gefühle. Offenbar ist in dieser Verstandes- und Gemüthsstörung eben nur die Störung selbst nothwendig schlecht; was sich sonst in der Religion von Seiten des Gemüths und der Verstandesversuche ausgelebt und verkörpert hat, kann gut sein und ist es da, wo die Menschen und Völker gut waren, von welchen die Religionsschöpfungen ausgingen. Gegenwärtig, für den gefestigten Willen, das veredelte Gefühl und den gereifteren Verstand, drängt sich aber das, was Störung ist, als Hinderniss auf, und das Uebrige will als ein freies und ungemischtes Gutes entfesselt sein. So wird selbst die Beibehaltung des Namens Religion bedenklich für das, was über sie erhaben ist, — erhaben nicht etwa blos dem Erkennen und Wissen, sondern auch dem Fühlen und Wollen nach. Die Religion, welche es auch sein möge, ist auch bezüglich des Herzens rückständig. Sie ermangelt der edleren Gesinnung, des echten Vertrauens, der wahren Treue, deren die bessere Menschheit fähig ist. Alle geltende Religion ist Asiatismus; die bessern Völkerstämme haben aber ihr besseres Selbst zur Entwicklung und Geltung zu bringen. Der Asiatismus ist abzuthun. Germanen, Romanen und Slaven haben aus ihrem langen Völkerschlaf sich aufzurütteln und sich der Eigenart ihrer Gefühle und Vorstellungen zu erinnern. Ihre Mythenwelt ist einst zerstört worden, als sich die vom Judenstamm veranlasste Religion ihrer Unkunde und Rohheit aufdringen konnte. Diese Zerstörung der angestammten Götterdichtungen mag im Schlimmen auch etwas Gutes gewesen sein, indem nämlich der daran hängende Wahn durch den asiatischen Wahn ersetzt und so beseitigt wurde. Was aber geblieben und trotz des Asiatismus ausgebildet ja in diesen hineingebildet worden und so

das verhältnissmässig Beste unter der Rubrik des heutigen Christenthums ausmacht, ist die Gefühls- und Gedankenrichtung der neuern europäischen Völker. Sie ist von ihrem eignen Mythengewebe befreit und wird mit den Geschenken des Judenstammes schon wieder fertig werden. Thor mit dem Eisenhammer ist nicht mehr; aber der deutsche Geist hämmert trotzdem gewaltig, und die andern Völker haben auch ihr Herz, das noch lernen wird, gegen die vom Asiatismus angelegten Fesseln zu schlagen. Der nordische Boden und der nordische Mensch unter dem ruhigeren Himmel werden der Schauplatz sein, wo die asiatische Spinnenarbeit zerrissen wird. Hier wird ein anderes und besseres Gemüth sich bethätigen und ein höheres Vertrauen sich aufrichten, als es je unter den Racen der Halbmenschen aufkommen konnte, die uns in unserer unmündigen Völkerkindheit mit ihren Religionsausgeburten heimgesucht und solange gegen unser eignes besseres Wesen getäuscht haben.

Unentwickelte Völker fallen den geistigen Ueberlieferungen sogar von Völkerleichnamen anheim. Dies kommt daher, dass die Hinterlassenschaft dieser Leichname in ihrer Art ausgebildeter ist. Hiedurch wird selbst das schlechtere Wesen, was dieser Erbschaft anhaftet, miteingeimpft. Einem rohen Volk geht es alsdann wie einem Kinde. Der abgelebte Greis wird ihm zur Autorität, auch wenn er sonst nicht viel taugt. Der Erwachsene hat vor dem Neuling im Geistesleben immer etwas voraus, auch wenn dieser Neuling weit bessere natürliche Anlagen hat und dazu befähigt ist, einst aus seinem eignen Fond weit Edleres zu schaffen, als er ererbte. Die Neulinge im Geistesbewusstsein waren nun die germanischen und überhaupt die neuern europäischen Völker. Sie waren rückständig in der Cultur, und so fielen sie jener Ausgeburt des Judenthums anheim, welche recht eigentlich nur für die Juden und deren Verderbtheit passte. Die Grundlehre von Christus ist Selbstkreuzigung des Judenfleisches, d. h. mit andern Worten Selbstzügelung der Judenselbstsucht. Diese Lehre erging sich darum auch bis zur Zumuthung des Widersinnigen. Es ist nämlich die Forderung der Feindesliebe mehr als eine blosse Paradoxie. Sie ist eine an die Juden gerichtete Zumuthung, ihre angestammte Hartherzigkeit zu kasteien, also immer grade das Gegentheil von dem zu thun, wozu ihr rachsüchtiger und treuloser Charakter sie treibt. Diese Kriegserklärung gegen die Natur menschlicher Regungen hatte innerhalb des Judenvolks den Sinn,

die schlechten Judentriebe lieber ganz zu verneinen und auszurotten als in ihrer Selbstsucht gewähren zu lassen. Es musste ein Volk von sehr schlechtem Naturell sein, für welches eine solche Religion erfunden werden konnte. Die Juden sollten von sich selbst erlöst werden, was freilich fehlschlug. Aber zunächst war im Römerreich, (wenn auch nicht die hochgradige jüdische so doch) genug Verderbniss vorhanden, um eine Wahlverwandtschaft für eine Religion zu erzeugen, die der ärgsten Verderbniss angepasst war. Diese Religion wollte mit der menschlichen Natur aufräumen und ein Ende machen, weil sie diese nur in der Judennatur vor sich hatte. Das Christenthum ist also sozusagen die Verzweiflung des Judenthums an sich selbst und der Versuch, die Juden von sich selbst durch eine Radicalcur zu erlösen. Dies Heilverfahren ging aber darauf aus, die Wurzeln des Herzens selbst auszureissen und musste daher zur unerträglichen Verneinung aller gesunden menschlichen Triebe führen. Es musste selbst in eine künstliche Krankheit ausschlagen und die Einimpfung dieser Krankheit ist denn auch weiterhin die Kindheitsmitgift der Germanen und der andern frischen und gesunden Volksstämme geworden. Um nicht zu weitläufig zu werden, fasse ich die Deutschen (als die lehrreichsten Opfer dieser weltgeschichtlichen Impfung) näher in das Auge. Von ihnen gilt die Herausbildung dessen, was man christlich-germanisch genannt hat, am meisten. In der christlichen Umrahmung machte sich das deutsche Gemüth geltend und spannte in den Rahmen das, wozu kein Judenthum fähig war, (ist oder je werden kann.) Das germanische Gemüth (mit seinem Vertrauen und seiner Treue) steht hoch erhaben über allen jüdischen Begriffen und auch über denjenigen, die sich in dem bedeutendsten Propheten des Judenthums, in Christus selbst, kundgaben. Die angestammte deutsche Sittlichkeit ist eine viel höhere, als die des neuen Testaments. Von jenem Vertrauen, wie es im Gemüth der germanischen Völker lebt, ist in Palästina kein Gegenstück aufgetaucht. Der Glaube, den Christus forderte, war der Glaube an seine Person, die blinde Unterwerfung unter die Worte des Meisters und Propheten, aber nicht jene naturwüchsige Treue, wie sie im Naturell besserer Völker und Charaktere liegt. Täuschen wir uns nicht. Selbst die Kirchenlieder der neuern Zeit, (wie sie der deutsche Protestantismus ausgebildet hat,) sind trotz der jüdischen Begriffe, in deren Fesseln sie sich bewegen, nicht ohne Züge jenes deutschen Gemüthsadels und jener Gemüthskraft, von der (nicht blos bei den Juden, sondern)

in Allem, was Christus in den Mund gelegt wird und nach der Erzählung sein Wesen darstellen soll, keine Spur anzutreffen ist. Scheuen wir uns also nicht, nach mehr als tausendjähriger Frohn wieder ganz und voll wir selbst zu werden. Das Vertrauen auf die Weltordnung und die Treue des Menschen gegen den Menschen sind bessere Geisteszüge als der unterwürfige Knechtsglaube, der die menschliche Natur mit Füssen tritt, um ihren Leichnam durch einen Jenseitswahn zu verklären.

2. Wichtiger als alles Andere sind auch in den höchsten geistigen Angelegenheiten Race und Blut. Der Nationalcharakter bestimmt alles Uebrige. Das Judenthum ist eine Racenreligion, wobei Race freilich nur den engern Sinn von Stamm hat. Religion und Moral sind, wie überhaupt, so auch in diesem Beispiel Productionen der Race. Die Judenmoral ist eine Ausgeburt des Stammes oder kurzweg eine Racenmoral und sie ist danach. Selbstsucht und Grausamkeit haben sie gezeugt; bei den jüdischen Eroberungen würde ausser Weibern und Kindern auch noch das Vieh der Feinde gemordet und ausgerottet, um nur Alles zu vertilgen, was nicht Judenthum ist. Nur das Gold und Silber der Feinde wurde zum Dienste der Juden begnadigt. Der misslungene Versuch, der durch Christus gemacht wurde, die Juden von sich selbst zu erlösen, hat in der Hauptsache an der Ueberlieferung nichts geändert. Wieviel natürliche Ehre auch dem Träger der Dornenkrone gebühre, die beurkundete Frucht seines Strebens trägt, trotz Allem, die Züge des Judenthums an sich. Der Widerspruch ist nur stärker und die Zerfahrenheit sichtbarer. An Stelle der paradoxen Feindesliebe, die als zugemuthete Selbstzüchtigung des Judenfleisches verständlich ist, hat die Welt nur Heuchelei und Liebesschauspielerei zu erproben gehabt. Dies passt ganz zu der Erbschaft des Judenstammes, bei welchem boshafte List und Heuchelei wesentliche Charakterzüge sind. Wie beschaffen also auch Christus selbst gewesen sein möge, ob er ganz und gar von Juden abstammte oder von Vaterseite vielleicht einen andern Ursprung hatte, jedenfalls sind die Urkunden, die von ihm reden, hauptsächlich durch Racenjuden abgefasst. (Die griechische Sprache thut dabei nichts; sie zeigt nur, dass es mit dem Hebräischen für die Welt zu Ende war, und dass die Völker sich die von Palästina kommende Lehre nur in einem andern und bessern Gewande aneignen konnten und wollten.) Wer gegen das Judenthum und den Asiatismus ist, kann daher nicht umhin, auch

den Heilungsversuch, der Christenthum hiess, miteinzuschliessen. Das Judenthum bleibt den modernen Völkern solange eingeimpft, als sie nicht auch das Christenthum überwinden. Freilich liegt im neuern Christenthum auch die neuere Völkernatur verkörpert. So ist das Christenthum der Germanen etwas Gemischtes. Was darin von Palästina stammt, ist nur sein einer Bestandtheil. Von Werth für die Zukunft ist aber als besseres Element nur die eigne Volksnatur. Im christlich Germanischen ist nur das Germanische ein echter dauernder Kern.

Sollen wir gute Familiensitte etwa da begründet wähnen, wo unter Donner und Blitz vom Sinai Moses seine Gebote producirte? Sind die deutschen Wälder und die, welche in ihnen weit sittlicher und edler lebten, als die Juden, nicht eine wahrere und bessere Herkunft? Ist die Familie etwa auf dem Sinai erfunden? Oder haben sie die verschiedensten Völker nicht aus allgemeiner Naturnothwendigkeit entwickelt und je nach ihrer Stammesnatur besser oder schlechter gestaltet? Ist beispielsweise die deutsche Familie, auf welchem Boden sie auch zuerst erwuchs, nicht eine schon von vornherein edlere und gemüthvollere Einrichtung als ihr jüdisches Seitenstück? Für uns hat es keine Gebote zu geben als die unserer eignen Natur und wir haben daher die Frohn biblischer Anbildung zurückzuweisen. Diese Anbildung hat auf die europäischen Völker übel eingewirkt. Im Mittelalter ist Dantes, in der neuern Zeit Miltons Poesie dafür ein recht sprechendes Zeugniss. Die Dichterkraft des ersteren ist durch die asiatisch jüdische Decoration seiner Phantasie traurig, ja hässlich entstellt. Was aber der Neuere an poetischer Fähigkeit besass, ist ins Düstere, ja auch ins Alberne verkehrt worden. An der Versetzung beider Dichterkräfte mit Unhaltbarem und Unedlem war die Bildung aus dem alten Testament weit mehr schuld als die aus dem neuen. Bei beiden Dichtern spielen die altjüdischen Persönlichkeiten eine hohe himmlische Rolle, während ein Sokrates und die griechischen Weisen überhaupt in die Hölle verwiesen werden. Ja bei dem puritanischen Milton kommt es gar arg; denn von ihm werden Philosophen überhaupt als eine besondere Truppe unter den Teufeln aufgeführt, nämlich als diejenige, die sich auf das Meditiren verlegt. Diese zwei Dichterbeispiele mögen als Andeutung für das Schicksal aller übrigen Literatur gelten, die auch in ihren wissenschaftlichen Theilen noch über das 17. Jahrhundert hinaus vielfach arg durch die jüdisch biblische Denkweise entstellt

war. Selbst ein Gegner alles Aberglaubens, wie Hobbes, fröhnte noch unwillkürlich jüdischen Bildern, wie schon eine seiner Hauptvorstellungen, nämlich die des Staats als des Leviathans, bezeugt. Auch bei dem politisch freidenkenden Rousseau warf die biblisch einschränkende Verbildung ihre düstern Schatten. Hier ist bei ihm der wunde Punkt und ein wesentlicher Theil der Ursachen seines Geschicks zu suchen. In ihm rang das Licht der neuern Weisheit mit den Ueberbleibseln biblischer Finsterniss und jüdischer Wissenschaftsfeindlichkeit. Aber ich habe hier kein vollständiges Profil zu zeichnen von den biblisch jüdischen Verbildungselementen der Völkergeschichte. Noch heute haben selbst die erleuchtetsten und edelsten Völker viel von jenen hässlichen Zügen an sich, die sie aus den Schriften der Judenrace in die eigne Denkweise aufnahmen. Ihre Phantasie und ihr Gefühl sind hiedurch ihrer Reinheit verlustig gegangen, und die Völker haben daran zu arbeiten, diese Reinheit und den natürlichen Adel ihrer Gesinnung wiederzugewinnen. Glaube und Sitte stammen aus dem eignen Wesen der Völker und können auf die Dauer nicht durch fremde Gespinnste überzogen bleiben.

Was bietet uns der christliche Hintergrund, wenn er ohne Verhüllung in seiner jüdischen Wirklichkeit durchschaut wird? Einen Mann, ausgestattet mit mächtigem Gefühl für die Verworfenheit der ihn umgebenden Nation, von der er denn auch in einer Weise behandelt wurde, die an Niedertracht unter andern Völkern nicht Ihresgleichen hat. Die Art, wie die Athener Sokrates den Giftbecher reichen liessen, war noch anständig zu nennen in Vergleichung mit den Ausbrüchen der Judenbosheit und des Judenhohnes gegen den zu kreuzigenden und den gekreuzigten Christus. Das Anspeien und die Hohnesworte gegen den hochherzigen Propheten verdienen in der Erinnerung künftiger Völker noch einen Platz, wenn einst alle diese Geschichten sonst verweht sein werden. Es sind die Eigenschaften des Stammes, aus denen dieses niederträchtige Verhalten stammte, und diese Eigenschaften werden wohl schwerlich ausmerzbar sein. Sie bleiben eine dauernd heilsame Lehre für die Welt. Im Uebrigen auf die hohe Gestalt einzugehen, in der durch alle Sage hindurch das Wirklichkeitsbild des mächtigen Reformators sichtbar wird, ist hier nicht meine Absicht. Eine solche Zeichnung würde in die Geschichte der Geistesführer gehören, die im Menschheits- und Völkerleben bedeutende Wellenschläge erregt haben. Nur daran sei erinnert, dass jener Refor-

mator sogar seiner Familie mehr als fremd gegenüberstand und den (ihm von vornherein übelwollenden) Judas unter seinen Jüngern dulden musste, obwohl er ihn längst durchschaute. Es war Schlimmeres als die (euphemistisch sogenannte) punische Treue, worin er sich im jüdischen Stammesmedium zu bewegen hatte. Hervorragte aber besonders das Otterngezücht der Pharisäer und Handwerksgelehrten des damaligen Jerusalem. Dieser Gattung fiel er zum Opfer. Es war wegen Gotteslästerung, dass ihm der Process gemacht wurde. Was er aber gelästert (oder vielmehr gescholten) hatte, waren in Wahrheit einige schlechte Züge des Judenstammes und insbesondere die Verworfenheit der jüdischen Gelehrten, die nichts weiter als Schriftgelehrte waren (und offenbar selber Wenig, jedenfalls aber von der Ueberlieferung Weniger glaubten als Christus.) Er wurde gekreuzigt, weil er die jüdische Religion ernstnahm und reformiren wollte. Was er, (soweit sich aus dem neuen Testament urtheilen lässt,) gelehrt haben soll, ist sichtlich auf jüdischem Grunde) ein Kampf gegen die Schlechtigkeit des Judenthums, also ein bisher unausführbar gebliebenes Unternehmen und in sich selbst ein aussichtsloser Widerspruch. Was Christus wirklich Gutes zu lehren vermocht hat, das hat er aufgestellt nicht weil, sondern trotzdem dass er unter den Juden lebte und als Einer der Ihren galt. Uebrigens ist seine Sittenlehre auch von der Vollkommenheit weit entfernt und die Art seiner Weltvorstellung und seines Glaubens noch genug vom Herrenthum Jehovas durchdrungen. So zeigt sie sich wenigstens im neuen Testament, welches unsere noch verhältnissmässig beste Quelle ist. In dem vorzüglichsten Gebot, demzufolge Jemand Gott seinen Herrn lieben soll, ist das Herrenthum noch ganz sichtbar. Die Germanen kennen solche Unterordnung nicht; ihrem Wesen widerspricht jegliche Knechtsgestalt der Religion, und ihr freier Geist, (der zunächst über der nordischen Erde waltet,) verlangt nach andern Idealen, als denen, die auf dem Boden Palästinas concipirt sind. Wir sind Männer und selbst zeugungskräftig; wir sind keine Nation von Weibern, die sich von Jerusalem her befruchten zu lassen hätte.

3. Sogar in der verstandesbeschränkten Loyalität des Mittelalters, (wie sie sich bei germanischen und germanisch gemischten Völkern fand,) war ein besserer sittlicher Grund und mehr Treue, als sie je die importirte Religion überliefert hat. Selbst in der Sondergestalt der Lehnstreue bekundete sich (bei aller Roheit) ein

werthvolles Band, welches den Menschen mit dem Menschen einigte. Greift man aber weiter in die eigentlich nordischen Alterthümer zurück, so enthüllt sich auch schon der Keim jener bessern Ausstattung, welcher die germanisch gearteten Völker auf ihrem Wege durch die Geschichte begleitet hat. Insbesondere haben die Deutschen eine verhältnissmässig reine Geschichte von treuer Sitte, und ihnen stehen einzelne mehr nordische Völker, wie die Schweden, hervorragend zur Seite. Es wäre nun arg, wenn wir auf die Dauer diese unsere Anlagen dem Schlechteren unterordnen und nicht die Religionen und Denkweisen abthun sollten, die tief unter dem Niveau unseres Naturell und unserer Nationalität liegen. Das Gemüth, d. h. der Inbegriff der höheren Gefühle, ist von einer fremden Religion umsponnen. Wenn das Gespinnst zerrissen, wenn also die Religion abgelegt wird, so geht hiemit das Gemüth selbst nicht verloren, sondern gelangt im Gegentheil zu freier Schöpferkraft. Aehnlich verhält es sich mit dem Verstande und seinem Ebenmaass. Das hinter der Stirn thronende Hirn hat seine Eigennatur und Harmonie und ist bei dem Germanen insbesondere aber dem Deutschen nicht so knechtisch gedrückt und so kurz bemessen, wie bei den niedern Racen Asiens. Ist also der Verstand durch Ansteckung irregeleitet, so hat er sich zu seiner angestammten Natur zu emancipiren. Er hat keine Molochsbegriffe zu dulden, durch welche die Natur selbstsüchtig von einem einzelnen Herrn aufgezehrt und um ihre Wahrheit gebracht wird. Auch der von Palästina eingeführte Herrgott hat zu viel von der Molochsnatur, als dass er in unserm Wesen auf die Dauer Wurzel schlagen könnte. Mag ihn der Judenstamm für sich behalten; die höhern Culturvölker sind zu gut, um davon Gebrauch zu machen. Wo die Schlange schon in die Ursage eingeringelt und gleichsam als am Stamme mitzeugend vorgestellt ist, da mag schlangenhafte List die Mitgift sein; aber die Treue ist schon durch die eigne Urdichtung zutreffend desavouirt. In der Sage hat der Stamm seine eigne Natur gespiegelt, und bis jetzt ist der Kopf der Schlange noch nicht zertreten.

Diese letztere Aufgabe muss, soweit sie lösbar ist, den neuern Culturvölkern, zunächst dem germanischen Element und insbesondere der deutschen Nation zufallen. Hier sind edlere Lebenstriebe und höhere Ideale am Werke. Vertrauen und Treue sind Grundzüge der deutschen Natur, und sie sind es auch, die über jeden orientalischen Glauben emporragen. Das Vertrauen ist nicht etwa

blos als ein Verhältniss zwischen Mensch und Mensch, sondern auch als eine Zuversicht gegenüber der Natur zu denken. Der einzelne Mensch, auch wenn er völlig einsam gedacht wird, fühlt und denkt die Weltordnung als etwas, was seinem Wesen und Lebenstriebe entspricht. Er stellt die Naturordnung als etwas vor, worauf er sich verlassen kann. Es gleichen sich im gesunden Gemüth Sinn und Gedanke auch mit dem Schlimmen aus. Dies alles aber gilt nur vom klaren Verstande und edlen Herzen; denn der Boshafte spiegelt in der Natur sein eignes Böse. Es gehört daher ein gesund gestalteter und edel gearteter Charakter dazu, um auch die Natur des Weltganzen in seiner gesunden Beschaffenheit zu empfinden. Ebenso müssen die Denkkräfte harmonisch gefügt sein, um für die Naturharmonie empfänglich zu sein. Nur das wohlgebaute und vollkommene Auge sieht richtig und vollständig; nur das harmonisch construirte Hirn fasst den Verstand, der aus den Zügen des Weltganzen spricht. Auch ist es nur der vollkommenere Lebenstrieb, der die Vollkommenheiten des Lebens zu würdigen vermag.

Aus diesem Grunde ist es nicht gleichgültig, welcher Nationalcharakter die Welt- und Lebensanschauung gestaltet, die für andere Völker etwas erkennen soll, was diesen vermöge ihres beschränkten Naturells verborgen bleibt. Auch die alten Griechen waren nicht im Stande, mit dem Vertrauen auf die Welt zu blicken, welches eine Ausstattung unseres Völkerstammes bildet. List war auch der Charakterzug bei den Griechen, wenn auch nicht die boshafte List der Juden. Die griechische List, wie sie in der Dichtung von Odysseus verkörpert ist, und wie sie noch heute im herabgekommenen Mischlingsvolk der Neugriechen waltet, ist mehr eine mit dem Verstand als mit dem Charakter zusammenhängende Eigenschaft. Der Charakter ist aber nicht unbetheiligt und aus dem ganzen Schicksal des Volkes ist klar, dass der griechische Mangel an Treue zu dem verhältnissmässig raschen Untergange des Volks beigetragen hat. Unsere ideale Romantisirung des Classischen fehlt in erster Linie darin, dass sie den griechischen Nationalcharakter überschätzt. Die Eigenschaften der Hellenen standen hoch, wenn wir auf den Schönheitssinn und auf die Fähigkeit sehen, ein Wissen aus Gründen und mit Beweisen, wenigstens im anschaulichen Gebiet der Geometrie und der philosophischen Weltauffassung, hervorzubringen. Hiebei ist aber besonders der künstlerische Verstand betheiligt, der nicht blos

Gestalten und Bauten aus Marmor, sondern auch Nachbauten der Welt in Wissenssystemen unternahm. Der Grieche war vor allem Künstler; er war es auch in den politischen Gebilden. Wie ihn die Natur (oder vielmehr wie er sich selbst-vermöge seiner Natur-in Fleisch und Blut) kunstvoll angelegt hatte, so übte er auch sonst an Welt und Leben seinen Sinn für ebenmässiges Gefüge. Dieser Vorzug, (der auch die wissenschaftlichen Leistungen dieses Stammes begreiflich macht,) war aber mit einem Charakter verbunden, der für uns kein Ideal sein kann. Man übersieht diese mangelhafte Mischung und man überschätzt deswegen sogar den Vollkommenheitsgrad der griechischen Kunst. Sie wird in der Menschheitsgeschichte nicht die letzte Verkörperung des Kunstgeistes bleiben. Doch dies führt hier ab; wir haben den Gegensatz festzuhalten, in welchem die Treue, (wie wir sie denken,) auch zu dem griechischen Wesen steht. Der Untergang von Völkern ist nicht zu bedauern, in denen die Menschheit (in einem so wesentlichen Zuge) weniger gut ausgeprägt gewesen ist.

Auch der etwaige indische Ursprung (oder die etwaige indische Verwandtschaft) des Germanenthums hat nicht viel zu bedeuten. In den Vedas, (namentlich den Hymnen,) zeigt sich allerdings eine bessere Natur, als in den sonstigen Völkerphantasien Asiens. Den Deutschen mögen darin sogar seine Schwächen, (wie seine unwürdige Trinkernatur,) verwandt anheimeln. Dennoch ist diese Beziehung der fraglichen Völkerfamilie ohne praktischen Werth. Nur die gebirgigen Hochländer Asiens könnten allenfalls Stämme gehegt haben, die etwas von unserem Wesen ausbildeten. Uebrigens haben aber erst Europa und vornehmlich sein Norden mit dem Knechtsthum des Menschen gegen die Natur aufgeräumt. Erst wo der Mensch sich höher fühlt als die Natur, kann er die knechtischen Götterphantasien, (das Erbe seiner einstigen Hülflosigkeit,) schliesslich loswerden. Ebenso sind für uns die indischen und kindischen Traumvorstellungen von der Welt nur ein leichtfertiges Spielwerk. Aber noch werthloser, (als dieser fälschlich sogenannte Idealismus,) sind die lebensekeln Vorstellungen, welche uns die indische Erschöpfung, Thatenlosigkeit und Blasirtheit überliefert hat. Der philosophisch aufgefrischte Buddhismus ist eine Elendigkeit. Das Nichts lässt sich billiger haben, als um solche metaphysische Kasteiungen; der rechtschaffene Tod bietet es uns gratis. Arthur Schopenhauer hat sich in diesem Punkte vergebens bemüht. Einzelne Züge von Geist und Gesinnung dürfen bei ihm nicht die Verrückung des Ganzen übersehen lassen. Der Bud-

dhismus ist Fäulniss und Lebensfeindlichkeit. Seine modernisirte Einrührung hat denn auch phosphorescirt; aber dieses unheimliche Licht darf nicht über seinen Gräberduft täuschen. Der Eisenhammer des deutschen Donnerers wird auch mit den indischen Katakomben schon fertig werden. Diese Anwandlungen von kindisch metaphysischem Heimweh zeugen nur für die Abgelebtheit und Greisenhaftigkeit sinkender Gesellschaftselemente und eines verbildeten Gelehrtenthums. Für die Verlehrten und Blasirten mag es ein Hochgenuss sein, sich in wahlverwandter Abgelebtheit heimisch zu fühlen; aber die Heimath ist hier auch das Grab. Fort also mit den düstern Spinneweben buddhistischen Aberglaubens. Nichtslerei und Nichtsverhimmelung sind für bankerotte Völkerexistenzen, aber nicht für schaffende Nationen.

4. Das Vertrauen auf die Natur, und die Treue, mit welcher der bessere Mensch den Fingerzeigen eben dieser Natur folgt, — ja die wohlthuende Befriedigung, mit welcher er in ihrem Wesen die Fürsorge für sich selbst und sein gutes Streben erkennt, — dies Alles war auch schon alten griechischen Weisen nicht ganz fremd. Ein Sokrates veredelte in dieser Richtung die Einsichten eines Anaxagoras. Nicht blos der Verstand in den Dingen, sondern auch das Gute, was in ihnen waltete, wurden für den erkennenden und edel strebenden Geist eine wiedergefundene Heimath. Dennoch blieben aber derartige Betrachtungen weit von jener grundsätzlichen Pflege entfernt, vermöge deren das Weltganze in seinem Charakter empfunden und als etwas erkannt wird, in welchem der edlen Gesinnung etwas Entsprechendes gegenübersteht. Uebersehen wir es nicht; unsere Gemüthskraft ist in der That lebendiger Regungen gegen das Naturganze fähig, nur wirkt die Natur auf unser Bewusstsein gewöhnlich blos theilweise und es muss der umspannende Verstand erst Ebenmaass, Ordnung und Vollständigkeit in unsern Weltbegriff bringen. Auch die verschiedenen Gefühle müssen jedes zu seinem Recht gelangen, damit nicht eines allein in seiner Einseitigkeit und Vereinzelung maassgebend werde. Nur durch diese Vollkommenheit der Auffassung kann eine Harmonie entstehen, in welcher sich die Dissonanzen aufgelöst finden. In diesem entscheidenden Hauptpunkte möchte es auch die deutsche Gemüthskraft sein, die Aussicht hat, vorläufig das absehbar Höchste zu leisten. Sie wird alle überlieferten Störungen überwinden; sie wird sich selbst besser verstehen lernen und dann auch in der Treue gegen die Natur ihren Cultus suchen. Das Vertrauen auf

die Weltordnung wird sie bei der Gestaltung des Lebens leiten, und durch die treue hingebende Forschung wird sie sich immer mehr in ihrer Zuversicht bestärken. Was Vertrauen und Treue zwischen Mensch und Mensch bedeuten, das liegt auf der Hand. Doch weniger klar pflegt es einzuleuchten, dass diese Eigenschaften nur in der Gegenseitigkeit zur vollkommensten Verwirklichung gelangen. Vertrauen ist nur möglich gegenüber dem Guten; Treue kann überall sein, aber sie trägt nur volle Frucht, wenn sie gegenseitig ist. Das Schlechte und der Treubruch des einen Theils nöthigen auch den andern Theil, an die Stelle seines Vertrauens Misstrauen zu setzen und danach zu handeln. Krieg und Feindschaft haben naturgemäss andere Gesetze als Friede und Freundschaft. Wie nun das Gute die Vorbedingung bessern menschlichen Verkehrs ist, so ist auch das Gute das Band zwischen Natur und Mensch. Wer das Weltganze ernsthaft für schlecht halten könnte, müsste es auch hassen oder gar verachten können. Der Zwiespalt dieser Art ist der kläglichste, der sich denken lässt. Er ist nicht nur Verzweifelung an der Natur, sondern überhaupt am Sein; denn die Natur ist die einzige Bekundung, mit der wir den Begriff des Seins auszufüllen vermögen. Der letzte Träger alles Seins, oder wie wir uns sonst über letztes Wesen und unbedingten Ursprung der Dinge und des Lebens ausdrücken mögen, ist unter allen Umständen auch Naturgrund d. h. Grundlage der Entfaltung des Naturdaseins, welches wir kennen. So kehrt sich denn die böse Erregung, die angeblich nur der Natur gelten soll, gegen den lebendigen Charakter des Seins überhaupt. Von diesem Charakter haben wir keine andere Bürgschaft als seine Thaten und uns selbst. Die Gesinnung ist hier also etwas, was auch in den Charakterzügen der Natur wiedergefunden werden muss.

Die Natur ist die Thatsache; der Charakter derselben wird durch Forschung und Beurtheilung erkannt. Die ersten dürftigen Vorstellungen der Völkerphantasie über die Natur sind gleich denen eines Kindes über die nächste umgebende Welt. Wir achten sie daher auch nicht höher als die Spiele und Albernheiten der verstandesarmen und unerfahrenen Kindheit. Das Philosophiren der Griechen war ein erster weltgeschichtlicher Versuch, über die Kinderei hinauszukommen. Er blieb aber noch tief genug in spielerischer Ungediegenheit stecken und führte schliesslich durch Unehrlichkeit zum Bankerott. Allerdings unternahm Sokrates eine Reformation und versuchte eine Rettung der griechischen Philo-

sophie. Aber obwohl er in seiner Art und seinem Volk gegenüber Besseres that, als Christus in der seinigen und seinen Juden gegenüber, so hat er mit seinem Ideal doch wesentlich kein anderes Schicksal gehabt. Freilich hat er in der Weltgeschichte nicht unheilvoll gewirkt, wie der Reformator von Jerusalem. An seine Lehre hat sich keine Inquisition und kein menschenfeindliches Verhalten geknüpft. Sie ist im Gegentheil mit ihrem Guten oft eine wohlthätige Anregung gewesen; aber sie war doch zu unzulänglich, um ein Wesen zu retten, welches, wie die griechische Philosophie, die Sophistik schon im Keime getragen und gleich dem jüdischen Pharisäer- und Schriftgelehrtenthum zu einer weltgeschichtlichen Giftpflanze hatte emporschiessen lassen. Abgesehen von einigen Stücken eigentlicher Naturforschung und ein klein wenig Sittenlehre ist die griechische Philosophie und hiemit die Philosophie überhaupt von vornherein ein ungediegenes Ding gewesen, welches werth war, unterzugehen. Allerdings haben es die Neuern wieder mitheraufgeholt, aber nur um nach der Probe einiger Jahrhunderte zu erfahren, dass es auch in der neuen Umgebung dasselbe Schicksal haben muss. Heute ist mit dem Worte Philosophie durchschnittlich fast dieselbe Verachtung verbunden, wie mit dem Worte Sophistik. Philosofaseln, verbunden mit Betrug, — das wäre die rechte Bezeichnung für das, worauf die philosophische anscheinende Anfrischung der neuern Zeit durch das Alterthum im Grossen und Ganzen hinausgekommen ist. Einige gute Bestrebungen haben dieses Schicksal nicht aufzuhalten vermocht. Was schon bei den Griechen wurmstichig war, konnte auch bei den neuern Völkern keine gesunde Frucht werden. Einiges Gute ist allerdings wieder aufgelebt, hat aber soviel Schlechtes aus dem antiken Grabe mitheraufgebracht, dass wir froh sein können, dass sich die Philosophie in ihrer Breite schon wieder in Verwesung befindet.

Schon das Wort Philosophie war ein Fehlgriff des düsteren und mystischen Pythagoras. Die Herabwürdigung des Wissens und der Weisheit zum blossen Streben nach Weisheit war ein priesterhaftes Unterfangen. Das Wort ist unleidlich; aber noch muss es ertragen werden. Der Begriff der Sache hat aber noch schlimmere Unvollkommenheiten. Die Philosophie war nur im Anfang eine Freundin eigentlicher Wissenschaft und Forschung, wie bei Thales und beispielsweise auch noch später bei Demokrit. Uebrigens aber verfiel sie ins widersinnliche Dialektisiren oder ins priesterlich Angehauchte; beides war aber der eigentlichen Er-

kenntniss von Natur und Leben ungünstig, ja feindlich. Die Eleaten reproducirten sogar die sinnenfeindliche Traumvorstellung von der Welt, und doch gipfelte grade in den Eleaten die schärfste Speculationsdialektik, (deren der griechische Geist fähig war.) Später gab es nur noch Niedergang, und Alles zersetzte sich, gleichwie in den Sitten. Die Aufraffung des Sokrates macht diesen Niedergang nur noch sichtbarer. Der athenische Weise strebte über die Schranken seines Volks hinaus; aber die Griechen hatten für seine Weisheit nur Gift, und Gift war und blieb im Körper ihrer Philosophie, bis er sich auflöste. Gift ist auch in dem von den Neuern galvanisirten Leichnam. Fort also mit dem antiken Leichengift, welches den Namen der Philosophie zweideutig macht und jedem heutigen Versuch des Bessern ein Schandmal zuzieht.

Philosophie ist überdies (in ihrer heutigen Gestalt) nur etwas für Gelehrte oder vielmehr für Verlehrte; aber auch im Alterthum war sie nur für Bevorzugte vorhanden und ersetzte auch mit ihren oberflächlicheren Bestandtheilen nur bei den höher Gebildeten die Religion. Sie hatte weder die Kraft noch den Muth, Gemeingut zu werden. Ihr fehlte nicht blos die Freiheit, sondern auch die Fähigkeit, etwas auszubilden, was auch den untersten Schichten, ja auch nur dem durchschnittlichen Publicum, hätte zur Wohlthat werden können. Sokrates ist der Einzige, der einigermaassen diese Wendung zu nehmen suchte; aber darum war er in einigen Richtungen auch schon mehr als Philosoph, und darum scheiterte er auch (und zwar nicht blos augenblicklich, worauf wenig ankam, sondern überhaupt) mit seiner Lehre. Diese konnte (bis auf den heutigen Tag) keine allgemeine Frucht (in der Breite des Publicums und des Massendaseins) tragen, weil sie nicht etwa blos in den Priestern, sondern in den Verlehrten der Philosophie bisher einen Widersacher gehabt hat. Auch konnte sie diese Schranke nicht durchbrechen helfen, weil sie zwar gegen die Sophisten, aber nicht gegen die Philosophen überhaupt gehörig Stellung genommen hatte. Auch hat sie nichts Schriftliches überliefert, was von dem Weisen selbst herrührte. Sie ist nur (in xenophontischer Vernüchterung und Herabstimmung) berichtet oder platonisch phantastisch verdorben und dabei zugleich sittlich um eine Stufe tiefer zu stehen gekommen. So hat sie mit dem, was sie an einer über die Philosophie erhabenen Geistesführerschaft offenbar enthielt, bisher nur wenig wirken können. Sie hatte den Feind zu sehr im eignen Lager, um als das überliefert zu werden, worauf sie im Grunde

angelegt war. Uebrigens mag sich Sokrates der Kluft selbst nicht genug bewusst gewesen sein und zuviel auf die Einwirkung durch mündliches Wort und durch Beispiel vertraut haben. Ebenso ist es ihm erst in spätern Jahren und nicht vollständig gelungen, das Ansehen früherer Philosophen in seinem eignen Geist abzuwerfen. Endlich muss er noch zuviel geglaubt haben, wenn auch nicht alles das, was seine furchtsamen Schüler ihm zu seiner oder vielmehr ihrer eignen Vertheidigung vor dem Publicum unterschoben. Hienach ist die Emancipation von der Philosophie heute eine Vorbedingung einer bessern Geistes- und Lebensführung. Die Classe der Philosophen ist heute etwas Rückständiges und Verkehrtes. Sie muss das Schicksal der Theologen theilen. Ersatz der Philosophie durch etwas Besseres ist ein Hauptbestandtheil der Geistesreform und ein wesentliches Element der neuen Sache.

5. Wie die Philosophie so ist auch die überlieferte Gestaltung der Kunst durch etwas Besseres zu ersetzen. Beispielsweise haben die Dichter den Kindereien und Unwahrheiten bis auf den heutigen Tag argen Vorschub geleistet. Der Ausdruck natürlicher Gefühle und solcher Vorstellungen, die der Wirklichkeit entsprechen, ergiebt eine höhere Poesie, als diejenige, welche mit der conventionellen Phantastik spielt und sich kein Gewissen daraus macht, die Menschen in ihrer Thorheit und in ihrem gegenseitigen Betrug zu bestärken. Fort also mit dem Heiligenschein, den die Dichtung um Götter und Aberglauben zu erhalten sucht. Eine unzulängliche Dichterkraft mag mit der Götter- und Märchenmünze zahlen; wirkliches Genie wird auch der reinen Wirklichkeit lebendige Züge ablauschen. Die Liebe besteht auch ohne Aphrodite. Diese conventionellen Kindereien vertragen sich nicht mehr mit der Würde des gereiften Menschen. Das weltgeschichtliche Spielwerk ist bei Seite zu legen. Die Schönheit existirt auch ohne Puppenwerk, und die bessere Aesthetik hat sich des Spielens mit den Puppen zu schämen. Selbst über das Spiel mit den Marmorpuppen wird die Menschheit hinauswachsen und nicht immer ein kleines Mädchen bleiben, das sich an griechischem Spielzeug genügen lässt. Sie wird ihre Aufmerksamkeit auf Fleisch und Blut richten, und hier die Verkörperung von Schönheit und Wahrheit suchen. Im Grunde ist es ein Skandal, dass sie sich noch ahnungslos wie ein Spielkindchen benimmt. Indessen sind ja noch viele Jahrtausende zu durchmessen, und einiger Verstand, wie er der ersten Jugend entspricht, kommt vielleicht bald. Dann wird

es auch eine Dichtung und Kunst geben, die für den Verständigen ohne Abzug geniessbar ist. Bisher zeichneten sich die Dichter durch Schwanken und Haltungslosigkeit der Gefühle und Gedanken, besonders aber durch ihre vom Aberglauben und Betruge missgestaltete Phantasie aus. Von Homer an ist es immer wieder dasselbe Deficit, welches auch die gelungensten Bekundungen dichterischer Phantasie verunziert. In den haltungslosen Uebergangsepochen des Völkerlebens ist die Dichtung aber nicht blos unwahr, sondern auch widerspruchsvoll. Das nächste Beispiel bieten das 18. und 19. Jahrhundert. Die Dichtung muss nicht blos Form, sie muss auch Gehalt haben und zwar Gehalt an gedanklicher und sittlicher Wahrheit. Sie muss in ihrer Art unsere höchsten Angelegenheiten ausdrücken. Sie muss nicht erwarten, dass wir ihr in conventionelle Lügen folgen und uns für ein kindisches Gebahren begeistern. Sie darf nicht Tändeln und Schauspielerthum werden; denn im Puppenspiel, welches man Drama nennt, in dieser Erbschaft des griechischen Götterdienstes, steigt sie schon eine Stufe zu tief hinab. Das Lustspiel ist erträglich, das Trauerspiel aber ein Widerspruch; denn die puppenhafte Vorstellung und der Ernst des Dargestellten vertragen sich nicht. Das indifferente Schauspiel, welches nicht Fisch und nicht Fleisch, nicht Komödie und nicht Tragödie ist, ist eben auch selbst gleichgültig und mag an dieser Gleichgültigkeit sterben, wenn überhaupt von etwas, was nie gelebt hat, ein eigentlicher Tod nöthig ist. Die Erzählung mit dichterischem Aufschwung ist für die gegenständliche Poesie die naturgemässe Form. Für das individuelle Bedürfniss sind das Lied, der Hymnus und überhaupt jegliche Lyrik das Angemessene. In beiden Formen kann Ernst und Aufrichtigkeit sein, ohne die Störung, die dem Drama mit seiner heuchelhaften Puppenmanier unvermeidlich anhaftet. Wenigstens muss der gereinigte Sinn diesen Missklang empfinden, der die Maske von der Würde der Wahrheit auf ewig trennt.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um bemerken zu lassen, dass eine ernsthafte Welt- und Lebenserkenntniss mit sehr Vielem aufräumen muss, was heute noch ahnungslos als selbstverständlich und untadlig hingenommen wird. Eine wahrhafte Dichtung ist auch dem verwandt, wodurch die Religion vollkommener ersetzt wird. Beispielsweise darf der Hymnus sich nicht an Götter richten, ja auch nicht einmal die Natur oder deren Grundlage gleich einer Person verherrlichen. Er darf nur der

Spiegel der Wirklichkeit sein; aber er muss ihr eigentlicher Gemüthsspiegel werden und zwar nicht blos für die Theile, sondern auch für das Ganze. In diesem Sinne hat der lyrische Aufschwung zur Erfassung des Naturcharakters einen Sinn. Das Gefühl hat ebensoviel Bedeutung für die sachliche Beschaffenheit der Dinge, wie die Wahrnehmung der Farbe. Die Oede und Unfruchtbarkeit des Meers und das Erheiternde des Lichts sind ebenso gegenständlich und wahr, wie sonstige Eigenschaften der Dinge, in deren Ausdruck wir keinen poetischen Zug finden. Die Erregungen, die in uns entstehen, sind Gegenbilder eines wirklichen Sachverhalts in den Dingen. Die Wirklichkeitsdichtung ist also volle Wahrheit, und nur eine solche Dichtung und Kunst hat dauerhafte und volle Berechtigung. Ein Gebet kann es für den Kenner der Wirklichkeit nicht geben, wohl aber eine Lebendigmachung des Eindrucks des wahr vorgestellten Naturcharakters. Jenes ist eine Bitte, die den Aberglauben an äussere Zauberkraft von Wünschen voraussetzt. Der Mensch ändert an den Dingen nur soviel, als die vom Hirn geführte Hand einzugreifen vermag. An sich selbst und seinem Innern ändert er auch durch den Aufschwung des Gefühls nur wenig. Die erhabene Stimmung, wie sie zum Hymnus anregt, hat auch nicht solchen Zweck. Sie ist kein Mittel für etwas Anderes; wohl aber mag die Pflege solcher Stimmungen und der Verkehr mit den edelsten Auffassungen von Natur und Leben eine wohlthätige Erinnerung an das Höhere und ein Streben nach dem Vollkommenen erhalten. Die Begeisterung will erzeugt und wiedererzeugt sein. In der Kunst und insbesondere in der Dichtung vermag sie sich dauernd eine Anregung zu schaffen. Natur und Menschenwelt müssen aber mit Sinnen aufgefasst werden, die durch Verstand und Wissenschaft weiterreichen, als das blosse Auge. Die Sternenwelt ist erst für die Neuern ein wahrer Gegenstand. Auch der Dichter hat sich um die wahren Verhältnisse zu kümmern und wird hienach würdigere Bilder entwerfen, als wenn er mit der Phantasie den Fehlschlüssen folgt, die aus der unvollkommenen Tragweite der unorientirten, unbewaffneten und mehr oder minder beschränkten Sinne entstanden sind. Für eine feinere Würdigung sind die Bilder und Wendungen der bisherigen Dichter oft völlig unerträglich. Sie stören das Gemüth und vernichten die Begeisterung. Die Dichtung auf Grundlage und in den Grenzen von Verstand und Wissen ist es allein, die stichhaltige Begeisterung erzeugen wird. Eine solche Kunst hilft dann aber auch zur höch-

sten Erhebung des Menschen und zeigt ihm die Natur zwar in ihrer märchenfreien Blösse, aber hiemit auch erst in ihrer wahren Grösse und unverhüllten Schönheit. Auf diese Weise wird auch erst der Charakter der Natur erfassbar, den nicht die Wissenschaft, sondern nur die auf Grundlage der Wissenschaft gestaltende Kunst darstellt. Der Verkehr mit diesem Charakter wird zu einer für die Kunst ermöglichten Pflege der besten Gefühle und Gedanken, also zu einem Wirklichkeitscultus der edelsten Art. Hier haben wiederum Vertrauen und Treue ihre Stelle, und es wird deutlich, wie die Kunst einen nationalen Grundzug haben müsse. Das Empfinden und Vorstellen eines Volks kann weiterreichen und richtiger auffassen als das eines andern, grade wie bessere und schlechtere Augen verschieden sehen. Auch hier hat also die neuere europäische Welt einen Beruf und das nordische Leben kann hier nach Saiten ausgreifen, die auf der Klaviatur des Menschheitsgemüths noch nie angeschlagen wurden.

6. Die Wissenschaft in ihrer heutigen Gestalt ist zum grössten Theil ein Idol. Das Gediegene in ihr ist von den Einbildungen und Verworrenheiten theils nicht gehörig theils garnicht gesondert. Wie man sie gewöhnlich servirt, ist die Wissenschaft eines der verächtlichsten Götzenbilder. Sie ist ein Mischmach von Aberglauben, gelehrter Unwissenheit, Eitelkeit, Hohlheit, zweiflerischer Haltungslosigkeit, Apathie, Blasirtheit und Nichtsnutzigkeit jeder Art. Sie ist nicht blos in Rücksicht auf Verständlichkeit verdorben, sondern auch der Sittlichkeit und eines edlen Aufschwungs baar. Das ist im 19. Jahrhundert ihr allgemeines Gepräge, und vereinzelte Fortschritte, die von besseren Naturen gemacht oder vom Lauf der Dinge aufgedrungen worden sind, ändern diese Thatsache nicht ab. Der Jugend wird von den Wissenschaftshandwerkern, den Professoren und überhaupt durchschnittlich von der Gelehrten- und Literatenclasse, nicht blos der Kopf zu einem guten Theil verwüstet, sondern auch das Herz irregeführt. Der junge Mann, der mit Vertrauen an das Studiren geht, hat bald von diesem Vertrauen nicht mehr viel übrig. Er geht in eine unreine Luft ein und athmet Blasirtheit, die ihn mindestens mit Geistesverödung, wenn nicht gar mit Gemüthskrankhaftigkeiten und Selbstmordsanwandlungen heimsucht. Jedenfalls bleibt er ohne Halt inmitten dieser Zustutzung sogenannter Wissenschaft, die ihm auf den Lehranstalten und in der gewöhnlichen Gelehrtenliteratur geboten wird. Er wird deracinirt und demoralisirt. Ent-

muthigung ist das gelindeste Ergebniss. Grade diejenigen, welche die Sache ernstnehmen, sind am meisten den übeln Einflüssen ausgesetzt; denn die, welche von vornherein nur das Geschäft suchen, sind gleichsam schon unter Allem weg. Die, welche bei der Wissenschaft gastiren, weil es so vorgeschrieben und Brauch ist, sind mit der Schaale zufrieden und bemühen sich um keinen Kern. Der gemeinen Natur dieser Leute wird sie daher nicht allzuviel anhaben und höchstens einige Frivolität vererben. Der Autoritätenkram professoraler Gestelle oder sonstiger Reclamegelehrten genügt diesem Genre. Es merkt nicht, dass es in einem ganz hohlen und oberflächlichen Treiben befangen ist, und wenn der Sturmwind diese Leute einmal packt, so werden sie verwundert aufschauen, dass auch die von ihnen cultivirten Puppenautoritäten umfallen.

Vorherrschend ist die Literatur, einschliesslich der exacten, eine, die von Verlehrten für Verlehrte geschrieben wird. Von Naturwahrheit und Natureinfachheit ist in ihr keine Spur. Alles ist verschnörkelt, überladen, verkünstelt und verzwickt. Die Unwissenheit verdeckt sich mit gelehrten Allüren und maskirt sich mit Citaten. Im exacten Gebiet versteckt sie sich hinter mathematischen Trödel, der die Sache verdunkelt anstatt sie aufzuklären. Sie metaphysicirt in sinnloser Weise anstatt sich gesunde und gediegene Physik anzueignen und so ihrer Blösse abzuhelfen. Die heutigen Physiker sind grade in ihren vorherrschenden Cliquen bis zur äussersten Verschrobenheit ausgeartet. Den Verrückungen, mit denen mathematische Autoritätchen von dem Kaliber des rückläufigen 19. Jahrhunderts, wie der „Herr Hofrath Gauss“, wie er sich selbst in versteckten anonymen Selbstrecensionen nannte, — diesen spiritistischen und antieuklidischen Verrückungen, mit denen der Grössendünkel irregewordener Mathematiker die Wissenschaft heimsuchte, sind die Physiker Europas gemüthlich nachgelaufen und sind ihrerseits mit noch tolleren Ausgeburten und Missgeburten niedergekommen. So sind denn die exacten Wissenschaften soweit herabgekommen und herabgewürdigt worden, dass man der vorherrschenden Gestalt der Physik und Mathematik heute schon dieselbe Verachtung bieten kann, wie der Philosophie. Die wüstesten und unehrlichsten Speculationen haben die Physik intellectuell und moralisch unsicher gemacht. Sie haben das beschmutzt, was an reiner Wahrheit von bedeutenden und klaren Geistern her überliefert ist. Diese naturwissenschaftlichen Spinnen

haben das ganze Gemäuer der gediegenen Physik verunziert, und in dem Publicum der Gegenwart sind zuviel wissenschaftliche alte Weiber, die aus Aberglauben an den Spinneweben nicht rühren lassen wollen. Es ist aber nothwendig, einmal auszukehren, damit man die alten Säulen des Wissenschaftsgebäudes wieder einmal gereinigt zu sehen bekomme. Die Spinnen können sich alsdann aus unsern Räumen in die vierten, fünften und sechsten Dimensionen und sonstige Gaussigkeiten flüchten. Da mögen sie hausen; unsere Mathematik und Physik soll aber nicht ferner zum Narrenhaus gemacht werden können, welches sie im Laufe der letzten Generation allerdings geworden ist.

Das 19. Jahrhundert ist nur in der Technik nicht reactionär. In der Wissenschaft und zwar grade in der exacten hat es, neben einigen Zuthaten und entscheidenden Fortschritten, die freien unzünftigen Geistern zu verdanken sind, nur Herabgekommenheit und Auflösung der Begriffe sowie eine zugehörige verworrene, mit Einbildung und Mysticismus versetzte Darstellungsform aufzuweisen. In der Mathematik steht es am schlimmsten, nächstdem in der Physik, und selbst da, wo ein paar Fortschritte dazwischengetreten sind, wurden sie sofort umnebelt. Der Rückgang gegen den freieren und klareren Geist der tonangebenden Elemente des 18. Jahrhunderts ist nirgend zu verkennen. Ehe aber noch das 19. schliesst, wird einigermaassen abgerechnet sein. Alsdann wird sich zeigen, dass auch dieses Jahrhundert einige Früchte gediegener Art aufzuweisen hat. Nur gehörten sie nicht, wie im 18., herrschenden Gelehrtenkreisen an, sondern hatten sich in dem herrschenden Unkraut emporzuarbeiten. Wenn letzteres ausgerodet ist, wird sich das Feld noch leidlich ausnehmen und einige bessere Geister zeigen, die jetzt noch gar sehr beschattet werden, mochten sie nun in der ersten oder in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben. Das allgemeine Urtheil über die vernebelte, verschulte und verlehrte Form der Wissenschaft im 19. Jahrhundert wird sich aber ähnlich feststellen, wie über die Scholastik des Mittelalters. Was im letztern die Logik war, das ist heute die Mathematik. Die stroherne Rolle der Mathematiker mit ihrem unfruchtbaren Hülsenwerk ist heute handgreiflicher als je. Es fehlt ihnen der wahre mathematische Geist und darum bleiben sie im Wesentlichen unfruchtbar. Sie verunstalten ihr eignes Wissensgebiet und sie gelangen in der Naturwissenschaft erst recht zu nichts. Sie spielen in der Physik mit hohlen Nüssen und verstehen es nicht einmal, wenn ihnen ein bedeutender Geist

wie z. B. Robert Mayer etwas vorgethan hat. Sie kramen in unerheblichen und verworrenen Specialitäten, die nichts Specielles erkennen lassen. In den Grundbegriffen sind sie aber vollends unfähig, etwas Klares und Entschiedenes zum Vorschein zu bringen. Hier wirthschaften sie mit Einbildungen, wie mit dem Unendlichkleinen, den falschen Verdinglichungen und Gespenstern vom Negativen und vom Imaginären. Hier herrscht ein Aberglaube der tollsten Art, und der Gespenstercultus feiert hier in gelehrtester Ignoranz seine Orgien. Die Eitelkeit bläht sich mit windigen Erdichtungen und verzwickten Geschraubtheiten, die der einfachen Wahrheit die dreistesten Missgebilde unterschieben und dies auch noch dann zu thun fortfahren, wenn die Wahrheit gefunden und handgreiflich dargethan ist. Hier beginnt die moralwidrige Seite der Sache und das Gelehrtenverbrechen, welches sich gegen besseres Wissen dem Richtigen widersetzt, damit die Eitelkeit der Persönchen durch Conservirung der Unwahrheit mitconservirt werde.

Der Kampf der Reform mit den verdunkelnden Mächten concentrirt sich neuerdings auf das exacte Gebiet oder kurzweg auf die Physik mit ihren Hülfswissenschaften. Die Philosophie ist für die vorgeschrittensten Geister schon lange nicht mehr die eigentliche Arena. Davon zeigte sich schon etwas bei August Comte, der, obwohl er noch blosser Philosoph blieb, dies doch in einer so modernen Weise war, dass er nur noch mit Mathematikern und Physikern in Conflict gerieth. Die Philosophen sind fast ebenso ausgeschieden wie die Theologen. Es lohnt nicht mehr, nach ihnen eine Hand auszustrecken. Sie ersticken allmälig an der Verachtung und Ignorirung und folgen den Theologen in dieser Rolle nach. Auch ich habe es nie der Mühe werth gehalten, mit Philosophen, gleichviel ob Professoren oder nicht, zu streiten und bin auch nie mit diesen Charlatanen in zweiseitige Conflicte gerathen. Ich habe ihre Charlatanerie dem Publicum signalisirt. Sie haben mich gelegentlich angekläfft. Das hat aber nie zu Auseinandersetzungen veranlassen können; denn mit einer ebenso unredlichen als unwissenden Gattung streite ich nicht, und zum Kampfe gehören zwei. Dagegen hat die Physik noch einigen Boden unter sich, und man kann hier den Stall mit einiger Aussicht säubern. Das Philosofaseln kann aus Mathematik und Physik ausgetrieben werden. Ebenso giebt es hier noch eine Berufung auf Sinn und Verstand, — den Sinn, welcher wahrnimmt und misst, und den Verstand, welcher denkt und seine Entwürfe und

Folgerungen an der Wirklichkeit und den Thatsachen erprobt. Im Gebiet der Physik, im weitern Sinne des Worts, ist es daher keine Thorheit, auf eine Wissenschaftsreform zu dringen und an der Vorschiebung der Grenzen des Wissens zu arbeiten. Hier ist Aussicht auf Abnöthigung von allgemeinen Constatirungen noch so unbequemer neuer Wahrheiten. Hier kann die Erstickung des Bessern zwar auch ihr verleumderisches und fälschendes Handwerk treiben; aber es wird ihr die dauernde Fortsetzung des Verbrechens schwerer gemacht. An diesem Punkte trifft heut das Licht einfacher Wahrheiten mit dem Obscurantismus erbärmlicher Autoritätchen zusammen. Die Philosophaster bleiben als Falstaffgarde zur Seite; nur wo Physiker zu Philosophastern werden, kommt man noch in den Fall, den philosophelnden Unsinn zu streifen. Im Uebrigen kann sich die Reformarbeit nur an die Verunzierungen wirklicher und namentlich exacter Wissenschaft halten; die Charlataneriefächer, zu denen kurzweg auch die Philosophie in ihrer herrschenden Gestalt gehört, bleiben als intellectuell und moralisch unzurechnungsfähig ausser dem Spiel.

7. Für den Nichtkenner der Zustände muss es sich erstaunlich ausnehmen, dass die der grössten Strenge und Genauigkeit fähigen Theile der Wissenschaft, wie Mathematik und Physik, von der Charlatanerie der Gelehrten unseres Jahrhunderts so arg heimgesucht und verunstaltet werden konnten. Einiges hievon erklärt sich aber durch die Schwächen und Unklarheiten, die auch der bessern Ueberlieferung aus der gesammten Geschichte anhafteten. Ungeklärte Fehlbegriffe lassen sich in einigen Spuren auch in der Mathematik bis in das Alterthum verfolgen. Die Zeit der neuern Wiedergeburt der Wissenschaften hatte aber noch so viel eigne Unklarheit hinzugethan, dass sich immer nur die lichtesten Geister von den Thorheiten freihielten, und dass in der Mathematik noch am Ende des 18. Jahrhunderts nicht einmal ein Lagrange vermochte, mit dem mathematischen Gespenstercultus vollständig aufzuräumen. Er fand sich noch durch das Imaginäre bedrückt und auch seine Kritik des Unendlichen war noch doppelschlächtig und unzulänglich zum positiven Durchgreifen. Was aber die Neigung zu unfruchtbarem Spielwerk und zum Ergehen in zwecklosen Combinationen sowie das Vorurtheil betrifft, aus reiner Mathematik Sachliches, also etwa Mechanisches, herleiten zu können, so war diese Einseitigkeit schon bei dem sonst so einzig dastehenden Archimedes sichtbar. Die Vereinseitigung und Isolirung des mathe-

matischen Sinnes datirt also von ein paar Jahrtausenden her. Sonst hätte sich auch Aristarch mit seiner Vorwegnahme der copernicanischen Wahrheit für einen Archimedes, (der sie kannte und nicht begriff,) nicht vergebens bemüht. Durch diese Andeutung sei darauf hingewiesen, dass den Ungeheuerlichkeiten unserer heutigen Uebergangsphase in der gesammten Geschichte der Wissenschaft Schwächen und Verirrungen zu Grunde liegen. Diese letztern sind gegenwärtig nur darum zu völligen Monstrositäten gesteigert, weil unsere Zeit eine Zeit der Verwesung und des Zerfalles alter Thorheiten ist. Die Gelehrtenclasse hat die Priester in der Charlatanerie abgelöst. Die sogenannte Wissenschaft ist heut ein Hauptsitz und ein Hauptmittel des Betruges. Die Gelehrten und Wissenschafter sind zu moralischen Missgebilden geworden, wie die Mönche. Es gilt gegen sie einen ähnlichen Kampf, wie früher gegen das Priesterthum. Die Aufklärung kann sich nur Bahn brechen, wenn sie die feile Dirne, (die sich heut Wissenschaft nennt und als Wissenschaft prostituirt,) aus dem Bereich anständiger Geistessitte verweist. Die sogenannte Wissenschaft ist überdies zum Scherfzeug, geworden, mit welchem die Gesellschaft durch die Gelehrten unsicher gemacht wird.

Eine Wissenschaft ohne Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit (sowie gleichgültig oder gar blasirt bezüglich der edelsten menschlichen Angelegenheiten,) — das ist ein Ding, welches, wenn es sich nicht von seinen Schäden heilen liesse, besser vom Erdboden vertilgt würde. Einer gesinnungslosen Wissenschaft würde kein Bedauern in das Grab folgen; denn die Gesinnung ohne Wissenschaft ist noch immer besser, als die Wissenschaft ohne Gesinnung. Eine gute Gemüthsart ist mehr werth und steht höher als alle Wissenschaft, wenn diese letztere des guten Strebens baar ist. Ja die Wissenschaft wird sogar zur Verbrecherin, wo sie dem Schlechten und Boshaften dient. Ein edler Wille ist zwar etwas sehr Unzulängliches, wenn er des Wissens ermangelt; denn hinter der Stirn und nicht in der Brust thront die höchste Entscheidung über Alles, was den Menschen in Denken und Fühlen bewegt. Dennoch ist aber der edle Wille und sind Vertrauen und Treue unvergleichlich höher zu schätzen, als ein nacktes und zur Herzlosigkeit verkommenes Wissen. Die Loslösung der Wissenschaft von den hohen Zielen des menschlichen Gesammtlebens ist eine Niedertracht. Solcher untreu gewordenen und verrätherischen Wissenschaft kann ihr Köpfchen, welches sich von gutem Streben und

guter Sitte selbst gelöst hat, nicht verbürgt werden. Der bessere Mensch duldet nicht, dass die Errungenschaften des Wissens verdorben und gemissbraucht werden, um das Leben mit Lug und Trug zu vergiften und in das Verbrechen nur noch mehr Raffinement zu bringen. Die wissenschaftlich raffinirte Lüge und Verleumdung verdient noch mehr den Richter und Nachrichter, als die gemeine. Mit der Verantwortlichkeit muss es in den wissenschaftlichen Ständen und in deren Hantirungen strenger genommen werden, als irgendwo sonst. Der verschlagene Priester und Mönch steht mit seinem Trugraffinement noch zurück hinter demjenigen des Gelehrten und Wissenschafters, der noch mehr gegen besseres Wissen das Publicum nasführt und dessen Unkunde für seine Pfründen oder seine Eitelkeit ausbeutet. Der Gelehrte, der das Publicum verkauft, verdient von ihm als qualificirter moralischer Verbrecher behandelt und mit der ihn stützenden Kaste zur Verantwortung gezogen und gezüchtigt zu werden. Dies gilt nicht etwa blos von Handwerksgelehrten, sondern auch von verwahrlosten Eitelkeitsgelehrten, die ausserhalb des Professorenthums oder der sonstigen akademischen Kaste hantiren und die Interessen ihrer Persönchen sowie ihre Beschränktheit und ihre Marotten höher schätzen, als die Wahrhaftigkeit. Es gilt überhaupt von allen gelehrten Classen, mögen sie eigentliche Gelehrte und Wissenschafter sein wollen oder nur gelehrte Berufe ausüben, wie die Jugendlehrer, die Aerzte, die Juristen u. dgl. Unter allen Umständen ist der Verrath an Wahrheit und Gerechtigkeit um so strafbarer, je mehr Wissenschaft dabei in falschem Spiele ist.

Nach dem Gesagten wird es nicht mehr befremdlich klingen, wenn ein vollkommener Ersatz dessen, was heut Wissenschaft heisst, als Bestandtheil der Reform des Denkens und Lebens gefordert wird. Das Wort Wissenschaft steht auf dem Punkte, denen der Religion und der Philosophie in Rücksicht auf Verächtlichkeit zu folgen. Mindestens ist es schon zweideutig geworden und arg compromittirt. Zur Unmoralität gesellt sich überdies noch das unpraktische und läppische Wesen der hohlen Theorien, ja die unwürdige Gebahrung der Wissenschafter selbst. Diese letztern sind überwiegend so würdelos, dass sie den Werth der Wissenschaft den Praktikern, Geschäftsleuten und Staatsmännern gegenüber preisgeben und sich so benehmen, als wenn echte Wissenschaft ein überflüssiges Rad am Wagen des Lebens wäre. Sie, diese Würdelosen, sind allerdings mehr als blos überflüssig;

sie compromittiren mit ihrer Aermlichkeit und ihrem Sklaventhum die Sache, die sie wahrzunehmen vorgeben. Sie selbst sind nichts Besseres werth, als dass sie von jedem praktischen Mann ignorirt und bei Seite geschoben werden. Wo soll auch die Achtung herkommen, da bei diesen Wissenschaftern weder die moralischen noch die intellectuellen Unterlagen dafür vorhanden sind! Wie sollen gar die Völker ihre gelehrten und wissenschaftlichen Classen als Führer ehren, wenn sie dahinterkommen, dass sie von denselben um die Wahrheiten gebracht werden, welche durch die Arbeit der Edelsten erschlossen wurden! Das bessere Publicum verspürt keine Lust, auf die Dauer sich von der Charlatanerie hänseln und schädigen zu lassen. Diesem Hänseln wird aber nur vorgebeugt, wenn die Grundlagen und Hauptsätze alles Wissens eine einbildungsfreie und völlig klare Gestalt erhalten. Die Hauptwahrheiten müssen für diesen Zweck so einfach werden, dass sie für einen grossen Kreis von sich Bildenden nicht blos zugänglich, sondern auch vollständig beweisbar sind. Die Elementarbestandtheile müssen als Grundsätze oder Grundthatsachen sofort einleuchten und verbürgt sein. Die zusammengesetzten Wahrheiten aber müssen mindestens durch unmittelbare Constatirung, wo irgend thunlich aber auch durch beweisende Combination aus den einfachen für alle Welt und zwar auf dem kürzesten Beweiswege dargethan werden. Jeder Krimskrams ist dabei abzuthun und die volle Natürlichkeit wieder in ihre Rechte einzusetzen. Nicht blos die Sprache der Wissenschaft, sondern auch ihre Begriffe müssen an das ganz Gewöhnliche anknüpfen und dürfen sich von der einfachen Gangart der Natur nirgend in das Verkünstelte und Verschrobene ablenken lassen. Die Redlichkeit hilft hiezu viel, wenn auch nicht Alles. Talent und Genie, wo sie sich mit einem guten Willen verbinden, werden hier über alle Schwierigkeiten triumphiren, die der Schutt der Jahrhunderte sowie Lug und Trug entgegenthürmen.

Es liegt eine gewisse Stetigkeit in der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit. Auch wo etwas völlig Neues, wie das copernicanische System, in das bis dahin Geltende eingreift, bleiben doch erhebliche Grundlagen, wie die Messungsthatsachen der scheinbaren Bewegungen. Nur der Sinn ist ein anderer geworden. So verhält es sich auch mit der Religion, der Philosophie, der Kunst und der Wissenschaft. Obwohl man nicht immer die Wortbezeichnungen beibehalten kann, ohne Missverständnisse zu erregen,

so kann man doch auch sachlich nicht behaupten, dass zu dem Neuen, was in die Welt tritt, nicht etwas Altes gehöre, was ihm verwandt ist. Beispielsweise ist der Fortfall des Jenseitswahns und des Gebetwahns, der eine Art des Zauberglaubens vorstellt, keineswegs ein Bruch mit denjenigen Gefühlen der Menschheit, die dem Grunde des Inbegriffs alles Seins galten und die diesem einen Gesammtcharakter beilegten. In ähnlicher Weise ist der Bruch mit der Philosophie noch keiner mit der Weisheit und Weisheitslehre, sondern im Gegentheil nur die Erfüllung dessen, wonach die Menschheit auch schon in den philosophischen Systemen, aber unsicher und daher im Wesentlichen vergebens ausgegriffen hat. Auch hier ist die bessere Geistesführerschaft eine vollkommnere Fortsetzung von dem, was in Religion und Philosophie gesucht und versucht, aber nicht gefunden und nicht durchgesetzt wurde. Auch Kunst und Wissenschaft weisen selbst auf eine höhere und gediegenere Form hin, als ihnen bisher zu Theil wurde. Die wirklich bedeutenden Geister haben an dem Unterbau gearbeitet und unwillkürlich auch für diese höhere Form, die sie noch nicht kannten, Bausteine geliefert. Auf diese Weise ist die Menschheitsarbeit bei dem Punkte angelangt, sich besser verstehen zu lernen und eine Geistesgestalt zu erzeugen, die zugleich Leben und Wissenschaft vorstellt, und in welcher Charakter und Erkenntniss, also Willens- und Einsichtsgestaltung eine aus dem Guten entspringende und zum Guten leitende Einheit bilden.

Elftes Capitel.

Thaten und Errungenschaften.

1. Grosse Wahrheiten und bedeutende Menschen sind die beiden Angelpunkte, um die sich mein Ringen von Anfang an bemüht hat. Der Beweggrund war dabei von vornherein das reine Gefallen an der Wahrheit und an der Gerechtigkeit. Ueberdies gewann mir alles Hochsinnige eine Mitaction ab, der ich viele Opfer gebracht habe. Nur das Edle und Hochgemuthe hatte für

mich Werth, und die Menschen und Dinge galten mir nur soviel, als sie daran theilnahmen oder theilhatten. Meine Verachtung des Schlechten war ebenso ernstlich und nachdrücklich, als mein Eintreten für das Bessere. Ich hielt es jederzeit und halte es für einen Raub am Guten, das Schlechte als besser gelten zu lassen und zu behandeln, als es ist. Ich kann die Energie im Für nicht von der im Gegen trennen und habe stets jeden Charakter verachtet, der durch Nachgiebigkeit oder Gleichgültigkeit gegen das Schlechte am Guten einen Verrath beging. Feigheit hat nicht blos in militärischen, sondern auch in wissenschaftlichen Angelegenheiten als strafwürdiges Verbrechen zu gelten, welches nicht blos vor der Front mit Schimpf und Schande zu ahnden, sondern auch mit materielleren Strafen zu vergelten ist. Aus diesem Grunde sind Namenlosigkeiten oder gar Lügennamen auf Büchern und in Zeitschriftenartikeln unter allen Umständen verwerflich, werden aber vollends zu Verächtlichkeiten, ja zu Bübereien, wenn unter solcher Maske Verleumdungen und andere Strolchstreiche verübt werden. Das Publicum ist hiegegen zu abgestumpft und zu sehr in conventionelle Nachsicht eingelullt. Die Feigheit der Gelehrten, Wissenschafter und Literaten deckt sich schlecht mit der Ausflucht eines Schutzes vor feindlicher Uebergewalt; denn die ärgsten Schurkereien dieser Art werden grade im Interesse der Dunkelmacherei und des Geistesdrucks sowie zur Fröhnung von persönlichem Neide und wüster Rachsucht oder auch gradezu aus reiner Bosheit verübt. Ich habe es daher auch in den höhern Regionen des Gelehrtenthums mit dem Muth ernstgenommen und feige oder auch nur ängstliche Naturen, wie geräuschvoll ihre Namen in der Wissensgeschichte genannt werden mochten, nie geachtet. Der Sklavensinn ist mir bei Philosophen und Forschern stets ein Zeichen gewesen, dass auch ein paar sonstige gute Eigenschaften an ihnen nicht viel helfen konnten. Ich habe mir die Gelehrtencharaktere in ihre Bestandtheile zerlegt, diese übersichtlich wie in einer chemischen Formel vorgeführt und dann darauf geprüft, wieviel Muth, Gerechtigkeit, Fähigkeit zur Wahrheit, Talent oder auch Genie darin mit Beschränktheit und Thorheit gemischt waren. Fand ich Feigheit oder auch nur Unfähigkeit zum Einstehen für eine Wahrheit, so wusste ich sofort, was das Uebrige etwa noch zu bedeuten haben konnte. Ich betrachtete diese Figuren, falls einiges Talent oder Glück in Rechnung zu bringen war, in der Geschichte wie in der Gegenwart als Fleischklumpen mit einiger Nervenmaschinerie, deren

Leistung von mir taxirt wurde, wie irgend ein Naturkörper, in welchem sich verschiedene Eigenschaften, saubere und unsaubere, anzufassende und ekle, gemischt finden. Ebenso war es mir bald geläufig, dass sich bei berühmten Namen ochsenhafte Beschränktheit, ja oft gradezu Schaafigkeit in der einen Richtung mit ein bischen Talent, ja unter Umständen mit einem Fäserchen Genie partieller Art in einer andern Richtung gepaart fanden. Dieselbe Person kann ein Mixtumcompositum sein, und man muss die gleichsam chemische Formel immer zur Hand haben, um die Zusammenklitterung von Brauchbarem und Unbrauchbarem zu würdigen. So kann beispielsweise Einer ein ebenso grosser Esel als grosser Gelehrter sein; er kann in der Geschichte der Wissenschaft paradiren und im Grunde doch ein Schaaf in Menschengestalt gewesen sein. Nun ist es wichtig, diese chemischen Charakterformeln nicht mit naturwissenschaftlicher Gleichgültigkeit zu betrachten; denn diese Gleichgültigkeit gehört dahin, wo es sich um Gesteinsarten oder mathematische Figuren handelt. Menschliche Figuren wollen oft verachtet oder als nichtsnutzig zur Seite gelassen sein; aber diese Verachtung ist selbst ein Affect, und sogar jene wegwerfende Gleichgültigkeit ist einer. Die Natur als Ganzes und der Mensch wollen beide nicht blos nach mathematischen und physikalischen Gesichtspunkten betrachtet und erkannt sein. In beiden Fällen stellt sich die Frage nach dem Charakter, und diese wird nur vom prüfenden Charakter selbst beantwortet. Die Elemente des Charakters werden mit den Elementen und Maassen des Charakters gemessen. Es ist also, um auf den ersten Ausgangspunkt zurückzukommen, der Muth durch den Muth und der Hochsinn durch den Hochsinn zu beurtheilen. Die Wahrhaftigkeit wird nur vom Wahrhaften gehörig gewürdigt, und der Feige hat nie Sympathie für die Acte des Muthes, sondern wird sie im Gegentheil hassen, auch wenn er sich unter ihrer Gewalt windet und unter ihr Ansehen nothgedrungen beugt.

Mächtige Wahrheiten lassen sich nie von mächtigen Menschen trennen. Grosse Einsichten reiften stets nur in bedeutenden Köpfen und ebenso sind gewaltige Gemüthskräfte nie einem schwachen Herzen entsprossen. Beides zusammen, nämlich die Vorzüglichkeit von Hirn und Herz, hat sich nur in den seltensten Naturen zu harmonischen Leistungen vereinigt. Wissenschaft und Gemüthsleben der Menschheit gipfelt daher in einzelnen Individuen und fliesst mit den besondern Leistungen und Anregungen auf die

andern gleichsam nur über. Aehnlich verhält es sich mit hervorragenden Nationalitäten. Diese erringen, was die übrige Menschheit sich als Frucht aneignen, aber in sich selbst nicht erzeugen kann. In diesem Sinne giebt es einen internationalen und allgemein menschlichen Beruf des Nationalgeistes. Gewisse Errungenschaften sind übertragbar wie mathematische Einsichten, und zwar auch dann, wenn sie zu den Erfindungen des Herzens gehören. Nicht die menschlichen Organe selbst werden auf diese Weise sonderlich gebessert, aber wohl die äussern Grundsätze des Verhaltens. So wirken denn auch mächtige Menschen in der Geschichte als Geistesführer, ohne dass deshalb ihr Wesen in der grossen Masse vorauszusetzen wäre. Im letztern Falle wären sie nicht nöthig; denn alsdann könnte die Menschenmenge aus sich selbst hervorbringen und thun, was ihr thatsächlich nur durch Musterbeispiel und Lehre einigermaassen zu eigen wird. Das Grosse und Hohe trägt das Ideal in sich selbst; das Gemeine — und dieses ist naturgemäss das durchschnittlich Wirkliche, — das Gemeine muss das Ideal ausser sich in dem haben, was darüber emporragt. Der wahre und lebendige Cultus ist der, welcher in der Verehrung hoher menschlicher Eigenschaften besteht. Der Grund der Gesammtnatur ist zu entlegen, um einen gleich lebensvollen Gegenstand darzubieten. Zwischen ihm und dem Durchschnittsmenschen ist die Vermittlung wiederum der Mensch. Aber nur der tiefer denkende und fühlende Mensch befindet sich mit der Natur in unmittelbarer Berührung. Ihm ist der Grund seines eignen Selbst nicht zu entlegen, und die Gesammtnatur wirkt auf ihn und in ihm in der vollkommensten Weise. Was von der Natur mit allen Kräften des Verstandes und des Gefühls erkannt wird, das ergiebt ihren Sinn und Charakter; aber dieser Sinn und Charakter ist nothwendig ein aus dem Menschen entnommener Begriff. Darum ist er nicht unwahr; aber wohl bleibt hiedurch das Menschliche immer der Gegenstand. Es bleibt mit seinen höchsten Begriffen der Centralpunkt aller Ideen, und das so erfasste Naturideal wird zum Inbegriff der Vollkommenheit. Ist nun so der lebendige Mensch der Vermittler von Allem, was ausser ihm ist, so wird er auch zum nächsten Gegenstand der Achtung. Die Achtung vor der Natur wird für die Masse nur durch die Achtung vor den hohen Geistesführern erzeugt, welche nicht blos die Natur auslegen, sondern auch selbst ein Theil Natur und zwar ein sehr mächtiger Theil sind. Die Gedanken- und Gemüthskräfte

sind die höchsten Mächte, die auf dem Planeten wirken, und wo noch sonst auf den Körpern des Alls Leben ist, da werden sie es ebenfalls sein.

Das Mächtige ist darum nicht immer eine Macht zum Guten. Es giebt in Hirn und Herz gewaltige Kräfte, die zum Bösen wirken. Ausgeburten des Verstandes können Verdunkelung bringen statt Licht, und Neigungen des Gefühls können als wüste und verderbliche, ja als menschenfeindliche Leidenschaften auftreten. Grosses kann beispielsweise auch in der Heuchelei geleistet werden. Die Philanthropie dagegen ist fast regelmässig ein Fall schwächlicher Heuchelei oder bornirter Verworrenheit. Sie stellt das Schlechte in ohnmächtiger und meist auch serviler Form dar. Nun versteht es sich, dass die ausgezeichneten Naturen es im Guten sein müssen, wenn sie der Achtung besserer Menschen theilhaft werden wollen. Es giebt eine Geistesgewalt im Bösen, die zwar Beachtung, aber nicht Achtung hervorruft. Diese Gattung ist selbstverständlich nicht gemeint, wenn vom natürlichen Ansehen bedeutender Geister und gleichsam von einer Naturautorität hoher Eigenschaften die Rede ist.

Auch ein falscher Cultus des Genius als einer dunklen Macht, die ohne Weiteres anzuerkennen sei, war mir stets zuwider. Die natürliche Auszeichnung des Menschen vor dem Menschen ist kein dunkles Räthsel, sondern so klar, wie der Vorzug guter Sinne vor unzulänglichen oder schlechten, und wie der Vortheil gewandter Muskeln vor plumpen. Nur ist die Hirneinrichtung und sind die edleren Organe des Gemüths nicht unmittelbar sichtbar. Sie haben sich daher in ihren Wirkungen zu bekunden und zu beglaubigen. Was für den Aberglauben die Wunder, das sind für die Erzeugung des wahren Vertrauens die Bethätigungen und Beweise. Niemand ist anzuerkennen und keine hohe menschliche Eigenschaft als vorhanden gelten zu lassen, wenn nicht Ergebnisse und Früchte vorliegen. Mit dem Genie ist kein mystischer Cultus zu treiben; denn seine Vermittlerrolle zwischen der Menge und der Natur ist nur die Wirkung gesteigerter und zwar bis zum schaffenden Geisteswalten gesteigerter, aber übrigens in niedrigeren Graden auch sonst verbreiteter Fähigkeiten. Wo es die Natur erkennt und erforscht, da hat es feinere Zurüstungen der Organe zu Gebote und wird von stärkeren Antrieben geleitet, als die gewöhnlichen oder die der blossen Talente. Wo es aber edle Sitte oder hohe Schönheit aus sich selbst entwirft, da wird es mit diesen

Idealbildern zum Gesetz, nach welchem das Gemeinere aufzublicken und, soweit es kann, nachzustreben hat. Diese Gesetznatur ist aber wiederum kein mystisches Räthsel; denn das Vollkommnere hat das Muster zu sein und nicht das Unzulängliche und in der Natur gleichsam Rückständige. So wird das zugleich Bedeutende und Gute in der Denk- und Gefühlsweise zum höhern Gesetz, ohne deswegen etwas Ausser- oder Uebermenschliches zu sein. Eine hohe Gesinnung und ein lichter Verstand übertreffen nur die gemeine Sinnesrichtung und das gemeine Urtheil. Die verbreitetsten Beweggründe und Gesichtspunkte sind im Wollen und Wissen der Menschen eben auch die niedrigsten. Man kann mit ihnen am sichersten rechnen; denn sie können nicht fehlen, ohne dass die menschlich thierische Natur selbst mangelte. Dagegen sind die hohen Antriebe, wie zum Handeln so zum Erkennen, nur Ausnahmen. Wohl aber kann etwas von diesen höhern Antrieben durch Uebertragung, wie ein moralischer oder intellectueller Anstoss, durch eine Art Geistesführung auf die Menge übergehen. Dies soll nun nicht in dunkler Weise, durch Berufung auf eine geheimnissvolle Autorität, geschehen, sondern nur den Naturvorzug zum Grunde haben, der sich durch Thaten erweist. Eine mystische Urheberschaft gehört für den überwundenen Standpunkt der Religion und der Philosophie. Eine rationelle und natürliche Einwirkung von Kopf und Herz auf andere Köpfe und Herzen ist das offenbare Geheimniss und aufgelöste Räthsel aller anscheinenden Zauberwirkungen des Geistes und Willens.

2. Nach den angegebenen Gesichtspunkten habe ich die Träger bedeutender Wahrheiten und Antriebe in der Geschichte und unter den Zeitgenossen herausgefunden. Die Wahrheiten und Eigenschaften habe ich noch mehr geachtet, als gewöhnlichermaassen die Personen, in denen gemeiniglich Vielerlei beigemischt war, worauf sich Achtung nicht erstrecken konnte. Nur in den seltenen Fällen, in denen die Personen grosse Opfer für eine Sache brachten oder gar ihr Leben für das Gute einsetzten, standen mir diese hohen Menschen selbst noch höher, als das, was sie wissenschaftlich oder durch Anregung des Willens leisteten. Der edle und hohe Mensch ist der höchste Zweck, nicht aber die Leistungen, die nur ein Zubehör und ein Mittel des Menschheitslebens, aber nicht dieses volle Leben an sich selbst sind. Die Person ist an sich selbst zu schätzen, und erst in zweiter Linie kommt in Frage, was aus ihren Eigenschaften an besondern Wirkungen folgt. Wie

die Schönheit nicht blos durch sich selbst befriedigt, sondern sich auch an sich selbst freut, und wie Andere sie nicht blos nach dem harmonischen Verhalten schätzen, welches sich in den Bethätigungen ihres Wesens darstellt, so ist auch das persönlich Vorzügliche jeder Art etwas, was man nicht dadurch herabwürdigen darf, dass man es nur als Mittel für einen Zweck achtet. Die hohen Persönlichkeiten der Geistesgeschichte sind um ihrer selbst willen zu veranschlagen und zu ehren. Es wäre eine Thorheit, den Zweck des Hohen und Würdigen ausser sich selbst zu verlegen und so das Bedeutendste gleichsam kopfüber in das Unbedeutende zu stürzen. Die Genugthuung, die es gewährt, die im Edlen bedeutenden Naturen der Geistesgeschichte zu betrachten oder mit denen zu sympathisiren und zu handeln, die in der Gegenwart noch kämpfen, — diese Genugthuung beruht nicht auf der Wahrnehmung der Wirkungen, sondern auf den Eigenschaften der Ursache. Diese Ursache ist die Person, und auch für sich selbst wäre sie nicht viel werth, wenn sie nicht unabhängig wäre von den Wirkungschancen. Wäre sie auf den thatsächlichen Dank der Menschheit für die besondern Leistungen angewiesen, dann müsste sie oft unglücklich sein; denn von solchem Dank erfährt sie gewöhnlich sehr wenig, wo nicht das Gegentheil. Ihr eignes Gefühl wird ihr meistens genug sein können, und auf ähnliche Weise ist auch die Theilnahme und Freude, die in andern und meist späteren Geistern an ihr erweckt wird, etwas Selbständiges, was um seiner selbst willen Werth hat. So habe ich stets eine hohe Genugthuung empfunden, wenn ich in der Wissens- und Geistesgeschichte das Bild von Persönlichkeiten lebendig machte, die Grosses in der Forschung mit Edlem in der Gesinnung vereinigten, und wenn es mir gelang, ein solches Bild aus unwürdiger Umgebung herauszuziehen und in seiner reinen Schönheit zu zeigen.

Oft sind die Personen verschollen, aber ihre Wahrheiten existiren noch. So ist es mit den Urhebern der ältesten Erfindungen und Einrichtungen gegangen, und so geht es auch mit denen mancher neuerer Errungenschaften. Die Menschheit vergisst, und der Cultus beschränkt sich auf eine Anzahl, deren Angedenken noch verhältnissmässig frisch ist, und unter denen sich überdies noch viele von der Geschichte fälschlich aufgehobene Autoritäten und Götzen befinden. Wo nun das lebendig Persönliche nicht mehr zu haben ist, da sind wenigstens sachliche Geistesspuren vorhanden. Ist auch freilich von den Wahrheiten viel untergegangen

und wird auch von ihnen noch viel untergehen, so kann doch unser letzter Anhaltspunkt eben nur das sein, was für uns an Einsichten und Antrieben noch existirt und unserer Schätzung zugänglich ist. Was meinen Geistesweg betraf, so begann ich mit der anscheinend unpersönlichen Seite überlieferter Gedanken oder vielmehr Gedankenschwierigkeiten. Schon als Schüler studirte ich die Wissenschaft grade in ihren Schwierigkeiten, und zwar suchte ich diese Schwierigkeiten da auf, wo die Wissenschaft als die sicherste und strengste galt, also in der Mathematik. Mein erstes Problem ist das des Unendlichen gewesen. Ich habe es wieder und wieder angefasst und im Laufe meiner zwanziger Jahre schliesslich zu eigner Befriedigung erledigt. Der Geistesruck gleichsam, der zu der vollständigen Lösung erforderlich war, erscheint nach der That kaum wie eine Arbeit. Aber es haben nicht blos intellectuelle, sondern auch moralische Kräfte dazu mitwirken müssen, um ihn möglich zu machen. Das widerspruchsvolle Gebahren und namentlich die Vertuschung der Schwierigkeiten seitens der für gross geltenden Mathematiker widerten mich in erster Linie moralisch an. Aber auch die intellectuelle Unzulänglichkeit wirklich grosser Mathematiker in diesem Punkte, wie namentlich Newtons, erregte mir unwillkürlich eine Verachtung gegen den Mangel an Denkenergie. Ein Lagrange mit seinem, wenn auch unzulänglichen Versuch war mir dagegen sowohl bezüglich des Scharfsinns und der Eleganz als auch besonders des sittlichen Wahrheitsstrebens in dieser Problemangelegenheit von Allen am ehrenwerthesten. Ueberhaupt sah ich in ihm eine Persönlichkeit, in der sich geistiges Ebenmaass mit einfacher und edler Denkweise, namentlich mit einem bei Gelehrten seltenen Wahrheitssinn vereinigten. In der That war die Wegräumung des Gespenstes der falsch verdinglichten mathematischen Unendlichkeit für mich auch zugleich das Mittel, Widerspruchslosigkeit und Ehrlichkeit in den allgemeinen Weltbegriff zu bringen. Ursächlichkeit, Raum, Zeit und die Analysis des Unendlichen waren die Gegenstände meiner ersten Schrift. Ich wendete mich im sogenannten Metaphysischen gegen die kantischen Zweideutigkeiten und Haltungslosigkeiten, also namentlich gegen die unentschiedenen träumerischen Vorstellungen von einer blossen Traumartigkeit des Raumes und der Zeit. Ich schrieb im Sinne dessen, was ich später Wirklichkeitslehre genannt habe. Bezüglich der mathematischen Schwierigkeiten achtete ich die Philosophen sammtundsonders nicht. Mit ihnen, das stand mir

fest, waren solche Erörterungen unnütz; denn ihr unbestimmtes Denken hatte nicht einmal die Aufgabe begriffen. Leibniz war mir aber auch in dieser Beziehung am widerwärtigsten, obwohl er an der Mathematik wenigstens einen zweideutigen Antheil genommen hat. Er war in der Sache der unehrlichste und darum auch der widerspruchsvollste, während der Professor Kant zwar ein wenig gediegener, aber doch für mathematische Begriffe überhaupt unfähig war. Die moralische Schwächlichkeit und die Aengstlichkeit des königsberger Professors ist der Schlüssel zu seiner Unzulänglichkeit auf dem mathematischen Boden, wo es gilt, festzustehen und nicht zu wackeln. Kants namenlose Naturgeschichte des Himmels zeugte für sein Versteckspiel und seine Muthlosigkeit nicht minder als für seine Phantastik, und doch ist diese Schrift zugleich seine namhafteste auf dem Naturgebiet. Seine sonstigen mechanischen Velleitäten sind noch viel minder gerathen, und im rein Mathematischen blieb er stets unter Null, indem er die Unendlichkeitsprobleme auf diesem Gebiet nicht einmal begriff, während er sie auf dem metaphysischen Felde mit einer leichtfertigen Subjectiverklärung von Ursache, Raum und Zeit abthat, aber nicht löste. Er gerieth in Lockes und Humes einseitige und irreführende Methode, aus den Begriffen das dem Ich Angehörige als nicht völlig sachlich begründet anzusehen und so die gegenständliche Bedeutung unserer Grundbegriffe, ja sogar der rein logischen, aus dem Auge zu verlieren und in voreiligster Einseitigkeit zu bestreiten. Gegen diese am falschen Ort psychologisirende Methode, der auch Schopenhauer anheimfiel, bin ich energisch eingetreten. Die Gesetze der Zahl waren mir immer ein leicht verständliches Beispiel für das, was ohne Abzug gilt, und wobei ein Unterschied von subjectiv und objectiv auch nicht das Mindeste zu bedeuten hat. Das Denken einer Zahlenbeziehung ist an sich gewiss nicht gegenständlich; aber die Zahlenbeziehung ist gegenständlich ebenso wahr, wie sie es im Denken ist. Von den zählbaren Dingen gilt dasselbe, was in der rein gedachten Zahl maassgebend ist. Hier scheitert also die Trugwendung der Subjectivisten, und wir sind bei der abzugslosen Wahrheit oder Thatsächlichkeit, an der keine Beschaffenheit des Denkorgans etwas geändert hat. Es war mir stets widerwärtig, die Souveränetät des menschlichen Verstandes durch solche Subjectivisterei compromittirt oder gar, wie bei dem Professor Kant, geflissentlich untergraben zu sehen, damit einem beschränkten mystischen Glauben Platz gemacht würde.

Dieser Kant hätte sein Hauptwerk statt Kritik der reinen Vernunft auch gleich Abschaffung der reinen Vernunft tituliren können. Doch genug von dem metaphysischen Quark, den ich damals noch einer eingehenden Kritik würdigte. Die mathematischen Fragen und die echt logischen hatten mehr zu bedeuten. Auch war der eleatische Zeno sowohl für den Unendlichkeitsbegriff als auch für Raum, Zeit und Bewegung ein anständigerer Vorgänger; denn die Dialektik der Eleaten war doch noch naturgemässer als die gegen den Verstand gerichtete bei Professordenkern nach Art eines Kant.

3. Es führte hier zu weit, in die Weltschematik einzugehen, durch welche ich die Metaphysik, die in ihrer Art schlimmer war, als die Alchymie in der ihrigen, ersetzt habe. Jedoch sei an mein Gesetz der bestimmten Anzahl erinnert, welches alle selbständigen Dinge und Vorgänge als abzählbar erkennen lässt. Es bricht mit der wüsten Rückwärtsverlängerung des Wechselspiels der Vorgänge in die Vergangenheit und bringt auch so wieder denjenigen Theil gesunden Verstandes zu Ehren, der sich, wenn auch mit viel Aberglauben gemischt, in den Völkerphantasien über Weltentstehung, also selbst in den gemeinen Religionsvorstellungen, nicht hat verleugnen können. Die Natur, wie wir sie kennen, ist etwas Gewordenes und nicht etwas, was bereits ewig bestände. Alles von der Art, wie wir es kennen, hat seinen Anfang. Das Leben hat seinen Anfang; das Bewusstsein ist nicht immer gewesen. Alle nacheinander unterscheidbaren Vorgänge sind bis heute eben nur in einer bestimmten Zahl und in keiner Unendlichkeit gehäuft. Die bisherigen Umläufe der Erde haben ihre Anzahl, und greifen wir hinter die Entstehung des Sonnensystems oder aller Sonnensysteme zurück, so müssen alle Acte, die als unterscheidbare Selbständigkeiten auf einander gefolgt sind, zählbar sein. Die wüste Unzahlvorstellung gehört in das Alterthum und hiemit in die Kindheit des Denkens oder vielmehr Phantasirens, welche Alles, wobei sie das Ende nicht näher absieht, als unendlich setzt und mit dem Weltall verfährt, wie mit einer Wasserfläche, für die sie kein jenseitiges Ufer absieht und die sie daher leichtfertig, ohne näheres Ueberlegen und ohne den Widersinn zu merken, als unendlich setzt. Ebenso verhält es sich mit der Anzahl der Himmelskörper, die auch eine bestimmte sein muss. Die wüsten Unendlichkeitsvorstellungen kindischer Art treiben sich aber auch noch heute sogar in der materialistischen Weltansicht

herum, die doch den religiösen und metaphysischen Gespensterglauben und die sonstigen Faseleien der Philosophie verhältnissmässig noch am meisten abgelegt hat, und von der ich schon in meiner Natürlichen Dialektik, gleich mit Beginn meiner Schriftstellerlaufbahn, offen und ohne Rückhalt erklärte, dass sie die Ehre der Wissenschaft und Philosophie noch am leidlichsten wahrgenommen habe. Die Unendlichkeit bezieht sich nur auf die Zukunft, also auf die Entwicklung, die mit keinem Vorgang abgeschlossen zu sein braucht. Im Uebrigen ist sie einfach eine Einbildung, und diese Einbildung muss überall ausgemerzt werden, damit sich Weltansicht und Wissenschaft klar und streng gestalten. In der Mathematik habe ich zuerst aufgeräumt und alsdann in der logischen Weltschematik. Nach meinem Gesetz der bestimmten Anzahl steht die Nothwendigkeit zählbarer selbständiger Molecüle von vornherein ebenso fest, wie die Durchzählbarkeit der Sonnen und sonstigen Weltkörper. Das Unendlichkleine ist eine Einbildung, die gelten zu lassen und deren Sinn zu suchen von vornherein eine Thorheit war, die schon im Alterthum ihre Wurzeln hat. Auch war es schon ein Geltenlassen, wenn man es blos umgehen wollte, wie Lagrange. Es will nicht umgangen, sondern gradezu weggeworfen sein. Nur so wird die Mathematik klar und bequem. Die kleinen Differenzengrössen sind nie Null. Auch sind sie kein Drittes zwischen Null und einer gewöhnlichen Grösse. Sie sind eben Grössen wie alle andern, von denen man immer angeben kann, welches Stück eines Millimeters oder sonstigen Maasses sie darstellen sollen. Die sogenannten endlichen Differenzen sind nur Grössen, bei denen es vorgeschrieben ist, sie nicht unter ein gewisses Maass herunterzusetzen und immer in einer vorgeschriebenen Entfernung von Null zu halten. Diese bestimmten Differenzen sind wichtig in allen wirklichen Naturproblemen; denn hier sind bestimmte Abstände, worüber hinaus sich die Molecüle oder Körper nicht nähern, zu berücksichtigen. Der blosse Mathematiker mit seinen unterschiedslosen Stetigkeiten des Räumlichen kann es sich allerdings leichter machen, indem er in beliebig viele Theile eintheilt und dabei an keine Grenze gebunden ist. Der rechnende Physiker kann das Kleine aber niemals unbeschränkt nehmen, ausser, wo er gleich dem Mathematiker die Stetigkeit gelten lassen kann. Das Unbeschränktkleine ist also stets nur eine kleine Grösse, die man aber beliebig nahe bei Null wählen kann. Irgendwie gross muss man sie aber jedesmal setzen, und zwischen Differenz

und Differential ist daher kein Unterschied. Hieraus erhellt auch der Humbug, der darin liegt, erst etwa (mit einem grossen Delta bezeichnete) sogenannte endliche Differenzen zu setzen, um dann zu der Einbildung der Differentiale nach Wolkenkukuksheim überzuspringen, welches nicht in Null, sondern vor Null (d. h. im Reich der Chimäre des Mitteldings zwischen Null und einer Grösse) gelegen sein soll. Mit dieser (nach Newton zugeschnittenen, der neuern Mode angehörigen) Ausflucht verdunkelt man die Wahrheit in der Hauptsache nicht minder. Newtons erste Verhältnisse (oder Verhältnisse im ersten Augenblick) sind eben auch unklar gedacht und mit einer metaphysischen Einbildung behaftet. Es gehörte eine Art logischen Ruckes dazu, zu erkennen, dass die Unbeschränktheit nicht in der Grösse selbst, sondern in den Umständen liegt, die es gestatten, sich eine beliebig kleine Grösse zu denken.

Ich habe grossen Werth auf die fragliche Säuberung der Mathematik gelegt. Diese Klärung hat mir aber auch positive Früchte getragen; denn nicht blos das, wodurch die Mathematik bisher unsichergemacht wurde, ist (im Bereich meiner Grundsätze) verschwunden, sondern es haben sich hieran auch festere Schlüsse und sogar neue Aufschlüsse geknüpft, die sich bis in die Physik und Chemie hineinverzweigen. Mit dem Imaginären bin ich ähnlich verfahren (und auch hier ist mir mehr als eine blosse Ausmerzung der Widersprüche und des Mysticismus gelungen.) Ich habe den einfachsten (und einzig möglichen) Sinn desselben dergestalt angegeben, dass dieser neue Gebrauch zu den analytischen Erfindungen gehört und nicht blos die Geometrie sondern alle möglichen sachlichen Anwendungen der Rechnung betrifft. Die ausführlichere Darlegung hievon gehört jedoch in meine neuen Grundmittel und Erfindungen zur mathematischen Analysis und Functionenrechnung. Ich lasse es daher hier bei einer blossen Streifung des mathematischen Gebiets bewenden. Man wird einsehen, dass ich mich für alles Uebrige erst fest fühlen konnte, als ich in der Mathematik über die Schwierigkeiten triumphirt und die Aufgaben gelöst hatte, (die ich mir selbst gestellt und nur zum Theil von der Geschichte überkommen hatte.) Wären in der Geschichte gewisse Fehler nicht gemacht worden, so wären die Widersprüche gar nicht entstanden und man wäre auch weit eher zu den auf dem sichern Grunde möglichen positiven Aufschlüssen und Entdeckungen gelangt. Das Denken in der höhern Mathematik (und in der davon

abhängigen rationellen Physik ist bisher ein sehr unsicheres gewesen. Die bedeutendsten Mathematiker und Naturforscher haben sich wiederholt verrechnet und beträchtliche Fehlschlüsse gemacht, von den Phantastereien und Verschrobenheiten der Leute zweiten Ranges nicht zu reden. Was soll noch zuverlässig sein, wenn es die Mathematik nicht ist? So fragt sich der Unbefangene und Redliche, während der Schwindler, der irgend eine Dummheit oder einen Widersinn an den Mann zu bringen hat, sich ebenfalls darauf beruft, dass ja sogenannte grosse Autoritäten selbst die Grundlagen der Mathematik leugneten. Um hier sichern Boden zu schaffen, habe ich von meiner Jugend an gearbeitet und bin mit dem Erfolg zufrieden. Die metaphysischen Schwätzer über Raum, Zeit und Kategorien sind mir gründlich gleichgültig geworden. Ich habe sie einst studirt und kenne sie sehr genau. Aber ehe ich noch eine Zeile drucken liess, habe ich mich einmal energisch gefragt, ob jene Schwätzer etwas herausbrachten, wovon ein Forscher Gebrauch machen könnte und wodurch ein Denker klüger würde, als andere Leute. Ich habe mir ehrlich ohne Selbstbetrug geantwortet, es sei garnichts, und auch ich hätte mit dieser angeblichen Weisheit in der Hand keinen Anspruch darauf, mich klüger zu dünken, als solche, die nicht das zweideutige Loos getroffen hat, die Schriften des Professor Kant zu durchdenken. Eine ähnliche Ueberzeugung gewann ich auch bezüglich der meisten andern metaphysischen Denker, die, wie beispielsweise Spinoza, nur hinfällige Wortausflüchte gesucht hatten. Dagegen achtete ich den eleatischen Zeno, bei dem es doch klar wurde, dass der falsche Begriff des Unendlichen mit Widersprüchen versetzt ist. Auch achtete ich die uralte Erinnerung, dass der Traum mit der vollen Wirklichkeit zu vergleichen sei. Ich fragte mich, was in beiden gemeinschaftlich zu gelten hätte, und hiemit kam ich hinter die Trugwendungen der Traumideologie, die sich unberechtigterweise Idealismus nennt. Immer aber kehrte ich wieder auf den mathematischen Boden zurück und entging hiemit jenem Betruge, der dem Vorgeben nach auf Wissenschaft ausgeht, aber nur einen Rest von Aberglauben im Sinne hat. In der That waren die neuern metaphysischen Lehren von Raum und Zeit nicht für die Wissenschaft, sondern für die Religion gemacht worden. Sie sollten die unbequeme Wirklichkeit, die mit dem Aberglauben nicht stimmte, wegräumen und in den Allüren der Rationalität die Mystik und

noch dazu eine recht beschränkte Mystik retten. Das war auch das Bedürfniss des Professor Kant, der sich diesem Zweck zu Liebe ein ganzes System von haltungslosen Trugwendungen und handgreiflichen Widersprüchen nachgesehen hat. Er ist mir hiedurch zu einem Hauptbeispiel für die Manier geworden, die Wissenschaft zu Gunsten eines beschränkten Glaubens zweiflerisch und nichtslerisch anzukränkeln und sich in diesem Sinne gegen sie, d. h. gegen ihre Souveränetät, feindlich zu stellen. So stark ich dem wahrhaften und natürlichen Bedürfniss des Herzens auch genugzuthun strebte, so durfte doch von der unbedingten Geltung der Wissenschaft kein Fäserchen gebeugt werden. Die Wissenschaft musste zuerst und um ihrer selbst willen in Ordnung gebracht werden, und dann liess sich danach fragen, wie und wo irgend eine Zuversicht oder ein Vertrauen, welches aus dem natürlichen Zuge des edlen Herzens stammt, einen Sinn habe. Niemals wäre es mir möglich gewesen, mit gleicher Sicherheit an die Welt- und Lebensprobleme heranzutreten, wenn ich nicht auf dem Boden der Mathematik festen Fuss gefasst und dort auch die allgemeinsten logischen Schwierigkeiten alles Denkens und aller schematischen Seinsbegriffe erledigt hätte. Das Fussfassen in der Mathematik bedeutete aber nicht im Entferntesten eine Unterordnung der logischen Wahrheiten unter dieselbe. Im Gegentheil beruht die mathematische Sicherheit nur darauf, dass die Logik auf diesem Felde am wenigsten getrübt erscheint und am leichtesten zu bethätigen ist. Von den Fehlern der aristotelischen Logik hatte ich schon früh die falsche Umkehrung der Form des allgemeinen Urtheils aufgefunden und die Unsicherheit des Bodens einer blossen Wörterlogik erkannt. Doch hievon weiter zu reden, führte hier in Untersuchungen, die durch ihre Allgemeinheit zu entlegen sind und in meinen Büchern, zuletzt in der Logik und Wissenschaftstheorie, eine gehörige Darstellung gefunden haben, die sich kaum noch kürzen liesse. Ein sachlicher Bericht würde hier eher noch mehr Raum erfordern. Ueberhaupt bemerke ich, dass die feinsten logischen Lehren sowie die mathematischen Fortschritte, betreffen sie nun weggeräumte Irrthümer oder neugeschaffene Mittel und Wege, hier nur angedeutet, aber nicht vorgeführt werden können. Es ist genug, wenn hier wenigstens von Einigem, was populärer und ohne Vorbereitung für den übrigens Sachkundigen zugänglich ist, der entscheidende Kern sichtbar wird.

4. Von Logik und Mathematik sowie von der Lehre über die allgemeinsten Grundzüge alles Seins liegt wohl am weitesten die Volkswirthschaftslehre ab. Dieser hat das andere äusserste Ende meiner Bemühungen um Reformation und positiven Fortschritt von Wissenschaft und Leben gegolten. Ich begann meine Buchveröffentlichungen darin gleichzeitig mit den logischen, knüpfte aber dabei zunächst an eine Person, nämlich an Carey an. Dieser hatte mit seiner neuen Werthlehre einen wesentlichen Schritt über Hume und Smith hinausgethan. Ich griff diese einzige Errungenschaft, die sich vorfand, auf, schmolz aus dem vielgemischten Erz das Gold des wirklichen und unwillkürlichen Genies aus, formte dieses Gold zu einer Gestalt und legte so den Grund zu einer widerspruchsfreien und fruchtbaren Nationalökonomie. In dem Amerikaner habe ich stets das unwillkürliche und zum Theil sich selbst verborgene Genie geehrt, ohne jemals das gelten zu lassen, was in dessen Schriften noch ausser den genialen Ur- und Hauptconceptionen enthalten war. Meine Darstellung der careyschen Lehren hat von vornherein dafür gezeugt, worauf ich achtete und was ich zur Seite liess. In der That gehört mehr dazu, die Wahrheit unter den Ranken des Irrthums als in einer reinen oder gar schon ausgemünzten Gestalt aufzufinden. Auch ein Kepler war allzu phantasiereich. Ich habe aber niemals an irgend welchen Mischungen Anstoss genommen, wenn nur ein entscheidender Grundgedanke oder eine aufklärende Grundthatsache hervorzuziehen war. In solchen Fällen habe ich selbst die undankbare Arbeit nicht gescheut, um der Förderung einer einzigen grossen Wahrheit willen ganze Felder von Unkraut zu durchmustern. Meine Kritik und deren Gerechtigkeit hat nicht blos das Feindliche getroffen, sondern auch bei den Freunden die Mängel klargestellt. Dies war meine Pflicht gegen das Publicum oder vielmehr gegen Alle, die in der Wissenschaft die Wahrheit als die höchste Rücksicht anerkennen, und in denen ich allein ein mir näherstehendes Publicum auch anerkenne. Ich bin von vornherein Carey gegenüber nicht das gewesen, was man gemeiniglich einen Schüler nennt. Ich habe viel von ihm wie von vielen andern Grössen gelernt. Ich habe sogar den Eckstein der Werthlehre, wenn auch als einen unbehauenen und noch erst zu gestaltenden, aus seinen ältesten Schriften überkommen. Ich habe das Publicum weit über Deutschland hinaus mit seinen originalsten Lehren bekanntgemacht. Aber ich habe gleich bei der ersten Schrift die entschiedenste Kritik gegen das

von ihm Verfehlte und gegen das Materialbeiwerk seiner Leistungen bethätigt. Ich habe, wie gesagt, das Gold ausgeschmolzen und die Schlacken zur Seite gelassen. Schon der Titel meiner Kritischen Grundlegung der Volkswirthschaftslehre bedeutete, dass eine solche Grundlegung noch nicht existire. Wenn Kepler durch die Beobachtung die wahren Gesetze der Planetenbewegung festgestellt hatte, so hatte er hiemit noch nicht die Ursachen derselben erforscht, und erst die galileische Erbschaft, vermehrt von Huyghens, setzte Hooke und ausser ihm auch Newton in den Stand, die Lehre von der allgemeinen Schwere zu begründen. Für die Entwicklung der Werthlehre gilt zwar nicht das Gleiche, aber doch etwas Aehnliches. Erst mussten die wahren Thatsachen durch die vielversuchende Phantasie Careys als Erfahrungsgesetze formulirt werden, ehe daran gegangen werden konnte, durch Zerlegung die einfachsten Principien der beobachteten Gesetze bloszulegen. Mit dieser Arbeit habe ich den Anfang gemacht, und eine künftige Epoche wird, wenn sie den Gang der Entwicklung feststellt, die Grundwahrheit der ganzen Wirthschaftslehre da zu suchen haben, wo zuerst eine zur Erklärung genügende Lehre von den letzten Ursachen des ökonomischen Verkehrswerthes aller Gegenstände in strenger stichhaltiger Weise nachgewiesen und zur Beleuchtung der mannichfaltigsten Thatsachen verwendet worden ist.

Die höchste Stufe der Wissenschaftlichkeit liegt nicht in der Volkswirthschaftslehre. Auch wenn letztere vollkommen ist, stellt sie nur ein niederes Gebiet vor, welches weder an sich über eine Lehre von der Futterbeschaffung der Menschheit hinausreicht, noch etwa je solche Verstandeskräfte in Anspruch nehmen kann, wie die höheren und edleren Wissenschaften. Demgemäss sind denn auch die grossen Volkswirthschaftslehrer, die wesentlich nichts weiter als dies waren, geartet gewesen. Quesnay, Smith, List, Carey und Bastiat, wenn man diesen noch zu den grossen rechnen will, zeugen dafür. In der wissenschaftlichen Form und in der Freiheit von Phantasterei war Adam Smith noch der gediegenste, wenn auch keineswegs der genialste. Die kühnen Würfe und das erste Durchbrechen gehörten ihm nicht an; er vernüchterte den phantastischen Quesnay und zehrte von dem hochstehenden Hume, der die scharfen Gedanken in knappester Kürze skizzirt hatte. Hume stand und steht aber als Volkswirthschaftslehrer über allen andern, weil er mehr als blos dies war und sich zu den ökonomischen Skizzen sozusagen nur herabgelassen hatte. Hume war

Denker im höchsten Sinne, und dies waren die sämmtlichen Volkswirthschaftslehrer ersten Ranges, die noch kein halbes Dutzend ausmachen, durchaus nicht. Der einzige Smith ist dadurch, dass er sich an Hume hielt und dem rationellen Geist des 18. Jahrhunderts entsprach, dem allgemeineren Denkerthum etwas nähergetreten. Hume steht unter den Denkern des 18. Jahrhunderts am höchsten; aber er gerieth in wesentlichen Punkten, wo nicht in Zweiflerei, doch in Gleichgültigkeit, weil ihm die Kritik, die sich hätte gegen die Mathematiker kehren können, abging und er hier die Schwierigkeiten dem Verstande auflud, die doch nur den unverständigen Autoritäten zuzurechnen waren. So liess er diese Dinge gutsein und kümmerte sich nicht weiter darum, fiel aber deswegen einem Streifen an Skepticismus und Mysticismus anheim, die freilich rationell und nicht von der Art sein sollten, sich gegen den Verstand zu kehren. Sie thaten es aber in weniger geschickter Hand und in einem weniger klaren Kopfe, der sich nach Hume richtete, nämlich in Kant, dennoch. Hume hatte eben hier nicht festen Boden. Er hatte es an Denkenergie nach der wesentlichsten Richtung, nämlich der mathematisch physischen, fehlen lassen. Dies rächte sich, und so erklärt sich denn auch nebenbei, dass von diesem unzulänglichen Standpunkt aus auch die wissenschaftliche Gestalt der Volkswirthschaftslehre nicht ihre letzte, völlig beweisende und in jeder Beziehung exacte Form vorgezeichnet erhalten konnte.

Im Punkte der Gesinnung steht es mit der Volkswirthschaftslehre noch schlimmer. Hier macht auch Hume keine Ausnahme. Er hatte kühlen abwägenden Verstand, aber keine Begeisterung, welche für die höchsten menschlichen Angelegenheiten warm werden konnte. Daher auch seine Unverträglichkeit mit Rousseau. Die grossen Volkswirthschaftslehrer haben nun sämmtlich zum Kern ihrer Gesinnung eine vorwiegende Ueberschätzung der Futterinteressen, auch wo sie dieselben mit dem Heiligenschein der Philanthropie, oder mit demjenigen des Nationalschicksals, umgeben haben. Friedrich List ist vielleicht noch der gesinnungsvollste aller Volkswirthschaftslehrer, und dies kommt daher, dass ihn der deutsche ideale Zug auch in der Oekonomie leitete. Er stand in diesem Punkte höher als seine Wissenschaft und die Pfleger derselben. Die gesund nüchterne, aber dem Privatreichthum eine unverhältnissmässige Achtung zollende Art und Weise Smiths ist uns Deutschen nicht sympathisch, weil wir in der Geschichte

höhere Zwecke verfolgen als die Britten und an den Menschen einen andern Maassstab legen, als die blosse ökonomische Macht. Da nun aber reine Volkswirthschaftslehre, ausser Zusammenhang mit andern Gebieten, die Einseitigkeit auch für die grössten Specialisten derselben unwillkürlich mitsichbringt, so kann eine richtige Theorie dieses Wissensgebiets nur da entstehen, wo auch die höhern Rücksichten, die sich dorthin verzweigen, zu ihrem Recht kommen. Ich behaupte daher, dass man zugleich positivster Specialist und universellster Denker sein muss, um die theoretischen und praktischen Gesetze des Volkswirthschaftslebens ohne einseitige Abirrung festzustellen. In der Werthlehre, diesem Eckstein alles wirthschaftlichen richtigen Denkens, habe ich, wie auch in der 3. Auflage meiner Oekonomiegeschichte besonders dargelegt ist, nicht etwa blos den Fortschritt, den Careys instinctives Genie vollzogen hat, zum ersten Mal ernstlich zur Anwendung gebracht, sondern auch selbst aus eignen Mitteln einen zweiten Grundirrthum der smithschen und der ganzen übrigen Volkswirthschaftslehre durch eine bessere positive Einsicht ersetzt. Die Schwierigkeiten der Beschaffung bestimmen den Werth; das war der careysche Grundgedanke. Ich aber habe diese Schwierigkeiten nicht blos in der Production und der Natur, sondern auch in der socialen Macht des Menschen gegen den Menschen erkannt. Ausser dieser Correctur bin ich aber auch noch zu der ganz allgemeinen und sehr weittragenden Einsicht gelangt, dass die Arbeit in ihrer Unbestimmtheit kein Maass für den Werth sein kann. In dieser Unbestimmtheit ist sie auch nicht der Grund des Werthes. Sie muss in verschiedenartige Kräfte zerlegt werden, wie in menschliche Muskelleistung und Gehirnleistung und weiter in Specialthätigkeiten. Die mechanische Arbeit, die von Menschen ausgeht, hat einen andern Werth, als der gleich grosse Theil einer Pferdekraft; denn nicht die Lasthebung oder etwas Aehnliches, nach blos physikalischem Maass, sondern die Geschicklichkeit in der Leitung solcher Kraftbethätigung ist das, was entscheidet und schwieriger zu haben ist. Sonst liessen sich zu den gröbsten Arbeiten nicht blos Chinesen, sondern auch Affen verwenden. Es ist also ein colossales Vorurtheil, zu meinen, es lasse sich die bedürfnissbefriedigende Kraft der Dinge nur im Speciellen, wie z. B. die Nährkraft verschiedener Erzeugnisse, messen, dagegen die menschliche Arbeit habe die Eigenthümlichkeit, einheitlich ein allgemeines Maass zu liefern. Letzteres ist ein von mir widerlegter Grundirrthum der ganzen

bisherigen Oekonomistik. Die Arbeit ist nicht mehr und nicht weniger ein einheitliches Ding, als es auch das gesammte Lebensbedürfniss des Menschen ist. Der Arbeitszeit entspricht die Existenzzeit; beide sind aber blosse Hülsen, bei denen erst durch die besondere Beschaffenheit des Kerns entschieden wird, wie sie zu schätzen sind. Mit diesem Cardinalpunkt ist die hume-smithsche Lehre vom Arbeitsmaass, auf der auch die Socialistik fusst, in ihren Fehlern unschädlich gemacht und zum ersten Mal eine gründliche Einsicht in die speciellen Ursachen der Werthgestaltung eröffnet. Auch Carey hatte gefühlt, dass sich mit der Arbeitsmenge nicht ohne Weiteres der Werth bestimmen lasse; aber er hatte keinen Ausweg aus der autoritären Ueberlieferung gefunden, die ihn in diesem Punkte von Adam Smith her noch zu stark belastete. Ich habe mit diesen Täuschungen vollständig aufgeräumt, und so lassen sich alle Trugwendungen enthüllen, die den niedrigen Gattungen der Arbeit den Hauptantheil an den Verkehrswerthen, wo nicht gar die ausschliessliche Urheberschaft derselben zusprechen. Dieser Barbarei war noch nicht mit der careyschen, ist aber mit meiner Werththeorie der Nerv einfürallemal abgeschnitten. Etwas Muskelarbeit, etwa bei niedrigen Racen und nur ein wenig geschickter und bewusster dirigirt als bei den Affen, hat hienach nur als das zu gelten, was sie ist, nicht als mehr und nicht als weniger. Sie steht der Maschine nahe, und der Mensch hat sie an sich selbst auch nicht höher zu veranschlagen, als wenn er gleichsam eine vollkommnere Maschine in seinem Leibe trüge. Die Schätzung der Arbeit oder, mit andern Worten, der Werth der Arbeit, hat also zum Maass reine Naturthatsachen.

5. Meine Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus hatte, wie auch meine Geschichte der Philosophie und meine Geschichte der mechanischen Principien, das Ziel, Geschichte nicht blos zu schreiben, sondern auch zu machen. Seit Adam Smiths Darstellung der Hauptsysteme in seinem Werk über den Völkerreichthum war, wenn man etwa noch Friedrich List ausnimmt, sonderlich Gescheutes über das in der Volkswirthschaftslehre Geschehene nicht gesagt worden. Blanquis oberflächliche Geschichte, die seitdem noch am ehesten nennenswerth war, hatte keine Ahnung von der schärferen Theorie und mischte ganz obenhin die Geschichte der thatsächlichen Volkswirthschaft mit derjenigen der Volkswirthschaftslehre. Eine Gedankengeschichte gab es also kaum, wenn man nicht etwa Adam Smiths Darlegung und

Kritik des Mercantilsystems und der Physiokratie als genügend erachten will. Friedrich List hatte in seinem System gute Bemerkungen, war aber zu einseitig und zu wenig auf reine Theorie bedacht, um Smith richtig zu würdigen. Im Uebrigen hat es bis jetzt nur Stoppelarbeiten gegeben. Die neuern Systeme (List, Carey, Bastiat) waren noch gar nicht dargestellt, geschweige kritisch beleuchtet. Die Phantastik der Socialistik stand bei Freund und Feind in viel zu grossem Ansehen, weil man sie nicht gründlich kannte. Ein paar gute Antriebe in derselben, wie bei St. Simon, wurden aber verkannt. Die alte Volkswirthschaftslehre dagegen wurde entweder überschätzt, wie von der sogenannten Manchesterrichtung, oder verschult, verschroben und erst recht bornirt gemacht, wie auf den Universitäten. Sowohl zur positiven Darstellung der Systeme aus den Quellen als auch zur Emancipation von den bisherigen Systemen war hienach viel Arbeit zu verrichten. Ich bin mir bewusst, mit meiner Geschichte sowohl die positive als auch die kritische Unterlage für den neuen Aufbau der Volkswirthschaftslehre geliefert und diesen Aufbau selbst in meinem Cursus der National- und Socialökonomie mehr als blos skizzirt zu haben. Meine Geschichte der Wirthschaftslehre macht frei von dem Druck der Systemverirrungen und lehrt die haltbaren Züge der früheren Ideen sowohl in den wirthschaftlichen als in den specieller socialen Fragen erkennen. Meine systematischen Werke führen aber das Wesentliche des gesammten Stoffs in schärfster Sichtung vor und sollen Lehrwerke höherer Art sein, aus denen sich auch der Anfänger gründlich selbstunterrichten kann. Ich habe dabei nie auf ergänzende Vorlesungen gerechnet, obwohl ich selbst die Nationalökonomie an der berliner Universität ein paar Dutzend Semester vorgetragen habe. Geschichte und Cursus sind zwar jedes selbständig, ergänzen einander aber zu einem Gesammtbilde aller bisherigen und meiner eignen Volkswirthschaftslehre. Ich bemerke hier, dass die neuen Auflagen nicht ganz gleichgültig sind, da ich rastlos fortarbeitete, abänderte, umarbeitete und ganz besonders die jedesmal frische Gegenwart und die von ihr geforderte Kritik von Neuem bedachte. Die Ueberwindung der alten Volkswirthschaftslehre und aller bisherigen Socialistik durch ein einheitliches System, welches weder die Schwächen der einen noch die Thorheiten oder gar Spitzbübereien der andern gelten liesse, war das Ziel. Nebenbei bemerkt hat sich auch durch meine Geschichte und mein System die wissenschaft-

liche Unfähigkeit der Juden herausgestellt, die sich an der Volkswirthschaftslehre betheiligten und vergriffen, wie einerseits Ricardo mit der eckigen Outrirung anderwärts überkommener Ideen und andererseits die communistelnden und socialistelnden Scheindemagogen von der Species der Herren Marx und Lassal, welche dem Publicum aufzubinden versucht haben, sie hätten einen Begriff von wissenschaftlicher Volkswirthschaftslehre und verstünden die früheren Systeme.

Ich habe in der Volkswirthschaft die Productivität von der Rentabilität geschieden und hiemit die Ergiebigkeit an Existenzmitteln überhaupt von der blossen Einträglichkeit des Besitzes und der Geschäfte gesondert. Diese Einträglichkeit kann aus der Leerung der Taschen Anderer stammen, ohne dass dabei etwas producirt oder eine nützliche Thätigkeit entwickelt wird. Die Hinweisung auf die Rentabilität als den unmittelbaren Beweggrund des Erwerbs hat ganz allgemein und principiell einen schwachen Punkt blosgestellt, der zwar nicht dem praktischen Leben, aber wohl den bisherigen Systemen entgangen war. Ueberall habe ich die wirthschaftlichen Begriffe geschärft, mit den unlautern Theorien aufgeräumt, gegen die Wüstheiten der Lehre vom Gelde, namentlich vom Papiergelde und den Bankzetteln, schliesslich einen festen Damm aus einfachen Wahrheiten aufgeworfen. Den Communistlern habe ich mit der Lehre vom Metallgelde, als einem unumgänglichen Verkehrsmittel, noch eine unbequemere Lection ertheilt, als der ältern Volkswirthschaftslehre, die in diesem Punkt selbst in der smithschen Gestalt nichts weniger als tactfest war. Ueberhaupt sind die wesentlichsten meiner Lehren, gleich mathematischen, aus einfachen Thatsachen entworfen und können von Jedermann controlirt werden, der sich die Mühe giebt, die bezeichneten Gedanken noch einmal zu denken.

Friedrich List war so gut wie verschollen, als ich wieder für ihn eintrat und ihn gleichsam hervorzog. In meiner Geschichte habe ich ihm dann den Ehrenplatz verschafft, der ihm als dem einzigen deutschen Vorgänger der besseren Volkswirthschaftslehre gebührt. Der Schutzzoll bei ihm war mir stets nur Nebensache, Hauptsache aber das Princip, dass eine Nation zu den höheren Beschäftigungen aufsteigen und vermittelst des Aufbaus einer Industrie auch zu einer vervollkommneten Landwirthschaft gelangen müsse. Ich sah sogar die Volkswirthschaft wie eine Maschine an, zu der ein praktischer Ingenieur viel thun kann, wenn er nur die Naturgesetze der Kräfte

achtet, mit denen diese Maschine zu treiben ist. In der wissenschaftlichen Form und Methode waren bisher Hume und Adam Smith noch die gediegensten gewesen. Ich habe nun nicht blos eine allgemeine, streng wissenschaftliche Methode in die Volkswirthschaftslehre eingeführt, sondern auch eine Anzahl einzelner methodischer Specialwendungen erfunden, die das Denken in diesem Gebiet ebensosicher machen, wie das in Logik, Mathematik und Mechanik, — soweit nämlich die erforderlichen einfachen Thatsachen der Beobachtung zugänglich und festgestellt sind. Ich habe die Einseitigkeit der subjectivistischen Methode, die eine Art Psychologisiren auch in der Volkswirthschaftslehre cultivirt, nachgewiesen, indem ich die äussern Verhältnisse und Kräfte, die um den Menschen herum walten, wieder mehr in den Vordergrund rückte. Schon Adam Smith war in diesem Punkte einseitig geblieben. Von der Gesammtgestaltung des Systems der socialitären Wirthschaftslehre bei mir und dem zugehörigen Programm werde ich in den nächsten Capiteln Rechenschaft geben. Hier waren nur die einzelnen eigenthümlichen Züge, die in der reinen Wissenschaft und in der allgemeinen Gesinnungsrichtung der Denkweise von Bedeutung sind, durch ein paar Hinweisungen zu markiren.

Gleich Anfangs hatte ich die Gerechtigkeit nicht blos in der eigentlichen Justiz und Moral, sondern auch in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen gesucht. Der Unfähigkeit und der Zweiflerei, welcher die naturrechtlichen Lehren in unserm Jahrhundert anheimgefallen sind, habe ich eine tiefere Begründung alles Rechts entgegengesetzt. Die einsichtige und geordnete Rache wurde mir der Schlüssel zu allem Strafrecht. Aber auch alles übrige Recht beruht auf einem Verhalten, durch welches eine wohlbegründete Rache vermieden wird. So ist die Rachetheorie die neue Grundlage für die ganze juristische und moralische Gerechtigkeit. Dieses entschiedene Zurückgreifen auf den Naturgrund hat mich früh gegen alle Anwandlungen von Rechtsblasirtheit gesichert, die aus dem verworrenen Zustande heutiger Dinge und aus den verwesenden Theorien der herabgekommenen Schulen nur zu leicht entstehen. In den verschiedensten meiner Schriften ist von Anfang an die Erkennung des öffentlichen Strafrechts als einer organisirten Rache als eine mir eigenthümliche Lehre mitgetheilt und zur Anwendung gebracht worden. Für mich persönlich war sie ursprünglich eine Erlösung von dem Alp gewesen, mit dem die haltungslosen, ...iflerischen und in verlehrte Nichtslerei auslaufenden natur-

rechtlichen und philosophastrischen Theorien mich bis dahin bedrückt hatten. Es versteht sich, dass mein Racheprincip über dem Staat und der Gesellschaft stand, die Souveränetät des Einzelmenschen zur selbstverständlichen Voraussetzung hatte und ein Mittel bot, geschichtliche Gerechtigkeit nicht blos zu begreifen, sondern auch zu üben. Das Vergeltungsbedürfniss steht so fest wie der Naturgrund; es kann aufgeklärt, geleitet, gemässigt, veredelt und durch andere Antriebe theilweise eingeschränkt, aber nie ausgemerzt werden. Es wird sich ewig regen, solange Ungerechtigkeit geübt wird, so dass es nur mit den Verletzungen selbst weggeräumt werden kann. Von besonderer Wichtigkeit war es nun, zunächst grade in den Gerechtigkeitsfragen der volkswirthschaftlichen Vertheilung ein Princip und Maass zu besitzen, welches über die beschränkten juristischen und moralischen Begriffe seitheriger Art bis in die Politik, ja über diese hinaus trägt. Auch habe ich diese neue Grundlehre bei Gelegenheit der Volksökonomie erwähnt, weil ich sie in den Fragen der Gesellschaftsordnung am ehesten zur Anwendung zu bringen hatte. Meine speciell juristischen Grundgedanken sind im weiteren Zusammenhang anderer Stoffe in die verschiedenen Werke, theils philosophischen, theils wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Inhalts, überall nach Bedürfniss eingefügt. Die Rachelehre wurde am markirtesten zuerst in einem Anhang zur 1. Auflage vom Werth des Lebens skizzirt und hat in den theoretischen und praktischen Anwendungen sich als der rothe Gerechtigkeitsfaden durch alle meine Arbeiten und Anstrengungen hindurchgezogen. Sie ist die erste zulängliche Begründung alles Rechts, und es sind auch die besten ältern Versuche, wie beipielsweise die von Hobbes und Rousseau, geschweige die der ungleich tieferstehenden Criminalisten, wie eines Anselm von Feuerbach, nur mehr oder minder rohe Fehlgriffe und ein blosses Tasten gewesen.

6. Von der Werthlehre im Wirthschaftlichen bis zur Werthlehre für den ganzen Lebensinhalt ist ein weiter Schritt. Ich habe diese höhere Stufe betreten gehabt, ehe ich zur niedern hinabstieg. Der Werth des Lebens ist ein wichtigeres Thema, zumal in einem Jahrhundert, in welchem lebenverdüsternde Gespinnste, wie das Schopenhauers, in metaphysischem Wahn und hexenhaftem Aberglauben ausschweiften und auch nichtabergläubische Dichternaturen, wie Byron, sich der ureignen Anwandlungen von Weltverzweiflung nicht erwehren konnten. Ich habe dieser Krankheit und diesen Ankränkelungen eine durch und durch gesunde und

klare Schätzung von Wohl und Weh im Schicksal alles Empfindenden entgegengesetzt. Selbst mit dem Schmerz und dem Leiden aus eigner Erfahrung vertrauter, als die Weltschmerzler in ihrer romantischen Ungesetztheit und Ermangelung an höchstem Ernst, habe ich das Uebel, namentlich die moralische Pein, die der Mensch über den Menschen bringt, tiefer gewürdigt und höher veranschlagt, als sie. Dennoch aber bin ich bei dem Grundsatz verblieben, es sei das Leben im Grossen und Ganzen von Natur gesund und von positivem Werth, nicht aber eine Unheilstaffel für ein nichtslerisches Jenseits, wie Schopenhauer, der Gläubige der Tischrückerei, mit seiner Weltvernichtung oder vielmehr Weltverrückung es wollte. Ich ging vom Princip der Differenz aus, demzufolge der Unterschied zwischen dem weniger und mehr vollkommenen Zustande, also das im Uebergang von einer Lage in die andere sich ergebende Lebensgefühl den Hauptreiz bildet. Auch das Widrige und Schlimme beruht hauptsächlich auf der Differenz der Zustände. Ebenso hat das Leben überhaupt seinen Werth dadurch, dass es aus dem Nichtleben auftaucht, sich an demselben gleichsam abhebt und im Tode die Bemessenheit seines Einzeldaseins vor sich sieht. Auf diese Weise lernt es sich erst voll schätzen; denn es ist etwas Einmaliges. Die Hindernisse, durch deren Ueberwindung es aus dem Naturgrunde zu der Höhe und Vollkommenheit aufstieg, sind die Ursache, dass sich das Lebensgefühl als eine Macht empfindet. In der Erhebung zu den höheren Lebensgebilden und Thätigkeiten, also in der Durchmessung der Lebensstufen, liegt der Lebensgenuss. Die Arbeit, sowohl die innere der sich schaffenden und fortbildenden Organe, als auch die äussere in Natur und Cultur, im Einzelleben und in der Geschichte, ist daher selbst ein unentbehrlicher Bestandtheil des Lebenswerthes. Die Ausgleichung mit dem Einzelschicksal sowie mit der Welt- und Lebensordnung, also namentlich die Bewahrung vor blosser Zukünftelei, gründet sich auf den besten Theil meiner Wirklichkeitslehre. Diese letztere nimmt die Dinge und Vorgänge, wie sie sich geben, als einheitliche und einzige Wirklichkeit. Zu dieser Wirklichkeit gehört aber nicht nur jener Urzustand, den ich als den der sich selbst gleichen Materie bezeichnet habe, nicht nur jener Zustand also, in welchem die Natur noch nicht das Wechselspiel war, als das wir sie kennen, — sondern auch die Aussicht auf die Möglichkeit eines letzten Zustandes, in welchem die Erinnerung künftiger Wesen die ganze Vergangenheit durchschauen und in

diesem umspannenden Bewusstsein auch für das früher unausgeglichene Leiden eine Versöhnung finden mag. Diese Versöhnung kann nur darin liegen, dass an die Stelle der jetzt noch äusserlichen Kenntniss von der Einheit alles Seins alsdann ein Wissen tritt, welches innerlich und vollkommen das ergänzt, was wir jetzt nur im ausgebildeteren Denken und Fühlen vorwegnehmen. Die Ausgleichung an sich selbst hat jederzeit existirt und existirt auch jetzt in den verschiedensten Begriffen und Gefühlen; aber das Wissen von ihr hat sich zu steigern, wenn die auszugleichende Kluft selbst (durch die Höhe der Lebensstufen) grösser wird. Nur derjenige, der das Leiden und die Ungerechtigkeit mit dem hellsten Bewusstsein erdulden muss, hat auch eine (diesem Bewusstsein entsprechend) lichte Aufklärung über die Einheit alles Seins nöthig; denn nur in dieser Einheit ist das gehörige Gleichmaass und nur in ihr ist das (sonst als schändliche Teufelei erscheinende und zwecklos abgebrochene) Qualschicksal einzelner besonders unglücklicher Wesen versöhnbar. Wären diese Wesen etwas völlig Isolirtes, (hätten sie also keine Wurzeln im Naturgrunde und keine Bedeutung als Aeste des Naturganzen,) so fehlte es an jeglicher Lösung. So aber hat das Bedürfniss nach Ausgleichung des Lebensinhalts auf die Eine Wirklichkeit zu blicken, die aus jeglicher ihrer höhern und spätern Gestalten auch die frühern und niedern wiedererkennen wird. Sie verliert sich in keinem vereinzelten Schicksal und in keiner bleibenden Disharmonie. Im Grunde gleicht sie sich auch nur mit sich selbst aus, (und hierin liegt wahrlich kein unglaubliches Zauberwerk, sondern nur eine klare Nothwendigkeit.) Mit diesem Gedanken verweilt man jedoch am äussersten Horizonte. Weit mehr als einen solchen Cultus des Aeussersten und Letzten habe ich mir das deutlich übersehbare Leben selbst angelegen sein lassen und hier die Bestandtheile und Schicksale nach allen Richtungen in populärer Weise gewürdigt. Meine Lehre ist eine des Lebensmuthes. Sie ist keine blosse, (etwa gar kahle) Theorie, sondern eine praktische Anfrischung. Sie soll vom pessimistelnden Alpdrücken befreien und zur markigen That anspornen. Sie ist nicht blos ein Inbegriff von Wissen, sondern auch von Wollen und Charakter. Sie nimmt nicht blos die Denkkraft, sondern auch die Gemüthskraft in Anspruch. Sie ist eine Mittheilung nicht blos von Wissen, sondern auch von Gesinnung (in der höchsten Bedeutung dieses Worts,) — der Gesinnung nämlich, die sich auf den Inbegriff alles Seins richtet, aber in unmittelbar lebendiger

Weise den Menschen und zwar specieller den guten Menschen zum Gegenstande hat.

Das nächste Thema nach dem Werth des Lebens überhaupt war mir der Werth des Menschen und zwar in erster Linie nach dem Maasse des Guten. Allgemeine Menschenliebe ist ein kahles und zum Theil heuchlerisches Ding. Erbarmen für den Unglücklichen und Mitfreude mit dem Glücklichen, das sind wahre Erregungen, die beide gleichermaassen ausgebildet und bethätigt sein wollen. Das Boshafte, der Kern des Bösen, schliesst das Mitleid aus, wenigstens insoweit die Natur des Wesens nicht anderweitig gemischt ist und gute Züge sich zu einem Theil Bösen gesellen. Der Werth des Einzelmenschen hängt in erster Linie von der Treue ab, mit der er am Guten hält und die er daher auch dem guten Nebenmenschen entgegenzubringen bereit ist. Sie ist die Verkörperung der Wahrhaftigkeit. Erst in zweiter Linie stehen die theoretische Wahrheit, also die Fähigkeiten des Verstandes und das Wissen. Beide haben nach Art feiner und scharfer Sinne zu gelten. Ueberhaupt sind alle Organe der äussern Wahrnehmung und des innern Empfindens hoch zu veranschlagen. Je mehr sie ihrem Zweck entsprechen, um so höher steigert sich diese Grundlage alles bewussten Lebens. Das Denken schliesst die Welt erst vollständiger auf. Für sich genommen, also einseitig isolirt, ist es aber nicht das Werthvollste. Nur indem es den Bau des Lebens mit einem das Lebensgefühl steigernden Bewusstsein krönt, wirkt es als volle und höchste Macht. In diesem Sinne schliesst es aber auch das Gute ein und verurtheilt nicht blos die Unwahrheit, sondern auch den bösen Willen. Meine Werthschätzung der Menschen ist also weit von jener kritiklosen Art von Humanität entfernt, welche die Guten und Bösen, ja schliesslich die Tugend und das Verbrechen gleichmacht und überhaupt die Werthunterschiede von Racen, Nationen und Einzelcharakteren verwischt. Auch die Thätigkeiten der Menschen haben ihre Stufenleiter und sozusagen Rang- und Werthordnung. Am höchsten steht die geistige Macht, im Wollen wie im Erkennen, mag sie sich nun in der Erzeugung von leitendem Wissen oder in der unmittelbaren praktischen Leitung als Völker- und Menschheitsführung bekunden. Die einzelnen Persönlichkeiten sind hier aber immer die Träger der Kraft. Das Durchschnittliche ist stets auch untergeordnet. Die Träger der neuen Kräfte sind es daher, die den höchsten Werth des Menschlichen persönlich darstellen.

Aus diesem Grunde ist es auch Pflicht der wahren Menschenschätzung, die bedeutenden Persönlichkeiten vor unwürdiger Vermischung und Verwechselung zu bewahren. Letzteres ist nun in meinem Bereich der Wissenschaft von mir in einem Maasse und mit einer sichtenden Kritik geschehen, wie noch nie zuvor. Ganz neue Methoden der Forscherschätzung und der Veranschlagung der Weisheitslehrer sind von mir eingeführt worden. Intellectuell und moralisch habe ich Maasse und Messwerkzeuge nicht nur bezeichnet und zum Theil selbst erfunden, sondern auch in weitem Umfange bei der Geschichtsschreibung der Wissenschaft gehandhabt. Die Fähigkeits- und Charakterkritik sowie die Lehre von den Verbrechen der Gelehrten in ihrem Felde ist von mir als ein eigner Wissenszweig, der seine eigenthümliche Untersuchungsmethode hat, constituirt und hieran das Programm für einen Reformationskampf gegen die moralische und intellectuelle Versumpfung der Gelehrtenclasse geknüpft worden.

7. Meine Geschichte der Philosophie sollte von der Philosophie selbst emancipiren. Sie ist die unerlässliche Etappe auf dem Wege zu einer zugleich allgemeinen und specialisirten Wissens- und Gesinnungsgeschichte. Von einer solchen Wissensgeschichte habe ich die beiden wichtigsten und zugleich entlegensten Zweige, nämlich die Geschichte der mechanischen Grundwahrheiten und die der ökonomischen Sätze und socialwissenschaftlichen Antriebe, nicht nur in kritischer Weise, sondern auch unter Einfügung eigner positiver Errungenschaften, eingehend selbst dargestellt. Es bleibt in andern Richtungen noch sehr viel übrig; aber meine Wahl entsprach der bisher erreichten Lage der Wissenschaft und der menschlichen Zustände. Es ist kein Zufall, dass grade diese beiden Geschichten sich an diejenige der Philosophie gereiht haben. Mit der Geltendmachung der Mechanik als einer bis auf den letzten Grund, also durch und durch rationellen Erkenntniss ist die Kluft, welche man zwischen der reinen Logik und Mathematik einerseits und der vollen Wirklichkeit der Erfahrungsgesetze andererseits verewigen zu können glaubte, mit einem ersten entscheidenden Steg überbrückt. Mit der Erhebung der Geschichte des Studiengebiets der materiellen Interessen auf das Niveau strenger Wissenschaft ist aber der bodenlosen Ideologie ihre haltungslose Standpunktlosigkeit klargemacht, und sind die Bestrebungen des Menschen auf das materialistische Fussgestell gehörig placirt, welches, wohlgemerkt, nur dazu da ist, um darauf sicher fussen und treten zu können.

In der Geschichte der Philosophie ist zur Gesinnung als Maass gegriffen, weil der Gehalt an eigentlicher Wissenschaft bei den Philosophen leider zurücksteht und die Figuren in dieser Beziehung sich meist dürftig ausnehmen. Etwas Logisches, Seinsschematisches und Moralisches, — das ist eben die einzige Habe der eigentlichen Philosophie gewesen. Nur sehr wenige Philosophen haben von dieser Beschränktheit persönlich eine Ausnahme gemacht. In der fehlgreifenden Arbeitstheilung ist aber die Bornirung auf jene Bestandtheile weltgeschichtlich geworden, und diese Gattung Denker hat es sich durchschnittlich erlassen, mit der That zu beweisen, dass sie von der vollen Natur etwas zu erkennen vermöge. Diese Erniedrigung hat mir die blosse Philosophie, abgesehen von ihrem moralischen und Gesinnungswerth, mit ihrem unberechtigten Anspruch auf höchste Wissenschaft, immer verächtlich gemacht. Einige der ersten griechischen Philosophen waren noch fruchtbare Naturforscher oder Mathematiker. Dann hörte diese gute Vereinigung auf und die fälschlich berühmtesten Namen, wie der in stumpfester Weise überschätzte, mittelmässige Aristoteles, waren schon jenem verschulten Getriebe anheimgefallen, in welchem der Name Philosophie bereits etwas ziemlich Werthloses bezeichnet. Ich habe die hervorragende Bedeutung der allerersten griechischen Denker vor denen, deren Werke am breitesten erhalten sind, zum ersten Mal sichtbar gemacht und den frühen Verfall, der mit dem Höhepunkt der eleatischen Dialektik und bei Plato selbst beginnt, rücksichtslos gekennzeichnet. In Rücksicht auf Moral und Gesinnung aber habe ich die überragende Stellung des Sokrates, wie Niemand zuvor, gegen die feigen und corrupten Gelehrtenmeinungen unserer Zeit vertheidigt. In der neuern Zeit ist Giordano Bruno erst von mir in seine vollen Rechte eingesetzt worden, indem zugleich derjenige, der an ihm zum Ehrendieb geworden, der sittlich schlechte und intellectuell gewaltig überschätzte Leibniz, zum ersten Mal das gebührende Strafurtheil empfing. Die Verurtheilung des Unwürdigen ist überhaupt in meinen Geschichten ebenso nachdrücklich ausgeführt worden, wie die volle Würdigung des Hohen und Edlen. Auch in der Gegenwart habe ich durch keine falsche Zurückhaltung die Urtheile abgestumpft. Nicht blos die Elendigkeiten der wüsten Philosophastereien der Hegel und Schelling sind kurz als zugleich intellectuelle und moralische Missgeburten kenntlich gemacht worden, sondern auch über Kant und Schopenhauer hat es von

vornherein an Licht nicht gefehlt. Dagegen ist August Comtes Sache vor das deutsche Publicum gebracht und Sophie Germain in die Geschichte eingeführt worden. Reclamefigürchen des Tages aber wurden mit einigen, aber genügenden Strichen abgethan. Es betreffen diese Erinnerungen allerdings nur Einzelheiten, die nicht den eigenthümlichen Inhalt meiner Geschichtsschreibung erschöpfen, wohl aber auf ihn hinweisen. Ueberdies haben meine Geschichten in allen bedeutenderen Fragen die letzten Quellen zu Rathe gezogen und ist dies nicht blos im Alterthum und der neuern und neusten Zeit, sondern auch, wie mit den Schriften Roger Bacons, den Mittheilungen über Leonardo da Vinci u. s. w., im Mittelalter geschehen.

Nur ausnahmsweise durfte aber der Text stilistisch und ästhetisch wohlangelegter Darstellungen durch eigentliche Citate unterbrochen werden. Ich habe mir sogar eigentliche Anmerkungen grundsätzlich versagt, weil sie eine störende Unvollkommenheit und eine Art Krücke sind, die sich für einen selbständigen Gang der Darstellung nicht ziemt. Nur in dem mechanischen Werk habe ich dem herkömmlichen Gebrauch ein geringes Zugeständniss gemacht. Aber auch hier würde ich dem von mir veredelten Geschmack Geltung verschafft haben, wenn ich die Preisschrift, die nicht durch aussergewöhnliche Aeusserlichkeiten auffallen und nicht so den Verfasser kenntlich machen durfte, völlig neu und ganz ohne Rücksicht auf eine gelehrte Körperschaft zu arbeiten gehabt hätte. Ich habe der mechanischen Preisschrift bei der Herausgabe die alte Gestalt gelassen und auch bei der 2. Auflage die Darstellungsgrundsätze und die wesentliche Form nicht geändert. Man kann sich aber auch in ihr überzeugen, dass die Anmerkungen mit sorgsamster Sparsamkeit ausgewählt sind. Das seltene Lob, welches diese Arbeit des unbekannten Verfassers eingeerntet hat, erstreckte sich auch auf die literarische Genauigkeit. In der That hat mich die gleiche Sorgfalt auch in allen meinen andern Arbeiten geleitet. Nur widerstrebte es mir, durch Schaustellung von zahlreicheren Quellenanführungen die Schönheit eines einfachen Flusses der Gedanken zu verunzieren und grade denjenigen Lesern, die mir die liebsten sind, einen Schaden zuzufügen. Die Citatenjäger mögen ihrer Armuth durch Aufpicken anderwärts aufhelfen. Der gediegene Gelehrte und wahre Kenner wird aber bald wissen, ob er meinen Fähigkeiten und meinem Willen in der Verwerthung der Quellen trauen könne. Wo es wirklich auf specielle litera-

rische Nachweisungen ankam, habe ich mir stets die Kunst angelegen sein lassen, sie so in den Text einzureihen, dass der Leser sie mit allem Uebrigen mitempfängt, ohne, wie das sonst der Fall ist, aus dem Text gebracht, in das untere Stockwerk verwiesen und so recht unangenehm hin- und hergeschickt zu werden. Die Bemerkung über diese Aeusserlichkeit ist nicht unerheblich; denn sie zeugt auch für das Innere. Eine künstlerische Ausführung oder eine Art Baukunst für Gebäude der Wissenschaft entspricht der innern Fügung harmonischer und wohlbemessener Gedanken. Sie beruht weit weniger auf bewusster Absicht, als auf der unwillkürlichen Zusammengehörigkeit von innerem Gehalt und äusserer Gestalt. Nie habe ich gekünstelt, sondern meine Gedanken einfach gegeben, wie sie waren. Gleichgültig gegen ihren Ausdruck bin ich aber nie gewesen, am wenigsten, wo es sich um die genaueste Anpassung an die schlichte, unverzierte Wahrheit handelte. Eher habe ich im Reden und Schreiben den auch nur zufällig entstehenden Schein gescheut und gemieden, als wenn irgend etwas Paradoxes oder Auffallendes gesucht wäre. Des Paradoxen ist bei neuen Lehren mehr als man wünscht, und auch die einfachste Gestalt kann nicht machen, dass der an sich anstosserregende und ungewöhnliche Gehalt des Gedankens zu etwas sofort Selbstverständlichem werde. Doch genug von der Form, von der meine Schriften durch ihre Beschaffenheit selbst weit mehr sagen, als ich es hier kann oder mag.

Ueber den Gehalt an bahnbrechenden Wahrheiten, der meinen gedrängten Schriften einverleibt ist, wird Niemand in Zweifel bleiben, der sie kennt und das, was sie darbieten, mit dem zu vergleichen vermag, was vor ihnen dargeboten wurde. Sie enthalten wesentliche Fortschritte auch für die speciellsten und positivsten Wissenschaften. Der Name Philosophie, auch wenn man dem Wort eine bestmögliche Bedeutung unterlegt, hat einen viel zu beschränkten und zweideutigen Sinn, um zu passen. Die heutige Titulirung als Philosoph hat, auf mich angewendet, mir stets als Herabwürdigung, ja unter Umständen als Beleidigung gegolten. Die Aera der Art von Ungediegenheit, die sich weltgeschichtlich mit dem Namen Philosophie schon seit dem Griechenthum, also von Anfang an verknüpft hat, ist für die, welche meinen Gedanken folgen, eine abgemachte Vergangenheit. Den Schein des Wissens oder auch den eines eitlen Nichtwissens cultiviren, wo nichts gewusst oder wo absolut und positiv etwas gewusst

wird,) — diese beiden (gleich verächtlichen) Charlatanerien mögen den verwesenden Rückständen der Philosophie überlassen bleiben. Sie gehören in das Trughandwerk (und sollen der moralischen Strafgerechtigkeit und deren geschichtlich praktischen Folgen anheimgegeben werden.)

8. Sozusagen handgreiflich sind die neuen Aufschlüsse und Entdeckungen für die äussere Art von Feststellung (nur) im Bereich der Physik und Mathematik (sowie überhaupt da, wo eine exacte Bewahrheitung und Controle durch die Erfahrung - oder innerhalb des reinen Gedankenentwurfs - bereits gebräuchlich ist.) Ich erinnere daran, dass unter den neuern Philosophen (im engern Sinne des Worts) eine Theilnahme an der Erweiterung strenger Wissenschaft (in halbwegs anständiger Weise) schon mit Descartes, wie angefangen, so auch aufgehört hat; denn Leibniz ist (seiner Ehrendiebstähle wegen, auf denen seine Hauptansprüche beruhen,) nicht zu rechnen und die Erfindung von ein paar neuen Namen oder mathematischen Zeichen hat nicht viel zu gelten. Aber auch Descartes war wesentlich Mathematiker und in der Hauptsache eine unphysikalische Natur, (die sich durch ihre Verkennung der galileischen Wahrheiten wahrlich kein besonderes Zeugniss ausgestellt und kein ehrendes Denkmal gesetzt hat.) Auch in der Mathematik war der stärkere Gebrauch der Algebra (für geometrische Zwecke) nur eine methodische Wendung, die übrigens trübe genug ausfiel und sogar Grundirrthümer bis auf die Gegenwart vererbt hat. Indessen wenn auch Descartes - als erster Hauptvertreter der analytischen Geometrie - in Geltung bleibt, so ist dies noch immer ein sehr beschränktes Maass von Positivität und Specialität. Eine vorwiegend mathematische Natur ist den Thorheiten der Metaphysik und Philosophie weit mehr ausgesetzt, als eine, die (mit der Physik) dem Wirklichkeitsgehalt und dem Wirklichkeitscharakter der Dinge nähersteht und sich nicht an blossen Traumbegriffen genügen lassen kann. Die rein mathematischen Vorstellungen gelten nämlich auch für den blossen Traum und haben garnichts in sich, was nur der vollen Wirklichkeit eigenthümlich wäre.

Die Vereinigung einer besondern Wissenschaft mit der Philosophie, (was in den Leistungen Descartes' die sonst geringere Achtung einigermaassen erhöht,) ist nun in der weitern Entwicklung, (abgesehen von dem schon als zweideutig und unselbständig zur Seite geschobenen Leibniz,) nicht wieder vorgekommen. Ernsthafte Betheiligung an der Physik ist aber bei einem allgemeinen

Denker und eigentlichen Philosophen in den neuern Jahrhunderten unbekannt. Bacon, Locke, Hume auf der englischen Insel, Spinoza, Kant, Schopenhauer, Feuerbach und Comte auf dem Festlande, von den schlechteren Namen hier nicht zu reden, sind sämmtlich nichts als Philosophen gewesen. Sie haben weder zur Mathematik noch zur Physik irgend etwas hinzugefügt, ja nicht einmal irgend einen Begriff dieser positiven Wissenschaften geklärt oder gar von Widersprüchen befreit. Nur von Comte lässt sich rühmen, dass er wenigstens nach letzterem gestrebt und sich mit Mathematik, Physik u. s. w. fachmässig vertraut gezeigt hat, während der mystisch tief seinwollende Kant die exacten positiven Begriffe der höhern Naturwissenschaft nicht einmal richtig auffasste, durch sein metaphysisches Schnörkelwerk sogar verunstaltete und, wenn er auch anderwärts in vereinzelten Richtungen einmal tiefer dachte, dabei doch sich selbst trübe blieb und sich im Ganzen nicht als ein klarer Kopf bekundete. Bei dieser Lage der philosophischen Sache ist es für die Wiedergewinnung der Würde des menschlichen Denkens von Wichtigkeit, dass die älteste griechische Ueberlieferung auch ein modernes Gegenstück erhalte, und dass universelles Denkerthum in denselben Personen auch durch *fruchtbare* Specialwissenschaft von seiner Tragweite Kunde gebe.

Eine Aufzählung meiner eignen Leistungen auf dem Felde der besondern Wissenschaften, obwohl eine Pflicht gegen das Publicum, welches sich zu orientiren wünscht, mag, soweit es die Entdeckungen und Erfindungen betrifft, zunächst noch Andern überlassen bleiben. Ich will nicht allzu schnell vorgreifen und den Leutchen, deren Pflicht und Schuldigkeit es wäre, mir diese Mühe abzunehmen, noch einige Zeit lassen. Nur soweit es sich um meine Thaten für Personen, also namentlich für Robert Mayer, und nicht um meine Entdeckungen, sondern um die meines Sohnes Ulrich handelt, darf ich einige Worte nicht scheuen. Mein Eintreten für Robert Mayer hat erst in zweiter Linie mit den Ehrendiebstählen zu thun, welche von Engländern und Deutschen an ihm verübt und zuerst von mir nachgewiesen worden sind. Solche Ehrendiebstähle sind mir auch in andern Fällen, wie in demjenigen Bastiats an der careyschen Werthlehre, den ich ebenfalls beleuchtet habe, um der Uebung der Gerechtigkeit willen von grosser Wichtigkeit gewesen. Bei Mayer, den ich in einer besondern Schrift als den Galilei des 19. Jahrhunderts sichtbar gemacht habe, handelte es sich einerseits um die Wegräumung einer fast vollständigen,

seitens der Gelehrten geflissentlich bewerkstelligten Zuschüttung und andererseits um die positive Erkennung eines Genius, von dessen gewaltigen Leistungen die Gegenwart nicht einmal eine Ahnung hatte. Ich habe dieses Naturerzeugniss von Genius erst angemessen gewürdigt und den Mann in doppelter Beziehung, nämlich in Leistungen und Schicksalen, als den Galilei unserer Zeit hingestellt, während ihn die deutsche Gelehrtenzunft in demselben Augenblick, in welchem meine Schrift in Druck ging, unter der Hand als abgethan und vergessen ausgab. An Robert Mayers Namen und speciell an meine Sachführung für ihn knüpft sich nunmehr eine neue Art Kampf für die gute gegen die verdorbene, für die freie gegen die zünftlerische oder sonst verschulte, für die unbestochene gegen die corrupte Wissenschaft. Es wird dies ein organisirter Streit der ehrlichen und begabten Forschernaturen gegen die intellectuell und moralisch wurmstichigen. Unsere Fahne wird, wie die Galileis, noch oft entrollt werden, um die Pfaffen der Wissenschaft daran zu mahnen, dass ihr Ansehen im Sinken ist und dass die Tage ihrer uncontrolirten Wirthschaft vorüber und die ihrer Herrschaft gezählt sind.

In meinen Neuen Grundgesetzen zur Physik und Chemie habe ich ausser meinen Aufschlüssen zum letzten, rein mechanischen Grunde der quadratischen Wirkungsgesetze und ausser den erweiterten und verbesserten Gasgesetzen auch noch ein sehr leicht fassliches, zunächst rein erfahrungsmässiges Grundgesetz über die Siedepunkte veröffentlicht. Es wurde von Dalton schon im Anfang des Jahrhunderts vergebens gesucht. Diese Entdeckung gehört, wie ich von vornherein hervorhob, sowie die sich daran schliessende neue, völlig detaillirte Lehre von einer Verdampfungsgrenze sammt ihrer chemischen Vertiefung und dem Entwurf eines Kältemessers für bisher nicht feststellbare Temperaturen, nicht mir, sondern meinem Sohn Ulrich an. Dieser machte sie 14 Jahr alt, und da er bei der Veröffentlichung (Mai 1878) erst ein Jahr älter war, so hatte ich es für angemessen gehalten, nicht seine eigne Abhandlung zum Abdruck zu bringen, sondern die einheitliche Art der Darstellung durch Umarbeitung in die mir gewohnten Formen zu wahren. Hiebei nahm ich mir zugleich vor, die Fortsetzung dieser Art Arbeiten künftig nur im Verein mit meinem Sohn herauszugeben. Die Handgreiflichkeit des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen, demzufolge für entsprechende gleiche Druckabstände die zugehörigen Temperaturabstände für jeden Stoff ein

constantes specifisches Verhältniss zu denen bei einem Normalstoff, also etwa zu denen des Wassers haben, — die Handgreiflichkeit dieses Gesetzes, welches auch mit den besten Regnaultschen Beobachtungen unterstützt ist, sollte, zumal es von vornherein nicht als das meine veröffentlicht wurde, bei den heutigen Physikern doch einige Scham über die Unfruchtbarkeit ihrer Speculatiönchen wachgerufen haben, wenn ihnen überhaupt noch so etwas wie Scham zur Verfügung stände. Statt dessen hat mein Sohn, so jung er war, gleich praktische Erfahrungen über die Gelehrtenverbrechen zu kosten bekommen. Ich rede hier absichtlich nur von dem, was meinem Sohne widerfuhr, weil ich selbst kaum wüsste, wo ich anfangen oder aufhören sollte, wenn ich die an mir verübten Niedertrachten und Bestehlungen auseinandersetzen wollte. Das Gesetz der correspondirenden Siedetemperaturen wurde, sammt der Schrift, in der es enthalten war, von den professoralen und akademischen Gelehrten oder, kürzer gesagt, durchgängig in den gelehrten Zeitschriften, absichtlich verschwiegen. Dagegen kam im Laufe der nächsten Jahre an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Akademien, denen, nebenbei bemerkt, Prospecte mit der genauen Formulirung des Gesetzes zugegangen waren, das Gesetz in Aufsätzen Anderer als deren angebliches Eigenthum zum Vorschein. Eine Reclamation meines Sohnes für die Abhandlungen der münchener Akademie, in denen er plagiirt worden war, wurde nicht aufgenommen. Eine andere bei der pariser Akademie für die Comptes Rendus erschien zwar December 1880, aber in sinnentstellender Weise zu Gunsten des Gegentheils durchgängig gefälscht. Nach diesen und andern Erfahrungen waren mein Sohn und ich nicht mehr sonderlich geneigt, uns mit Veröffentlichungen neuer Entdeckungen im Mathematischen, Physikalischen und Chemischen über Gebühr zu beeilen. Ich rieth meinem Sohn, gleich mir selbst einige Zeit zurückhaltend zu verfahren, damit inzwischen die gelehrten Schandhandlungen erst etwas mehr ruchbar werden könnten, die jüngere Generation aber ihr Unterscheidungs- und Verdauungsvermögen sowie ihr moralisches Urtheil ein klein wenig zu entwickeln und vielleicht auch zu bethätigen vermöchte. Mir war jetzt völlig klar, wie sich der Fall mit den Bestehlungen Robert Mayers auch durch die neuen Schicksale des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen bestätigt und erläutert fand. In beiden Fällen hatten mehrere Jahrzehnte lang die Thatsachen, aus denen die neuen Gesetze, nämlich das Wärme-

äquivalent und das Siedegesetz, hervorgingen, aller Welt zur Verfügung gestanden. In beiden Fällen wurden sie, nachdem sie entdeckt waren, in den darauf folgenden Jahren von Andern unter allerlei Masken wieder vorgebracht. In beiden Fällen hatte die Verschweigung dazu gedient, die alsdann erfolgenden heimlichen Aneignungen vor dem in solchen Dingen unkundigen Publicum zu decken. Es ist mehr als blos gegen alle Wahrscheinlichkeit, dass der Zufall auf dem Wege unabhängiger Entdeckungen ein solches Zusammentreffen verursachen sollte. Es muss in einem solchen Fall eine bestimmende Ursache für die vielen vorgeblichen zweiten Entdeckungen vorhanden sein, und diese liegt nicht etwa im Zustande der Wissenschaft, der nun innerhalb weniger Jahre Mehrere auf dieselben Schlüsse geführt hätte. Nein, sie liegt darin, dass in mehreren Jahrzehnten die vorhandenen Thatsachen in einer fähigen Person endlich zu originalen Schlüssen führten, die bei dem gemeinen Gelehrtenschlage - vermöge dessen Unzulänglichkeit - nicht hatten entstehen können. Hat nun aber ein schaffend denkender und sinnvoll combinirender Geist eine neue Wahrheit getroffen, und ist es überdies den Gelehrten möglich, dies dem Publicum zu verhehlen, dann kommt die neue Wahrheit nur durch Diebstahl zum Vorschein und zwar auch nicht auf der Stelle; denn die Streber nach fremdem Eigenthum sind meist zu beschränkt, um die feineren Wahrheiten bald einigermaassen zu capiren. Im Falle der Handgreiflichkeit einer Wahrheit aber bedarf es eben auch einiger Zeit, um Wege und Mittel zu finden, die Servirung des Gestohlenen als Eigenthum mit der gehörigen Maske des Betrugs ausstatten zu können, zumal der Gelehrtentypus zwar in allerlei Schleichwegen gerieben, aber doch meist zu beschränkt ist, um wirklich klug zu verfahren. So hat man sich den Hergang gegen Robert Mayer und so auch den bezüglich des Siedegesetzes vorzustellen, wenn man das wirklich Geschehene erklären will. Das Handgreiflichwerden der Gelehrten im Sinne des Diebstahls an einem Gesetz, welches, - einmal gefunden, - für das Verständniss handgreiflich war und die Fortsetzung des Verbrechens mit ebenfalls handgreiflichen Fälschungen und Unterschiebungen an eingesendeten Reclamationen, — das ist noch eine neue Variante, die im Fall meines Sohnes die tiefe moralische Corruption der gelehrten Cliquen, ja überhaupt des Gelehrtenthums, noch ärger als im Falle Mayers blosgestellt hat. Deuteten nicht überhaupt solche und ähnliche Dinge so nachrichterlich ernst

auf eine Abrechnung, so könnte der Humor darüber rege werden, wie die gelehrten Armensünder sich anstellen, um nur nicht vor der Oeffentlichkeit redestehen zu müssen. Doch genug hier von diesen Manieren, durch welche das Publicum von den wahren und freien Forschern getrennt gehalten werden soll. Ich habe diese Manieren (im Allgemeinen und an einzelnen Fällen) entlarvt, und dies ist auch ein Stück Wissenschaft und zwar ein solches, welches (auf die Dauer) noch mehr Werth hat, als die besten physikalischen oder mathematischen Entdeckungen. Hoch über allem Wissen der Wahrheit steht die Wahrhaftigkeit, d. h. der Wille und die Fähigkeit, wahr zu sein und die Wahrheit zu praktischer Geltung zu bringen. Die Wahrheit darf nicht blos in eigenthümlichen Einzelheiten bestehen, (wären sie auch noch so bedeutend.) Sie geht nicht in besondern Vermehrungen auf, mit denen ein Denker und Forscher (oder auch alle zusammengenommen) die Wissenschaft bereichert haben. Sie muss jederzeit ein System sein und überdies ein Programm haben. Nur so stellt sie sich würdig als eine Macht und zwar nicht blos des Wissens, sondern des (vollen und ganzen, vom Wissen durchdrungenen) Lebens *hin*.

Zwölftes Capitel.

System und Programm.

1. Neue Systeme beruhen auf neuen Grundwahrheiten. Das copernicanische System ist hiefür ein anschauliches Beispiel; denn es ist diejenige Astronomie, deren Einsichten von dem Hauptsatz gestaltet werden, dass die Erde und die übrigen Planeten sich um die Sonne bewegen. Die Astronomie ist nur ein Zweig der Wissenschaft und hat ihr System d. h. ihre allesbeherrschende Grundwahrheit. Die Wissenschaft als Ganzes muss ebenfalls ihr System haben und dieses wird auch auf einer allesbeherrschenden Wahrheit beruhen. Die Wissenschaft ist aber noch nicht Alles; sie ist nicht das Leben selbst. Das Leben hat auch sein System, und insofern das Leben vom Wissen durchdrungen wird, muss es

ein bewusstes System geben, welches Leben und Wissenschaft in Willensantrieben und Erkenntnissen in sich vereinigt. Ein solches System ist praktisch und theoretisch zugleich; es ist ein Inbegriff von Willensacten und Wissenselementen, die sich in einer gehörigen, der Natur angepassten Ordnung vereinigt finden.

Die Unterordnung und Ineinanderfügung der Einsichten und Antriebe zeigt, dass es bei dem System nicht blos auf einzelne leitende Wahrheiten, sondern auch auf die Art ankommt, wie sich das Verschiedene unter sich nach einer Rangordnung bestimmt findet. In einem letzten und umfassenden System, welches das ganze Sein zum Gegenstande hat, dürfen die obersten und allgemeinsten, wenn auch noch so abstracten und entlegenen Erkenntnisse nicht fehlen. Ein solcher Mangel wird jeglichen Gedankenkreis, welche Bedeutung er auch sonst haben möge, unvollkommen und jedenfalls unfähig machen, eine letzte Instanz für Weltanschauung und Lebensführung zu sein. Rousseau war sicherlich eine mächtig einwirkende Persönlichkeit und war als solche bedeutender, als die Denker und Dichter seines Jahrhunderts, die mehr von ihm entlehnt haben, als man gemeiniglich weiss. Dennoch hinderte ihn ein wesentlicher Mangel, die höchste Stufe zu erreichen und der Souveränetät des menschlichen Geistes genugzuthun. Er verstand sich nicht darauf, die letzten Seins- und Weltbegriffe zu handhaben und so einen sichern Rückhalt für die Lebensgrundsätze zu gewinnen. Er klammerte sich an falsche Reste eines Glaubens, den er mit Unrecht für natürlich hielt, und der nicht blos die Schranke seines Denkens, sondern auch seines Wollens bildete. Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung waren für ihn Ecksteine in einem Jenseits, die er so wenig entbehren konnte, dass er sie in dem von ihm entworfenen Staat zu bürgerlichen Nothwendigkeiten gemacht wissen wollte. Einer so beengten Denkweise gegenüber konnte die ganze Gluth des rousseauschen Feuergeistes nicht entscheidend durchbrechen. Wäre mit derselben Gemüthskraft, die den übrigens so kühn denkenden Genfer rastlos antrieb, eine entsprechende Kraft zur universellsten Art des Denkens verbunden gewesen, so würde sein Wirken noch weit bedeutender geworden und in eine Richtung gefallen sein, die ganz und gar mit der Fortschrittsrichtung der Zeit harmonirt hätte. So aber sind in ihm fördernde und hemmende Züge gemischt, ja man kann sagen, es ist in ihm mit dem Vorwärts ein sehr unberechtigtes Rückwärts vereinigt gewesen. Man unterschätze es daher

nicht, was es heisst, die letzten Höhepunkte alles Erkennens ersteigen. Erst hiedurch wird die Umschau über das Leben sicher und der Weg, der einzuschlagen ist, bestimmt. Ohne solchen Ausgangspunkt muss Vieles im Dunkel und unbestimmt bleiben, was alsdann in den Einzelheiten genirt und irreführt. Vieles Einzelne wird allerdings auch ohnedies sicher erkannt und bestimmt; aber jedenfalls verbreitet sich eine dunkle Unbestimmtheit über die Bedeutung, welche die Theile in Beziehung auf das Ganze und im absoluten Sinne haben mögen. Für den gewöhnlichen Menschen hilft hier meist irgend ein religiöser Aberglaube, (wenn auch kläglich genug,) aus; für den verschulten Menschen ist irgend etwas Philosophatsch zur Hand, (mit dem sich irgend ein Denkerling oder Wisserich unserer Tage in Wissensnichtslerei oder sonstwie eingenebelt haben mag.) Solche Auskünfte sind erbärmlich, wo nicht demoralisirend. In einem charaktervollen System darf kein Punkt sein, der nicht fest und klar einen Anhalt von unbedingter Bedeutung böte. Die höchsten Begriffe müssen in einem solchen System auch bei der Behandlung der niedrigsten gegenwärtig sein. Man kann Welt, Natur und Sein nicht in seinem Bewusstsein hegen, wenn man am Stückwerk haftet, ohne dabei immer wieder das Ganze in der Erinnerung zu haben. Wem allgemeine Denkzweifel über Begriffe, wie Freiheit, Grund, Ursache, Entstehung u. s. w. unerledigt bleiben, der kann nicht unbefangen und nicht sicher auf die Lebensfragen blicken. Er hat den Feind im Rücken gelassen und wird irgend einem Aberglauben, (sei er nun wissenschaftlich und verlehrt oder eine Rohheit der gemeinen Phantastik,) bei irgend welcher Gelegenheit anheimfallen. Das einzige sichere Mittel gegen diese (gelehrte oder ungelehrte) Versimpelung ist die Erhebung bis zu den höchsten Denkwahrheiten, (sei es nun aus eignen Mitteln oder durch Anschluss an das System, welches man als rationell erkennt.)

Das allgemeine Denkerthum umspannt alle besondern Erzeugnisse der Hirnthätigkeit und ist daher maassgebend für alle einzelnen Wissenszweige, (die sich aus der Sonderung der Functionen und der Gegenstände sowie auch aus der gesellschaftlichen Arbeitstheilung herausgebildet haben.) Es hat eine viel höhere Aufgabe, als das, was man Philosophie nennt; denn die Philosophie ist (in ihrem bisherigen Sinne) selbst nur eine Fachabtheilung und meist eine recht beschränkte gewesen. Der Denker hat Leben und Wissen im Ganzen zum Gegenstande, ohne deswegen auf die

Verzweigung seiner Erkenntnisse in das Besondere und Einzelne zu verzichten. Im Gegentheil soll ihm grade das Positive, aber stets nur im Zusammenhang mit den letzten Ausgangspunkten und Principien, die volle Theilnahme erregen. Er soll nicht dauernd bei dem Abc der Allgemeinheiten bleiben, so wichtig dieses Abc auch an sich sein möge. Er soll es dazu dienen lassen, die Natur zu lesen und so das System zu schaffen, ohne welches alles Wissen in der That abgerissenes Stückwerk bleiben würde. Die wahre Erkenntniss ist ein Ganzes und eine Harmonie, soviel ihr auch an Einzelheiten fehlen möge. Sie trägt die Grundform aller Möglichkeiten in sich und spannt den Rahmen aus, in den jedes neue Bild nothwendig gehört. In diesem Sinne ist das universelle Denken in der That Ausgangspunkt und Maass für alles Uebrige. Es ist, um ein geometrisches Bild zu brauchen, das Coordinatensystem, auf welches alle Gebilde und Oerter bezogen werden müssen, um untereinander vergleichbar zu werden.

Mein System ist an erster Stelle Wirklichkeitslehre. An sie schliessen sich die Wirksamkeitsgrundsätze und die Beweggründe der Gesinnung. Die Wirklichkeitslehre verfolgt das Sein ausschliesslich am Leitfaden der Materialität oder, was dasselbe heisst, am Leitfaden der wahrnehmbaren Kräfte. Es erkennt als Sein nichts an, was nicht auf diesem Wege zu beglaubigen ist. Den Leichnam nimmt es ausschliesslich als verwesenden Körper und denkt über das Belebende, was zuvor den Leib erregte, nicht anders, als über die mechanische Kraft, die einen Körper bewegen und auch wieder von ihm gewichen sein kann. Mein System kennt nirgend ein Seelengespenst, möge dieses nun spiritistisch oder materialistisch vorgestellt werden sollen. Beiderlei Vorstellungen sind ihm Phantasmen, die nicht berechtigter sind, als wie wenn Jemand von einer Seele des Feuers oder von der Seele einer abgeschossenen Kugel reden wollte. Wohl aber unterscheidet es sich vom gemeinen, recht plumpen Materialismus, der meist nichts als ein materialisirter Spiritismus ist, dadurch, dass es die Principien der Bewegung und des Lebens ernsthaft als Kräfte denkt. Ich habe es immer für einen Abweg und eine zweiflerisch-krankhafte Verirrung der neusten Jahrhunderte gehalten, die Begriffe von Ursache und Kraft nicht ernsthaft nehmen zu wollen. So ist im Mechanischen die Kraft etwas Selbständiges, was auch ohne Bewegung und vor der Bewegung existirt, wie jedes strenge Gleichgewichtsverhältniss sogar handgreiflich zeigt. Es ist also

eine Verkehrtheit, den plumpen Verworrenheiten nachzugeben, die vorgeben, nur mit Wirkungen und Erscheinungen zu thun zu haben. Sobald man scharf und richtig denkt, gelangt man sofort über die Wirkungen und Erscheinungen hinaus. Doch dies nur nebenbei als Erläuterung zur Hauptsache. Die Wirklichkeit steht der Phantastik und insbesondere der jenseitigen, also allen Arten von Jenseitswahn entgegen. Sie ist nicht nur unverträglich mit den Religionsphantasmen, sondern auch mit denen sogenannter Wissenschaft. Die Wirklichkeitslehre kennt nur ein einziges Sein, dessen gegenwärtige Gestalt die Natur ist. Was dieses Sein vor derjenigen Natur gewesen sein mag, deren besondere Züge und Entwicklungsgestalten uns heute bekannt oder rückwärts durch Schlüsse zugänglich sind, ist nur im Allgemeinen bestimmbar und bleibt im Uebrigen unbestimmbar. Die Nöthigung zur Annahme eines solchen Urzustandes des Seins, in welchem kein Wechselspiel zählbarer Vorgänge bestand, ist schon eine Errungenschaft der Wirklichkeitslehre, mit der die Bornirtheit ausgetrieben werden kann, die an den gegenwärtigen Formen der Natur wie an Ewigkeitsbeständen haftet. Auch die Zukunft des Seins braucht nicht nothwendig als Beharrung der jetzigen Naturformen gedacht zu werden. Die Ewigkeit der Wiederholung des jetzigen oder eines ähnlichen Lebens ist zwar an sich keine Undenkbarkeit, aber auch keine vollständig absehbare Nothwendigkeit. Es steht also offen, jenem sich selbst gleichen Urzustand einen zwar nicht gleichen, aber doch letzten Zukunftszustand entsprechen zu lassen, in welchem sich das Sein ruhiger und harmonischer verhält, als auf seiner ganzen Entwicklungsbahn. All dieses, das Erste wie das Letzte, wird aber als zur Natur gehörig und gleichsam als eine doppelte Grenze der Natur gedacht. Es ist nichts Jenseitiges, was über der Welt wie über einem Traum schwebte, und wozu die Natur in jeglichem Wesen, welches mit Bewusstsein lebt und stirbt, nur eine untergeordnete Existenz, ein Dasein zweiter Ordnung, eine schattenhafte Verkörperung oder ein körperhafter Schatten, kurz eine hinfällige Nichtigkeit oder ein Gewand wäre, welches sich ein höheres Wirkliche anlegte und wieder ablegte. Dies wäre die Traumideologie, die in der Welt nur einen körperhaften Traum finden möchte, um sich aus ihm in ein Jenseits zu retten, welches gleichzeitig mit ihm bestehen soll. Mein System kennt nicht zwei Wirklichkeiten, sondern nur die eine der Natur und ihrer Theile. Aber diese Wirklichkeit entspringt in einem Grenzzustand und

mag auch in einen solchen münden. Ursprung und Ziel bilden aber mit dem, was dazwischen liegt, eine einzige reale Kette, und es giebt keine andere Brücke zu entfernteren Thatsachen als die des Laufes der Dinge und Vorgänge. Diese Vorgänge sind rückwärts und vorwärts kein Einerlei, und für das, was im Rücken der uns bekannten Natur liegt, habe ich strenger als mathematisch bewiesen, dass es keine unveränderte Wiederholung des zeitlichen Wechselspiels selbständig gehäufter Acte gewesen sein könne. Dies ist immerhin ein Trost für den, der sich an keiner der Naturformen auf ewig genügen lassen mag und jedem bestimmten Zustande nur einen zeitlichen Werth beimisst.

2. Einbildungen und Zauber stehen dem Wirklichkeitsbegriff zunächst in den Religionssystemen und dann in der metaphysisch umnebelten Wissenschaft entgegen. Wer annehmen will, dass sich von einem lebenden Wesen eine Seelenselbständigkeit abtrennen könne, der sei ohne Umschweife Spiritist; denn die spiritualistische Philosophie cultivirt im Grunde auch nichts Anderes, als solchen Schattenglauben und Zauberwahn. Die europäische Metaphysik ist, genau besehen, Spiritismus, aber einer, der sich noch halb verleugnen möchte. Wer sich aus reinen Erkenntnissgründen gedrungen fühlte, eine Trennbarkeit des Lebensprincips vom erregten Körper derartig zu denken, dass dieses Lebensprincip nach dem Tode noch für sich bestände oder wenigstens auf andere Körper übertragbar wäre, wie die mechanische Kraft, — wer aus blosser Naturlogik so denken wollte, der müsste auch jedem niedrigsten thierischen Wesen, ja jeder Pflanze das Fortbestehen ihrer Lebensursache nach dem Tode zugestehen. Hiezu fühlt sich Niemand versucht, und so zeigt sich, dass es nur ein durch das Gemüth veranlasster Irrthum ist, wenn die Menschen in den mannichfaltigsten Erdichtungen gleichsam die Lebensschatten zu haschen gesucht haben. Die reine Denknothwendigkeit nöthigt uns nur, überall einen selbständigen Lebenstypus anzuerkennen, und dieses specifische Lebensprincip nicht mit den gemeinen Kräften und Stoffen verworren einerlei sein zu lassen. Letztere wüste Vorstellung, die in der neusten Naturwissenschaft fälschlich als ein Fortschritt angepriesen wird, ist der Wirklichkeitslehre fremd. Ein Fortschritt war es, als in den neuern Jahrhunderten der Satz aufgestellt wurde, alles Lebendige stamme aus dem Ei, und als die Urzeugung hiemit in das Gebiet des Zauber- und Gespensterglaubens verwiesen wurde. Heute wollen die Naturdenkerlinge,

namentlich von der darwinistelnden Spielart, gewaltig klüger sein und hantiren mit der Urzeugung des Lebendigen aus solcher Materie, in der das Lebensprincip empfindender Gebilde erfahrungsgemäss nicht enthalten ist, wie richtige Taschenspieler. Dem gegenüber hält die Wirklichkeitslehre an der Reihe der nachweisbaren Verkettungen fest und steigert jenen ältern Satz von dem Ursprung des Lebendigen noch dahin, dass überhaupt das Leben zwar aus der Umgebung des Nichtlebens äusserlich auftauchen kann, aber doch immer aus einem Princip stammen muss, welches vorher schon Leben und mit der gemeinen Materie oder Kraft nicht dasselbe war. Die Unzerstörlichkeit der Kraft ist wie die der Materie wohl ein Grund, jede Ursache abzuweisen, welche noch ausserdem eine Quelle von Kraft wäre. Aber die typische Anordnung oder, mit einem Wort, die Typusursache, durch welche Gattung, Art und Race bestimmt werden, sowie überhaupt jedes gruppirende, einrichtende und organisirende Princip muss als etwas für sich auf Stoffe und Kräfte Wirkendes gedacht und darf nicht verleugnet werden. Kein Beisammen untergeordneter Kräfte und Materien vermag die bildnerische Kunst zu ersetzen, die in einem Etwas liegt, was nicht durch das Material selbst gegeben ist. Dieses Etwas wird übertragen, und so wenig es sich auch von einem Material überhaupt sondern kann, so ist es doch darum nicht dieses Material selbst. Die Materie hegt in sich Alles, aber wohlgemerkt nur die gesammte Materie, nicht dieser oder jener Theil derselben. Wo wir also die gewöhnlichen materiellen Elemente ausserhalb von Pflanze und Thier vorfinden, da liefe es auf Zauber- und Hexenglauben hinaus, aus ihnen allein die Entstehung des Lebens zu erwarten.

Diese Erinnerungen zeigen, was es heisst, im Wirklichkeitssinne denken. Auch ist die Wirklichkeitslehre nicht das, was man sonst Realismus nennt. Dieser ist nämlich nichts weiter als die Neigung, das grob Handgreifliche im Gegensatz zum Gedanklichen, das plump Sachliche im Gegensatz zum Idealen in den Sinn zu fassen und sich alles dessen zu entschlagen, was über diese Gemeinheit emporragt. Es giebt nichts Dürftigeres als den gewöhnlichen Realismus; denn diesem entgeht alles Höhere und Mächtigere. Aus diesem Grunde wäre es auch die ärgste Verkehrtheit, die Grundwahrheit meines Systems mit der Bornirtheitsfrucht zu verwechseln, welche dem philosophischen Herkommen nach Realismus heisst. Freilich lässt sich gegen die Uebersetzung

von Wirklichkeit in Realität in andern Sprachen nichts thun; es kommt aber nicht auf das Wort, sondern auf den Begriff an, und ich habe deutsch geschrieben, mich also hüten können, zu kläglichen Missverständnissen und absichtlichen Missdeutungen Veranlassung und günstige Gelegenheit zu geben. Das Wirklichkeitssystem richtet sich auf alles Wirkende und vorzugsweise sogar auf diejenigen Wirkungskräfte und Wirksamkeiten, die in der Stufenleiter der Natur am höchsten stehen. Demgemäss ist die Gedankenmacht in ihrem Bereich nicht etwa blos etwas Wirkliches, sondern sogar etwas den übrigen Wirklichkeiten Uebergeordnetes und Ueberlegenes. Sie ist hiemit die Herrschermacht im Reiche aller bewussten Thätigkeit. Was aber die Thätigkeiten der Natur ohne Denken anbelangt, so giebt es auch in ihnen eine Stufenleiter und Rangordnung, die bis zu dem Punkte aufsteigt, bei welchem das Denken producirt wird. Jeder Gedanke muss aus einer Kraft zum Denken erzeugt werden, und diese Kraft ist vorhanden, noch ehe sie den bewussten Gedanken hervortreten lässt. Hier ist also der Punkt, bei dem sich zeigt, dass Bewusstsein und Gedanke auf etwas beruhen, was an sich ebensowenig Bewusstsein ist, wie etwa die bewegende mechanische Kraft an sich schon Bewegungserscheinung ist. Man hat sich aber zu hüten, etwa im Sinne der Instinctivisten und neuerdings nach der Manier Schopenhauers die unbewusste Anlage höherzuschätzen als ihr vollendetes Bewusstseinserzeugniss. Dies hiesse, die Stufenleiter und Rangordnung der Wirklichkeiten umunddummkehren. Es hiesse, den viehischen Instinct und den thierischen Kunsttrieb für vorzüglicher ausgeben, als die bewusste Thätigkeit klarer Einsicht und lichten Willens. Ja sogar das, was häufig als Genie gilt und es gewissermaassen auch ist, gehört in die Classe der thierischen Kunsttriebe und darf nicht dadurch überschätzt, mit ungerechtfertigter Ehre, mit schädlichem Ansehen und falschem Heiligenschein ausgestattet werden, dass man seine Kundgebungen vor der Controle schützt. Weit höher, als diese Art des unwillkürlichen und instinctartigen Genies steht diejenige Gattung der Schaffenskraft, die in der Helle des Bewusstseins waltet. Dasjenige Genie, welches sich selbst nicht versteht, ist die niedrigere Gattung. Der vollendete Genius wird in einem höheren Bereich walten und keinen Augenblick über sich selbst unklar sein. Er wird sich mit Verstand und Ruhe ausgestattet finden und nur Gesichtetes darbieten. Er wird die Naturkräfte des Erkennens und Wollens in

sich nicht blind gewähren lassen, sondern sie leiten und ihre Hervorbringungen reinigen. Die höchste Art von Genie bringt daher auch nichts zur Welt, was nicht vom Verstande gleichsam verdaut wäre. Sie sieht es als eine Erniedrigung an, mit den Spinnen dasselbe halb unbewusste Handwerk zu treiben. Sie lässt sich nicht auf diese tiefe Stufe der Wirklichkeit degradiren, sondern hält mit Stolz darauf, dass sie nicht sozusagen mit dem Pöbel der Genies vermischt und verwechselt werde. Das Genie in dem niedrigen Sinne löst übrigens das Räthsel, warum sich fruchtbare Anlagen in gewissen Wissenschaftsrichtungen auch in Menschen finden können, die sonst ausnahmsweise dumm, stumpf und bornirt gerathen sind und dies auch, abgesehen von der ganz partiellen kunsttriebartigen Naturanlage, in ihrer Wissenschaft bekunden. Beispiele hiefür hat nicht etwa blos die Mathematik des 19. Jahrhunderts aufzuweisen, bei der man sofort an den Professor Gauss denken muss, wenn man der Mischung von stumpfem Unsinn antieuklidischer und anderer Art mit einiger Anlage für Zahlentheoretisches gedenkt. Auch andere, der vollen Wirklichkeit näherliegende Wissenszweige haben Naturen und zwar bessere Naturen, als dieser Gauss war, aufzuweisen, in denen die genialen Züge wissensschöpferischer Art unlogisch und gleichsam tumultuarisch, ja überwuchert von einer Schaar fehlerhafter Phantasmen und dürftiger Verstösse gegen die nächstliegenden und handgreiflichsten Consequenzen auftraten. Die Bücher, die von solchen Naturen verfasst wurden, können grosse Wahrheiten zuerst dargelegt haben und dennoch voll von dem üppigsten Unkraut sein. Solchen Erscheinungen gegenüber kann man nicht umhin, die ungeklärte Gattung des obenein partiellen Genies für ein blosses Material zu erklären, welches in seiner rohen Gestalt oder vielmehr Ungestalt nicht viel Curs haben kann. Es arbeitet eigentlich nur vor, und ein Stück weiterer Arbeit muss erst von klareren und gesetzteren Geistern verrichtet werden.

Wie das unvollkommene Naturgenie im Erkennen und Forschen nur ein Rohmaterial ist und in turbulenter Weise Sinniges und Widersinniges durcheinandermischt, so giebt es auch in Rücksicht auf Willen und praktische That Erscheinungen, in denen eine partielle Kraft von schaffender Bedeutung mit den wüstesten und verworrensten Antrieben umgeben ist. Hier tritt dann im Handeln allerdings ein Stück Charakter, aber nicht ein voller und ganzer Charakter von logischer Harmonie hervor. Ist ein solches Stück-

genie mit gleichsam teuflischen Zügen behaftet, so heisst es in der höflichen Sprache unserer übertünchten Jahrhunderte dämonisch, und die von Goethe lyrisch dramatisirte Faustnatur ist ein Beispiel hiefür und zwar ein widerwärtiges Beispiel aus dem Zwitterbereich von Gelehrtenthum und Leben. Die Volkssage ist sittlicher, denn in dieser verfällt das Faustgenie doch dem höllischen Faustrecht und wird gebührend wirklich vom Teufel geholt. Doch dies nur nebenbei über die bösen Genien, mit denen die Wirklichkeit auch nach Wirklichkeitsgrundsätzen zu verfahren hat. Das Stückgenie der unrationellen That, die von allen Thorheiten umrankt wird, ist nicht eigentlich ein Charakter, sondern nur ein Charakterelement, welches aber grade darum mit elementarer Macht eingreift. Ein voller und ganzer Charakter ist ähnlich, wie bei dem wahren Genius des geistigen Schaffens, nur da vorhanden, wo die klare Einsicht und harmonische Gesetztheit allen übrigen Fähigkeiten gleichsam präsidirt. Es ist daher unmöglich, dass die höchste Art von Thatcharakter bestehe, wo der Verstand nicht Führer ist. Die Erhabenheit über die Rückständigkeiten des überlieferten Unverstandes aller Art und die logische Ordnung in der Beherrschung der verschiedenen Willensantriebe ergiebt erst den höhern Charaktergenius. Was von Personen gilt, muss aber auch überhaupt für allgemeine Richtungen und Antriebe, also für praktische Systeme gelten. Programme müssen nicht blos jene partielle, niedere, sondern die höhere Art von Charakter haben, wenn sie einheitlich und umfassend wirken sollen. Es muss in ihnen nicht blos Ordnung, sondern auch Unterordnung bestehen.

3. Hiemit sind die blos elementaren Mächte im Denken und im Handeln gewürdigt. Sie erhalten erst höhern Werth, indem sie den organisirenden Kräften anheimfallen. Der Typus und die Individualität stehen höher als das Material. Dies gilt gleichmässig im Bereich der Molecüle wie in demjenigen der Gesellschaft. Der Charakter stammt zu einem wesentlichen Theil von einer organisatorisch übergreifenden Macht. Natur und Gesammtleben haben einen Charakter; Denken und System müssen den ihrigen haben. Charakterlose Programme, mögen sie nun die Gestaltung der Wissenschaft oder des Lebens betreffen, sind aber vollends Widersprüche und gehören zur Spreu der machtlosen Abgerissenheiten. Im Denken kommt auch physiologisch und nicht blos logisch die Organisation von oben; in den Handlungen der menschlichen Gruppen gehen die edleren Antriebe ebenfalls nicht vom Flugsand

haltungsloser Individuen aus, sondern entstammen dem Willen und der Einsicht einzelner überragender Personen. Das Regime der Natur sieht in der That nach dem Ausspruch aus, den Rousseau für die politische Gesellschaft that. Er meinte nämlich, die Aristokratie sei die beste der Regierungen, aber die schlechteste der Souveränetäten. Diese doppelte Paradoxie, paradox nämlich nicht nur an sich, sondern auch in Bezug auf den für demokratisch geltenden Namen, dem sie angehört, kann in der That nur einen wahren Sinn annehmen, wenn man sie im Sinne der Naturordnung versteht. Diese letztere hat die Gesammtkraft allerdings in relativ selbständige Elementartheile und, um in Brunos Kunstausdruck zu reden, in untergeordnete Monaden verlegt. Die höhere typische Leitung ist aber an besonders ausgestattete Existenzen und an höhere typische Kräfte gebunden. So giebt es denn keine bedeutende Wirksamkeit, die nicht in der Richtung von oben nach unten thätig wäre. Alle Ausnahmen davon sind nur scheinbare. Nur hat man sich nicht zu denken, dass die gruppirenden und ordnenden Mächte ausserhalb des Materials lägen. Sie sind vielmehr an einzelne Individuen und auf den tiefern Stufen der weniger organisirten Naturordnung sogar an besonders unterschiedene Molecüle gebunden, die vor den übrigen kleinen Selbständigkeiten in der Grösse oder sonst etwas voraushaben. Wenigstens lässt sich bis jetzt auf andere Weise keine Erklärung für die Thatsache finden, warum grade dieser oder jener Theil einer anscheinend gleichförmig vertheilten Materie zum Mittelpunkt der Ballung oder sonst eines Bildungshergangs geworden ist. Doch dies liegt schon ausser der eigentlichen Organisation. Bleibt man im Bereich des Lebendigen und namentlich der Menschenwelt, so ist klar, dass nicht die Gleichheit, sondern der Unterschied das Princip ist, durch welches feste gesellschaftliche Gebilde, in denen die Kräfte der niedern Art denen der höhern untergeordnet werden, erst überhaupt möglich sind. Sogar das Gesellungsprincip auf gleichem Fuss bestätigt diese Wahrheit da, wo es sich zur Leitung überzuordnende Organe schafft. Die letztern können naturgemäss nur solche Menschen sein, die für ihre Fähigkeiten zu solcher Leitung ein besonderes Ansehen geniessen. Das gesellschaftliche Beispiel zeigt also auch da, wo die Initiative, was übrigens der seltnere Fall ist, von unten ausgeht, die Nothwendigkeit des Vorhandenseins unterschiedlich entwickelter Individuen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind nur ein populäres Bild

für einen weit allgemeineren Sachverhalt. Wie es in den Menschengruppen keine Gesammtgebilde und kein System ohne Unterordnung des Einzelnen und Besondern unter das Allgemeine (oder ohne Beherrschung durch die bevorzugten Individualitäten) giebt, so kann auch in der Wissenschaft keine Ordnung und kein Systemcharakter bestehen, wenn nicht die Classenordnung der Wahrheiten eingehalten wird. Die umspannendsten Individualbegriffe sind die mächtigsten. Der allesumspannende Seinsbegriff ist, genauer besehen, ein Individualbegriff; denn sein Inhalt ist nur jenes Eine, von dem Natur und Welt, (wie wir sie kennen, in ihren bestimmten Zügen) nur ein partieller Ausdruck und eine blosse Phase sind. Der Seinsbegriff ist daher keine blasse Allgemeinheit, sondern die ganze Wirklichkeit als Individuum (d. h. als eine untrennbare Einheit und Einzigkeit gedacht.) Von diesem Begriff wird alles echte Denken getragen, und dieser Begriff ist zugleich das höchste Beispiel für die universelle Kraft des Denkens. Die Charakterlosigkeit kommt in die weitern Vorstellungen nur dadurch, dass dieser herrschende Begriff in den Köpfen zurücktritt oder vernachlässigt wird.

Ausser solchen herrschenden Individualbegriffen, (wie der eben bezeichnete,) sind nun aber zunächst die Allgemeinheiten in den Grundzügen der Natur und mit ihnen die logischen sowie die mathematischen Nothwendigkeiten von maassgebender Bedeutung. Ich verweise hier auf meine Logik und Wissenschaftstheorie (als das Grundwerk, welches für das System der Wissenschaft den Ausgangspunkt bildet.) Zur Ergänzung dient mein Cursus der Philosophie, (insofern er in einigen Richtungen die Gliederung der Wissenschaften zugleich mit derjenigen der Willensantriebe sichtbar macht.) Die Wissenschaftstheorie muss aber formell an die Spitze treten. Die natürliche Abfolge in den Wissens- und Willensbestimmungen ist nämlich folgende: Erst Denken überhaupt, dann Seinsschematik, eigentliche Logik (nebst Sach- und Naturlogik,) darauf insbesondere Mathematik, Physik im weitern Sinne (und verwandte Zweige der höhern Naturwissenschaft;) ferner die niedern und mehr beschreibenden Fächer der Naturkunde und hiemit Uebergang in die sociale Welt des Menschen. In letzterer müssen Gerechtigkeit und gute Sitte (unter den Naturgesetzen dieses Bereichs) die erste Stelle einnehmen, und zu allerletzt muss die Nationalökonomie zu stehen kommen, (die gleichsam das unterste Fussgestell für die Futterbeschaffung der Völker abgiebt.) Das Niedere muss durch das Höhere regiert werden, wenn auch die

Naturgesetze, in denen sich das Niedere schon von selbst ergeht, durch die oberen leitenden Mächte respectirt sein wollen. Die Gerechtigkeit hat an sich nichts mit den Naturgesetzen der Futterchancen zu thun, aber sie constituirt erst die Art, wie sich die Menschen unter diesen Chancen gegenseitig auseinandersetzen. Ebenso ist eine gute oder edle Sitte etwas Selbständiges für sich; aber sie wirkt auch auf das wirthschaftliche Wohlsein der Menschen ein, indem sie dieselben anleitet, von allen Chancen in der Bearbeitung der Natur und in dem Zusammenwirken der menschlichen Kräfte den grössten Vortheil zu ziehen.

Diese wenigen Züge können genügen, um das Gepräge des Systems kenntlich zu machen. Was die Zulänglichkeit und Haltung der Person anbetrifft, die für das System einzustehen hat, so ist es nicht nothwendig, ja nicht möglich, dass sie alle Specialwissenschaften gleichermaassen kenne oder gar behandle. Auch in Kunst und Leben wird sie nur immer in bestimmten Richtungen vollkommen vertraut sein können. Das Uebrige wird sie nur in den allgemeinen Zügen und zum Theil aus zweiter Hand entnehmen und zu Grunde legen. Auch dächte ich, es wäre beispielsweise genug, wenn Jemand Denker, Logiker, Mathematiker, Physiker, Jurist und Nationalökonom (und zwar dies Alles nicht blos streng fachmässig, sondern auch in positiv schaffender, also in einer Weise ist, die für jede der nachweisbar zu bereichernden Wissenschaften neue Aufschlüsse und Entdeckungen vorzulegen hat. Von den Eigenschaften eines Wissenschaftshistorikers und eines Kritikers, der ausser der wissenschaftlichen Kritik auch die allgemeinere literarische, einschliesslich derjenigen der Dichtung, an allen Haupterscheinungen von modernem Interesse gehandhabt hat, will ich nicht weiter reden. Diese Dinge liegen dem Publicum zu nahe, als dass es erforderlich wäre, ihre praktische Wichtigkeit für die Anwendung des Systems auf die Reformation von Wissenschaft und Leben noch erst zu erhärten. Ein Programm kann es überhaupt nicht geben, wenn nicht der weltgeschichtlich entwickelte Gehalt von Wissen, Wollen und Kunstfähigkeit in dem System als verfügbar zu Grunde gelegt wird. Bei diesem Punkt unterscheidet sich das specifisch Persönliche von dem, was durch das System und Programm nur von anderwärtsher aufgenommen, gutgeheissen und gleichsam adoptirt wird. Ein System und Programm, wie es sich auch von allem Bisherigen unterscheide, kann nie Alles aus sich selbst haben und nie Alles in entwickelter Weise

insichfassen. In einzelnen Richtungen wird es sogar nur den Rahmen ausspannen oder etwa eine Skizze geben; bei andern Punkten wird es selbst offene Stellen lassen und die Grundsätze, nach denen zu arbeiten ist, nur stillschweigend aus dem Zusammenhang des Uebrigen erkennen lehren. Ich befasse mich beispielsweise nirgend speciell mit musikalischer Kunstlehre und Kritik, weil ich mich in dieser Sphäre nicht als Fachmann und Specialist bewegt habe. Dennoch wird aber derjenige, der meine Grundgedanken über Dichtung und überhaupt über Kunst in sich aufnimmt, im Stande sein, das zu erschliessen und diejenigen Anwendungen zu machen, die ich selbst gemacht haben würde, wenn mir jenes Gebiet näher gelegen hätte. Ein System hegt in seiner Individualität Keime, welche die Bemessenheit der persönlichen Existenz erweitern und zu Entwicklungen führen, welche die Folgen der nothwendigen persönlichen Concentrirung auf die jedesmal wesentlichsten Fächer ausgleichen. Das System und Programm wäre aber nicht, was es sein soll, wenn die Fächer des Wissens und Richtungen des Handelns, die es sich zunächst ausgewählt hat, sich nicht auch als die unter den obwaltenden Umständen der Menschheitsgeschichte wichtigsten erwiesen. Auch hier bewährt sich der Satz, dass es immer etwas vermöge seiner Eigenschaften zu Bevorzugendes ist, wodurch die Gestaltungen beherrscht werden. Auch unter den Fächern und Lebensberufen giebt es nicht blos natürliche Vorzüge und eine natürliche Rangordnung, sondern auch je nach den Jahrhunderten hervorragende Nothwendigkeiten und Menschheitsinteressen. Nur dasjenige System und dasjenige Programm wird ein richtiges sein, welches ausser den allgemeinen Grundverhältnissen auch noch die jedesmaligen Conjuncturen der Lebens- und Geistesgeschichte der Menschheit erkennt. Es wird diese weltgeschichtlichen Conjuncturen dadurch würdigen, dass es seine specielle Arbeit und Concentrirung ihnen anpasst, also die Zweige von Wissen, Leben und Kunst, denen es sich eingehender widmet, nach dem Stande der zunächst absehbaren weltgeschichtlichen Bewegung und Aera auswählt. In diesem Sinne ist beispielsweise die Volkswirthschaftslehre zwar eine dem Zwecke nach niedere, aber doch fundamental niedere Wissenschaft, die überdies seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vor der Politik und Gesellschaftslehre den Vortheil voraushat, schon verhältnissmässig exact geworden und auf Naturgesetze zurückgeführt worden zu sein. In dieser formellen Hinsicht stand

sie schon mit Adam Smith den strengeren und abstracteren Theilen der Naturwissenschaft wenn auch nicht nahe so doch näher, als alle übrigen Disciplinen, die das Walten der Menschen betreffen. Grade das Tiefliegende und Dürftige ihres Gegenstandes verschaffte ihr vor den Fächern, die sich auf verwickelte Menschenbeziehungen richten, die Gesetztheit eines Stücks wirklicher Wissenschaft. Auch im Naturwissen sind ja die allgemeinsten Grundlagen am geeignetsten, in völliger Strenge durchschaut und rationell aus ersten Principien erklärt und construirt zu werden, wie die Naturmechanik beweist. Dagegen sind die Beschaffenheiten und Functionen belebter und bewusster Organe, namentlich in der Menschenphysiologie, von höchstem Interesse; aber hier herrscht noch soviel unenthüllte Verwicklung vor, dass der Grad von Wissenschaftlichkeit und Sicherheit hier vorläufig noch sehr gering ist. Je entlegener und zusammengesetzter der Gegenstand, um so ärmer die in die Gründe und Bestandtheile eindringende Erkenntniss. Wie wenig wird bis jetzt vom Gehirn gewusst, und wie charlatanhaft unsicher ist nicht noch die ganze Physiologie, geschweige die daran geknüpfte Gesundheitslehre und Medicin, geblieben!

4. Dem Programm liegt das allgemeine System in seiner Anwendung auf die Zeitlage zu Grunde. Mit der Menschheitsgeschichte ist das Leben und Wissen zu seiner heutigen Artung und Richtung gelangt. Der heutige Zustand ist aber nicht für alle Zeit maassgebend. Andere Zeiten werden abgeänderte Programme erheischen, während die Wahrheiten des allgemeinen Systems bleiben. Die heutige Zeit hat vermöge ihrer Beschaffenheit besondere Bedürfnisse und stellt besondere Forderungen. Wir nehmen im Laufe der gesammten Geschichte mit unsern Zuständen sozusagen einen bestimmten Ort in der Reihe der Entwicklungen ein und befinden uns in einem völlig bestimmten Verhältniss zu dem, was voranging, und zu dem, was nachfolgen kann. So ist, um bezüglich der Geistesbildung nur an ein einziges Beispiel zu erinnern, ein halbes Jahrtausend abgelaufen, seit die ersten erheblicheren Regungen des Wiedererwachens der Wissenschaften den mittelalterlichen Geist zu zersetzen anfingen. Ebenso sind ungefähr vier Jahrhunderte an Schülerschaft der modernen Völker bei der Belletristik der alten Griechen und bei der Literatur des alten Rom abgelaufen. Es ist jetzt Zeit, diese Schülerschaft abzuthun, die Zwischenphase einer einseitig sprachlichen Bildung abzuschliessen, Griechisch und Latein als Schulungsstoffe zu beseitigen und aus-

schliesslich speciellen Antiquitätengelehrten zu überlassen, die sie als Hülfsmittel für die Geschichte noch ebenso cultiviren mögen, wie etwa ein Mexicoforscher das Idiom der dortigen Ureinwohner. Das wäre ein kleiner Artikel des Bildungsprogramms, wie es sich heute aufdrängt. Ein Roger Bacon vor sechs Jahrhunderten musste, ungeachtet seines naturwissenschaftlichen und mathematischen Sinnes, anders denken. Seine Forderung ging zeitgemäss dahin, dass vor allen Dingen die wissenschaftlichen Schätze der antiken Literatur zu heben und zu diesem Behuf ein gehöriges Verständniss derselben durch gründliche Erlernung ihrer Sprachen zu beschaffen wäre. Dies gute Stück vom Programme jenes mittelalterlichen Mönchs, der in den Hauptpunkten weder mittelalterlich noch mönchisch dachte, ist längst ausgeführt. Was bei der Lösung dieser Aufgabe inzwischen lebendig wirkte, ist jetzt nur ein störender Leichnam, dessen Mumie uns als altsprachliche Philologie nunmehr schon lästig wird und in irgend eine Ecke des weltgeschichtlichen Museums gehört. Die Sprachleichname und die lebendige Jugendbildung vertragen sich nicht mehr. Die Aufgabe ist gelöst; das wiedererweckte Alterthum hat seine Schuldigkeit gethan und seine Galvanisirung muss nun aufhören. Bessere Bildungsmittel und ein besserer Geist fordern ihre Rechte. Die modernen Völker sind dem Gängelband entwachsen. Der Unfug aber, der die grammatikalische Drillung an todten Sprachgehäusen zu einem selbständigen Bildungszweck gestempelt hat, ist jetzt vollends entlarvt. Wie nun vor 600 Jahren die Hinweisung auf die antike Wissenschaftsliteratur berechtigt war und nachher allenfalls auch diejenige auf die antike Belletristik einen kunstbildnerischen Sinn hatte, und wie jetzt beides als abgethan zu verwerfen ist, so wird eine Zeit kommen, wo man von der Sache nicht mehr reden und höchstens daran erinnern wird, welche Mühe es den Vorfahren gekostet hat, die überlebten Bildungsbestandtheile aus dem Wege zu räumen und dem selbständigen Leben Raum zu schaffen. Schaffen und Wegschaffen gehen hier Hand in Hand. Geschaffen sind die moderne Wissenschaft, der moderne Völkergeist und die modernen Sprachen; wegzuschaffen ist die fortgesetzte Belastung mit der kinderhaften Schulung antiker Art. Beides verträgt sich eben nicht mehr; denn der moderne Geist will nicht halb sondern ganz gepflegt sein, und deswegen muss der antike weichen. Was von letzterem gut war, haben wir bereits verwerthet, und so muss denn Zeit gewonnen werden für edlere Be-

schäftigungen und eine höhere Menschheitsbildung, als aus der Lateinturnerei für die gebildeten Classen hervorgehen konnte.

Ich habe dieses Beispiel hier gleich etwas ausgeführt, weil es überaus populär veranschaulicht, wie die zeitliche Situation über die Programme entscheiden muss. Es giebt weit wichtigere Angelegenheiten, wie namentlich die Frage der gesellschaftlichen Gestaltung; aber hier träfe man sofort auf Vorurtheile und Eingenommenheiten ganzer grosser Classen, während in der altsprachlichen Bildungsfrage doch nur die Gelehrten alten Schlages und unter ihnen besonders die classischen Philologen für die Erhaltung des Alten interessirt sind. Unbefangener stellt sich dagegen eine andere Ueberlegung. Sie betrifft ganz allgemein und ohne Parteinahme für eine besondere Gesellschaftsschicht den Beruf der modernen Revolution. Diese hat ihren bedeutendsten, wenn auch immerhin nur partiellen und einseitig nationalgefärbten Ausdruck in dem grossen Ansatz gefunden, den die Franzosen gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahmen. Die früheren Umwälzungen der Zustände bei Deutschen und Engländern waren noch von der religiösen Reformation getragen oder wenigstens stark beeinflusst. In dem neuern Frankreich emancipirte sich die moderne Revolution zu einem wesentlich politischen Programm. Dies war dem positiven Aberglauben gegenüber ein Fortschritt, aber zugleich auch mit einem erheblichen Mangel, nämlich mit dem Mangel einer positiven Geistesführerschaft verbunden. Es war eine Geistesführerschaft nöthig, welche hätte Religion und Kirche ablösen und den Massen hätte zu Herzen gehen können. Auch die gebildeten Schichten hätten von der Kahlheit ihrer Lebensanschauung und Lebensbehandlung befreit und durch einunddieselbe Geistesmacht zugleich mit dem niedern Volke an sittliche Gesetze und an eine entsprechende Gesinnung gebunden werden müssen. Hievon ist bis heut so gut wie nichts zu bemerken gewesen. Die Zersetzung hat ihren Verlauf gehabt. Die Revolution hat zu ihrem bürgerlich politischen zwar auch noch, wenn auch nur ein erst blasses und verzerrtes so doch immerhin schon halbwegs ausgeprägtes arbeiterlich sociales Gesicht bekommen. Aber der Geistesausdruck in diesem Gesicht ist sich selbst so unklar geblieben und hat so irre die Züge gewechselt, dass die ganze Frage, um die es sich nach dieser Seite handelt, den Meisten ein dunkles Räthsel geblieben ist. Hiezu ist nun noch die allerneuste Aera gekommen, in welcher grosse moderne Nationalitäten, wie die deutsche, um ihre Zusammen-

fassung nach Aussen und in sich selbst zu kämpfen haben. Auch ist mit der Vertiefung der Racenfrage, welche der Geist des 18. Jahrhunderts völlig unkundig verkannt hatte, eine neue Aufgabe geschaffen. Die Auseinandersetzung der Nationalitäten und Racen nach Aussen und im Innern ist bis zur ernstesten Blutfrage zugespitzt worden. An die Stelle der blos eingebildeten Eigenschaften und unwahrer Conventionen erwägt man das wirkliche Naturell der Racen und Völker. Mit dem Streben nach einem Fond allgemein menschlicher Gleichheit hat sich unwillkürlich auch ein entsprechendes Geltendmachen der natürlichen Ungleichheiten und ihrer Culturfolgen verbunden. Noch aber fehlt es in den Kreuzungen von Bestrebungen und Gegenbestrebungen dieser Art an einem orientirenden Compass. Noch hat man nicht ermessen, wieweit die Gleichheit und wieweit die Ungleichheit den menschlichen Gestaltungen das Gepräge aufdrücken werde. Man erkennt noch nicht einmal, dass der Grundsatz der Gesellung des Gleichen auch bedeutet, dass allzu ungleiche Elemente, wie beispielsweise höhere mit einer allzu niedrig stehenden Race, also die modernen Völker mit den Juden, keinen natürlichen Staat bilden können. Die Revolution, die so kühn und entschlossen begann, ist daher zum Theil selbst einer wüsten Zerfahrenheit anheimgefallen. Ihre Elemente treiben durcheinander und verlieren sich oft in den handgreiflichsten Wahnwitz. Nicht einmal in dem, was wegzuschaffen sei, besteht sonderliche Einigkeit, geschweige in dem, was zu schaffen sei. Den neusten modernen Bewegungen wohnt auf diese Weise zwar eine starke Zersetzungskraft inne, geht aber die Schöpferkraft ab. Sie verlieren sich in ein politisches und sociales Drängen und Treiben, ohne eigentlichen Charakter und Geist zu entwickeln.

Recht deutlich zeigt sich die Haltungslosigkeit und Verlegenheit der Revolution, wenn sie eine verwesende Regierung oder einen verwesenden Stand abgethan hat und nun eine neue Leitung bilden soll. Die völlige Herrschaftslosigkeit wäre für Menschen möglich, von denen sich jeder Einzelne vollkommen selbst beherrscht und dem Nebenmenschen weder aus üblem Willen noch aus Irrthum zunaheträte. Die Herrschaft könnte alsdann in dem Sinne der Einschränkung und des Zwanges allerdings fehlen. Für gemeinsame Unternehmungen blieben aber auch so immer noch Leitung und Entscheidung nöthig. Auch bei dem besten Willen würden die Kräfte der Menschen sich nicht von selbst auf ein gemeinsames Ziel richten und nicht ohne Führerschaft planmässig

zusammenwirken können. Die Anarchie behält also unter allen Umständen ihren uralten Sinn und lässt sich nicht zu einem System und zu einer politischen Lebensform verklären. Höchstens mag der paradoxe Ausdruck heutiger principieller Anarchisten das Stückchen Sinn haben, dass die Zuvielregiererei und sozusagen die Verstaatung des Menschen den Gedanken nahelege, nach dem geringsten Maass von Herrschaft zu suchen, mit welchem die Völker auskommen mögen. Die Anarchie aber bleibt, wie gesagt, der alten Bedeutung des Wortes thatsächlich überall treu. Sie zeigt dies bei jeder Revolution und nicht blos bei dieser, sondern auch bei jeder Schwächung und Verwesung herrschender Mächte. In den modernen Staaten ist gegenwärtig viel zu viel Anarchie; beispielsweise sind die Dynastien, zu deutsch die Machthaberschaften, oft nur die Inhaber geringfügiger Macht, etwa Schattenkönige. Jede Schattenregierung, die, wie im englischen constitutionellen System, in den Händen einzelner Classen als eine Art Popanz dient, um die untersten Schichten der Gesellschaft im alten Respect zu erhalten, — ja auch eine abgelebte Aristokratie, welche die Rolle der Vogelscheuche spielen muss, damit der unterste Stand nicht von den Früchten des Reichthums nasche, — jede solche Scheinmacht ist die Ursache eines Stückes Anarchie. Halb- und Viertelsregierungen sowie Schwankungen und Wechsel der Cliqueneinflüsse, also kurzweg schwache Parteiregierungen, mithin im Grunde Theilregierungen, welche die Kräfte zersplittern anstatt sie zum Zusammenwirken zu nöthigen, — das sind die Ergebnisse solcher Scheinherrschaften. Wo die Revolutionen zu solchen Formen führten, wie die eben angedeuteten, da ist stille Zersetzung und ein chronisches Uebel an die Stelle der jähen Umschaffung getreten. In dieses versumpfende Bett ist der Strom der Revolution recht sichtbar in England eingetreten, während später in Frankreich die revolutionäre Anarchie den Vortheil hatte, zunächst von einer halbwegs dauernden Dictatur gebändigt zu werden. Wie schwer aber auch nur die Erzeugung einer bleibenden Dictatur sei, haben die Franzosen ebenfalls genugsam erfahren. Sie sind den chronisch schleichenden Halbregierungen, mochten diese nun Königthum oder Republik heissen, nicht entgangen. Sie haben sich sogar in einen abgeschwächten Cäsarismus finden müssen und greifen noch immer krampfhaft aus, um zur Gesetztheit und Ruhe einer dauerhaften Herrschaft zu gelangen. Die schwerste Arbeit ist also nicht die der Revolution selbst,

sondern diejenige, die nach ihr beginnt, möge es sich nun um entsetzte Regierungen oder um herabgedrückte Stände handeln.

5. Die Gesellschaft kann nie formlos sein. Ein Mangel der Classeneintheilung wäre eine Auflösung in zerstiebende Atome mit blos trennenden, aber nicht mit bindenden Kräften. Solche Formlosigkeit wäre das Chaos der Individuen mit deren sich störenden Willküracten. Nicht die Individualsouveränetät, auf der schliesslich Alles beruht, sondern blos eine Seite jedes Individuums, nämlich sein Bedürfniss, für sich selbständig zu sein, wäre ausschliesslich aller übrigen gewahrt. Das Gesellungsprincip und überhaupt das Bedürfniss, sich mit Andern zu einigen, käme dabei nicht im Mindesten zu seinem Recht. Es wäre dieser Zustand, um eine physikalisch chemische Vergleichung zu brauchen, eine Dissociation, nur mit dem nachtheiligen Unterschiede, dass hier die kleinen Selbständigkeiten störend aufeinanderwirken, während dies bei der fraglichen chemischen Trennung, die vermöge der Wärme erfolgt, grade am wenigsten der Fall ist. In der neusten Gesellschaft hat es bisher viel Dissocialismus gegeben; von wirklicher Socialität und Socialisirung ist aber nicht einmal in den Theorien geschweige in der Praxis Sonderliches zum Vorschein gekommen, wie meine Geschichte des Socialismus kritisch nachgewiesen hat. Einst angesehene Stände sind herabgekommen und entwerthet; aber es fehlt dafür an Umschaffungs- und Ersatzgebilden. Die Nichtslerei, also diejenige Seite des Nihilismus, welche dem schlimmeren Sinn des Wortes entspricht, findet sich überall und auch inmitten der Reaction, sei es nun diejenige politischer oder aber gelehrter Stände. Nun arbeiten aber Natur und Geschichte nur durch Umwandlungen und Ersatzmittel. Weder die Verfassung der Natur noch diejenige der Gesellschaft stellen sich plötzlich auf den Kopf, sondern fahren im Gegentheil nur fort, den alten uranfänglichen Plan mit seinen Grundeinrichtungen weiter auszuführen. Hiebei gelangt die Schaffenskraft allerdings zu wesentlich neuen Gebilden, tritt aber nie aus dem Rahmen allgemeiner Nothwendigkeiten und Grundgestalten heraus. Die Schematik der Culturgeschichte ist eine einheitliche. So ist beispielsweise das geordnete dauernde geschlechtliche Zusammenleben vermöge eines Rechtsbandes, durch welches sich das Weib an den Mann anschliesst, eine Grundgestalt, die auf Naturgesetzen, nämlich auf Gesetzen der specifisch menschlichen Natur beruht und sich höchstens da etwas verwischen kann, wo der Mensch sich dem Thiere nähert. Zersetzungen, welche

dieses Band lockern, sind bei den alten Griechen, in der Corruptionsperiode ebenso aufgetreten, wie sie sich bei uns, wenigstens sporadisch, zeigen. Aber so viele Völker auch schon das Ankränkeln und die Verwesung der Ehe durchgemacht haben, — niemals hat sich an diese Ehedissociationen etwas positiv Besseres geschlossen. Vielmehr hat das bessere Blut frischer Völker, mit frischen unangenagten Sitten helfen und die alte Grundform, wenn auch mit besserem Gehalt und daher auch in etwas abgeänderter Gestalt wieder sichern müssen. So ist mehr Freiheit erwachsen, aber das Wesentliche der unumgänglichen Gebundenheiten nicht aufgegeben, sondern noch gestärkt und an gehaltvollen Pflichten vermehrt worden. Die germanische oder germanisirte Ehe hat dem Weibe von vornherein eine Bedeutung gegeben, die ihr keine asiatische Religion, also auch nicht das, doch wesentlich semitische, Christenthum verschaffen konnte oder auch nur wollte. Dies ist nicht die letzte aller Entwicklungen; aber durch blosse Lockerungen wird wahrlich nichts geschaffen. Soll mehr Freiheit vom groben Zwange juristischer und polizeilicher Gewalt bestehen, so muss die Sitte an sich selbst besser und mächtiger sein. Wo das moralische Band nachlässt, wird das äusserlich zwingende um so nöthiger. Es giebt also keine Entwicklung, die sich den Grundgesetzen natürlicher Bestrebungen entziehen könnte. Gleichheit und Verschiedenheit machen beide ihre Rechte geltend. Die Freiheit wie die Bindemittel wollen gleichmässig berücksichtigt sein. Es ist ein thörichter Wahn, an eine Lebensordnung zu denken und sich dennoch bindender Gesetze und Pflichten entschlagen zu wollen, ohne welche eine Ordnung undenkbar ist.

Wie im Grundverhältniss der Ehe, so zeigt sich in der ganzen Gesellschaft die Nothwendigkeit von Leitungs- und Anschlussverhältnissen. Classen mit besondern Aufgaben und leitenden Einflüssen sind unumgänglich; denn die Natur kann nicht Alles in Allen werden. Die Natur kann das Vorzügliche, für eine bestimmte Aufgabe Taugliche nicht in Massen produciren. Je zusammengesetzter und edler die Function ist, um so mehr hat die Natur zu arbeiten, die geschicktesten Vertreter einer solchen Function hervorzubringen. Die Functionentheilung betrifft nicht blos den Beruf und die Geschicklichkeit, sondern auch die Macht und das Ansehen. Gemeine Arbeitstheilung erklärt allenfalls die wirthschaftlichen Berufsstände. Für die Gliederung der Gesellschaft giebt es aber noch andere als blos wirthschaftliche und

technische Berufe. Die natürlich autoritären Functionen beruhen auf einer Vertheilung und specifischen Ausbildung der Kräfte und zunächst sogar der allerrohesten Macht. Aus diesem Grunde kann auch nicht Jeder die Geistesfunctionen in vollständigster Ausbildung in sich entwickeln und ist irgend eine Form der Geistesführerschaft für die Völker unentbehrlich. Sinken also die Stände, die irgend welchen wesentlichen, also nicht ausmerzbaren Functionen, wenn auch schlecht und verkehrt, oblagen, so muss ein berufsmässiger Ersatz geschaffen werden.

Mit der Macht, als einer der roheren und früheren Ursachen von Unterordnung und Anschluss, ist auch zugleich ein geistiger Einfluss, so dürftig und zum grössten Theil verkehrt er auch gerathen mochte, verbunden gewesen. Krieger und Priester sind für die Menschheit von vornherein die maassgebenden Gewalten gewesen. Diese Classen haben sich, die eine erheblich gewandelt und modernisirt, die andere zwar auch abgeändert, aber mumisirt. Die eine vertritt eine nothwendige und natürliche Function, deren gänzliche Ueberflüssigmachung sich nicht absehen lässt; die andere hat sich freilich vorzugsweise auf lauter eingebildete Bedürfnisse gestützt, aber dennoch, wenn auch nur nebenbei und in einem schwachen Keim, wirklichen geistigen Nothwendigkeiten der Menschheit ein klein wenig entsprochen. Hexerei, Zauber und überhaupt jegliche Procedur, die als Opfer oder Gebet den äussern Lauf der Dinge abändern und die Götter oder den Gott zu etwas vermögen soll, — das ist die Hauptangelegenheit jegliches Cultus. Viele, die noch über theoretisch religiöse Weltauffassung streiten mögen, werden praktisch sich sofort klar werden, wenn sie sich die Frage nicht nach dem theoretischen Gehalt der Religion, sondern einfach danach stellen, was mit dem Cultus ausgerichtet werde, und ob Angesichts unseres Wissens von der Natur und dem Menschenleben der Cultus auch nur den geringsten Rest von Sinn behalte. Man wird sich in die Wirkungen auf das blosse Ich, die etwa durch Gebet und Andacht erzeugt werden, flüchten; aber dies ist eben auch eine hinterher erfundene Ausflucht. Das Gebet selbst wäre nie erfunden worden, wenn nicht der Mensch an eine Macht geglaubt hätte, die durch seinen Wunsch veranlasst werden könnte, ihm zu helfen. Alle Hauptbestandtheile des Cultus sind also hinfällig. Stände, die hievon leben, sind überlebt. Anders verhält es sich dagegen mit dem sittlichen Cultus, der bewussterweise nichts als eine Einwirkung des Menschen auf sich selbst bezweckt.

Dieser ist eine Ziehung und Uebung der bessern Eigenschaften, eine Stärkung in der Selbstbeherrschung und ein Hinabsteigen des Gemüths in seine eignen Tiefen. Die Gemeinsamkeit in der Erhebung zur bessern Menschlichkeit wirkt hier auch auf Andere. Ja indirect wird auch eine Einwirkung auf die Natur, nämlich in der Arbeit d. h. in der Leitung der Naturkräfte, an die edelsten Beweggründe angeknüpft. Der Mensch, um sich selbst und dem Nebenmenschen in der vollkommensten Weise zu genügen, regt sich dann nicht blos um der nächsten Futterzwecke willen, sondern steigert sein Streben in dem Bewusstsein, das Leben zu veredeln, das Leiden zu mindern und ausser über die Naturkräfte auch über die Störungen Herr zu werden, die den Leib des Menschen quälen. Sorge für Kraft, Schönheit, Gesundheit im Sinne des Schaffens und Vorbeugens oder des Wiederherstellens wird alsdann ein gleichsam geweihtes Streben, dem ein höheres Maass von Begeisterung für Heil und Wohl der Menschheit innewohnt, als irgend einem religiösen Enthusiasmus alter Art. Genau besehen, ist allerdings der Kern alles menschlichen Strebens auch in den Verkehrtheiten der Religion und des Cultus vorhanden gewesen. Die Menschheit wollte immer sich selbst, wenn auch nicht immer ihr besseres Ich cultivirt wissen. Nur die Mittel waren meist eingebildete oder sonst schlechte. Wir müssen im Grunde auch dasselbe wollen, was die Guten jederzeit und überall erstrebten. Der Unterschied ist nur der, dass wir ein richtigeres Wissen und Willensantriebe haben, die physisch und in der geistigen Ueberlieferung, also in moderner nationaler Gestalt, auch den Gehalt der Ziele und wirkenden Kräfte steigern. Trotzdem kann sich aber die Kluft zwischen den Priestern und der bessern Humanität nicht überbrücken. Der Berührungspunkt ist ein zu allgemeiner. Die Kirche muss ihrem Schicksal der völligen Auflösung anheimfallen. Es wäre ein thörichter Wahn, von asiatisch menschenfeindlichen Principien und einem lebenbeklemmenden Alpdrücken der einst gleichsam im Traume geängstigten Menschheit die Pflege wirklicher Humanität zu gewärtigen. Es wäre Wahnwitz, von den Früchten des Lebensekels, die im versumpften Dasein asiatischer Völker gereift sind, und von der vor sich selbst grauenden Selbstsucht des Judenthums, die Christenthum heisst, eine Wiedergeburt des Lebens zu hoffen. Im Gegentheil sind diese Elemente grade die nagenden, die dem Mark neuerer Völker bisher einen guten Theil seiner Thatkraft gelähmt und den Lebens-

muth nordischer Kräfte angekränkelt haben. Stände und Racen also, die für diese rückständigen Ueberlieferungen und falschen Geistesimpfungen eintreten, sind gerichtet, und die Frage bleibt nur die, welche Classen ferner die Geistesführerschaft der Menschheit zu übernehmen haben.

6. Die Gelehrtenclasse gehört als solche dem veralteten Regime an. Es wäre hochkomisch, Professoren und Akademiker, die selbst nicht zu regeneriren sind, für den Beruf geeignet zu halten, eine Geistesführerschaft für die Völker darzustellen. Einige freie Forschernaturen freilich, die aber in den verschiedenen Jahrhunderten in allen Fächern zusammengenommen so wenige waren, dass sie sämmtlich um einen Tisch Platz nehmen könnten, und deren Eigenschaften dem Professorenthum und dem herrschenden Typus der Akademiker stets widersprochen haben, sind mit ihrer Hinterlassenschaft geistige Leuchtthürme für die Menschheitsfahrten auf dem Geschichtsmeere. Sie machen aber nie eine Classe aus, und die Frage ist hier nicht die, welche Einzelpersönlichkeiten, sondern welche Gruppen und Classen die Geistesführerschaft ausüben können. Die Wissenschafter von heute, auch wenn sie nicht zünftig und nicht Diener herabgekommener Mächte und Stände sind, haben zur Leitung der Völker und Massen vermöge ihres Handwerks weder Trieb noch Geschick noch irgend einen, wenn auch nur indirecten Beruf. Es würde sonderbar anmuthen, beispielsweise die Naturforscher als Classe, auch ganz abgesehen von ihren officiellen Unterrichtsfunctionen, zu geistigen Leitern der Gesellschaft stempeln zu wollen. Sie können sich selbst und ihre eigne irregeleitete Phantasie nicht zügeln. Auch ist ihr Beruf in Rücksicht auf sittliche Antriebe jetzt völlig kahl. Was sollten diese zweiflerischen Elemente, die in ihrem eignen Reich den Verstand annagen und mit böotischem Stumpfsinn gegen die Axiome Euklids mit ernster Miene der Trunkenheit und dem Delirium Beifall zollen, — was sollten diese selbst vormundschaftsbedürftigen Wissenschaftshantirer wohl der Menschheit als Führer leisten? In den Sumpf könnten sie wohl hineinführen; es kommt aber darauf an, aus der Verwesung und trotz derselben zum Schaffen zu gelangen. Uebrigens bleibt aber Naturwissenschaft, auch wo sie noch so gut vertreten wird, nur ein Stückinteresse und partielles Mittel des universellen Menschengeistes. Die Naturforschung ist nur Mittel zum Zweck. Sie wird erst durch zwei Zwecke geadelt, nämlich in erster Linie durch das Selbstgefühl und die Freude

am Wissen und in zweiter Linie durch die Früchte, die sie für die technische Kunst und die Verbesserung des Lebens trägt. Sie hat also den besten Adel nicht durch sich selbst in eigennützziger Entfremdung, sondern durch die Unterordnung unter das, wodurch die höchste menschliche Theilnahme unmittelbar erregt wird. Sie kann einen wesentlichen Beistand zur Geistesführung abgeben, ja indirect an ihr theilnehmen, aber nie diese selbst werden. Zur Geistesführung gehört ein Anknüpfen an die Hauptbeweggründe alles menschlichen Verhaltens. Was sollten wohl blosse Naturtheoretiker für die Sitte leisten? So hoch die echte Erforschung der Natur seit den neuern Jahrhunderten auch das Bewusstsein Einzelner gehoben hat, so ist sie doch ohnmächtig geblieben, wenn es den Massen- und Sittenangelegenheiten galt.

Im Triebwerk eines umfassenderen Systems der Gesellschaftsführung könnte die Naturwissenschaft ein wichtiges Rad abgeben; aber ohnedies bleibt sie für die Geistesleitung ziemlich gleichgültig. Wie viele Vorurtheile hätten nicht schon aus den Völkern ausgemerzt sein müssen, wenn die Naturwissenschafter in grösserer Zahl dazu angethan gewesen wären, zugleich einen sittigenden und positiv aufklärenden Beruf auszuüben. Nur Einzelne haben dies ein wenig versucht, und dies thaten sie alsdann nicht aus dem Wesen ihres Wissenszweiges heraus, sondern weil sie als bessere Menschen Theilnahme für die Hervorbringung des Guten hegten. Von sonstigen gelehrten Ständen nach altem Zuschnitt, von Juristen und Medicinern, noch besonders zu reden, ist überflüssig. Die Unzulänglichkeit liegt hier auf der Hand. Diese Classen sind selbst eines neuen Geistes sehr bedürftig, der ihren Functionen dazu verhilft, wieder auf sittlichen Grund und Boden zu gelangen, da ihnen sogar von den alten, wenn auch unvollkommenen, doch leidlichen Grundlagen gutgläubigen Verhaltens gar viel abhanden gekommen ist. Es bliebe nun noch als Sprössling der modernsten Zustände die Literatenclasse zu berühren; aber man muss schon bei der Fragestellung lachen. Das Zeitungsgeschwister ist jetzt sozusagen eine grosse racenjüdische Familie und bildet, auch ohne die Verstärkung durch den besondern Judenbund zu Paris, eine über Europa und die Welt verzweigte jüdische Cameraderie. Die Zeitungspresse ist ein grosses Neuigkeitskramgeschäft, bei dem noch verschiedene andere Artikel, wie Betrug des Publicums und Fälschung der öffentlichen Meinung, mitumgesetzt werden. Der jüdische Volksstamm, mag er nun noch mosaisch oder schon

katholisch sein, hat dieses Handelsgeschäft mit Nachrichten und gefälschter Geisteswaare thatsächlich monopolisirt. Im Einzelnen näher bekannt ist mir dieses allgemeine Factum für die deutsche, die schweizer und die östreichisch-ungarische Presse; aber auch in Frankreich steht es sichtlich mit der Pressverjudung sehr schlimm und über England bis nach Nordamerika erstreckt sich eine übermässige Einstreuung des racenjüdischen Elements in das Zeitungsgeschäft. Ein Volk, dem der Wucher, schlechte händlerische Praktiken und überhaupt Feindschaft gegen das auszubeutende Menschengeschlecht angestammte Eigenthümlichkeiten sind, könnte wohl die Führerschaft zum Bankerott der Völker an sittlichen Ideen und materiellen Gütern ausüben; in Sachen der Geistesführung bleibt es aber ein Element, welches nachdrücklich in Schranken gehalten sein will. Wäre aber auch die Presse nicht verjudet, so könnte trotzdem die Literatenclasse, auch bei etwas besserer Gestaltung, nicht darauf Anspruch machen, die Führerrolle zu handhaben. Der Neuigkeitskram bleibt, ungeachtet aller sonstigen Zuthaten, wesentlich ein Handelsgeschäft, und dieser Umstand macht die Pressbediensteten zu allerseits abhängigen Existenzen, die den Geist, in dem sie sklavisch zu schreiben haben, von den verschiedenen tonangebenden Mächten der Gesellschaft und des Staats eingeblasen erhalten. Letzteres gilt auch, und zwar recht nachdrücklich, für die socialistische Presse. In der Socialjudodemokratie auf deutschem Boden, die sich fälschlich Socialdemokratie nennt, war das Knechtsthum, wie ich speciell beobachtet habe, den ausländischen Hauptfaiseurs und deren Vicefaiseurs gegenüber selbst bei berühmten Führern, die in der Reichshauptstadt als Redacteure fungirten, so ausgeprägt, wie es sonst nirgend, ja nicht einmal in der schwarzen Presse unter dem römischen Commando anzutreffen ist. Ueberdies war die Corruption dieser ganzen deutschjüdischen socialdemokratischen Presse in Rücksicht auf Lüge und Verrath so arg, wie nur irgend eine sein konnte. Die Juden hatten hier eben auch Alles gründlich demoralisirt und herabgewirthschaftet. Auch von der sonstigen socialistischen Presse anderer Länder habe ich zwar nicht gleich schlimme, aber doch genug corruptive Eindrücke erhalten. Die Zerfahrenheit und Verderbniss betrifft nicht blos die sittlichen Regungen, sondern auch den Verstand. An beiderlei Zersetzung haben die Juden, die zwar im Kleinen und Nächsten pfiffig, im Grossen und Bedeutenden aber handgreiflich dumm sind, einen

erheblichen Antheil. Wo es ihnen gelingt, sich einer Sache oder Partei an den Hals zu hängen, da ziehen sie diese unfehlbar in den Sumpf. Fort also mit jeder Anwandlung, die auf die Presse rechnen möchte. Die Presse will nicht blos entjudet, sondern auch, wenn sie dies sein wird, noch ausserdem zur Raison gebracht werden. Sie ist mit ihren versteckten Namenlosigkeiten und Trugnamen ein Pfuhl der Schlechtigkeit und Niedertracht. Sie ist in ihrer jetzigen Beschaffenheit eine Einrichtung, deren constitutive Corruption diejenige des Priester- und Gelehrtenbereichs noch überbietet und die es, wie sogar ein Proudhon, der doch nicht zu hohe Anforderungen stellte, von der französischen Presse offen aussprach, verdient, unter eiserne Zucht genommen zu werden.

In der Umschau nach Elementen, die auf das Publicum einwirken, dürfen die Belletristen mit ihren Zeitschriftchen, Romanchen und Schaustückchen nicht übergangen werden. Diese Classe befasst sich, ausser mit den Gefühlen und gewöhnlichen Lebensangelegenheiten der Menschen, auch noch feuilletonistisch mit allem Möglichen und Unmöglichen, ja sogar mit Wissenschaftsabfällen und mit verworrenen Echos der Politik. Gründlich versteht sie gleich den allgemein publicistischen Zeitungsliteraten genaubesehen garnichts, ja nicht einmal Kunst und Aesthetik, über die abzusprechen sie sich doch zur Haupthantirung erwählt hat. Auch hat sie nicht den mindesten Ernst. Sie ist zum Spielwerk für den Luxus und die Langeweile grossgezogen. Sie nährt sich, indem sie ihren Ernährern überzuckerte Gifte verabreicht und ihnen so hilft, die tödtliche Langeweile mit etwas pikantisirendem Nervenreiz zu unterbrechen. Sie schmeichelt natürlich ihren Patronen, und die Judokratie ist hier erst recht in ihrem Element. Einiger Wollustkitzel, einiges Witzeln und ein Cultus der hohlsten Eitelkeit sind hier die Hauptmittel, mit denen das Publicum für sein Geld gefangen und verzogen wird. Wenn also irgend etwas von der Geistesführung weit abliegt, so ist es die Schöngeisterei in der Breite ihrer handwerksmässigen Bethätigung. Was aber die vereinzelten geschichtlich grossen Vertreter der Kunst und insbesondere der Dichtung und Literatur anbelangt, so haben diese allerdings und unter ihnen auch die, welche man kurzweg grosse Schriftsteller nennen muss, bisweilen einen mächtigen Antheil an der Geistesleitung genommen. Ja sie hätten ihn noch mehr haben können, wenn sie mit dem Gehalt ihrer Leistungen weniger von

den herrschenden Mächten der Zeit abhängig geblieben wären. Die eigentlichen Künstler haben ihre Stoffe und ihre Sinnesart sich jedesmal von der Religion und der Gesellschaft aufprägen lassen. In dieser dienstbaren Rolle kommen sie nicht in Frage; denn sie waren in der Hauptsache nicht Geistesführer, sondern Geführte. Aehnlich stand es meist auch mit den Dichtern, nur dass hier Denkereinflüsse sich etwas mehr geltend machen konnten, und dass sittliche Beweggründe in ihnen ausnahmsweise einige Kraft hatten, wie in neuster Zeit und unter den Deutschen besonders bei Schiller. In Rücksicht auf Folgerichtigkeit des Verstandes und auf einheitliche, feste, charaktervolle Haltung der Antriebe und Gefühle liessen auch die grossen Dichter Grösse und Stärke zu wünschen übrig. Das haltungslose Schwanken der Phantasie zwischen zwei Lebensanschauungen ist hier ein moderner Zug, der grade bei den für uns noch frischen und lebendigen Dichterhinterlassenschaften vorwaltet und eine gesetzte Geistesführerschaft erster Ordnung unmöglich macht. Grosse Schriftsteller wie Voltaire und weit tiefgreifender Rousseau haben durch ihre Prosa und ihre besondern Bestrebungen, die erst in zweiter Linie auf die ästhetische Form gingen, mächtig eingewirkt. Einen Rousseau kann man sogar als einen Geistesführer auf dem Wege der französischen Revolution bezeichnen, und solche Art des Schreibens für das Publicum, wie er sie übte, ertheilt allerdings dem Titel Schriftsteller eine hohe Bedeutung. Dennoch ist aber Rousseau mit seinem mächtigen noch fortwirkenden Einfluss zugleich das Beispiel eines Standpunkts von nur zweiter Ordnung. Ihm fehlte die Erhebung über die letzten Reste des Aberglaubens und die Einsicht in die Consequenzen der natürlichen und der Culturunterschiede der Menschen, sowie überhaupt ein souveränes Denken letzter Instanz. Ueberdies haben beide, Voltaire und Rousseau, nur dadurch bedeutend gewirkt, dass sie sich über den blossen Unterhaltungszweck der Belletristen erhoben und bestimmte Angelegenheiten der Menschheit energisch führten. Voltaire hat durch seinen Spott gegen den gröbern Religionsaberglauben sein Bestes und bleibend Nachwirkendes gethan; Rousseau aber ist positiv für ein natürliches Lebensideal und für die Rechte des menschlichen Herzens gegen die Verzwicktheiten und Verrottungen des privaten, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens eingetreten. Solcher Beruf liegt aber vom Belletristen und der zugehörigen Classe weit ab. Er ist etwas Selbstgewähltes von

ursprünglicher Kraft, und wenn man Vertreter desselben in Büchern einfach Schriftsteller nennt, so ist das sehr äusserlich. Rousseau war wesentlich ein moderner Reformator, und diejenigen, welche Aehnliches von einem höhern Standpunkt aus wollen, werden zwar der Form nach Schriftsteller sein können, ja es unter den modernen Verhältnissen zur festen Sicherung ihrer Bestrebungen sein müssen; im Grunde und dem Gehalt nach werden sie aber die persönliche Initiative der Geistesführung darstellen. Sie werden Völker- und Menschheitsführer sein und zwar in einem bessern und höhern Sinne als die Religionsstifter. Gedanken und Gefühle sind die höchste Macht; wer sie zum Edleren leitet, der sorgt mittelbar für Alles, was noch sonst die Menschheit angeht.

7. Alle persönlichen Mittelpunkte, von denen sich in der Menschheitsgeschichte gleichsam Geisteswellen fortgepflanzt haben, sind nur dadurch in umfassender Weise wirksam geworden, dass sie zu Vereinigungen und Organisationen veranlassten. In unserm Zeitalter der Ideen über eine bessere Socialität wäre die Vorstellung, es könnte ohne Zusammenschluss und Organisation etwas auch in die Breite des Lebens eingeführt und für Alle zugänglich gemacht werden, vollends eine Thorheit. Es liegt sogar in der Sache selbst, dass die Durchsetzung des Guten eine zu ihm fest verbundene Gemeinschaft erfordert. Ohne Gegenseitigkeit sind die sittlichen Gesetze nur von halber Frucht. Jeder muss wissen, dass auch der Andere, gegen den er sie ausüben will, an sie gebunden ist. Es muss eine Fahne geben, deren Entfaltung zwischen denen, die ihr folgen, sichtbar die aus Treue und Vertrauen sich ergebenden Verhaltungsarten sichert. Die in einem bessern Geist Verbundenen müssen dafür sorgen, dass unter ihnen ein Vergehen gegen die als gut erkannte Sitte Schande und Strafe mit sich bringe. Ueberhaupt muss die zum Bessern verbundene Gemeinschaft die verschiedenen Functionen, die in Staat und Gesellschaft defect sind, durch eigne Einrichtungen ergänzen und soviel als möglich ersetzen. Ungenügendes sittliches Urtheil der gewöhnlichen Gesellschaft muss hier seine Correctur erhalten. Die Gesellschaft kann ohne moralische Kritik gegen ihre Mitglieder und nach Aussen nicht auskommen. Eine solche Kritik muss thatsächliche Folgen haben, wenn sie als höchstes Strafmaass auch nur den Ausschluss mit conventionell stipulirten Vermögensstrafen zur Verfügung hat. Solange eine solche Gemeinschaft noch vom heutigen Staat und der heutigen Gesellschaft eingeschlossen bleibt,

wird sie beispielsweise eine schlechte Justiz nur durch schiedsrichterliche Functionen und eine schlechte Gesetzgebung durch innere statutarische Bestimmungen ersetzen und unschädlich machen können. Ein innerer Schiedsspruch wird durch statutarische Uebereinkunft klagbar gemacht werden können; oder aber man erklärt von vornherein jedes Mitglied ohne Weiteres für ausgeschlossen, sobald es den inneren Schiedsspruch nicht achtet und sich in einer Streitigkeit mit dem Gemeinschaftsgenossen ohne Ermächtigung an die staatlichen Civilgerichte wendet. Von der Strafgerichtsbarkeit würde natürlich nur ein kleiner, aber darum nicht unerheblicher Theil ergänzt und verbessert werden können, da die gemeine Strafhoheit des Staates keinem conventionellen Ersatz zugänglich ist. Nur wenn der socialitäre Bund bereits zum Staat erweitert wäre, träte die Neuregelung auch dieser Functionen in Wirksamkeit. Jedoch von einer Zeit, in welcher eine solche Gemeinschaft der Geistesführung, noch mehr als früher die Religionen, für Staat und Gesellschaft maassgebend würde, ist jetzt noch nicht zu reden. Vorläufig ist die Sittenordnung und die Geistesanleitung die Hauptsache. Die moralische Rüge und innere Entscheidung können aber beispielsweise in Ehren- und Injuriensachen die Justiz mehr als blos ersetzen. Noch wichtiger ist es aber, dass die private Lebensordnung, namentlich der Inbegriff der Familienpflichten, eine Stütze erhalte. Thatsächliche Verstösse gegen das Band der Ehe müssten hier eine Ahndung finden, wie sie von keiner staatlichen Justiz gesichert wird oder auch nur gesichert werden kann. Der Mensch würde hier in einem bessern Element leben. Er würde sicher sein, dass sein besseres Verhalten nicht isolirt und fruchtlos bleibt. Er würde im Innern der Gemeinschaft nach heilsameren Grundsätzen verfahren können und nach Aussen einen Rückhalt besitzen. Die moralische Hülfe der Genossen würde ihm in allen Angelegenheiten des privaten und öffentlichen Lebens zur Seite stehen. Sie würde sich in alle Functionen der Gesellschaft und des Staats verzweigen und dorthin, soweit ihre Macht reichte, einen neuen Geist tragen. An Stelle der alten hinschwindenden und verwesenden Bindemittel, wie die im Praktischen überall nicht mehr ernstgenommene Religion und zugehörige Moral, würde ein lebensvolles sittliches Band von frischer Kraft treten, welches nicht auf Einbildungen, sondern auf die Wirklichkeit und zwar auf die bessere Wirklichkeit gegründet ist.

Die Einprägung der guten Gesinnung, die auch zu guten Gesetzen und Einrichtungen führt, ist nur möglich, wenn von Natur gute Träger dieser Gesinnung vorhanden sind. Sittlichkeitsparagraphen helfen noch weniger als Gesetzesparagraphen, wenn es den Menschen, die eine bessere Ordnung aufrechterhalten sollen, an natürlicher Güte fehlt. Daher sind Race, Nationalität und Individualität in dieser Beziehung nichts weniger als gleichgültig. Ein Wirklichkeitsbau der Gesellschaft muss zwischen dem guten und schlechten Charakter der Menschen ebenso unterscheiden, wie wenn es sich um Charaktertypen der Thiere handelte. Erziehung thut in diesem Punkt so gut wie nichts. Aus der kleinen Schlange wird eben nichts Anderes grossgezogen als eine grosse Schlange. Die Katze behält ihre Falschheit trotz aller Zähmung. Aehnlich ist es mit der menschlichen Bosheit und jeder schlechten, sittenwidrigen Eigenschaft, die constitutiv im Naturell liegt. Man täusche sich hier nicht. Sogar die Hoffnung auf umwandelnde Arbeit der Zeugungen ist in der Hauptsache hinfällig, wenn die Race, Nationalität oder Sippeneigenthümlichkeit feste Schranken zieht. Erhebliche Abänderung in einer historisch und praktisch in Frage kommenden Zeit ist hier, ausser durch Mischung, nicht zu gewärtigen. Die Mischung behält aber die Elemente bei und ist daher auch keine wesentliche Umänderung oder gar Umschaffung. Gute mit schlechten Eigenschaften gemischt ergeben wahrlich kein Heil. Sie verunstalten das reine Gute und gestatten dem Schlechten, sich um so leichter einzuschleichen und zu behaupten. Die Ausmerzung oder möglichste Einschränkung dessen, was einer bessern Menschlichkeit nicht entspricht, muss aber bewusstes Grundgesetz aller physischen und moralischen Bemühungen sein. Das Gute hat das höchste Recht und die Gemeinschaft im Guten kann nur eine Gemeinschaft der von Natur nach dem Guten Strebenden sein. Es ist diese Nothwendigkeit mit dem vollsten Bewusstsein in Denken und Thun aufzunehmen. Man gebe sich keinen Täuschungen hin. Die schlechten Charaktere bilden eine stillschweigende Verschwörung gegen die guten, und in der Wirklichkeitslehre wird mit dem Unterschied nicht etwa blos des Guten und des Bösen, sondern der Guten und der Bösen in einem Maasse ernstgemacht, wie noch nie in der Weltgeschichte. Der Teufel ist hier kein eingebildetes Figürchen mehr, sondern zählt seine menschlichen Exemplare überall nach Millionen. Es ist nicht mehr ein jenseitiges Wahnwesen, sondern es sind lauter diesseitige volle

Wirklichkeiten, die man auszutreiben, zu bannen oder wenigstens in Schranken zu halten hat, wie andere gemeinschädliche Gebilde der thierisch belebten Welt. Der Stufenbau der Natur darf hier nicht verkannt werden; das Menschenreich ist nur eine Fortsetzung des Thierreichs und producirt ähnliche Functionen und Gebilde von Raub, List und Bosheit. Soll der edlere menschliche Typus zur Herrschaft gelangen, so muss er sich gegen das Böse in der Menschenwelt ebenso wenden, wie gegen das Schädliche in der Thierwelt. Die Cultur vertreibt die Raubthiere und schliesslich auch, bei reinlichen Sitten, das Ungeziefer. Aehnlich muss sich die Sache im Menschenreich selbst gestalten. Hier wäre es nur eine dumme und falsch sentimentale Schwäche, die Ausbreitung des Bösen durch Nachgiebigkeit zu fördern. Eine Selbstverleugnung der guten Elemente zu Gunsten der bösen ist nicht am Platze. Die Selbstverleugnung, im vernünftigen Sinne der heilsamen Selbsteinschränkung, gehört dahin, wo das Gute dem Guten gegenübersteht. Andernfalls ist sie ein Unrecht, ja ein Verrath an der bessern Sache der Menschheit.

Hienach kommt es also nicht blos darauf an, dass die Grundsätze feststehen, sondern auch, dass nach ihnen die Personen ausgewählt werden. Beides muss zueinander passen, und eine Unfähigkeit des Naturells, den sittlichen Grundgesetzen zu entsprechen, schliesst ebenso vom Bunde aus, wie eine, die auf missrathenen Gebilden unsittlicher Art beruht. Beispielsweise wären von letzterer Art die Jesuiten und zwar schon nach ihren Gründungsprincipien, während der Judenstamm, ob mosaisch, katholisch oder protestantisch, ob sich reactionär oder revolutionär geberdend, ob obscurantistisch oder angeblich aufklärerisch, unter allen Umständen draussen zu verbleiben hat, weil in seinem Blut eine Mitgift liegt, die sich seit Jahrtausenden bis auf den heutigen Tag als Feind der bessern Menschlichkeit erwiesen hat. Auch schon als Urheber der in der modernen Völkerwelt sinkenden Religion und als angestammte Theokraten sind die Racenjuden in einer auf Menschenfreiheit angelegten Vereinigung unmöglich. Hiezu kommt, dass ein solcher Bund vorzugsweise zuerst von einer für ihn am meisten passenden Nationalität, also von den Germanen, dann vielleicht von den Slaven und in dritter Linie von den Romanen getragen werden muss. Ohne passende Nationalität lässt sich der geistige Gehalt nicht verkörpern, und so hiesse es, der ganzen Geistesführung der Völker die Spitze abbrechen, wenn man ein zur Theil-

nahme an ihr nicht blos unfähiges, sondern ein ihr gradezu feindliches Element, wie die Judenrace, aufnehmen und so von vornherein jenen zweiten Bankerott, dem das Judenblut weltgeschichtlich zusteuert, in dem neuen Bau vor sich gehen und diesen Bau dadurch gefährden lassen wollte. Unser norddeutscher Protestantismus ist ein Beispiel dafür, was schon die geistige Verjudung thut. Luther war sicher kein Freund des Judenbluts, und doch ist ihm sein Katechismus so jüdisch gerathen, dass er das sittliche Hauptgesetz der eigentlichen Christuslehre, die Nächstenliebe, garnicht aufgenommen hat. Ueberhaupt sind anstatt der verhältnissmässig besten Stellen des neuen Testaments die alte Judengesetzgebung und die Früchte der asiatischen Concilienschlüsse, also die zehn Paragraphen vom Sinai und eines der concilienmässigen Dreieinigkeitsbekenntnisse hineingerathen. Von Christus selbst hat nur das Vaterunser genannte Gebet einen Platz erhalten. So etwas ist die geistige Schulnahrung für den grössten Theil der Jugend, die auf dem norddeutschen Boden, dem in religiöser Beziehung verhältnissmässig aufgeklärtesten der Welt, aufwächst. Das Judenthum ohne seine Selbstgeisselung durch Christus, — das ist ohne Verkleidung das Gesicht, welches die modernisirte Religion unabsichtlich aufgeprägt erhalten hat. Dem gegenüber ist geistig und physiologisch, vom Standpunkt der Religion und des Naturells, der Ausschluss des Jüdischen nothwendig. Jemand, der blos Religionsjude aber nicht Racenjude wäre, also etwa ein zum Judenthum übergetretener Deutscher, würde natürlich, falls er die Grundsätze der von ihm angenommenen Religion vertauschte, keinen Anstoss erregen. Ein angenommenes geistiges Bekenntniss lässt sich abthun, eine Race aber nicht. Dies ist die colossale Kluft, welche die von Natur ungeeigneten Elemente von einem socialitären Bunde scheiden muss, der sich nicht verunstalten, seinem Zweck entfremden, bankerottmachen oder sprengen lassen will.

Die natürliche Vereinigungsbildung ist der Anschluss von Person an Person. Von welchen Elementen die Kette ausgeht, ist nicht gleichgültig. Es wird hiedurch über die Auswahl entschieden; denn der Stamm wird maassgebend für die weitern Anschlüsse. Gewöhnliche Vereinsspielerei mit ihren ungeeigneten Formen und Förmchen darf hier keinen Boden gewinnen. Für einen soweit tragenden Ernst, wie ihn ein solcher Bund zur Geistesführung darstellt, schickt sich auch nur eine gesetzte und sinn-

volle, dem hohen Zwecke angepasste, nicht aber von politischen und socialen Spielereien der bekannten Art copirte Form. Doch bleibt dies Alles von zweiter Ordnung, solange es sich noch erst um die Sichtbarmachung derjenigen Punkte handelt, in denen sich das Programm weiter zu specialisiren hat. Die Pflege der geistigen Antriebe ist der Hauptzweck, und die socialitären Functionen sind, wie das Aeussere eines Bundes selbst, nur das Mittel, einen bessern Geist und ein besseres Leben schliesslich in die ganze freie Menschengesellschaft einzuführen.

Dreizehntes Capitel.

Reformationspunkte.

1. Ein Entwurf über das, was in Wissenschaft und Leben reformatorisch zunächst zu geschehen hat, wird aus der Darlegung einzelner Hauptpunkte, die in Angriff zu nehmen sind, am deutlichsten. Vor allen Dingen ist für jegliche Umschaffungsarbeit die Beschränkung auf das jedesmal Nöthigste eine Lebensfrage. Wo irgend die Zustände dem Bedürfniss entsprechen, da wäre es Thorheit, ändern zu wollen. Nur der lebensfrische Drang, der sich der Mängel bewusst wird, ist eine hinreichend zuverlässige Macht, um davon Umänderungen und die Ueberwindung vieler Hindernisse erwarten zu können. Echte Neuheiten und Erfindungen in Wissenschaft und Leben, zumal von einiger Bedeutung, sind selten. Auf Millionen von nichtigen Phantasmen und Projecten kommt kaum eine, ja oft nicht einmal eine halbe Wahrheit. Wie selten sind nicht Entdeckungen und Erfindungen in demjenigen Gebiet, welches exact controlirbar ist. Kein Spreizen der hohlen Tagesgötzen verkleidet den Mangel an stichhaltigen Leistungen. Allgemeine Redensarten von Grösse und Bedeutung schlagen hier nur bei dem Unkundigen und Urtheilslosen an; der ehrliche Sachkenner weiss, wie im Sinne einer wirklichen Bereicherung des Wissens mit erheblichen Errungenschaften in den Jahrhunderten nur immer wenige Personen

echte Verdienste aufzuweisen haben. Misst man, wie man muss, die Bedeutung und das Ansehen ersten Ranges nach den entscheidenden Wahrheiten, also den Entdeckungen und Erfindungen, welche ein Forscher selbst gemacht hat, so scheiden alle jene kleinern und grössern Eitelkeiten aus, an deren Namen sich keine-im Einzelnen nachweisbare-Vermehrung des erheblichen Wissens der Menschheit geknüpft hat. Sogar die blossen Formtalente, deren Verdienst in einer bessern Formgebung und Darstellung wissenschaftlicher Gesammtgebiete besteht, bedeuten-in Vergleichung mit den Schöpfern des gediegenen Gehalts-nicht viel, so nützlich auch sonst eine vorzügliche Zusammenfassung, Ordnung und Formulirung sein möge. Hätte beispielsweise Lagrange nicht die Variationsrechnung entwickelt, so würde seine ästhetisch ausgezeichnete Durcharbeitung der höhern Mathematik und Mechanik sammt der eigenthümlichen Methode einheitlich analytischer Umspannung aller Einzelfälle seinen Leistungen doch erst den nächsten Platz nach den grossen Entdeckungen und Erfindungen verschaffen. So aber hat er ausser seiner Ausprägung der analytischen Methode, ausser seiner kritischen Haltung der Infinitesimalbegriffe und ausser seiner ästhetischen Eleganz etwas von grösserer Bedeutung, nämlich eine neue Wendung in den differentiellen Rechnungsoperationen, zum Abschluss gebracht. Diese Wendung ist für die Bereicherung der Wissenschaft wichtiger als alles Uebrige und alle kleinen Einzelheiten, die noch überdies von Lagrange herrühren. Dieses edle Beispiel ist von mir grade gewählt, um auch für die minder guten oder gar für die schlechten Fälle zu zeigen, wie man die Verdienste um die Wissenschaft zu messen habe. Man erwäge nun; wenn schon dieser hochansehnliche Fall, der sich in Jahrhunderten nicht wiederholt, zur Unterscheidung des neuen Gehalts von den Vorzügen zweiter Gattung Veranlassung giebt, wie wenig werden alsdann die Eigenschaften zu bedeuten haben, auf die der gewöhnliche Ruf nicht der Schöpfer, sondern der blossen Faiseurs und Figuranten der Wissenschaft gegründet wird! Streicht man Alles aus, was von diesem Schlage grosser Faiseurs und Lärmmacher stammt, die sich in den obersten Aemtern als Helden der Forschung und Wissenschaft breitmachen, so zeigt sich erst, wie die solide Wissenschaft aussieht. Für die frühern Jahrhunderte haben diese Streichungen bereits so entschieden stattgefunden, dass die Karte der Wissenschaft nicht mehr mit so vielen störenden Flecken überladen ist. Für die Gegenwart aber, und auch für die nähere

Vergangenheit, muss man grundsätzlich erst weglöschen, was Aemter, Einfluss und Schmeichelei hineingekritzelt haben. Fasst man die so gereinigte Tafel ins Auge, so zeigt sich, dass die wirklichen Fortschritte recht übersichtlich werden. Des wahren und gediegenen Wissens ist in jeder Gattung nicht allzu viel, und überdies ist der Stamm, zu dem das jedesmal Neue hinzukommt, in Vergleichung mit diesem Neuen sehr ansehnlich. Je länger eine Wissenschaft existirt, um so ausgebauter ist ihre Behausung. Was alsdann noch hinzukommt, hat seinen Werth durch das Verhältniss zu dem bereits Vorhandenen. Nur äusserst selten wird es von umschaffender Natur sein können; meistens wird es nur Bestandstücke hinzufügen, und die Wissenschaften sind nicht immer so neu, wie sie von den Urhebern blosser Tagesgarnirungen derselben ausgegeben werden. Häufig ist da, wo der Mund vollgenommen und von Neugründung oder gar einer jetzt eigentlich erst vorhandenen Wissenschaft geredet wird, der alte solide Bau blos missbräuchlich in den Schatten gestellt. Die gewöhnliche Eitelkeit der Tagesfiguranten möchte gern glaubenmachen, sie hantirte mit etwas, wovon die frühere Zeit so gut wie nichts besessen habe. So hat man beispielsweise die neuste Physiologie und namentlich die sich physiologisch nennende Medicin fälschlich so hingestellt, als wenn die Aelteren gar nichts Gescheutes gewusst hätten. Dennoch datiren die wesentlichsten Vorstellungen und Entdeckungen von Jahrhunderten her, und beispielsweise hat man der Entdeckung des Blutkreislaufs, welche dem Jahrhundert der naturwissenschaftlichen Schöpferkraft angehört, heute nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Die Wissenschaft ist wie die Welt nicht von heute oder gestern. Die Arbeit des Denkens und Forschens, obwohl in erheblichen Richtungen allerdings noch in einer unreifen Phase, hat dennoch im Grossen und Ganzen einen Stamm wohlgegründeter Errungenschaften aufzuweisen, deren Bedeutung man nicht unterschätzen soll, wenn auch alle Kräfte und mit ihnen alle Aufmerksamkeit von Aufgaben der Umgestaltung in Anspruch genommen sind. Vollends thöricht wäre es aber, den Fortschritt in Aeusserlichkeiten suchen zu wollen. Dies ist fast immer ein Zeichen der Ohnmacht. Neuerungen in Zeichen und Sprache sind nicht blos Kleinigkeiten, sondern auch schädlich. Die Gewohnheit ist nicht blos eine grosse Macht, sondern auch eine werthvolle Kraft. Ein unzweckmässiger Verstoss gegen sie ist verlorne Mühe und thörichte Kraftver-

schwendung. Wenn, um ein recht populäres Beispiel aus der Lebenspraxis zu wählen, Revolutionen, die in der Hauptsache schwer zu arbeiten haben, an Spielereien mit einem neuen Kalender gehen, so kehren sie die natürliche und geschichtliche Ordnung der Dinge um. Eine bereits festgesetzte neue Macht, welche die Welt beherrscht, kann an Stelle particulärer Zeitrechnungen ihre eigne zur Geltung bringen. Hiemit aber anfangen, ist eine komische Vorwegnahme. Ueberhaupt ist es unpassend, etwas Eingewurzeltes, was, wie die Jahres- und Wocheneintheilung, die wichtigsten Culturvölker übereinstimmend verbindet, durch etwas völlig Willkürliches, wie der Kalender der französischen Revolution war, ersetzen zu wollen. Man hat mit den nothwendigen Neuerungen genug zu schaffen, um auf überflüssige gern zu verzichten. Aehnlich wird nun auch in der Wissenschaft Jeder denken, der Wirkliches und Echtes in Angriff zu nehmen hat. Nur die hohle Eitelkeit wird sich mit überflüssigen Abänderungen abgeben und anstatt gehöriger Neuheiten, die ihr ermangeln, den Schein der Verbesserung in blossen Umkleidungen und Zeichenveränderungen suchen. Die erste Art, wie die Wahrheiten geschichtlich ausgedrückt, dargestellt und in Umlauf gebracht worden sind, hat immer viel für sich. Ehe man sich nicht den Gegenbeweis verschafft hat, sollte man nicht von dem historischen Gewande wissenschaftlicher Sätze abweichen. Ich habe es beispielsweise immer für eine Thorheit gehalten, die uralte Darlegung des pythagoreischen Satzes vom rechtwinkligen Dreieck durch eine andere Wendung, etwa die aus der Aehnlichkeit der Theildreiecke, ersetzen zu wollen. Die erste natürliche und zur Anerkennung gelangte Gangart des Gedankens und der Thatsachen ist meist auch diejenige, die für alle Zeit sozusagen classisch maassgebend bleiben muss. Andernfalls tritt eine Verschlechterung der Sache an sich selbst und eine Erschwerung ihrer Auffassung für das Lernen ein. Auch die späteste Menschheit ist in ihrem Gedankengang, wenn sie sich im Lernen das früher Errungene aneignet, an einen Stufengang vom Einfachen zum Zusammengesetzten gebunden, wo es sich um Ableitung, und an einen vom Zusammengesetzten zum Einfachen, wo es sich um Zerlegung handelt. Hier forsche man also, soweit es geht, der Entstehungsgeschichte des Wissens nach, und man wird auch für die gegenwärtige Darstellung und Lehre die besten Formen herstellen können. Diese Hinweisung auf den Werth der ursprünglichen Gestalten des Wissens hatte hier nur den Zweck, ein Bei-

spiel dafür zu liefern, wie verkehrt es ist, sich in Neuheiten zu ergehen, die nicht zureichend motivirt sind. Was würde man davon halten, wenn Jemand die Sprache von Neuem schaffen oder sich auch nur Willkürlichkeiten gegen ihren Sinn erlauben wollte? Nun sind eine Menge von Unternehmungen in der Wissenschaft auch nur solche thörichte Ansätze, die sich mit dem Vergreifen an der Sprache vergleichen lassen. Nicht blos die herkömmlichen Wortbedeutungen, sondern auch die vorgefundenen Begriffe wollen, soweit sie richtig sind, erhalten sein, wenn nicht alles Verständniss und alle Leichtigkeit des geistigen Verkehrs hinschwinden sollen. Man halte daher sogar an den herkömmlichen Zeichen soviel als möglich fest. Ein entgegengesetztes Verhalten rächt sich schon in der Mathematik, geschweige in andern Gebieten. Nur kleine Geister suchen etwas darin, in solchen Dingen eigne Manierchen zu haben. Der gesetzte Mann benimmt sich im Sinne des natürlichen und meist auch herkömmlichen Anstandes. Plätzchen und Mätzchen widern ihn an. Er weiss, dass zwar Vieles zu ändern ist; aber er formt erst das Innerste und den Geist, ehe er das entsprechende Aeussere in Frage bringt. Unter allen Umständen bleibt es also grade für die ernste Absicht der Umschaffung ein Grundgesetz, das, was irgend bleiben kann, unangerührt zu lassen und so alle Kräfte gegen das zu wenden, was wirklich zu zerstören ist, um der Neuschöpfung platzzumachen.

2. Die Art, wie das Wissen existirt und sich fortpflanzt, ist nicht gleichgültig für seine Tragweite und umgestaltende Kraft. Schrift und Druck haben gewaltige Vortheile und können als Mittel der Fixirung und Verbreitung des Wissens nicht hoch genug geschätzt werden. Ja sie sind unentbehrlich, wo es sich um tabellarische Aufzeichnungen handelt, die über jegliches Gedächtniss hinausliegen. Von Logarithmentafeln aber und sonstigen Tabellen oder weitläufigen Rechnungen abgesehen, hat die Festlegung der Gedanken auf dem Papier nur den Werth, die mündliche Mittheilung zu vertreten, die, wo sie möglich ist, vollkommener sein würde. Ich meine hier nicht das einseitige mündliche Wort, sondern den Austausch der Gedanken in Frage und Antwort. Hier lässt sich in lebendiger Gegenseitigkeit Alles an das Bedürfniss anpassen, während der mündliche freie Vortrag nur durch Betonung und Geberde etwas vor der Schrift voraushat, dagegen der Zuhörer weniger als der Leser in der Lage ist, sich einen Satz zu wiederholen und ihn so zu prüfen. Wohl aber ist

die freie mündliche Mittheilung genöthigt, möglichst natürlich zu verfahren. Verzwickte und krause Gedankengänge sind weder für den Redner noch für den Hörer. Der erstere bedarf der Einfachheit, um mit seinem Gedächtniss und Verstande nicht unzulänglich zu bleiben; der andere aber, der die Rede auffassen soll, wird nur das in sich aufnehmen, was übersichtlich, folgerichtig und weder mit Thatsachen noch mit Schlüssen überladen ist. Was nun für den Verkehr gilt, das hat auch eine Bedeutung und zwar eine recht grosse Bedeutung für das für sich in einem Kopf bestehende Wissen. Vor allen Dingen muss es wirklich im Kopfe sein und nicht auf dem Papier, ausgenommen die erwähnten tabellarischen oder sonst gehäuften Aeusserlichkeiten. Schrift und Druck haben gegen diesen wohlthätigen Satz eine Krücke dargeboten, die den Geisteslahmen das Ansehen von Leuten mit gesunden geistigen Bewegungswerkzeugen verschafft hat. Griffe man aus dem Haufen einen beliebigen Universitätsprofessor oder sonstigen Gelehrten heraus und isolirte ihn von seinen Papieren und Büchern, immerhin unter Gestattung der etwa nothwendigen tabellarischen Hülfsmittel, so würde man Wunder erleben. Unwissenheit und Ungeschick würden sich in colossalen Dimensionen offenbaren. Mit ganz vereinzelten Ausnahmen würden sich diese Ableseheldenund Büchersklaven wie Leute anstellen, die laufen sollen, ohne Beine zu haben. Sie würden immer nach ihren künstlichen Beinen verlangen und sagen, die wären es, welche die Aufgabe lösten. Es giebt eine Menge Wissen und Wissensanwendung, wobei die Tabellen nicht in Frage kommen. Die wesentlichen mathematischen Formeln müssen sämmtlich im Kopfe herleitbar und jedes Rechnungsverfahren nebst der gröbern Rechnung selbst im Kopfe vollziehbar sein. Nur die genauere Ausführung mit grössern Zahlen oder verwickelteren Formeln ist Sache des Schreibens. In ähnlicher Weise muss in jeder andern Wissenschaft der wesentliche Hauptstoff ohne Buch und Papier sofort zur Verfügung bereit und zwar in bester Ordnung bereit sein. Einem Historiker müssen seine Hauptthatsachen so geläufig sein, dass er, plötzlich aus dem Schlafe geweckt, nicht unfähig ist, augenblicklich über ein gestelltes Thema einen Vortrag zu halten. Ein Jurist muss die wichtigsten allgemeinen Rechtsregeln und diejenigen des Specialgebiets, in welchem er als Richter oder Advocat zu fungiren gewohnt ist, so sicher im Gedanken haben, dass er nicht in den Fall kommt, um jener Regeln willen erst ein Gesetzbuch oder gar ein Lehr-

buch nachschlagen zu müssen. Doch hier wird der Sachkenner stutzen; denn Recht und Gesetzgebung sind nicht danach geartet, um eine solche Forderung zu unterstützen. Auch der Bürger sollte das ihn angehende Recht in den Hauptpunkten kennen; denn es ist komisch, dass Jemand nach Vorschriften verfahren soll, die ihm nicht bekannt sind. Auch ist die allgemeine, wenn auch thatsächlich falsche Voraussetzung immer die, dass Bürger und Richter das Recht kennen. So etwas wäre durchführbar bei einfacheren und natürlicheren Gestaltungen der Lebensverhältnisse und der zugehörigen Rechtsvorschriften. Man fasse jedoch vorläufig den Richter nur als Rechtsgelehrten ins Auge, der in seiner Rechtskunde zu Hause sein soll. Alsdann bleibt doch mindestens die Forderung bestehen, dass der Rechtsgelehrte nicht hinter einem andern Gelehrten zurückbleibe. Man wird an ihn dieselbe Forderung stellen, dass er auch ohne Schriften und Bücher, ja ohne Schreiben, ein Wissen von sich geben und etwas Erkleckliches ausrichten könne.

Wie es statt dessen in der Welt wirklich steht, weiss man ungefähr. Das weitere Publicum würde aber erstaunen, wenn es das Innerste und die ganze Kläglichkeit zu sehen bekäme. Ein blosser Vertrag ist schon oft verzwickt genug, um die maassgebenden Rechtssatzungen, die er enthält, für das Gedächtniss der Betheiligten zu einer Unverdaulichkeit zu machen. So sind auch die Bestimmungen der Gesetze zu principlos, zu gemischt, zu unrationell und zu consequenzwidrig, als dass sie sich leicht auffassen und behalten oder immer wieder aus den leitenden Grundvorschriften entwickeln liessen. Selbstverständlich ist die Schrift zum Beweise sehr nöthig. Wenn das Recht in Gesetzesform niedergeschrieben wird, so geschieht dies, um es gegen Verkennung und zwar hauptsächlich gegen Ableugnung zu schützen. Unabsichtliche Ignorirung auf Grund mangelnden Wissens oder unzulänglicher Erinnerung ist es ursprünglich wahrlich nicht, was dazu veranlasst hat, Vorschriften in Erz einzugraben. Bei vielfältiger Verzweigung der Lebensverhältnisse und bei hochentwickelter Arbeitstheilung sind Schrift und Druck ein bequemes Mittel, die Einzelheiten jedes Geschäftskreises zu fixiren. Aber auch unter diesen Umständen sollte Jeder das allgemeine und überdies das Recht der Kreise und Verhältnisse kennen, an denen er speciell betheiligt ist. Das Wissen ist hier trotz aller Details sehr wohl zu haben, wenn nur nicht ein Sammelsurium wider-

streitender Principien das Recht haltungslos, willkürlich und widersprechend macht. Letzteres ist nun heute insoweit der Fall, als die Auflösung und Zerstörung alter Einrichtungen und Anhaltspunkte sich mit den abgerissenen Folgerungen neuer Antriebe verworren mischt. Auch die Betheiligung unfähiger Elemente und Racen, wie beispielsweise neuerdings der Juden, Advocaten und Professoren, bringt Verwirrung und Haltungslosigkeit in das Recht. Ein Specialbeispiel ist die neue deutsche Processordnung von 1879, die man kurzweg die jüdische nennen könnte. Die Verwesung des Rechtsbewusstseins ist eine Folge solcher neuerer Zersetzungszustände der Gesetzgebung. Sozusagen wissenschaftlich giebt es nur für das Privatrecht eine Art Fundament, nämlich die römischen Rechtsquellen, und diese waren selbst schon verunreinigt, als sie für einen grossen Theil der Welt maassgebend wurden. Ihre Wiederhervorsuchung in den neuern Jahrhunderten hat noch zu keiner Selbständigkeit im Entwickeln der Rechtsnothwendigkeiten geführt. Diese Vormundschaft darf sich aber nicht verewigen. Das Reich der lateinischen Juristen muss enden, und die Rechtsbibel durch eine selbständige Rechtsvernunft von allgemein menschlicher Tragweite, aber mit nationaler Specialisirung, ersetzt werden. Erst auf Grund einer selbständigen Rechtsweisheit kann das Recht auch eindringlicher wissbar werden und der infolge der Arbeitstheilung speciell Rechtskundige als ein geschickter Techniker seines Faches ein bereites Wissen im Kopfe haben.

Wenn schon in praktischen Lebensangelegenheiten die Abwesenheit des Wissens im Kopfe und die Bücherkrücke die Regel bildet, wieviel schlimmer muss nicht ein ähnliches Verhältniss in der eigentlichen und exacten Wissenschaft wirken! In den Prüfungen wird nur äusserlich Angelerntes vorgebracht, was allenfalls für den Prüfungstag aushält. Der Examinator selbst aber hat sich speciell vorbereitet und wird nicht darauf geprüft, ob er ohnedies selbst das Examen bestehen würde. Ihm sollte Improvisation zur Nothwendigkeit gemacht sein, damit er wenigstens nicht mehr verlange, als er selbst leisten kann. Die Wissenschaft würde hiebei bedeutend gewinnen; denn man würde nicht mehr unsinnig verfahren und nur das zur Verhandlung bringen dürfen, was Einer bequem im Kopfe bereit haben und ohne weiteres vortragen kann. Käme zu Examinatoren und Candidaten ein Dritter, der beiden vorschriebe, welcher Gegenstand oder welche Frage erörtert werden

sollte, oder entschiede das Loos über die Wahl des jedesmaligen Gegenstandes, so würde ein ganz anderartiges Wissen, als bisher, in Uebung kommen. Ueberhaupt stehen die Gelehrten von heute nicht mehr Rede und Antwort. Es giebt bei ihnen nicht mehr jene Herausforderungen zur Lösung von Aufgaben, wie sie noch über das 17. Jahrhundert hinaus bei Mathematikern vorkamen. Die alten Disputationen bei Doctorirungen sind zu einem hohlen Ceremoniell herabgesunken. Die heute für gross geltenden Gelehrten würden gar sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie in öffentlicher Erörterung Rede stehen sollten. Beispielsweise liefern die naturwissenschaftlichen Congresse einseitige Schaustückchen abgelesener Abhandlungen, aber keine Discussionen. Die Stärke der heutigen zünftlerischen oder ihnen verwandten Gelehrten besteht überhaupt nicht in der Wissenschaft, sondern in der Unterdrückung der Discussion. In den Zeitschriften, die sie beherrschen, giebt es so gut wie keine Discussion, unter allen Umständen aber keine freien Gegenausführungen. Das abhandelt so hin, gleichsam in eitlen Selbstgesprächen, und nur die gewerbsmässigen Schmeichler der Kaste werden zugelassen, um mit ihrem Beifall zu secundiren. Sollte es aber irgendwo zu einem Einwande kommen, so ist dies wieder eine selbstgesprächige Abhandlung. Die Eitelkeit der Persönchen bleibt die Hauptsache und die eine Gelehrteneitelkeit darf der andern nicht zunahetreten. Höchstens kommt es einmal zu Manövern mit dem Anschein eines sachlichen Streits, während in Wahrheit irgend eine kleine Rivalität zu einer entsprechend kleinen Anzwackung führt. Im Hauptpunkt wird aber die Grenze nie überschritten, jenseit deren der Gelehrte von heute an seine Viertelsnatur oder Nichtigkeit und an seine papierne Krücke gemahnt würde.

3. Wie der Mangel an eigentlicher Dialektik und Disputation die heutigen Gelehrten und Wissenschafter trägemacht und sich auf den papiernen Schlendrian ihrer conventionellen Abhandlungen oder Bücher verlassen lässt, so ist auch eben dieser Mangel für das jugendliche Lernen eine arge Beeinträchtigung. Keine lebendige gegenseitige Verständigung hilft dem Studirenden über unverstandene Punkte hinweg oder bringt ihn sonst auf die rechte Fährte, und keine zweckmässigen Lehrwerke, die Alles leisteten, was die Schrift zu leisten vermag, stehen ihm zur Verfügung. Die Vorleserei, nach Art der Universitäten, drängt sich dazwischen. Nur durch die grosse französische Revolution wurde einmal ein

Anstoss gegeben, der Männer wie Lagrange veranlasste, es zu versuchen, ein gutes, an sich selbst zulängliches Lehrbuch, wie die Functionentheorie, zu Stande zu bringen. Völlig gelungen ist aber auch dies Unternehmen nicht. Es lag und liegt dies an der innern Beschaffenheit der Wissenschaften. Methode und Form, ja selbst der Inhalt sind nicht darauf angelegt, ein derartig gestaltetes Wissen zu ergeben, dass es aus dem Buch vollständig in den Kopf gelangen und dort als etwas Vollkommneres bestehen könnte, als im Buche selbst. Echte Lehrbücher hätten das Wissen in dieser Weise auszuwählen, rationell gleichsam für eine Entwicklung seiner selbst zu ordnen und den Stufengang der Wahrheiten geschichtlich naturgemäss vorzuführen. Sie dürften nicht mehr und nicht weniger enthalten, als was grade nothwendig ist, um eine Fertigkeit in der Beherrschung des Stoffes hervorzubringen. Lehrwerke, die über den Zweck der Lehrbücher hinausgehen, könnten immerhin die Rubriken eines Systems detaillirt ausfüllen. Ich glaube jedoch, dass für diesen secundären Stoff Wörterbücher zum Nachschlagen besser sind, als bändereiche Tractate, die doch nur in einzelnen Partien zu Rathe gezogen werden. Die eigentlichen Lehrbücher sind viel zu weitschichtig angelegt, überdies überladen und zwar fast regelmässig mit Stoffen, die der Verfasser selbst zum grössten Theil nicht verdaut, sondern unverstanden zusammengestoppelt hat. Aus diesem Grunde kann man sich auch aus den Lehrbüchern durchschnittlich so wenig belehren. Ausserdem fehlt die Herleitung des Wissens, sein Entwurf aus den ursprünglichen Thatsachen und einfachen Schlüssen. Alles ist in einem solchen Buch wie vom Himmel gefallen und wie aus blosser Autorität vonsichgegeben. Solange die Universitätsvorleserei oder Aehnliches besteht, werden die zugehörigen Lehrbücher auch auf nichts weniger auslaufen, als auf vollständige Belehrung. Theils ist es Verworrenheit und Unfähigkeit, theils aber auch Absicht, wodurch diese schlechten Bastarde dem Lernbedürfniss entfremdet werden und die Studirenden gradezu anführen.

Seit es Druckerpresse und billiges Papier giebt, muss die Grundlage alles höheren Studiums das gedruckte Wort werden, damit die Vollendung durch mündlichen Verkehr erfolge, der auf das Bedürfniss der Verständigung über Schwierigkeiten zu beschränken und hiedurch praktisch ausführbar zu machen ist. Ich habe meine Grundsätze über die Universitätsmanier mehrfach in

meinen systematischen Werken, abgesondert aber auch in meiner Schrift über die höhere Berufsbildung der Frauen, dargelegt. Hier erinnere ich nur daran, wie das ganze System der Mittheilung von Wissen das fundamentalste Lehrmittel in der gedruckten Auseinandersetzung habe. Es sind hiezu äusserlich nicht zu umfangreiche Curse erforderlich, die keiner andern gedruckten oder universitär vorleserischen Ergänzung bedürfen. Ich habe den meinigen theilweise auch noch besondere Anleitungen zum Studium der betreffenden Wissenschaften einverleibt, wie namentlich für die in dieser Beziehung sehr bedürftige Nationalökonomie. Dem mechanischen Werk habe ich eine Anleitung zum Studium der mathematischen Wissenschaften beigegeben. Auch sonst habe ich, wie in der Schrift über die Grundgesetze zur Physik und Chemie, es am Schluss an systematischen Nutzanwendungen für das Bedürfniss des Studirenden, also an Beiträgen für eine Studienanleitung nicht fehlen lassen. Ernst und frei bin ich mit thatsächlichen Beispielen vorangegangen, die besondern Mittel zur Verbesserung des Wissens und Lernens, soweit es mir möglich, selbst herzustellen. Wenn ich also auf Reformation dringe, so thue ich es als Einer, der selbst schon Hand angelegt, seine Kräfte eingesetzt und verschiedenen Theilen der Wissenschaft nach Methode und Inhalt, im Ganzen wie im Einzelnen, im Gegenstande wie für das Studium, verbesserte Züge, — der Gesammtwissenschaft aber durch das eigne Beispiel nicht nur einen höhern Grad von Würde und Haltung, sondern auch erleichterte Zugänglichkeit und Lehrbarkeit verschafft hat.

In Mathematik, Mechanik und Physik sind seit der Revolution die französischen Lehrbücher immer noch die verhältnissmässig besten geblieben. Dies kommt daher, dass die pariser polytechnische Schule das wissenschaftliche Leben repräsentirte, während das Universitätswesen bis zur Nichtigkeit verfiel. Ein ähnlicher Entwicklungsgang steht in Deutschland bevor. Die Hochschulen von technischem Charakter, einschliesslich der militärischen Ingenieur- und Artillerieschulen, soweit sie selbständige Lehrer haben, stellen die moderne Wissenschaft weit eher vor, als der alte Kram autoritärer Gelehrsamkeit, wie er in verrotteter Gestalt auf den Universitäten Europas sein Wesen oder vielmehr Unwesen treibt. Auch in England ist dieser Entwicklungsgang schon weiter vorgerückt; nur hat es dort für die polytechnischen Anstalten an bedeutenden Männern gefehlt, die - wie Monge und Lagrange - der

pariser Schöpfung der polytechnischen Schule eine Ausstattung auf den Weg gaben, die auch in der Reaction und spätern wissenschaftlichen Verkrüppelung vorgehalten hat. Ueberdies sind die Engländer in der Darstellung plump, wie in Allem, was irgend eine formgewandte Kunst erfordert. Die Deutschen und nahe verwandte Stämme, wie die Holländer, die, abgesehen von den Italienern, in den entscheidenden Jahrhunderten fast allein den besten Gehalt der höhern Wissenschaft geschaffen haben, wie schon die Erinnerung an Copernicus, Kepler und Huyghens lehrt, — die Deutschen sind bis jetzt in der Emancipation von den Universitäten noch am rückständigsten. Aber auch hier werden sich die polytechnischen Anstalten zu höherem Ansehen entwickeln, sobald sie sich von dem Einfluss der Universitäten und ihrer Manieren befreien. Die Universitäten Europas sind schon im 18. Jahrhundert von Adam Smith in seinem Hauptwerk über den Völkerreichthum entschieden verurtheilt worden. Ich habe die Unfähigkeit dieser Anstalten zu einer Regeneration dargethan. Ein entscheidender Reformationspunkt ist also darin zu suchen, die geschichtlich verrotteten Universitäten ihrem Schicksal der Verwitterung zu überlassen und den modernen Bedürfnissen durch moderne, antizünftlerische Lern- und Lehrfreiheit zu dienen. Jedes Reformstück auf den Universitäten selbst ist annehmbar, dient aber nur dazu, diese mittelalterlichen Gebäude abzutragen. Ob der Name Universität bleibt, ist gleichgültig, wenn nur die unwahre und haltlose Sache, also das ganze Rüstzeug mittelalterlich autoritärer Wissenschaft und classischer Verschulung bestattet wird. Ueberdies widersprechen Monopol und Ausschliesslichkeit sowie gelehrte Zwangs- und Bannrechte auf den Unterricht dem aufgeklärteren Gerechtigkeitsbewusstsein moderner Zeit.

Ich halte mich hier nicht bei den Unterrichtsinstituten auf, da ich anderwärts über das ganze Unterrichtssystem von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe die Hauptgrundsätze dargelegt habe. Meine philosophischen Werke enthalten die Grundlinien von Unterricht und Erziehung in zureichenden Skizzen. Tiefergreifend als die äussern Einrichtungen ist die innere Beschaffenheit des Wissens selbst. Hier ist denn auch der Ansatzpunkt für die gründlichste Reformation; die Organisationen sind hochwichtig, aber doch erst das Zweite. Nun kommt es vor Allem darauf an, den strengern Wissenschaften die vollkommenste und hiemit auch die lehrbarste Gestalt zu geben. Das Einfache und die Grundlagen müssen

wieder ernsthaft gepflegt werden. Beispielsweise ist in der neusten Zeit die Geometrie in ihrer Form nicht nur nicht vorwärts gekommen, sondern gesunken. Die Vorherrschaft der Analysis, die sich überall als unfruchtbar erwiesen und nirgend, am wenigsten aber in der Physik, etwas Grosses an Entdeckungen zu Tage gefördert hat, ist freilich von einer synthetischen Opposition angegriffen worden. Diese heilsame Gegenbewegung selbst aber, die in der Mechanik von Poinsot, in der Geometrie von Poncelet mit originaler Kraft vertreten wurde, steckte selbst noch zu sehr in dem Bann der analytischen Ueberlieferung, um eine entscheidende Formveränderung der Methode und Darstellung zu bewirken. Sie hatte sogar verhüllte Anhaltspunkte im Analytischen, dem sie daher seine gehörige Stelle nicht anzuweisen vermochte. Sie hatte Recht gegen den unfruchtbaren analytischen Unfug; aber sie verfuhr nicht radical genug, um sich davor zu hüten, bei unverständlichen Uebersetzungen ursprünglich analytischer Begriffe in das Geometrische stehenzubleiben. Der gediegene Poinsot hätte seine Kräftepaare, die er von den analytischen Drehungsmomenten hernahm, deutlich auf eigne mechanische Grundlagen stellen sollen. Erst so würde die Reform radical geworden sein. Ebenso hätte der geistvolle Poncelet die ihm selbst nicht völlig durchdringbaren geometrischen Idealgebilde imaginärer Art, die bei ihm nur im Hinblick auf die Analysis einen Sinn haben, völlig selbständig machen müssen, wenn er die unfruchtbare Vorherrschaft der vereinseitigten analytischen Methode wirklich hätte brechen sollen. Dies ist bis jetzt nicht geschehen und wird auch nur möglich werden, wenn nicht die projectivische, sondern die einfache alte Geometrie ihre Rechte wiederfordert und eine erweiterte Fassung erhält, indem nicht hinter die Analysis zurückgewichen, sondern über sie zu noch allgemeineren, grössenlogischen Bestimmungen fortgeschritten wird. Dieses mathematische Beispiel mit seinen Andeutungen mag hier alle Ausführungen für andere Wissenschaften vertreten. Es hat hier nichts weiter zu lehren, als dass die einheitlichste und lehrbarste Form der Wissenschaft nur durch die letzte Vertiefung und durch das Vordringen bis zu den allesbeherrschenden Einfachheiten gewonnen wird. Es giebt heute kein einheitliches System der Mathematik. Die Zerfahrenheit hat sich auch hier nicht verleugnet. Um wie viel mehr muss bei andern Wissenszweigen das Bedürfniss vorhanden sein, Einheit, Ordnung und Disciplin zu schaffen!

4. Ist die Wissenschaft innerlich so gestaltet, dass sie voll-

kommene Lehrbarkeit (und zwar hauptsächlich durch den Druck) mit sich bringt, so ist alles Uebrige nur eine Frage der gesellschaftlichen Freiheit. Werden die Zwangs- und Bannrechte im Unterrichtswesen weggeräumt und tritt Selbständigkeit der Einzelnen an ihre Stelle, so werden freie Vereinigungen die natürliche Leitung ausüben, und es wird der Bau der falschen Autorität abbröckeln, ehe es zu einem jähen Sturze kommt. In der Beschaffung des Wissens muss die uranfängliche Individualsouveränetät (oder, deutsch geredet, die Selbstherrlichkeit des Einzelnen) den Ausgangspunkt bilden. Jede von Aussen kommende Gewalt ist hier unmotivirt und vom Uebel. Der Zwang gehört in der Gesellschaft dahin, wo etwas Schlechtes einzuschränken und selbst an der Uebung von ungerechtem Zwang zu hindern ist. Mit diesen Gesichtspunkten treten wir aus dem Reich der freien Wissenschaft in das des vollen Lebens. Zunächst sind es die Gesellungsgebilde ursprünglichster und einfachster Art, die eine Reformation erfordern. Die in Zersetzung begriffene Ehe fordert eine Reconstruction nach freieren Grundsätzen. Der Polizeizwang ist aus diesem Sittenverhältniss gänzlich auszuscheiden. Der Charakter der Zwangsehe ist dadurch zu beseitigen, dass nicht bloss die Eingehung, sondern auch die Scheidung freigestellt werde. Um aber diese Freiheit der Trennung nicht zum Nachtheil des Weibes, (dessen eigner Anschluss an den Mann die Ehe darstellt,) ausschlagen zu lassen, ist die Aufrichtung einer Sittencensur durch die Gesellschaft nothwendig. Wer die Sitteninstanz bilden müsse, bleibt vorläufig gleichgültig. Ohne den socialitären Geist und den socialitären Bund, der früher gekennzeichnet ist, würde es überhaupt an einer geeigneten Macht fehlen, diese strafende Censurfunction auszuüben. Im vorhandenen Staat würde das Surrogat nur ein Richterausspruch sein können, der den Missbrauch des Ehebandes und den schuldigen Bruch desselben ernsthaft träfe. So müsste beispielsweise die Wiederverheirathung für denjenigen Theil, dessen Leichtsinn oder Schlechtigkeit an der missrathenen Ehe die offenbare Schuld trägt, äusserst erschwert sein. Namentlich könnte hier die Oeffentlichkeit helfen. Die Blosstellung der Charaktere und Sitten ist das beste Mittel, den Menschen zu zeigen, wo und wie sie aufeinander rechnen können oder einander zu misstrauen haben. Den Frauen muss mehr Bildung und mehr erwerbende Berufsgelegenheit zugänglich werden. Die Familie ist aber eine Ordnung, in der schon von Natur ein überwiegender Wille für alle gemein-

samen Gesammtangelegenheiten sich geltend macht. Ist der Mann nicht der Chef des ganzen Familienwesens, so ist dies eine naturwidrige Abnormität. Die Frau hat in der Functionentheilung ihren Kreis selbständig zu behaupten; aber dieser Kreis ist naturgemäss nur eine Abzweigung in einem grössern Gebiet. Es muss eine Repräsentation der Familie nach Aussen und eine Ordnung derselben im Innern geben. Doppelherrschaft ist ein Widersinn; zwischen Mann und Frau abwechselnde Leitung, wie sie von dem consequenzlosen Logiker und haltungslosen Nationalökonomen Stuart Mill vorgeschlagen wurde, eine handgreifliche Albernheit. Die thatsächliche Freiheit des Weibes wird künftighin auf der wirthschaftlichen Möglichkeit beruhen, sich, wenn nöthig, selbständig zu erhalten. Uebrigens wird der Schutz der Frauen in demselben Sinne zu erweitern sein, wie auch die Gewalt über die Kinder im Laufe der Cultur öffentliche Beschränkungen erfahren hat. Die Familie selbst mit ihren Pflichten lässt sich aber nicht, wie man seit alten Zeiten fälschlich gemeint hat, durch Verhältnisse ersetzen, in denen die Geschlechtszusammengehörigkeit nur vorübergehend obwaltet. Die Fäulniss der höhern Gesellschaft und die thatsächliche Zersetzung der Ehe haben solche Illusionen in den verschiedensten Zeitaltern erzeugt. Beispielsweise hatte Plato zu wenig Widerstandskraft und zu wenig gesunden Sinn, um diesem Abweg zu entgehen. Wo unter neueren und heutigen Socialisten der Geschlechtscommunismus Anklang findet, ist dies eben ein Zeichen der völligsten sittlichen Verworrenheit und Zerfahrenheit. Ueberhaupt ist aber die Zersetzung oder Anzehrung der Ehe ein Ergebniss von Verwesung in der höheren und zum Theil auch in der mittleren Gesellschaft, wofür schon der Dichter Goethe mit seinen Wahlverwandtschaftsvelleitäten und sonstigen sittlichen Ankränkelungen ein nennenswerthes Beispiel vorgestellt hat. Die Ehe ist eben ein Naturband, welches durch die Sitte noch fester und dauernder gemacht, aber nicht auf den Standpunkt wüster Wildheit niederer, an die Thierheit grenzender Racen zurückgebracht werden darf. Die Ehe ist nicht blos eine Abgrenzung der Macht, sondern ein natürliches Rechtsverhältniss, in welchem die Ungleichheit der Aufgaben von Mann und Weib noch mehr maassgebend ist, als die allgemein menschliche Gleichheit zwischen beiden. Jeder, der die natürlichen Neigungen kennt und zu prüfen vermag, wird auch finden, dass die Menschen nie darauf verzichten können, sich an das zu halten, was ihnen, wie die eigne Nach-

kommenschaft, das Nächste ist. Jeder Versuch einer Entfremdung, der die natürlichen Kinder den Eltern unkenntlich machen will, unterfängt sich komischerweise, die Naturtriebe und Naturgesetze selbst auf den Kopf zu stellen, ja auszurotten. Das Selbstgefühl ist aber (in dieser Richtung) nicht blos ein Recht, sondern auch eine Macht, die solcher albernen Kreuzungsversuche spottet. Die Reformation liegt also nicht in der Zerstörung der Ehe, sondern in der Ausbildung der freien Ehe d. h. eines sittlichen Bandes, welches die Familienpflichten sichert, (ohne des brutalen Zwangs des alten Eheregimes zu bedürfen.)

Als Reformationsprincip auf dem Wege zur höhern Cultur ist überhaupt folgender Grundsatz maassgebend. Das Sachliche ist in allen Verhältnissen (und zu allererst in der Geschlechtszusammengehörigkeit) den Rücksichten auf persönliche Eigenschaften unterzuordnen. Die Sklaverei persönlicher Vorzüge (unter der Herrschaft der materiellen Interessen) ist eine Corruption, die grundsätzlich das Höhere und Edlere in den Bann niederer Futterzwecke oder raffinirter Ueppigkeitsausschweifungen zwängt. Die Fortpflanzung guter Eigenschaften ist (nach dem unmittelbaren Bestehen dieser Eigenschaften) die nächstwichtigste Angelegenheit. Die menschliche Zuchtwahl hat weit mehr zu bedeuten, als die der Natur. Die Phantasie in Marmor meisseln lassen, — dieses griechische Spiel mit Schönheitspuppen gehört noch zu den ersten Kindereien der Menschheit. Ueberhaupt haben Meissel und Pinsel wenig zu bedeuten, wenn in Fleisch und Blut leibliche und geistige Missgebilde stumpf ertragen werden und sich das Ideal nie ernsthaft in die Wirklichkeit der Menschenschaffung zu übertragen wagt. Es kommt nicht blos darauf an, dass viele Menschen existiren und dass die Erde möglichst bevölkert werde, sondern noch mehr darauf, ob die Menschen, (die in die Welt treten,) gesund, gut und schön sind. Vorläufig würde es nun schon ein bedeutender Schritt in dieser Richtung sein, wenn für die Ehe die persönlichen Vorzüge sowie die entsprechenden Neigungen und Abneigungen das Uebergewicht über die Besitzinteressen erhielten. Nicht blos das Glück der Verbundenen, sondern auch die Beschaffenheit der Nachkommen und deren Schicksal hängt hievon ab. Die Racen müssen sich sondern und auf Reinheit halten; Kreuzungen sind nur ausnahmsweise zuträglich. Ueberhaupt muss in der Ehesitte wieder weit mehr das Princip der Gleichartigkeit, also sowohl der Stammesübereinstimmung als auch das der entsprechenden Denk- und Ge-

fühlsweise, zur Herrschaft gelangen. Die Verwischung der Unterschiede für die Sitte ist keine nothwendige Folge der äusserlichen Wahlfreiheit in den Verbindungen. Sobald das weibliche Geschlecht etwas mehr aus der geschichtlichen Unmündigkeit herausgetreten und von der folgenschweren Bedeutung der Abstammung nicht blos instinctiv, sondern auch durch geklärtes Wissen überzeugt sein wird, müssen die Thorheiten weichen, welche dieses ganze Gebiet sich selbst überlassen, auf die Gefahr hin, einem wüsten Pfuschwerk der Natur, Cultur oder menschlichen Laune anheimzufallen. Die Menschenproduction an sich selbst, nach Beschaffenheit und Anzahl der Individuen, steht denn doch noch etwas höher, als die nationalökonomische Fütterungskunst; denn vor allen Dingen kommt es darauf an, wie das geartet ist, was gefüttert werden soll. Die Futterfrage ist also erst eine sociale Frage zweiter Ordnung. Sie wird von den Racen- und Nationalitätenfragen überschattet, ja sie wird überhaupt gewaltig überwogen von der Frage, welchen Genuss die Menschen von ihrem eignen Sinn und Gemüth und gegenseitig voneinander haben. Beispielsweise kann die Menschheit von der Judenrace nach der Erfahrung von mehr als drei Jahrtausenden nur den Genuss haben, geistig nicht anmuthend, sondern gradezu widerwärtig berührt und überdies materiell ausgebeutet zu werden. Der Jude aber hat von sich selbst nur den Genuss rastloser Unruhe. Fort also mit diesen racengemischten Ehen und fort überhaupt mit allem racengemischten Verkehr, der über das Bedürfniss der niedrigen und gemeinen Handelsverrichtungen hinausreicht! Fort mit jeder eigentlichen Handelsherrschaft, deren Wesen darin besteht, sich publicistischen Einfluss, nämlich eine Verfügung über Menschengruppen zu erschleichen.

Die Mediatisirung der jüdischen Finanzfürstenthümer ist derjenige meiner Reformationspunkte, welcher zur entschiedenen Behandlung der wirthschaftlich socialen Frage überleitet. Der finanzielle Einfluss von Privatleuten darf nicht solche Ausdehnung erhalten, dass er den Charakter der Uebung öffentlicher Hoheitsrechte über zahlreiche Menschengruppen annimmt. Wie die kleineren Feudalherren durch die in den neuern Jahrhunderten entwickelte Centralgewalt unterworfen und einigermaassen in der Ausbeutung ihres Herrschaftskreises an Schranken gebunden wurden, so müssen auch zunächst die riesigen jüdischen Finanzfürstenthümer mittelbar gemacht und ihnen vor der Hand staat-

liche Curatoren beigegeben werden, um ihre Operationen zu überwachen und im Sinne des Gesellschaftswohls an Ausschweifungen zu hindern. Was noch weiter zu geschehen habe, lohnt jetzt noch nicht die Mühe, es anzugeben. Für jeden Einsichtigen versteht es sich aber von selbst, dass es ein bedeutendes Reformationsprincip ist, das Eigenthum zu achten, aber die damit verkuppelte Anmaassung öffentlicher Hoheitsrechte davon zu trennen und auf das Hauptorgan der Gesellschaft zu übertragen. Ich habe diesem Gedanken schon in meiner Denkschrift von 1866 Ausdruck gegeben, indem ich darauf hinwies, dass die private Fabrikgewalt ein Stück Privatpolizei und als solche ein Eingriff in die Hoheitsrechte der Gesellschaft ist. Die Gesammtgesellschaft wird es verstehen, die Anmaassungen des Sachbesitzes einzuschränken und ihn in die private Sphäre zurückzuweisen. Die Reglementirung von Tausenden von Arbeitern oder von Hunderten von Commis ist kein Eigenthumsrecht, sondern eine gesellschaftliche Usurpation. Doch die jüdischen Finanzfürstenthümer, von denen die Staaten schon beinahe selbst abhängig geworden sind, liefern den nächsten Fall, bei dem die Vorführung eines Beispiels socialer Reformation am dringendsten ist und am ehesten ausgeführt werden kann. Man nehme die jüdische grosse Finanz ohne Scheu und mit fester Hand unter staatliche Obhut, mag es sich nun um einzelne Geldkönige oder um Institute handeln. Die Regierungen, die zu schwach sind, eine solche heilsame Vormundschaft im Interesse der Völker bei sich einzurichten und international durchzusetzen, werden früher oder später auf die Führerschaft der Völker verzichten müssen. Sie werden dieselbe sonst zuerst zu Dreivierteln an die Juden verlieren und dann denen überlassen müssen, die verstehen, mit den Juden fertig zu werden. Nicht die Revolutionen an sich selbst, sondern nur die stärkeren Regierungen, die aus ihnen hervorgehen, sind das, wovon die Menschheit positiv und auf die Dauer Gebrauch machen kann. Die grosse französische Revolution ist nicht zu einer Regierung gelangt, die stark genug gewesen wäre, das neue Programm auszuführen. Die erste napoleonische Regierung war nicht grade schwächlich, musste sich aber, da sie nur das Ergebniss nackter Herrschsucht war, auf alte falsche Autorität stützen und namentlich den Aberglauben des Volks an die Kirche benützen. So etwas ist es natürlich nicht, was ich unter starken Regierungen meine, die nicht blos die Kirche, sondern auch deren theokratischen Vorfahren, das Judenthum, bändigen und aus dem

nationalen Leben der modernen Culturvölker streichen sollen. Blut und Abstammung sind die Hauptsache; alles Uebrige ist nur eine Schöpfung davon. Die brutalste Macht liegt aber heute im Gelde und nicht in den Waffen. Der ärgste Feind der Humanität ist das Judengeld, welches das Judasgeschäft in weltgeschichtlichen Dimensionen betreibt und, wie einst gegen das Bessere im Judenthum, so heut gegen das Bessere der Menschheit mit Verrath und Verkauf zur Hand ist. Wucher ist das alte Wort, Ausbeutung das neue; beide bedeuten aber in ihrem allgemeinen Sinne jene Aussaugung, für welche die Judenrace seit Menschengedenken den Völkern das ungenirteste Beispiel geliefert hat. Die Judenfrage steht daher vorläufig noch über dem, was man gewöhnlich kurzweg als sociale Frage bezeichnet. Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts wird vor dem 18. die tiefere und allgemeiner verbreitete Einsicht in die geistige, sociale und politische Bedeutung der Racenunterschiede voraushaben. Namentlich werden so colossale Abstände, wie sie alle indogermanischen, also kurzweg alle heutigen Culturvölker vom Judenstamm trennen, zu einer Auseinandersetzung mit dieser schlimmsten Ausgeburt des knechtischen Asiatismus und der schleicherischen Völkerberaubung führen. Diese Auseinandersetzung muss Weltdimensionen annehmen und mit internationaler Gemeinsamkeit seitens aller Culturinteressen vollzogen werden. Es ist hier nicht blos ein inneres Carthago in Frage, dessen Handelsherrschaft mit dem Bestehen der Selbstherrlichkeit der modernen Völker sich nicht verträgt; — nein, es ist die bessere Menschheit selbst und das Ideal des edleren Lebens, wovon zunächst die Einschränkung und weiterhin die Ausrangirung der verdorbenen und verderbenden Racenelemente gefordert wird.

5. Wie herabgekommene Nationalitäten, die zur Selbstregierung unfähig geworden, von andern Völkern unter Vormundschaft gesetzt und auf diese Weise beherrscht werden, so sind auch sinkende Gesellschaftsclassen unter das Patronat einer starken Gewalt zu nehmen. Elemente, die sich durch Misswirthschaft und Selbstsucht um ihr Ansehen gebracht haben, fallen solchen Mächten anheim, die aus eigner Kraft und unter nachhaltiger Berufung auf die gesellschaftliche Gesammtgrundlage für die Zwecke des Ganzen nachdrücklicher zu sorgen wissen. Die sociale Frage ist weit mehr eine Wirkung der Classenbeschaffenheit, als etwa eine Wirkung des Capitals. Die blosse Existenz von Capitalisten brauchte an sich selbst keines-

wegs all das Unheil im Gefolge zu haben, welches in der That aus der Misswirthschaft hervorgeht, die in den reichen Classen ihre verantwortlichen Urheber hat. Der Umstand, dass Jemand über Besitz und Capital verfügt, macht ihn an sich noch nicht zum Ausbeuter. Wo guter Wille, umsichtige Wirthschaft und gesellschaftliche Gerechtigkeit entscheidend wären, da würde sich das Capitalregime unschuldiger gestalten und der Arbeiterstand allmälig an Cultur gewinnen. Es würde auf diese Weise die Gesellschaft unvermerkt und ohne Zuckungen eine höhere Form annehmen, indem die arbeitenden Schichten dazu gelangten, ihr eignes, in Arbeitskraft bestehendes Capital auf gleichem Fuss mit dem eigentlichen Capital nutzbar zu machen. Ueberhaupt ist es nothwendig, bei allen gesellschaftlichen Vertragsverhältnissen daran zu denken, dass die Macht des Capitals an sich selbst nicht ein Viertel von dem einträgt, was durch gemeine Uebervortheilung und Geschäftsspitzbüberei gewonnen wird. Die Ausdrückung des schwächern Theils durch die Uebermacht der Lage und durch geschäftliche List ist eine der ansehnlichsten Hauptquellen der Aufhäufung von Reichthümern. Die gewöhnlichen nationalökonomischen Rechenschaften, die nur die Wirkungen des blossen Capitals, ohne Rücksicht auf den ehrlichen oder spitzbübischen Gebrauch desselben, vor Augen haben, erklären von der Wirklichkeit der ökonomischen Welt wenig. Diese ökonomische Wirklichkeit oder, mit andern Worten, die thatsächlichen Finanzen der Gesellschaft wollen mit Rücksicht auf Diebstahl und Raub untersucht sein. Wenn nur alles das, was mit ehrlichen Mitteln zu gewinnen ist, dem Reichthum zu Grunde läge, dann würde dieser zwar immerhin recht ansehnlich sein, aber doch nur einen mässigen Umfang in Vergleichung mit derjenigen Ausdehnung haben, die er thatsächlich zur Schau stellt. Die moralischen oder vielmehr unmoralischen Eigenschaften und die schlechten Mittel, die gegen Recht und gute Sitte verstossen, sind die Hauptgrundlagen vieler Vermögen. Hier mit den blossen, auf ökonomische und sociale Weise naturgesetzlichen Consequenzen des Capitals Alles erklären wollen, heisst entschuldigen und beschönigen. Was blos daraus folgt, dass es Besitzer und Besitzlose oder Capitalisten und Arbeiter giebt, kann weder den Einzelnen noch den Classen moralisch und rechtlich zugerechnet werden; denn die unumgängliche Einrichtung und Ausbildung des Privateigenthums musste zu dieser Trennung führen. Wohl aber ist Rechenschaft zu fordern, wo die

Mittel der Aneignung, wenn auch in maskirter Weise, dem entsprechen, was in der groben Handgreiflichkeit des gemeinen Lebens Betrug, Diebstahl und Raub heisst. Jeder Vertrag, bei welchem Erpressung durch die Situation und Fallenstellung durch maskirte, verfängliche Bestimmungen den schwächern Theil um seine ehrlichen Ansprüche bringen, ist ein Beispiel des Wuchers in jener allgemeineren Bedeutung, in welcher das Wort mit finanzieller Halsabschneiderei und Ausbeutung synonym ist. Schon 1866 habe ich in meiner Schrift Capital und Arbeit geltend gemacht, dass die persönliche Beschaffenheit der Capitalistenclasse und deren persönlich organisirte Geschäftsverbindungen weit mehr zu bedeuten haben, als die sachlichen Beträge an Capital. Es ist daher eine der gröbsten und unzureichendsten Erklärungen, in den nackten Capitalbeträgen die Ursache der Ausbeutung, d. h. der ungerecht ausnützenden Bewirthschaftung der schwächern Elemente zu sehen.

Aber auch in anderer Beziehung ist es nicht das Capital oder der Capitalbesitz ohne Weiteres, was die Uebelstände der Volkswirthschaft verschuldet. Der Einzelne vermag durch gute Wirthschaftssitte zwar nicht im Entferntesten Alles, ja nur selten das Wichtigste, aber doch meist sehr Vieles. Man darf die gute Ordnung, welche Einzelne und Gruppen in ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit und in ihren Finanzen, in Arbeit, Hervorbringung und Verzehr einhalten, nicht gering anschlagen. Vergeudung von Kräften in unfruchtbaren Unternehmungen und Herbeiführung aller Arten von Wirthschaftsfiasco und Bankerott lassen sich oft genug auf bestimmte verantwortliche Urheber oder Urhebergruppen zurückführen. Wenn nun ganze Classen durchschnittlich so unverantwortlich wirthschaften, dass aus ihrer Unbekümmertheit, Lüderlichkeit oder Beschränktheit Schäden entstehen, deren Uebertragung auf breitere Gesellschaftsschichten handgreiflich ist, so handelt es sich hier nicht um den Gegensatz von Besitz und Besitzlosigkeit, sondern um die Frage, ob unfähige oder fähige Verwalter über die Arbeitsmittel der Nation verfügen sollen. Es ist Mangel an Radicalismus, wenn gegen das Capital heute seitens der Socialistik wesentlich keine andern Anschuldigungen erhoben werden, als diejenigen der alten Dichter gegen das Gold. Ja es wird einst eine Epoche kommen, in der man auf diese lahmen und fehltretenden Ausführungen über das Capital ebenso herabblicken wird, wie auf die einstigen dichterischen Verwünschungen des

Goldes. Derselbe Widersinn, mit dem sich die bisherige Socialistik in Phantastereien über Abschaffung des Geldes verirrt hat, ist auch die Quelle ihrer hinkenden und schwächlichen Meinungen über das Capital. Sie sucht den Feind am falschen Orte und beschönigt mit ihren Lehren obenein das, was von ihr am schärfsten getroffen werden sollte. Im thatsächlichen Capitalisten steckt mehr als die blos naturgesetzliche Wirkung des Capitals. Eine Gesellschaftsclasse und eine Function ist es, was zur Umschaffung herausfordert. Der Hauptpunkt der Reformation kann nicht dem Capital, nicht dem Zins und überhaupt keiner Verkehrsform gelten, die an sich unumgänglich ist und nur die persönlichen Träger wechseln, also etwa statt blos durch Einzelne, im Grossen durch antheilhabende Gruppen ausgeübt werden könnte. Für die freie Gesellschaft, die von der Wirthschaftsherrschaft einer grossbesitzerlichen und grosscapitalisirenden Minderzahl befreit ist, können weder Capitalgewinn noch Zins jene ausbeuterischen Bestandtheile enthalten, vermöge deren diese Formen des Productionsentgeltes den arbeitenden Classen so verhasst sind. Ueberhaupt ist es in der freien Gesellschaft, wie ich sie in meinen Schriften gekennzeichnet habe, nicht möglich, dass die Verfügung über die Arbeitsmittel und den Grundbesitz sich in der Herrschaft über die blossen Personen behaupte und diesen ihr Arbeitseigenthum entreisse. Die Wirthschaftscommune, die ich in meinem Cursus der Socialökonomie als ideales aber darum freilich auch noch sehr entlegenes Ziel gekennzeichnet habe, knüpft an die politische Gemeinde an, vereinigt nur Stammesgenossen, schliesst unerträgliche Racenelemente aus und gipfelt in einer Gesammtthätigkeit, bei welcher der Privatbesitz nur noch eine untergeordnete Rolle spielen kann. Hier würden also die Uebelstände des Capitalgewinnes und Zinses, obwohl beide Entgeltformen der Möglichkeit nach fortbeständen, thatsächlich und praktisch fortfallen. Doch der Weg von der heutigen Gemeinde und dem heutigen Staat bis zur Wirthschaftscommune und freien Gesellschaft ist lang, zumal es keine blos wirthschaftliche Aufgabe ist, die gelöst werden muss.

Der Geist, in welchem die Menschen eine Gesellschaft bilden, ist auch für die Wirthschaft wichtiger, als die allgemeinen Naturgesetze menschlich ökonomischen Verhaltens. Die Gestaltung der Wirthschaft hängt in erster Linie von den Sitten ab, wie die innere Oekonomie der Familie, als das nächstliegende Beispiel

einer Wirthschaftsgemeinschaft und Functionensonderung, am deutlichsten lehrt. Aber auch alle weiterreichenden gesellschaftlichen Verbindungen, bis zur nationalen Gesellschaft und darüber hinaus, haben einen höheren Zweck, als blosse Futterwirthschaft. Sie sollen darauf hinwirken, dass jedes Glied der Gesellschaft seinen Beruf ebenso für diese wie für sich selbst ausübe und den allseitigen Lebensgenuss von der Gesammtheit ebenso verbürgt erhalte, wie es an seinem Theil dazu wirkt, ihn der Gesammtheit zu sichern. Hier sind nun noch andere Beziehungen in Frage, als die materiellen Interessen der Ernährung. Der geistige Rückhalt und das Mitgefühl, im Leben wie im Tode, in Freude wie in Leid, sind auch gesellschaftliche Bedürfnisse. Für die Kranken und die Unglücklichen muss es nicht blos gesellschaftliche Pflege im gröbern Sinn, sondern auch eine geistige und moralische Zuflucht geben, die ihnen hilft, das Geschick zu ertragen, wo es sich nicht durch eingreifende That abstellen oder irgendwie sonst ausgleichen lässt. Dies sind höhere Bedürfnisse und Pflichten, zu denen die materiellen Nothwendigkeiten der Ernährung nur das Fussgestell bilden. Es ist kläglich, dass die bisherige Socialistik darin ihrer Feindin, der Bourgeoisie, gleicht, dass sie nur Sinn für das materielle Fussgestell hat, sich übrigens blasirt geberdet und keinen Funken von Gefühl für die Erhabenheit des Baues selbst hat, als dessen Piedestal die materiellen Interessen allein einen Werth erhalten. Was hülfe es, wenn für die Vollstopfung und den gemeinen Genuss schon von der Natur gesorgt wäre? Der freie und edle Mensch würde sich alsdann aus dem Menschenthier niemals emporringen. Sogar die Arbeiter fordern zu wenig, wenn sie nur nach Nahrung und ähnlichem Genuss rufen. Eine Arbeitsfunction ist nicht das Ideal der Menschheit; denn die Arbeit ist nur eine heilsame Nothwendigkeit aber nicht der Zweck des Lebens. Ein Arbeiterstaat, im Sinne eines ausschliesslichen Cultus der Arbeit, ist eine beschränkte Idee. Die Reformation der Gesellschaft hat sich darauf zu richten, nicht den Menschen zum blossen Arbeitswerkzeug degradirt sein zu lassen, sondern aus dem Arbeiter den Menschen und zwar den an Seinesgleichen in jeglichem Geschick theilnehmenden Menschen zu entwickeln. Hiezu führt aber nicht eine Bornirung auf die Velleitäten der bisherigen Socialistik. In der Gesinnung ist der Anfang zu machen, und jede neue ökonomische Form der Gesellschaft würde bestandlos sein, wenn sie nicht von einem mächtigen neuen Geist durch-

drungen wäre, der höhere Ziele hat, als blosse Verbesserungen der Oekonomie.

6. Erfindungen von Veränderungen der gesellschaftlichen Einrichtungen sind schwieriger und seltener, als diejenigen im Maschinenwesen oder in andern Gebieten der Technik. Hienach kann man bemessen, wie Millionen von nichtigen Einbildungen auf einen einzigen Fall kommen, der etwas Wahres und daher Durchführbares bietet. Ebenso kann man sich aber durch diese Vergleichung auch vor jener übertriebenen Zweifelsucht oder vielmehr vor jener Verzweifelung hüten, die an gar keine durchgreifenden Verbesserungen der Gesellschaft glaubt. Ein vorläufiges Kennzeichen von etwas, was social auch nur möglich sein soll, ist die Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen und Beweggründen des menschlichen Verhaltens. Wie der Ingenieur nicht anderartige Kräfte als die der Wirklichkeit voraussetzen darf, so kann auch der, welcher sociale Einrichtungen entwirft oder ins Leben führt, nur mit den Wirklichkeitsmotiven rechnen. Was letzteren widerspricht, ist von vornherein als unsinnig gekennzeichnet. Man täusche sich namentlich nicht über das Selbstinteresse aller Wesen. Dies ist an sich unschuldig und wird erst durch ungerechte Verletzung des Nebenwesens schuldig. Was aber ungerecht sei, lässt sich im besondern Fall, bei vollkommener Kenntniss desselben, ebensosicher entscheiden, wie eine mathematische Frage. Die Einsicht in die Gerechtigkeit, wie zusammengesetzt das Urtheil auch sein möge, beruht stets auf einfachen, selbstverständlichen und daher über blossen Beweis erhabenen Grundwahrheiten. Beweisen heisst schon, aus einfachen Wahrheiten zusammensetzen. Die Gerechtigkeit, die im einfachen Elementarfall an sich selbst klar ist, liegt aller übrigen, mehr complicirten Gerechtigkeit zu Grunde. Sie wird ohne Beweis erkannt, wie ein Axiom, und das Wissen von der Nothwendigkeit der Axiome steht um eine Stufe höher, als das erst abgeleitete Wissen, welches aus den Grundsätzen vermittelst logischer Grundsätze erst zusammengesetzt werden muss. Wie also auch die Hauptbegründung der Gerechtigkeitslehre laute, also auch dann, wenn das Motiv der von der Einsicht beleuchteten Rache als das der vergeltenden Gerechtigkeit überall zu Grunde gelegt wird, so bleibt es doch dabei, dass man sich über Recht und Unrecht aus den besondern Grundfällen zu orientiren habe. Ein Mordanfall wird von dem Einzelnen, wenn man ihn sich als selbstherrlich denkt, natürlicherweise

und abgesehen von andern abändernden Beweggründen, mit Tod erwidert; und hieran kann keine Theorie und keine sogenannte Humanität auf die Dauer ändern.

Wie mit der Gerechtigkeit, so verhält es sich überhaupt mit dem Richtigen in allen Beziehungen. Es kann überall eine absolute und unfehlbare Wahrheit geben, wie in der Mathematik, und es ist die eigne Schuld der Menschen, wenn sie für die Auffindung und Anerkennung solcher Wahrheit nicht in grösserm Maasse sorgen. Durch Abstimmung wird sie wahrlich nicht gefunden. Ueberhaupt ist Abstimmung nur ein Nothbehelf in Ermangelung einer Uebereinstimmung, die von der Einsicht in die allverbindliche Wahrheit und von einem Willen getragen wird, welcher die Wahrheit anerkennt. Hienach ist es verkehrt, irgend ein künstliches Princip zu suchen, welches die sachliche Wahrheit durch formelle Proceduren ersetzen könnte. Ein allgemeiner Wille kann nicht blos auf völlig unwahrem, sondern auch auf niederträchtig verkehrtem Wege sein. Ja er wird regelmässig dahin gerathen, sobald er keine Einsicht mehr anerkennt, die im Socialen von ihm ebenso unabhängig ist, wie im Mathematischen. Das Parteigetriebe ist denn auch nur eine Advocatenschaft im grössern Maassstabe und von der unparteiischen Gerechtigkeit soweit entfernt, wie es Advocaten zu sein pflegen. Auch hängt das Recht eines Wesens davon ab, ob sein Charakter und Wille und wieviel seine Eigenart am Guten theilhabe. Das Schlechte ist überall einzuschränken, ja, soweit es möglich ist, auszumerzen. Das Raubthier hat kein Recht auf Existenz; denn es erkennt selbst dieses Recht bei Andern nicht an. Ja es kehrt sich gemeiniglich mehr gegen das Gute als gegen das selbst Schlechte. Die Einschränkung oder Vertilgung des Schlechten ist zwar kein sich von selbst vollziehendes Naturgesetz, aber ein Grundrecht des Guten. Ungeziefer und Schmarotzer werden in dem Maasse weniger geduldet, in welchem Reinlichkeit und Anstand wachsen. Die bessern Elemente müssen ihre Gegenseitigkeit unter sich haben und dahin wirken, dass die schlechten verschwinden oder wenigstens, wie die Gifte, einen Platz erhalten, wo sie nicht schaden. Unter den Menschen ist zu unterscheiden, wie zwischen den Thieren und zwischen Thier und Mensch. Die Einschränkung niederer Natur- und Culturgebilde durch die höheren ist ebensosehr ein Recht, wie die Forderung, dass wirklich Gleiche auch auf gleichem Fuss miteinander verkehren und einander nicht beherrschen. Alle

Herrschaft muss, wenn sie berechtigt bleiben soll, irgend eine Ungleichheit, d. h. irgend eine Ueberlegenheit als natürlichen Rechtstitel aufweisen können. Das anschaulichste Beispiel hiefür ist die Nothwendigkeit, dass die niedern Racen durch die höhern in Schranken gehalten, geleitet und für die höhern Zwecke der Menschheit in einen Dienst genommen werden, welcher der Beschaffenheit dieser Racen entspricht. Die Unterwerfung thierischer oder halbthierischer Wesen ist daher kein Unrecht, sondern im Gegentheil eine Pflicht gegen das Bessere.

Leitung und Herrschaft bleiben nur dann von ungerechter Ausnutzung entfernt, wenn sie das selbständige Recht der Geleiteten auf Lebensgenuss oder, besser gesagt, auf Lebensfreude anerkennen. Das grösstmögliche Maass der Freiheit jedes Einzelnen in jeder Art von gesellschaftlichen Kreisen muss ein Grundprincip werden; aber es darf auch nicht durch eine falsch verstandene Losgebundenheit des Schlechten und der Schlechten alle Organisation zu Grunde gehen. Ebenso hängen alle künftigen Ordnungen davon ab, dass die natürliche Gesellung nicht blos des Gleichen mit dem Gleichen, sondern auch in der Gestalt des Anschlusses des Niedern an das Höhere platzgreife. Die Träger der vorzüglicheren Eigenschaften haben nicht etwa ein blosses Selbstinteresse, sondern auch eine Pflicht, diese Vorzüge zum Guten für die Gesammtheit und an derselben zu bethätigen. Hierin liegt aber zugleich die Geltendmachung eines besondern Rechts, und ohne die entschiedene Initiative, welche den minder fähigen Elementen die Unterordnung unter das Bessere als sittliche Pflicht zumuthet, ist kein geistiges Reich, geschweige eine äussere Ordnung zu gründen. Hieraus folgt, dass alle Selbstherrschaft insoweit widersinnig ist, als nicht blos der Einzelne über sich selbst, sondern auch über Andere verfügen soll. Selbstherrschaft in diesem letzteren Sinne ist eine Täuschung. Selbstregierung kann höchstens bedeuten, dass sich eine Anzahl wirklich Gleicher ein leitendes Organ schafft. Dieses Organ wird aber Rechte gegen die Gesammtheit haben müssen, wenn es überhaupt noch regieren soll. Es kann mithin keine politische oder gesellschaftliche Reformation geben, wenn nicht Elemente vorhanden sind, die aus ihrer thatsächlichen Beschaffenheit das Recht ableiten und zugleich die Macht haben, eine reformatorische Ordnung aufrechtzuerhalten. Was ich in meinen ökonomischen Schriften die Selbstwirthschaft der Arbeit genannt habe, ist ein Gegensatz zur Wirth-

schaftssklaverei und hat den Sinn, die Unterordnung des Menschen unter die nackte Wirthschaftsgewalt des blossen Besitzes abzuschaffen. Dies kann aber nur geschehen durch die Aufrichtung einer persönlichen Ordnung. Die Selbstwirthschaft kann nicht darin bestehen, dass ein Rad in der Maschine den Maschinisten oder Ingenieur spiele. Die leitenden Functionen werden naturgemäss denen zufallen, die das Vorzüglichere und von Natur Maassgebende zu besorgen verstehen. Eine Classification der Menschen ist daher unvermeidlich, solange die Production niederer Eigenschaften leichter ist, als diejenige höherer. Natur und Cultur sind an dieses Grundgesetz gebunden. Der gemeine Mensch mit gemeinen Eigenschaften wird sich immer leichter und in grösserer Menge erzeugen, als der irgendwie höher ausgestattete. Keine geschlechtliche Zuchtwahl und kein Unterrichtssystem können diesen Sachverhalt ändern. Sie können nur das Niveau der niedersten Schicht heben; aber es wird immer eine Schicht und sozusagen Breite des gesellschaftlichen Daseins geben, welche den Unterbau bildet und, so entwickelt und in ihrer Art vollkommen sie auch sein möge, doch das jedesmal Niedrigste bleibt.

Mein gesellschaftliches Reformationsprincip ist auf die Chancen des Guten, nicht aber auf eine pessimistische Rechnung mit der Verschlechterung gegründet. Auch in Sachen des eigentlichen Arbeiterstandes ist die bisherige thatsächliche Erhebung seines Niveaus der Grund seiner bessern socialen Aussichten. Nicht Armuth und Unwissenheit, sondern im Gegentheil einige Elemente ökonomischen und geistigen Besserbefindens sind es, die den Arbeiter am nachdrücklichsten in den Stand gesetzt haben, sich öffentlich ein wenig zu regen und sich bereits zu einem Factor zu machen, mit welchem die moderne Gesellschaft ernsthaft rechnen muss, weil er seinerseits Miene gemacht hat, mit ihr abzurechnen. Die Auseinandersetzung, die hier erforderlich wird, kann sich aber nur dann heilsam und im Sinne der allgemeinen Menschheitscultur gestalten, wenn nicht die sociale Pessimisterei, sondern das Vertrauen auf die Macht des Bessern maassgebend wird. Der positive Bau ist nur möglich, wo in der Stille Natur und Cultur die Materialien und Elemente bereits herangeschafft haben. Mein reformatorisches System unterscheidet sich von aller Socialistik dadurch, dass es nicht nöthig hat, die Einheit der Entwicklung durch ein geschichtliches Wunder zu unterbrechen. Wie die Grundlage alles geistigen Verkehrs Treue und Vertrauen ist, so zählt

die Reformation, im Leben wie in der Wissenschaft, auf die positive Kraft des bereits geschaffenen Guten und auf die negative Selbstzerstörung des Schlimmen und Bösen. Die Uebel sind nur eingemischte Stachel, um die Trägheit zu überwinden. Die Lage des Arbeiters ist heute unzulänglich und das Gefühl dieser Unzulänglichkeit stärker als je; aber trotzdem ist die Verbesserung der Lage ebenfalls entschiedener, als jemals in der ganzen Geschichte. Die extremen Missstände sind miterzeugte Ausgeburten einer im allgemeinen höheren und befriedigenderen Cultur.

Vierzehntes Capitel.

Begegnung mit den Feinden und Kämpfe um Gerechtigkeit.

1. Bei mir selbst habe ich die Wissenschaft dem Leben vorangestellt; für die Gesammtheit steht das Leben höher als die Wissenschaft. Die persönliche Ausnahme ist aber auch nur scheinbar; denn für Jemand, der vor Allem, was er noch sonst sein möge, Denker und Forscher ist, besteht das Leben eben hauptsächlich in diesem Denken und Forschen. Die Menschheit, als Ganzes genommen, richtet sich nicht vornehmlich auf eine einzige Function in der Arbeits- und Lebenstheilung. Ihr muss das Leben auf allen Stufen einen Werth haben. Dennoch aber steigert sie ihren Lebensgehalt, insoweit sie dem Bewusstsein vom Leben eine grössere Ausdehnung verschafft. Sie concentrirt sich daher naturgemäss in ihren Spitzen ebenfalls auf das Wissen; nur ist hiemit nicht gesagt, dass es grade die Rolle eines Forschers sein müsse, welche das höchste Lebensgefühl mitsichbringt. Der, welcher handelt und seine Kräfte nicht blos an der Natur der Dinge, sondern auch am Widerstande der Menschen misst, thut mehr und erfährt mehr. Auch hat das sittliche Gebiet noch mehr mit dem charaktervollen Willen, als mit dem blossen Wissen zu thun. Ich glaube für mein Theil die Function eines Denkers und Forschers zu der eines reformatorischen Kämpfers erweitert zu

haben, und ich muss dies hervorheben, weil sich nur hiedurch Umfang und Art des Widerstandes und der Feindschaft begreifen, die mir entgegenstehen. Die Begegnung mit den Feinden ist ein unerlässliches Zubehör aller entschiedenen Wirksamkeit. Zu dem, was die Sache ohne Weiteres an Gegnerschaft mitsichbringt, gesellen sich persönlicher Neid und Hass. Der Neid gilt den Vorzügen und dem Erfolg; der Hass sonstiger Art geht, soweit er rein persönlich ist, von jenem allbekannten Triebe aus, der jeden schlechten Charakter ohne Weiteres zum Feinde jedes gutgearteten Menschen macht. Wie die Corrupten gegen jeden Unbestechlichen, wie die Prostituirten gegen jedes anständige Weib, wie die Boshaften gegen jedes bessere Gemüth, so sind überhaupt alle schlechten Subjecte in allen Lebenskreisen und Berufsständen gegen jegliche Person, die besser ist als sie, eingenommen und unter sich gleichsam verschworen. Die Gemeinheit steht überall, wo sie dem Bessern nicht bereits unterworfen ist, gegen das, was über sie hinausreicht. Ist aber gar in einer Person bessere Sitte und edleres Handeln verkörpert, so fühlt sich Jeder, dem seiner persönlichen und sittlichen Eigenschaften wegen das Bessere zuwider ist, von seiner eignen Natur berufen, einer solchen Person soviel als möglich zu schaden. Dies ergiebt bei den Begegnungen im öffentlichen Leben und womöglich noch mehr im privaten, der Oeffentlichkeit entzogenen Geschäftsverkehr sehr viele Benachtheiligungen. Was mich speciell betrifft, so weiss das Publicum, wenn es meine öffentlichen Schicksale kennt, nur den geringern Theil von dem, was ich zu ertragen gehabt habe.

Ueberhaupt macht sich das Publicum von den Lebenswidrigkeiten, mit denen ein reformatorisch thätiger Mann heimgesucht wird, meist eine Vorstellung, die nur das Aeussere einigermaassen trifft, dem Innern aber fernbleibt. Man denkt sich gewöhnlich, eine Person, die irgendwo im öffentlichen Leben gewaltsam aus dem Wege geräumt oder an einer ihr von Rechtswegen zustehenden Function gehindert wird, sei wesentlich um der Sache willen angetastet, die sie vertritt. Es sei diese oder jene Lehre oder Willensrichtung, deren sich eine Institution entledigt habe, weil sie sich mit deren Principien nicht vertrage. Diese Annahme ist fast regelmässig fehlerhaft. Die Institutionen sind in solchen Fällen in der Regel zu corrumpirt, als dass deren persönliche Vertreter überhaupt noch Principien, geschweige diejenigen Principien hätten, die ihrer Institution in der Geschichte einst das

Leben gaben. Im Gegentheil sind es die Reformatoren, die nicht selten auf diese Principien zurückgreifen, während die seinsollenden Vertreter der Institutionen diese Principien verrathen. Die Sache liegt also im Grunde völlig anders. Es ist die persönliche Selbstsucht, die sich gegen die Nachtheile wehrt, die für die Verderbten daraus entstehen, dass die Institution, die sie durch ihre Repräsentation verunzieren, einmal wieder ernstgenommen werde. So habe beispielsweise ich den Lehrberuf an einer hohen Schule einmal ausnahmsweise ernstgenommen und gemeint, eine Universität könne auch einmal dazu dasein, den Studirenden den reinsten Wein einzuschenken, den überhaupt die Wissenschaft durch die Bemühungen ihrer grössten und freiesten Männer gereift und schliesslich zu voller Klarheit und Durchsichtigkeit ausgegohren hat.

Gegner und Feinde sind zweierlei. Die Gegnerschaft gilt der Sache und zwar wieder um einer Sache willen. Sie ist nur dann berechtigt, wenn sie wenigstens in gutem Glauben ist. Ob die von ihr wahrgenommene Sache an sich selbst richtig und gut sei, entscheidet zwar schliesslich über das materielle und absolute Recht, aber nicht über die formelle Berechtigung zur Führung des Streits. Ich bin nun niemals auf eine eigentliche Gegnerschaft in dem erwähnten Sinne getroffen. Im Gegentheil hat man sich mit der bekannten Pfiffigkeit des blossen Thierverstandes, den auch eine niedrige Bestie, wie der Fuchs, besitzt, mit allen Listen gehütet, mir nicht vor dem Publicum redestehen zu müssen. Als nämlich das erkünstelte Schweigen der Gelehrten und Juden in ihren Zeitschriften und Journalen nebst der stillen Verleumdung von Mund zu Mund nichts mehr helfen wollte, weil das Publicum trotzdem zu meinen Schriften gelangt war, ist man zur zweiten Phase, nämlich zur öffentlich verleumderischen übergegangen. Die Gelehrten besorgten die Kopfstellungen und Herabwürdigungen mit ihren Namenlosigkeiten, Chiffreverstecken und Handlangern, die nichts zu verlieren hatten, zunächst innerhalb ihrer eignen Cliquen selbst. Alsdann nahmen sie später, besonders für die Zeitungspresse, affiliirte Juden in Sold, die in frechster Weise und gegen alle Wahrheit mir und meinen Büchern falsche Thatsachen unterzuschieben, mich zu beschimpfen und ihren Auftraggebern mit der bekannten Judenverlogenheit, die aus jeder Schwäche einen Vorzug und aus jeder Missgestalt geschäftsmässig einen Gott zu machen schamlos genug ist, dick zu schmeicheln hatten. Hiezu kam auch sonst, als ich nur erst die Judenunfähigkeit zur Wissen-

schaft in meinen wissensgeschichtlichen Kennzeichnungen gestreift hatte, ein Zusammengehen aller jüdischen Elemente, und zwar im Sinne der Race, mit den Gelehrten, deren Classe ich als blasirt und viertelsgebildet demaskirte. Diese Coalition frivoler und sittenwidriger Elemente wurde noch besonders verstärkt durch die verjudeten Socialdemokraten oder vielmehr durch die in Socialdemokratie machenden Juden. Die sogenannte Socialdemokratie ist in Deutschland wesentlich ein Judengeschäft von Anfang an gewesen und noch immer mehr dazu geworden. Die Judenschaft selbst, als Ganzes genommen, hat auch diese Commandite ihres sonstigen Völkerausbeutungsgeschäfts nicht ungern gesehen und sogar die dortige Verjudung unterstützt, um sich auch hier einen Einfluss, bei Revolutionen einen Rückhalt an ihren dort eingenisteten Leuten und schliesslich, wenn die alten Formen der Gesellschaft etwa wirklich verändert würden, auch in den neuen eine diesen angepasste Ausbeutungsgelegenheit zu sichern. Die Juden haben längst Hand angelegt, auch den Socialismus auszubeuten und sich den Arbeiterstand auf diese neumodische Weise zinsbar zu machen und überdies mit Hülfe der Arbeiter die übrige nicht jüdische Gesellschaft möglichst in Schach zu halten. Sonst kannten das Volk und die Arbeiter die Juden nur als Wucherer und geschäftliche Menschenschinder; — nunmehr haben sie es auch erfahren müssen, wie sie von den Juden unter der Scheinfirma des Socialismus betrogen und dem sittlichen Bankerott entgegengetrieben worden sind. Die Juden haben alle guten Keime, die zu einer deutschen Arbeiterpartei vorhanden waren, in ähnlicher Weise vergiftet und moralisch ruinirt, wie sie in allen übrigen Parteien, denen sie sich von den radicalsten bis zu den conservativsten hin an den Hals hingen, nur Unheil gestiftet und schliesslich Schwäche und Verkommenheit mitsichgebracht haben. Ich nahm die Sache der Arbeiter und der Nation ernst; ich wollte in diesen öffentlichen Angelegenheiten kein blosses Judengeschäft walten lassen, welches alle Ideale, seien es die der menschlichen Gesellschaft oder die, welche man für das arbeitende Volk hingestellt hat, zerstört, um dem nackten Geschäftsgewinn und der Aneignungssucht des Judenbluts platzzumachen. Schon auf der Universität war ich diesen verjudeten Socialdemokraten und judengenössischen Faiseurs im Wege, und diese haben das Ihrige dazu beigetragen, meine Entfernung zu befördern. Zugleich wollten sie mich compromittiren, indem sie mich öffentlich als einen der Ihren erscheinen

zu lassen suchten, und gedachten mich vollends zu ruiniren, wenn es ihnen gelänge, mich durch irgend welche äusserliche Acte als in ihr Lager übergegangen kennzeichnen zu können. Nur mit grösster Vorsicht habe ich dieses letztere Spiel zu kreuzen vermocht. Um so entschiedener ist nun aber auch der Hass der blossen Faiseurs gegen den, der die Arbeitersache ernstnahm und jetzt so ernstnimmt als je. Das Publicum selbst, (soweit es mich gehört oder gelesen hat,) ist mir, (meinen Wahrnehmungen zufolge,) niemals entgegen gewesen. Es hat sich immer von den über mich verbreiteten Verleumdungen enttäuscht, sobald es durch meine Vorträge oder durch Befassung mit meinen Schriften mit mir in Verkehr trat. Es hat sich stets überzeugt, dass der Geist, in welchem ich thätig war, nicht nach etwas Schlimmem aussah. In allen Parteien sind die bessern Charaktere und klareren Köpfe stets innegeworden, dass meine Bestrebungen auf Verstand und rechten Willen gerichtet waren. Die Feinde (mit ihren Schlichen und Ränken) haben daher nur immer da ein günstiges Spiel gegen mich, wo ich selbst oder meine Gedanken nicht zur Stelle sind (oder wo, wie im privaten Geschäftsleben und beispielsweise auch in Processen, die Faiseurs ihre Affiliirten haben, die von vornherein entschlossen sind, schädlich gegen mich zu wirken.)

2. Von Anfang an hat mir nichts ferner gelegen als das Persönliche an denen, die meine Gegner werden konnten. Auch heute noch waltet in mir die Neigung vor, immer die Sache direct ins Auge zu fassen und mich um Persönliches nicht zu kümmern. Es ist dies für den augenblicklichen praktischen Kampf, wie ich eingestehen muss, ein schwer verbesserlicher Fehler. Dagegen wird dieser Umstand auf die Dauer nützen; denn die Kraft, (die sonst auf die Bekümmerung um das Persönliche an den Feinden verwendet werden würde,) kommt nun direct der Sache zugute. Meine eigne Existenz mag hiedurch hier und da geschädigt sein. Dieser Nachtheil gesellt sich aber natürlicherweise zu den sonstigen Opfern, die unumgänglich waren. Die elende Beschaffenheit der Feinde, denen kein Mittel zu schlecht war, hat mich gelehrt, ihren Schleichwegen insoweit zu begegnen, als erforderlich ist, um der Sache selbst nichts zu vergeben. Unter den interessirten Elementen besteht eine Art Schleichercamorra, die sich in alle Lebensverhältnisse und privaten Angelegenheiten verzweigt. Sie dringt (mit ihren Affiliationen) beispielsweise tief in die Justiz hinein, und es ist keineswegs blos das Subalternpersonal, wo sie mit ihren Um-

trieben thätig ist. Die verschiedensten Parteien üben diese camorristischen Einflüsse; aber ganz besonders steht an erster Stelle das Judenblut, dann folgen die jüdischen Macher der Socialdemokratie und deren sonstige Genossen. Die indirecte Macht, die auf diese Weise auch in reinen Privataffairen verhasster Widersacher entwickelt wird, ist stärker als diejenige von Staat und Kirche. Ich habe es stets erfahren, dass mit der Ungunst von Staat und Kirche leichter fertig zu werden ist, als mit der gesellschaftlichen Camorra, die bei uns echt jüdisch zwar nicht den Weg meuchlerischer Gewalt, aber wohl meuchlerischen Schleicherthums einschlägt. Die Gelehrten kommen dabei auch in Frage, aber nur, wo es sich um einen Wissenschafter handelt. Sie geben den Mönchen in der fuchsartigen Verschlagenheit nichts nach. Sie conspiriren mit den angestammt wissenschaftsfeindlichen Juden gegen alles Bessere, spielen aber auch in dieser Function die kläglichere Rolle, weil unter ihren Machern gar zuviel Matzenhaftigkeit anzutreffen ist. Sie verschmähen es aber ebenfalls nicht im Mindesten, ihre Durchstechereien und Beeinflussungen bis in die privatesten Angelegenheiten ihrer Gegner zu erstrecken. Wo sie den Gegner durch Entziehung von öffentlicher Erwerbsgelegenheit nicht haben ökonomisch ruiniren können, da spüren sie ihm bis in die privaten Verlagsgeschäfte nach, suchen ihm die Verleger abspänstig zu machen, wirken ihm in Processen durch Verleumdungscolportage bis in die Richtersphäre entgegen, stecken sich, gleich den übrigen Parteien, hinter die Inhaber von Sälen, um die Vermiethung derselben zu Vorträgen an den Gegner zu hintertreiben. Ueberhaupt giebt es keine Verzweigung des privatesten wie des öffentlichen Geschäftslebens, wohin die mehrfach zusammengesetzte, von den Faiseurs der verschiedensten Gruppen dirigirte Camorra ihre Hand auszustrecken nicht die Frechheit hätte. Selbst vor Cassettenaffairen, nach Art derjenigen des vom Juden Lassal angestifteten Papierediebstahls, ist man nicht sicher. Ich erinnere daran, was ich bei meiner Todesaffaire in dieser Richtung und zwar noch in verstärkter Dosis erprobt und im 9. Capitel erwähnt habe. Bei diesem Attentat combinirte sich Gelehrtenverworfenheit mit den Interessen der Juden und der jüdisch socialdemokratischen Camorra.

Mit der Kraft des Guten hat man in erster Linie zu rechnen, aber die Kraft des Schlechten nicht zu unterschätzen. Ich für mein Theil und meine Sache habe stets den Grundsatz befolgt,

den Lauf von Ursachen und Wirkungen ohne Voreingenommenheit zu veranschlagen, um mich so gegen die feindlichen Machinationen mit vollster Ruhe und Verstandesmässigkeit nach Möglichkeit zu schützen. Den Streit habe ich nie geliebt. Wie in Privatangelegenheiten so habe ich es auch in der Wissenschaft und in den moralischen und publicistischen Reformationsnothwendigkeiten gehalten. In den Privatgeschäften kam ich mit ein paar Processen aus, in denen ich der Kläger war und die meine Schriftstellerangelegenheiten betrafen. Namentlich hatte ich bei einzelnen meiner Verleger deren Nachdruck gegen mich, d. h. die betrügerische Ueberschreitung der vertragsmässigen Exemplarzahl der Auflage, nothgedrungen gerichtlich nachzuweisen. Auch ein Davongehen mit Honoraren hat mich zu gerichtlichen Proceduren gezwungen. Hätte ich mich bei meinen schmalen Mitteln überall geduldig prellen und schinden lassen, so hätte ich nicht bestehen können. Ich habe von Niemand jemals einen Pfennig angenommen geschweige verlangt, den er mir nicht von Rechtswegen schuldig gewesen wäre. Wohl aber habe ich nach Kräften darauf gehalten, dass man mich in Geschäftsverträgen nicht zu sehr ausbeutete und dass man mir mit schuldigen Summen nicht davonginge, mir Manuscripte nicht unterschlüge u. s. w. Dennoch muss ich ausdrücklich bemerken, dass die Schwierigkeiten, die ich in der Rechtsverfolgung erprobt habe, mich sehr wählerisch sein liessen, ehe ich eine solche unternahm. Die ersten Instanzen habe ich regelmässig verloren. Erst in den späteren gewann ich ganz oder wenigstens zum Theil. Nicht irgend ein Mangel der gehörigen Wahrnehmung war hieran schuld, sondern es mussten erst falsche Einflüsse gelähmt werden, oder es war eine willkürliche Rechts- oder Thatsachenauslegung, an die sich die Ungunst gegen mich geklammert hatte, zu beseitigen und unter Umständen auch klarzumachen, dass ich die Wendungen eines Verfahrens durchschaute. Blos mit der Processpartei allein hatte ich nicht zu rechnen. Diese meine intimeren Studien der wirklichen Jurisprudenz, wie sie leibt und lebt, haben mich nicht begierig machen können, solchen an sich immer bedenklichen, für mich aber noch durch die Folgen persönlicher Ungunst besonders erschwerten Weg öfter, als durchaus nöthig, zu betreten. Ich habe manche Forderung bei dem besten Recht unverfolgt gelassen, nachdem ich die Processconjuncturen nach Maassgabe der voraussichtlichen Einflüsse abgewogen und die Chancen für mich als aus persönlichen Gründen zu abnorm verringert be-

funden hatte. Meinen eignen Verbindlichkeiten bin ich immer dergestalt nachgekommen, dass Processe, in denen ich der Beklagte gewesen wäre, nicht vorkamen.

In ähnlicher Weise habe ich nun die Streitfälle in der Wissenschaft auf das geringste Maass beschränkt. Auch in das Wespennest der Gelehrten- und Professorencorruption habe ich derartig eingegriffen, dass ich mit den Griffen nicht leicht irgend eine einzelne Wespe besonders beehrte. Vor der Ertheilung solcher Auszeichnungen habe ich mich grundsätzlich gehütet. Nur die Noth hat mich gezwungen, gelegentlich ein paar Mal einem allzu aufdringlichen Thierchen einen besondern Griff zu widmen, um mich von ihm nicht allzu frivol und wiederholt stechen zu lassen. Ich habe die Gelehrten als Classe und ebenso die Universitätsgelehrten als besondere Abart wissenschaftlich und moralisch kritisirt, und bin auch im Allgemeinen in meinen Kennzeichnungen ihrer Beschaffenheit nur nach zwei wesentlichen Rücksichten verfahren. Erstens habe ich den Schaden, den sie der Wissenschaft und Gesellschaft durch Verlogenheit, Unfähigkeit und sittliche Defecte zufügen, sichtbar gemacht, aber dabei im Einzelnen und Besondern das grösste, mit dem Zweck überhaupt noch verträgliche Maass von Schonung, ja noch meinerseits eine Anspruchlosigkeit obwalten lassen, die sich nachher als eine den Verhältnissen nicht entsprechende Langmuth und Grossmuth erwies. Zweitens habe ich, nachdem die niederträchtigsten Ränke und Schliche zu meinem Ruin von den Faiseurs der Gelehrtenclasse ins Spiel gesetzt waren, meine speciellen Zurückweisungen auf solche Ausgriffe beschränkt, welche schon durch die Bethätigung des geringsten Maasses von Nothwehr gerechtfertigt waren. In meinen ältesten Schriften ist jeglicher Streit geflissentlich auf das rein Sachliche beschränkt. Es ist dort nichts zu finden, was irgend danach aussähe, als hätte ich den Streit mit Personen gesucht. Im Gegentheil war es mir stets so sehr um die Sache zu thun, dass ich unwillkürlich über das persönliche Beiwerk hinwegging. Dies ist auch noch heute die bei mir vorherrschende Neigung; aber eben jene durch die Ränke und persönlichen Angriffe auf mich veranlasste Nothwehr hat mich gezwungen, auch gegen meine Neigung hier und da die Niederungen zu berühren, in denen die persönlichen Umtriebe der Gelehrten mit ihrem Anhang sich bewegen.

Nur so ist es mir möglich geworden, mich vor völliger Unterdrückung zu schützen und mich trotz meiner Armuth materiell zu

erhalten. Nur so bin ich auch geistig obengeblieben und hat man dem Publicum nicht mit Erfolg auflügen können, ich sei abgethan, — ein Stückchen, welches man an dem wehrlosen Robert Mayer zu wiederholten Malen ausgeführt, an dem todten noch wiederholt hat, und welches vorläufig auch gelungen wäre, wenn nicht meine weniger wehrlose Wenigkeit das Spiel mit jenem Galilei des 19. Jahrhunderts den gelehrten Faiseurs und Dunkelmachern energisch gekreuzt hätte.)

Feinde sind dann am gefährlichsten, wenn sie vor dem Publicum ihre Feindschaft zu verhehlen vermögen, oder sich gar, (wenigstens in irgend einer Beziehung,) zum Schein als Freunde aufspielen, mit Mitleid aufwarten und so thun, als wenn sie gegen den, welchen sie zu verderben wünschen, die wohlgesinntesten Menschen von der Welt wären. Gegen die geheime Feindschaft, die sich, (wenn auch nicht für den Kenner der speciellen Angelegenheit, so doch vor dem weiteren Publicum jeder Gattung, also auch vor den breiteren Gelehrtenschichten) genügend maskirt, giebt es eben nur das Mittel der öffentlichen Demaskirung. Auf die Verhinderung dieser Demaskirung wird aber natürlich mit allen Mitteln hingearbeitet. Die Macher lassen sich begreiflicherweise nicht gern die Masken von ihrer Physionomie wegziehen. Sie sind Maskenfaiseurs und Dunkelmacher auch für die breiteren Schichten ihres eignen Publicums von Gelehrten. Könnten letztere hinter die Coulissen und namentlich in die Zeitschriftenmache blicken, so würde der Betrug bald ein Ende haben; denn (nicht für die Faiseurs, Halbfaiseurs und Zwischenfaiseurs, die an dem Vortheil der Mache theilnehmen, sind die Coulissen und Masken undurchdringlich;) die ganze Zurüstung ist ja nur darauf gebaut, dass sozusagen das Volk der Gelehrten und der gelehrten Classen an der Nase geführt, faiseurgläubig und unterthänig erhalten wird. Die Täuschung dieses Volks der gelehrten Classen ist das Fussgestell, auf dem sich die falschen Autoritätchen erheben, und die Lüge ist das Mittel, mit dem sie sich zu behaupten versuchen. Sie halten auf diese Weise den Triumph des Wahren und Grossen eine Zeit lang auf, aber nur, um dann um so kläglicher zu fallen und ihre ganze Sippschaft (und fernere Sprösslingsschaft) in der Achtung der Menschen um so gründlicher zu ruiniren. Hierin liegt ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit. Die Entlarvung und Schande hat alsdann auch thatkräftige Wucht; sie trifft die Species wie die Individuen und straft das Schlechte der Missgattung

an denen, die deren Eigenschaften an sich haben und fortpflanzen. Wie man in der Thierwelt den Wolf als Gattung würdigt und demgemäss ausrottet, wie man also nicht den einzelnen Wolf wegen eines einzelnen Raubfalles in Anspruch nimmt, so wäre es auch für die Menschenwelt und für das Reich der moralischen Gerechtigkeit in Leben und Geschichte ein äusserst beschränkter Standpunkt, sich wie die gröbere gemeine Justiz ausschliesslich an die einzelne That des einzelnen Menschen halten zu wollen. Die natürliche und geschichtliche Moral ist nicht so bornirt, sie reicht weiter bis auf den Grund und erreicht die Ursachen der Schlechtigkeit. Hiemit trägt sie aber auch über die Individualität hinaus und hält ihre Abrechnung unmittelbar mit den Eigenschaften der Species.

3. Wie wenig ich, trotz der elenden Beschaffenheit der Feinde und ihrer Ränke, zum persönlichen oder auch nur zum speciellen Streit Neigung gehabt habe, ist durch mein Verhalten den Universitäten gegenüber bekundet worden. Als es den Professoren mit Hülfe der Juden gelungen war, mich von der berliner Universität zu verbannen, erhielt ich von verschiedenen Verlagsbuchhändlern Aufforderungen, über das universitäre Treiben eine besondere Schrift abzufassen. Man wünschte die Universitätler mit ihren Schwieger- und Sprösslingsprofessuren sowie mit ihrer ganzen vetterschaftlichen Wirthschaftsart ausführlich geschildert und mit persönlichen Belägen vor dem Publicum ausgestellt zu sehen. Die Universitätssphäre sollte in einer ähnlichen Weise, wie früher vielfach die Gründersphäre, entlarvt und mit allen Details ihrer innern Physionomie sichtbar gemacht werden. Derartige Aufforderungen waren sehr begreiflich; denn nur Jemand, der inmitten des Universitätswesens heimisch gewesen war und nunmehr keine Rücksichten zu nehmen hatte, wie ich, war hiezu im Stande. Ich habe aber solche Anträge abgelehnt. Es war mir widerwärtig, mich mit solchen unsaubern Zuständen näher einzulassen. Ich hatte mich vorher auf die unvermeidlichsten Streifungen dieser Gebiete beschränkt. Ja ich hatte überhaupt den Universitäten keine besondere Schrift gewidmet, sondern nur gelegentlich über sie und ihre Zustände ein paar Striche hingezeichnet, wo dies um eines bedeutenderen Gegenstandes willen nöthig geworden war. Ich habe nach meiner Vertreibung diese meine Verhaltungsart nicht geändert und wohl hiemit genugsam bekundet, dass ich höhere Ziele im Auge hatte, als etwa eine Reform der universitären Misswirthschaft.

Rein zufällig und nicht auf meinen eignen Antrieb ist es meinerseits, zwar nicht zu einem eigentlichen Aufsatz über die Universitäten, aber doch zu einem über „die Universitätenfrage der modernen Gesellschaft" gekommen. Aber auch dieser bestätigt nur meinen allgemeinen Standpunkt, demzufolge nicht die Universitäten selbst, sondern die Schutzmittel der freien Gesellschaft gegen die übeln Einwirkungen der Universitäten das Hauptinteressezu bilden haben. Der fragliche Aufsatz kam auf eine Anregung hin zu Stande und hatte Schicksale, die auch sonst auf die Unannehmlichkeiten, denen ich zu begegnen hatte und habe, ein grelles Licht werfen und als Beispiel für Vielerlei hier eine Erwähnung verdienen. Im Sommer 1878 nämlich wendeten sich die Bayreuther Blätter des Herrn Richard Wagner an mich mit dem Ersuchen, für diese Zeitschrift eine Kennzeichnung der Universitäten zu arbeiten. Ich lehnte dies ab unter der kurzen und bündigen Hinweisung darauf, dass ich das Publicum des bayreuther Componisten zum grossen Theil für meine durchgreifende Behandlung der Sache für nicht empfänglich genug hielte. Allen den rückläufigen und romantischen Elementen gegenüber, aus denen sich der wagnersche Kreis zusammensetzte, würden sich die Blätter selbst schaden, wenn sie so etwas aus meiner Feder veröffentlichten. Zu meiner Ueberraschung beruhigte sich der Redacteur der genannten Blätter, Herr von Wolzogen, hiebei nicht, sondern wiederholte dringender seinen Antrag. Er machte geltend, aus der Universitätssphäre selbst könnten sie Niemand für eine solche Arbeit gewinnen, da die Herren sich fürchteten, und Andere seien nicht Sachkenner. Uebrigens sollte die Kritik der Universitäten grade recht scharf gehalten werden und meine Betheiligung an den Blättern würde in ihren Kreisen mit Freuden erwartet. Diesem dringlichen Ersuchen und diesen Versicherungen gegenüber glaubte ich die Sache wagen zu dürfen, zumal ich in Herrn Richard Wagner eine Sicherheit dafür zu haben glaubte, dass ich mich nicht in eine gemeine Pressbeziehung und deren zugehörige Unzuverlässigkeit zu begeben hätte. Freilich kam mir die Physionomie der Bayreuther Blätter, die in erster Linie eine musikalische Zeitschrift sein wollten, dabei aber auch politische Artikel und überhaupt Allerlei aus allen Gebieten der Literatur und Gesellschaft brachten, etwas sonderbar und unkünstlerisch zusammengesetzt vor. Indessen bedachte ich, dass der bayreuther Orpheus eben nicht blos Musiker, sondern auch eine Art Reformator sein wollte. So begriff es sich, dass er auch

gelegentlich ein Stück über die Universitäten aufzuspielen wünschte, und da er sich auf diese Musik selbst nicht verstand, mich dazu drängen liess, in diesem Fall den Kapellmeister zu machen. Ich sagte nun unter Hinausschiebung auf einen spätern Termin zu und nachdem ich vor Ablauf desselben noch besonders erinnert worden war, lieferte ich den Aufsatz. Hierauf erhielt ich die Nachricht, die Arbeit habe den vollsten Beifall des Herrn Wagner, der in allen Punkten mit mir übereinstimme. Er wünschte dieselbe als besondere Broschüre drucken zu lassen und wolle sie dann selbst in den Bayreuther Blättern dem Publicum empfehlen. Gegen die verabredete Aufnahme in die Blätter selbst wurden bedeutungslose kleine Einwendungen gemacht. Offenbar war meine Musik über die Universitäten dem Componisten nicht in allen Tonarten als seinen Blättern entsprechend erschienen. Die Töne waren zu rein und voll, und der Leisetritt, in welchem Herr Wagner mit seinen Blättern in manchen Angelegenheiten sich fortbewegt, contrastirte mit der ausdrucksvollen und festen Gangart meiner Gedanken. Auf eine besondere Schrift war der Aufsatz von circa einem Bogen nicht angelegt; ich hatte ihn eben als Journalartikel eingerichtet. Uebrigens war ich auch gewohnt, für die Veröffentlichung meiner Schriften selbst zu sorgen. Ich forderte daher sofort mein Manuscript zurück. Das Verfahren auf Seiten des Herrn Wagner hat einen hochgradigen Mangel an Loyalität verrathen. Erst mich mit allen Versicherungen der angeführten Art zu einer Arbeit veranlassen, die ich sonst nicht gemacht hätte, und dann aus kleinmüthiger Furchtsamkeit die entschiedenste und klarste Abmachung brechen, — das liess mich wieder lebhaft an die Allüren und die Frivolität gewöhnlicher Literaten denken. Ueberdies hatte ich hiemit zu meinen zwei früheren Affairen mit den Namensvettern des Herrn Wagner noch eine dritte.

Es blieb aber hiebei nicht. Ich musste erfahren, dass die übeln Dinge, wenn man einmal in sie hineingerathen ist, neue Uebel mitsichbringen. Die Illoyalität der Bayreuther wirkte fort, indem sie unter Anderm die Veranlassung wurde, dass ich in neue noch schlechtere Pressbeziehungen kam. Der Leser weiss, dass ich die Thätigkeit an Zeitschriften, sobald ich konnte und wesentlich schon im Lauf der sechziger Jahre, aufgegeben hatte. Als meine Bücher mich mehr in Anspruch nahmen und ich auch durch sonstige Thätigkeit zugleich für meinen Erwerb sorgen konnte, war ich froh, auf die Einlassung mit der Literatensphäre verzichten zu

können. Ich erhielt danach zwar von Zeit zu Zeit immer wieder Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft an verschiedenen Organen, lehnte diese jedoch der Regel nach ab. Ich hatte nämlich keine Lust, anders als in vollkommen freier und unabhängiger Weise zu schreiben, was gemeiniglich in den periodischen Veröffentlichungen wegen der Cliquen-, Partei- oder verlegerischen Geschäftsinteressen unzulässig ist. Man hat schon Schwierigkeiten, diese Freiheit in seinen eignen Büchern den verschiedenen Einflüssen gegenüber zu behaupten. Wenn ich nun 1879 mit der Betheiligung an einer Zeitschrift eine Ausnahme machte, so beruhte dies ebenfalls darauf, dass man nach einer ersten Ablehnung wiederholt in mich gedrungen war und ich überdies den von Bayreuth veranlassten Aufsatz sofort zur Verfügung hatte. Der letztere wurde denn auch in einer in Berlin unter dem Titel „Mehr Licht“ erscheinenden Wochenschrift im September 1879 gedruckt. Es war diese Wochenschrift, wie sich herausstellte, nicht weniger, sondern noch mehr ein Judenblatt, als sonst die sogenannten liberalen und radicalen, ja auch heimlich vielfach die conservativen Blätter in Deutschland zu sein pflegen. Ich hatte mich nicht nur durch einen schriftlichen Vertrag mit besondern Vorkehrungen gesichert, sondern auch noch die angebotene Bürgschaft eines gewissen Dr. Schläger, der sich gern öffentlich für meinen Anhänger ausgegeben hatte, mit mir aber nur ein paar Mal in Geschäftsangelegenheiten in Verkehr getreten war, angenommen. Dieser sogenannte Anhänger war bei der Wochenschrift mit Capital betheiligt und hatte aus eignem Interesse, um die Zeitschrift gewinnbringender zu machen und meinen Schriftstellernamen für dieselbe zu benutzen, meine Mitarbeiterschaft in Anspruch genommen und vermittelt. Da mir die ganze Sphäre aus einigen Anzeichen unsicher vorkam, so hatte ich mir jene Bürgschaft sowohl für die Honorarverpflichtungen als auch für das etwaige Davongehen mit Manuscripten leisten lassen. Trotzdem wurde ich um den grössten Theil des Honorars gebracht und mir noch überdies ein Manuscript über Robert Mayer unterschlagen, welches ich aller meiner Bemühungen ungeachtet nicht habe zurückerhalten können. Es fand ein Redactionswechsel und hiemit eine Verschlechterung des Journals statt, welches bald darauf einging. Da bei dem ursprünglichen Redacteur, dem unmittelbar gegen mich Verpflichteten, die Execution auf mir schuldige 300 Mk. fruchtlos ausfiel, so musste ich den Bürgen und zwar, da er sich jetzt seiner Bürgschaft entziehen, ja nicht einmal die ihm möglichen

Schritte zu meiner anderweitigen Befriedigung und zur Erlangung des erwähnten Manuscripts thun wollte, processualisch in Anspruch nehmen. Ich hatte bei diesem Process in der ersten Instanz keinen Erfolg und hatte demgemäss noch beträchtliche Kosten zu tragen, da mir in diesem Fall der Gegenstand die grosse und kostspielige Bemühung mit einer weitern Instanz, zumal nach der neuen jüdischen Processordnung, nicht werth schien. Die erste Instanz hatte mir schon eine zu unangenehme Probe geliefert. Der Entscheidungsgrund war einer, der in der Verhandlung nicht geltend gemacht worden war, so dass ich keine Gelegenheit gehabt hatte, ihn zu widerlegen. Die Nichtschriftlichkeit der Bürgschaft stand nämlich ihrer Gültigkeit nach Grundsätzen des Handelsgesetzbuchs nicht entgegen, da sie nicht blos zu einem Handelsgeschäft gehörte, sondern auch selbst wegen der capitalistischen Betheiligung des Bürgen an der Wochenschriftsunternehmung ein Handelsgeschäft war. Man umging jedoch diese und andere Thatsachen, die ich erweisen konnte, so dass nach einer ohnedies sehr unsicheren Auslegung bezüglich des Erfordernisses der Schriftlichkeit die Bürgschaft für unklagbar erklärt wurde. Einen der Willkür ausgesetzten Auslegungsstreit mochte ich nicht weiter verfolgen. Der sogenannte Anhänger ohne Schriftlichkeit wurde so rechtskräftig seiner Verbindlichkeit ledig.

Die kleine Geschichte hat übrigens hier nicht blos zur allgemeinen Charakteristik der Zustände und Schwierigkeiten, sondern auch zur Erläuterung des Capitels von meinen vorgeblichen Anhängern und sogenannten Freunden platzgefunden. Es gehörte nämlich der betreffende Herr zu denen, welche bei dem früher erwähnten Herrn Schäfer zusammengesessen hatten, um über den vermeintlich Todten zu verfügen. Um die Komik vollzumachen, war grade auch dieser Herr, der übrigens nicht selbständig, sondern nur als Mittel in anderer Leute Hand in Anschlag kommt, von seinen Mitfreunden dazu ausersehen gewesen, bei der von dieser Sippe in Scene zu setzenden, früher erwähnten öffentlichen Gedächtnissfeier die Rede über mich zu halten. Er hätte dabei gleich erzählen können, dass ich vor Kurzem um ein von ihm verbürgtes Honorar gekommen sei und dass er sich, trotz meines Ersuchens, dem entzogen habe, seine Verbindung mit den sonstigen an der Zeitschrift betheiligten Personen zur Erlangung desselben und eines unterschlagenen Manuscripts geltend zu machen. Glücklicherweise war jedoch der Todte so wenig ein Todter als solche

Anhänger und Freunde etwa Anhänger und Freunde waren. Ich hatte diese Anhängsel, deren Wesen ich stets kannte, immer so wenig als möglich an mich kommen lassen und nur an den Todten hatten sie sich näher heranzumachen gedacht.

Doch genug von dieser Misere gemeinster Hindernisse, die sich im Kleinen und Kleinlichsten an die Vertretung einer bedeutenden Sache knüpfen. Das gelegentliche Hinabsteigen in einige Beispiele dieser niedrigen Art kann für vieles Andere mitgelten. Das Publicum weiss meistens nichts davon oder denkt wenigstens nicht daran, welche aufreibende Anstrengungen und Widerwärtigkeiten es gekostet hat, die Schriften, die es liest, ans Licht zu bringen. Ich könnte von einzelnen Schriften umfassende Berichte aller der Schwierigkeiten liefern, die sich ihrer Herausgabe entgegenstellten und wie ich zugleich zu kämpfen hatte, um nicht verlegerisch durch Mehr- und Nachdruck bestohlen zu werden, ja wie ich ungeachtet aller Vorkehrungen dennoch um Theile der Honorare und andere Forderungen kam. Grade mit der Reife meines Schriftstellerrufs sind die Widerwärtigkeiten dieser Art wieder gestiegen. Die Feinde waren nun noch aufmerksamer und mit ihren Intriguen überall mehr bei der Hand. Allein schon bezüglich des Buchs über Robert Mayer sind Dinge vorgekommen, die sowohl die Unterdrückung des Buchs betrafen, als mich auch von einer andern Seite her um gerechte Forderungen brachten. Es würde jedoch zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen. Die Begegnung mit den Feinden oder Ausbeutern auf dem privaten Felde, welches sich der Oeffentlichkeit entzieht, ist wahrlich nicht der geringere Theil der Kämpfe gewesen, die ich im Interesse der Sache und meiner Erhaltung für dieselbe zu bestehen gehabt habe.

Wäre es mir nicht von vornherein meistens gelungen, falsche Freunde, die sich mir zu nähern suchten, immer bald ebenso zu durchschauen, wie in meinen Wissenschaftsgebieten die falschen Autoritätchen, so hätte ich unterliegen müssen. So aber nahm ich die Spione im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr, wie es sich gebührte, und die mannichfaltigen Exemplare dieser Gattung, mit denen ich es je länger je mehr zu thun bekam, glaubten mich auszuholen, umgarnt zu haben und zu benutzen oft grade in dem Augenblick, in welchem sie von mir das zu wissen und zu thun bekamen, was ich von ihnen colportirt und betrieben wünschte. Zur Sachkenntniss gesellte sich glücklicherweise bei mir auch

Menschenkenntniss und in den Geschäften die Vorsorglichkeit der juristischen Erfahrung. Wenn ich trotzdem in mehreren Fällen Nachtheilen nicht vorbeugen konnte, so lag dies nicht an meinen Grundsätzen. Auch bei dem umsichtigsten Verhalten müssen inmitten einer corrupten Umgebung und unsicherer Gesellschafts- und Rechtsverhältnisse, wie sie in Deutschland in dieser Zeit obwalteten, manche Vorkehrungen fruchtlos bleiben.

Die Anzahl der Feinde ist übrigens mir gegenüber nicht zu verwundern. Hätte ich nur in einer einzelnen Wissenschaft oder Lebensrichtung eine Sache zu führen gehabt, so würden es weit weniger geworden sein. Meine mehrfachen Gebiete brachten mir aber auch vervielfachte Anfeindungen. Hiezu kam, dass meine Behandlung der Wissenschaften ernst und praktisch war und demgemäss in das Leben eingriff. In ihr liess sich die Reform des Wissens von der des Lebens nicht getrennt halten. Das früher Dargelegte und zuletzt noch die hervorgehobenen Reformationspunkte haben gezeigt, wie mein ganzes Streben überall unmittelbar in die menschlichen Angelegenheiten eingreift. Eine entlegen theoretische Abwendung von den greifbaren Thatsachen ist wahrlich nicht der Stempel meiner Lehren. Es ist daher ein colossaler Unterschied, ob beispielsweise irgend ein vom Leben abgewendeter Metaphysiker gegen etwas eintritt, also etwa ein Schopenhauer gegen die Philosophieprofessoren, oder ob man die Kritik gelehrter Missstände mit politischem und gesellschaftlichem Wirklichkeitssinn ausführt. Der letztere Fall ist den am Schlechten Interessirten hundertmal unbequemer, als der Angriff eines Ideologen oder weltflüchtigen Idioten. Die Feinde und deren Anzahl erklären sich am besten, wo die Wahrheiten am lebensvollsten treffen.

4. Nicht blos in privater, sondern weit mehr und überwiegend in öffentlicher Hinsicht ist für mich ein Process lehrreich geworden, der von Herbst 1876 bis Spätsommer 1881 hingezogen wurde. Er gehört recht eigentlich unter die Rubrik dieses Capitels. Auch wird der Leser selbst, zumal wenn er juristisch sachverständig ist, im vollsten Maasse innewerden, dass die Umstände des richterlichen, durch drei Instanzen bis zum Reichsgericht erprobten Verhaltens nicht blos im öffentlichen Interesse denkwürdig, sondern auch derartig gewesen sind, dass sie, wohl und kühl erwogen, das intimste und unmittelbarste Studium eines ganzen Rechtszustandes ersetzen. Ich meine hier nicht ein Studium aus Büchern,

in welche derartige Dinge nur höchst ausnahmsweise übergehen, sondern eines aus der unmittelbaren Wahrnehmung, geschärft durch lange geübte Menschenkenntniss. Dies ist die Hauptseite der Sache, und die Nützlichkeit, sie zu würdigen, wird dieselbe Zeit hindurch fortbestehen, durch welche sich gleiche oder ähnliche Rechtsverhältnisse und Gerichtszustände hindurchschleppen mögen. Was aber mich selbst und meine Privatsache, die freilich auch hier mit meiner reformatorischen Sache zusammenhängt, speciell anbetrifft, so gehört dieser Fall zu den grössten Hemmungen und zu den schärfsten Conflicten, mit denen ich je zu schaffen gehabt habe. Er hat mich dem Werthe der directen und indirecten Schädigungen nach, eingerechnet die darauf verwendete Arbeit und das Entgangene, allergeringst veranschlagt, mit circa 3000 Mark betroffen. Jedoch hoffe ich, dass dafür auch die Förderung, die in der vollen Auserprobung und in der Verwerthung des intimen Einblicks bezüglich der Zustände liegt, als in Geld unschätzbar zu taxiren sein und dem entsprechend gute in Fleisch und Blut übergehende Folgen haben werde.

Es ist zuerst eine anscheinend kleine private Angelegenheit, mit welcher der Fall beginnt. Er ist zunächst eine Maassnahme meinerseits, die mir von einem meiner Verleger aufgenöthigt wurde, der mich in strafgesetzwidriger Weise ausgebeutet, d. h. durch den heimlichen Abzug und Verkauf einer bedeutenden Menge von contractswidrigen Mehrexemplaren betrogen und geschädigt hatte. In der juristischen Sprache heisst auch dies Nachdruck; es ist aber weit ärger als der gewöhnliche Nachdruck, den ein Verleger gegen den andern oder auch gegen einen fremden Autor begeht. Das Verhältniss zwischen dem Verfasser und seinem Verleger ist ein Vertrags- und mithin gewissermaassen auch Vertrauensverhältniss. Der Bruch eines Vertrages durch strafgesetzwidrigen Nachdruck ist hienach eine doppelte Rechtsverletzung.

Als die 2. Auflage meiner Geschichte der Philosophie in Angriff zu nehmen war, befand sich das betreffende berliner Verlagsgeschäft nicht mehr in den ursprünglichen Händen, sondern in denen eines gewissen Koschny, mit dem ich auf diese Weise nicht aus eigner Wahl in Geschäftsbeziehungen kam. Diesem hielt sein Schwiegervater, ein gewisser Lommel, von vornherein finanziell das ganze Verlagsgeschäft, welches er für ihn gekauft hatte. Bei dem Contract über die neue Auflage machte ich mir ausdrücklich aus, dass diese nur 800 Exemplare betragen sollte, damit schnell

eine dritte erforderlich würde, das Buch durch Verbesserungen und Nachträge auf dem Laufenden erhalten und so die mit gutem Erfolg gebrochene Bahn in das Publicum den Feinden gegenüber auch weiter zweckmässig verfolgt werden könnte. Das Honorar wurde demgemäss niedriger festgesetzt, als wenn eine grössere Auflage vereinbart worden wäre. Seit Anfang 1873 wurde nun das Buch, ebenfalls in Berlin, durch einen jüdischen Buchdruckereibesitzer Boll hergestellt. Ende 1874 verlegte Koschny sein Geschäft nach Leipzig, wo sein Schwiegervater viele Verbindungen hatte, starb aber nach circa einem Jahre plötzlich. Das Geschäft bestand nun als dasjenige der Frau fort, bei specieller Geschäftsführung und Aufsicht durch ihren Vater. Ich bemerkte bald an der unwahren Art von Auskunft, die ich über den Absatz meines Buchs erhielt, dass mein schon früher gehegter Verdacht eines Nachdrucks begründet sein müsse und dass man die Verwerthung dieses Nachdrucks gegen mich mit allerlei Winkelzügen zu sichern suche. Meine Nachforschungen in Berlin bestätigten meine Annahme. Mit einem Geschäft, in welchem strafgesetzwidrig gegen mich verfahren worden war, und in welchem ich noch fortwährend durch dessen Inhaber geschädigt wurde, konnte ich selbstverständlich Verlagsbeziehungen nicht fortpflegen und, soviel an mir war, überhaupt nicht weiter dulden. Ich versuchte jedoch erst auf aussergerichtlichem Wege das Verhältniss vertragsmässig aufzulösen, indem ich gar keine eigentlichen Entschädigungsansprüche machte. Nachdem sich indessen im Laufe der Verhandlungen die Verlagshandlung des Druckers versichert und diesen veranlasst hatte, mir zu schreiben, es seien nur 800 Exemplare in sein Geschäftsbuch eingetragen und könnten auch nicht mehr gedruckt sein, — nachdem also auf diese Weise das einzige Zeugniss, welches ich in einem etwaigen Process zur Verfügung haben würde, zunichte gemacht schien, glaubte der erwähnte Lommel eine gütliche Auseinandersetzung nicht mehr nöthig zu haben. So wurde ich, um meine Geschichte der Philosophie aus dem Verlag herausziehen zu können, im Herbst 1876 genöthigt, in Leipzig eine Strafverfolgung wegen Verbreitung von Nachdrucksexemplaren gegen Frau Koschny und Genossen anhängig zu machen.

Der Vertreter der Verlagshandlung, der in Leipzig geschäftsführende Commis Borg, erklärte nun vor dem dortigen Handelsrichter, ich sei blind, infolge dessen misstrauisch und hierauf sei mein ganzer Antrag zurückzuführen, dem jede sachliche Unterlage fehle.

Glücklicherweise hatte ich die Bücher des berliner Buchbinders Höhmsen privatim nachschlagen lassen und aus ihnen ergab sich, dass derselbe ausser den 800 ein Jahr später noch 200 Exemplare der Geschichte der Philosophie für Koschny geheftet hatte. Auf die Vorhaltung dieser Nachweisung und des zugehörigen eidlichen Zeugnisses von Höhmsen sah sich nun auch der als Zeuge vernommene Drucker Boll, (der vorher immer auf 800 bestanden hatte,) genöthigt, etwas nach der Seite der Wahrheit einzulenken. Koschny habe ihm gesagt, er habe auf 800 mit dem Verfasser contrahirt, werde aber etwas mehr Papier liefern, welches er verdrucken solle. Boll habe nun seinen Maschinenmeister beauftragt, dies zu thun, aber dabei 1000 nicht zu überschreiten. In sein Geschäftsbuch habe er nur den Druck von 800 eingetragen. Alle diese Punkte wurden nun von ihm beschworen. Jene Manier mit dem Auftrag, etwas mehrgeliefertes Papier zu verdrucken, ist eine übliche Verständigung zwischen Verleger und Drucker zum strafgesetzwidrigen Zusammenspiel behufs Uebervortheilung des Schriftstellers. Es lagen jetzt zwei eidliche Zeugnisse vor, von denen schon eines allein, (auch wenn es nicht durch das andere bestätigt worden wäre,) den Thatbestand des verübten Nachdrucks bewiesen hätte. Die 200 gegen den schriftlichen Contract seitens Koschny mehrgedruckten Exemplare waren schon allein durch die Höhmsenschen Bücher nachgewiesen. Das Reichsnachdrucksgesetz fordert unter allen Umständen, dass dem Antrage wegen Einziehung von Exemplaren, deren Nachdruckseigenschaft nachgewiesen ist, stattgegeben werde. Ich hatte bereits mehr als dies nachgewiesen. Gegen die Inhaber der Verlagshandlung musste der durch die Buchbinderbücher und Zeugnisse erwiesene Nachdruck des verstorbenen Koschny nach Vorschrift des Gesetzes allermindestens die gerichtliche Confiscation des noch vorzufindenden Restes von Nachdrucksexemplaren zur Folge haben, und der leipziger Richter hätte hierauf meinem Antrage gemäss zu erkennen gehabt. Ueberdies ging aber mein Hauptantrag gegen Frau Koschny und Genossen d. h. gegen Lommel und, (nachdem die wissentliche Betheiligung völlig sichtbar geworden war,) auch gegen Boll sowie überhaupt gegen die etwa noch im Verlagsgeschäft zu ermittelnden Theilnehmer und zwar wegen Verbreitung von Nachdrucksexemplaren beziehungsweise Beihülfe dazu, auf Erkennung gesetzlicher Geldstrafe nebst einer dem Gesetz entsprechenden, die Entschädigung für mich darstellenden Privatbusse, die nach dem

Gewinn aus den entwendeten Exemplaren bemessen war. Die Exemplare wurden von dem Geschäft nach dem Willen der Frau Koschny und der an der Geschäftsführung Betheiligten während des Processes frisch fortverbreitet. Bei dem Vergehen der Verbreitung, welches vom Nachdruck selbst zu unterscheiden ist, fordert das Reichsnachdrucksgesetz, dass der Verbreiter, wenn er bestraft werden soll, von der Nachdruckseigenschaft der von ihm verkauften Exemplare gewusst habe. Das Gesetz hatte hiebei die Sortimentsbuchhändler vor Augen, die allerdings oft genug nicht in der Lage sind, Nachdrucksexemplare von rechtmässigen zu unterscheiden. Bei einem Verleger versteht es sich von selbst, dass ein Wissen seinerseits von seinem eignen Nachdruck nicht fehlen und ihm auch dann nicht abgehen kann, wenn er ihn nicht etwa in Person verübt, sondern ihn nur durch die Geschäftsbücher und den Contract vor Augen hat.

In diesem Falle war die Frau mit ihrem geschäftsführenden Vater die Nachfolgerin im Verlagsgeschäft und hatte, wie ich durch Brief ihrerseits erwies, sich auch persönlich mit den Geschäftsangelegenheiten abgegeben. Sie und ihr Vater dirigirten von ihrem Wohnorte Strigau aus jede kleinste Verlagsangelegenheit. Nachdem ihnen meinerseits über den Nachdruck Vorstellungen gemacht waren und da sie diesen Nachdruck nicht blos in ihren Geschäftsbüchern vor sich hatten, sondern auch durch den Drucker, mit dem sie sich deswegen in Verkehr gesetzt hatten, bestätigt erhalten mussten, wenn sie ihn wirklich noch erst kennenzulernen gehabt hätten, — so konnte bei dem dennoch fortgesetzten Verkauf der Exemplare auch schon allein nach diesen Umständen nicht im Entferntesten von gutem Glauben die Rede sein. Ueberdies hatte ich aber dem instruirenden Richter auch noch jenen bollschen Brief eingereicht, durch welchen das Zusammenspiel von Frau Koschny mit dem Drucker, den Nachdruck zu verhehlen, handgreiflich geworden war. Der Drucker Boll hatte mir nämlich 1876 während meiner ersten gütlichen Verhandlung mit Lommel geschrieben, er habe, veranlasst durch die koschnysche Buchhandlung, seine Bücher nachgeschlagen und könne demgemäss versichern, dass nicht mehr als 800 gedruckt sein könnten. Mündlich hatte er vorher in einer indirecten Mittheilung an mich den Mehrdruck von 200 schon eingeräumt, aber seine wissentliche Betheiligung verschwiegen. Nun nahm er in dem fraglichen Brief Alles zurück, unter der ausdrücklichen Hinweisung darauf, dass, wenn er früher etwas Anderes

mitgetheilt habe, dies ein Irrthum gewesen sei. Jener Brief war nicht blos offenbar, sondern ausdrücklich auf Veranlassung der koschnyschen Buchhandlung geschrieben, bewies also für Jeden, der eine Einsicht in die Sache zu haben willens war, dass ich seitens der koschnyschen Verlagshandlung getäuscht werden sollte, damit ich gegen den Nachdruck ohne Mittel bliebe, die Exemplare weiter verkauft werden könnten und der bis dahin gemachte sowie noch weiter zu machende unrechtmässige Gewinn bei dem Inhaber der Verlagshandlung bliebe. Es hatte sich also auch Boll nicht nur, wie es schliesslich in seinem eignen Zeugniss zu Tage gekommen, des Vergehens der wissentlichen Beihülfe zum ursprünglichen Nachdruck des verstorbenen Koschny schuldig gemacht, sondern auch ausserdem, wie sein früherer Brief selbst nunmehr sichtbar machte, das Vergehen der Beihülfe zur Verbreitung von Nachdrucksexemplaren begangen, indem er Frau Koschny und Genossen in der Verhehlung des Nachdrucks gegen mich unterstützte. Von den Umständen, die für die äusserliche und sich nicht sonderlich in die Sache vertiefende Beurtheilung seitens eines Dritten und auch für die richterliche Befassung oft zu fein sind, machte ich natürlich keinen Gebrauch. Auch schweige ich hier davon, indem ich einzig und allein bemerke, dass sie sich auf das Zusammenfallen und gegenseitige Entsprechen der Zeitpunkte und Thatsachen in den Briefen Lommels und Bolls an mich bezogen. Sie hatten persönlich für mich Werth, als ich den Nachdruck selbst aus den höhmsenschen Büchern noch nicht nachgewiesen hatte, waren aber als zu umständliche Indicien entbehrlich, da die handgreiflichen Beweise nunmehr schon an sich genügten.

5. Trotzdem nun auf diese Weise gegen Frau Koschny und Genossen alle Erfordernisse der strafbaren Verbreitung von Nachdrucksexemplaren juristisch feststanden, so erhielt ich, anstatt des erwarteten Erkenntnisses über die gegen Frau Koschny spruchreife Sache, eine handelsrichterliche Verfügung, welche unter Auflegung der Kosten des bisherigen Verfahrens auf mich die ganze Sache beseitigte. Sie ging davon aus, dass noch erst eine Untersuchung einzuleiten wäre und lehnte diese Einleitung sowie eine Beschlagnahme von Exemplaren ab. Gegen Frau Koschny fehle es an jedem Anhaltspunkt für ein rechtswidriges Bewusstsein bei der Verbreitung. Für Lommel und Boll wäre aber das leipziger Gericht nicht zuständig. Die gerichtliche Beschlagnahme der Exemplare diene nur der Untersuchung und sei mit deren Ablehnung ebenfalls abzuweisen.

Dies war das Ergebniss eines halbjährigen Actenaufhäufens und grosser persönlicher Bemühungen meinerseits, die in der Entdeckung und Nachweisung des Nachdrucks einen in derartigen Fällen seltenen Erfolg gehabt hatten. Ich sage Erfolg; — denn es gehört viel gutes Glück dazu, die von Verlegern und Druckern wohlumhüllten Operationen zu demaskiren und noch gar schriftliche Indicien für das rechtswidrige Bewusstsein der durch einen Nachfolger des nachdruckenden Verlegers fortgesetzten Exemplarverbreitung zu erlangen. Alles Wesentliche an den Feststellungen hatte ich in eigner Person betrieben. Da jedoch sich herausstellte, wie das sächsische Verfahren in einer Weise vor sich ging, die preussischen Richtern nicht nur unbekannt, sondern auch unverständlich war, hatte ich bald einen leipziger Advocaten angenommen. Mangel an genügender Localkenntniss der Personen hatte mich an Jemand gerathen lassen, der, wie ich zu spät erfuhr, mit den marxistischen Socialdemokraten und speciell mit deren verjudetsten Führern die intimsten persönlichen Freundschaftsbeziehungen pflegte und selbst zu dieser Partei oder vielmehr Clique gerechnet wurde. Diese marxistischen oder, was dasselbe heisst, theils jüdischen theils verjudeten Macher in sogenannter Socialdemokratie waren aber nicht etwa nur meine Gegner, sondern, wie es sich ihrerseits einem Manne gegenüber, der die Sache der Menschheit und Arbeit ehrlich und ernst nahm, auch ziemte, meine Feinde, die mich in persönlicher Hinsicht und mit allen schlechten Mitteln nach Kräften zu schädigen suchten. Man wird mir zugeben, dass es unter allen Umständen nicht besonders angenehm sein kann, einen Freund des Feindes zum Advocaten zu haben. Nachdem ich aber einmal mir unwissentlich die Unannehmlichkeit zugezogen, glaubte ich die Rücksicht nehmen zu müssen, so gut es gehen wollte, die Sache auch unter diesen Verhältnissen weiter zu führen. Die Hauptthatsachen waren, ehe ich den Advocaten annahm oder er eine Hand rührte, durch mich bereits zur gerichtlichen Feststellung gelangt, und ich musste voraussetzen, es könne sich Angesichts der spruchreifen Sache nur noch um Unwesentliches und Formalien des sächsischen Rechts handeln. Ueberdies hatte der Advocat von vornherein mehrere Monate lang nichts gethan, was mich nöthigte, selbst den erforderlichen Schriftsatz an das Gericht einzureichen. Anstatt nun, wie ich es nach meiner Kenntniss besserer Advocatensitte erwartete, den Wink zu verstehen und hieraufhin mir das Mandat, unter Production von

Entrüstung über meine Einmischung und thatsächliche Correctur seines Nichtsthuns, vor die Füsse zu werfen, setzte er einen eignen Schriftsatz darauf. Dieser machte, da das Gericht den meinigen bei der erwähnten abweisenden Verfügung im Wesentlichen unbeachtet liess, meine correcte Arbeit in der That unnütz. Der Advocat hatte nämlich, trotzdem das Reichsnachdrucksgesetz bei der Verbreitung rechtswidriges Bewusstsein verlangt und blosse Fahrlässigkeit nicht als Verurtheilungsgrund gelten lässt, seinen Antrag auf Fahrlässigkeit der Frau Koschny gegründet. Meine eigne Ausführung war unter Einreichung des bollschen Briefs auf das rechtswidrige Bewusstsein gegangen. So hatte ich das Vergnügen, in der erwähnten abweisenden Verfügung zu lesen, dass Denunciant (so, und nicht wie es dem Reichsnachdrucksgesetz entsprach, als Antragsteller bin ich fünf Jahre lang durch alle Stadien und Instanzen des Processes bezeichnet worden) — dass also Denunciant wegen der fälschlichen Berufung auf Fahrlässigkeit auf das Reichsnachdrucksgesetz zu verweisen sei. Mein correctes Schriftstück, welches den Fehler des Advocaten im Voraus richtiggestellt hatte, schützte mich also nicht dagegen, dass die damit im Widerspruch stehende falsche Wendung des Advocaten mir noch besonders angerechnet und, was das Schlimmste war, als Hauptgrund der Verweigerung einer Untersuchung hervorgekehrt wurde.

Was als sächsisches Verfahren mir aus diesem Process zum Theil erst bekannt wurde, ist für das Verständniss nicht gleichgültig. Die Staatsanwaltschaft ist ausgeschlossen und der Handelsrichter zuständig. Mein Process wurde sogar seitens des Gerichts von vornherein nach Art einer Civilklage genommen. Es hiess gerichtsseitig zuerst immer Kläger und Beklagter, bis ich endlich durch die Hinweisung darauf, dass ich nach Reichsgesetz ein Strafverfahren beantragt hätte, ohne sonstige Veränderung in der Form und Haltung der Proceduren zu der Errungenschaft gelangte, dass nunmehr consequent von Denunciant und Denunciaten geredet wurde. Diese anscheinend kleinen Umstände sind für den Kenner des thatsächlichen Reichsstrafrechts und der Gerichtsgebräuche kennzeichnend. Nach einiger Zeit kam ich auch dahinter, wie das ganze Verfahren ein rein schriftlicher Actenprocess ohne öffentliche, ja ohne mündliche Verhandlung war. Dies geheime schriftliche Verfahren stand im Gegensatz nicht nur zum preussischen, sondern auch zu den sonstigen gewöhnlich vor-

ausgesetzten modernen Formen, die ebenfalls für das Nachdrucksverfahren eine öffentliche mündliche Verhandlung kennen. Die particulare Eigenthümlichkeit sächsischer Handelsgerichte und insbesondere der für die Interessen des in Leipzig concentrirten Buchhandels vortheilhaften Behandlungsart habe ich erst aus meinem Processe in allen Instanzen gründlich kennengelernt. Vergebens habe ich die Reichsgesetze geltend zu machen versucht, die bekanntlich nach einer ausdrücklichen Verfassungsbestimmung den Landesgesetzen vorgehen.

So ist nach dem Reichsstrafgesetzbuch für alle Antragsvergehen vorgeschrieben, dass gegen alle Betheiligte zusammen verfahren werden müsse, und dass, wenn der Antrag nur gegen einen Betheiligten gestellt sei, das Verfahren sogar von Amtswegen auf alle auszudehnen sei. Diese Untheilbarkeit der Anträge war auch von den Commentatoren des Reichsnachdrucksgesetzes zum Ueberfluss noch ausdrücklich als processualisch maassgebend hervorgehoben. Meine einschlagenden Berufungen auf den betreffenden Paragraphen wurden aber in allen Instanzen unbeantwortet gelassen, und die Ausschliessung Lommels und Bolls vom Verfahren blieb eine Thatsache. Sie entzog mir nicht nur solidarisch für die Busse Haftbare, sondern überhaupt die Möglichkeit, das Zusammenspiel der verschiedenen Personen durch den Zusammenhang sichtbarer zu machen; denn in isolirter Weise bei den verschiedensten Gerichten liess sich der Fall ohne die grösste Unbequemlichkeit nicht behandeln, ganz abgesehen davon, dass diese Gerichte nach Reichsgesetz sich hätten weigern können, ihn in Trennung von dem leipziger Process in Angriff zu nehmen. In letzter Instanz mussten überdies alle Fäden ja doch wieder bei dem damaligen Reichsoberhandelsgericht in Leipzig zusammenlaufen.

Nach einer Beschwerde gegen die erwähnte abweisende Verfügung bei den weiteren beiden Instanzen bis zum Reichsoberhandelsgericht kam auch keine einfache Anweisung des Untergerichts heraus, die meinem Antrag entsprechende Untersuchung zu erledigen. Es wurde nur die Einleitung einer Untersuchung auf Nachdruck behufs eventueller Einziehung der etwa noch vorfindlichen Exemplare verfügt und dabei rein hypothetisch bemerkt, dass, wenn sich bei dieser Gelegenheit nöthigende Umstände ergeben sollten, die Untersuchung dann auf eine wissentliche Verbreitung von Nachdrucksexemplaren ausgedehnt werden könne.

Besonders betont wurde noch, dass die Untersuchung aber grundsätzlich auf Letzteres hin nicht zu führen sei. Der Sinn war also kurz folgender. Es bleibt dabei, dass zunächst eine Untersuchung im Sinne meines Hauptantrags garnicht als eingeleitet gilt und überhaupt principiell garnicht geführt wird. Ergiebt aber das grundsätzlich auf den Nachdruck des verstorbenen Koschny zu beschränkende Verfahren dessen ungeachtet nebenbei und zufällig Verdachtsumstände im Sinn einer Verbreitung mit rechtswidrigem Bewusstsein, so sei ja das Untergericht in der Möglichkeit, alsdann die Untersuchung auf diesen Punkt zu richten. Boll und Lommel aber bleiben, wie gesagt, unter allen Umständen ausgeschlossen.

Man vergleiche nun. Ich musste nach meiner Würdigung der Sache annehmen, dass sie, abgesehen von Lommel und Boll, gegen Frau Koschny theils spruchreif theils bis auf ein paar untergeordnete Formalien zur Urtheilsfassung fertig wäre. Die Einziehung der Exemplare war, da der Nachdruck durch Bücher und zwei eidliche Zeugnisse erwiesen, sofort auszusprechen gewesen. Dies war der offenbarste und handgreifliche Punkt; aber auch im Uebrigen konnte es sich nur noch um die Recognoscirung des erwähnten bollschen Briefs handeln, damit dem Schluss auf das rechtswidrige Bewusstsein auch diese Beweisunterlage in aller Form fertig zu Grunde läge. Statt dessen wurde gerichtsseitig bei der Beschwerde in den höhern Instanzen sogar der Nachdruck selbst nur als einigermaassen bescheinigt bezeichnet. Unter Bescheinigung versteht man bekanntlich die Angabe der Beweismittel. Hier war aber der Beweis bereits fertig erhoben; denn die beiden eidlichen Zeugnisse waren doch etwas Anderes, als wenn ich blos angeführt hätte, solche Zeugen sollten noch erst vernommen werden. Auch vergesse man bei der Würdigung der Sache nicht, dass nicht etwa noch eine Beweisverhandlung zu erwarten war, sondern das Verfahren ganz formlos weder Abschnitte eines gegliederten Strafprocesses noch den geregelten Schriftwechsel eines Civilprocesses aufwies. Instruirend verfügender Richter und erkennender Richter waren dieselben Personen.

6. Geduld und guter Glaube veranlassten mich, den Advocaten nunmehr, nachdem er einmal angefangen hatte, sich zu betheiligen, auch gewähren zu lassen. Anfangs 1878 fand ich aber die Lage des Verfahrens bedenklich zurückgegangen. Ich sah, dass, wenn ich nicht eingriff, nicht einmal ein den Nachdruck an-

erkennendes Urtheil erfolgen könnte. Theils in Folge der gerichtsseitigen Maassnahmen theils durch die auf denselben Erfolg hinführenden Anträge des Advocaten war ein anscheinender Gegenbeweis im Gange, auf dessen thatsächliche juristische Unhaltbarkeit ich nach den bisherigen Erfahrungen zu zählen nicht mehr Lust hatte. Aus den wenigen Abschriften, die ich zur Beobachtung der Sache vom Advocaten eingefordert hatte, ersah ich, dass ich hart vor einer zweiten Abweisung, nämlich durch Endurtheil, stand. Der Advocat erklärte mir überdies, dass, wenn ich nicht noch etwas hätte, er seinerseits Angesichts des bevorstehenden Actenschlusses keine Anträge mehr zu stellen habe. Unter jenen Abschriften befand sich auch eine Vernehmung des früher erwähnten Borg, des in der Buchhandlung geschäftsführenden Commis der Frau Koschny. Diese Vernehmung zielte begreiflicherweise auf Entlastung der Frau Koschny ab. Ich war entrüstet, dass mein Advocat dagegen nicht protestirt hätte, und auch im Hinblick auf allerlei andere Umstände ging Angesichts der Gefahr meine Geduld und Rücksicht zu Ende. Ich reichte sofort zu den Acten die Erklärung ein, dass ich das an Herrn Freytag übertragene Mandat zurücknähme, und liess mir die leipziger Gerichtsacten auf das berliner Stadtgericht zur persönlichen Vorlegung an mich kommen, um selbst zu Anträgen in der Lage zu sein.

Auf mein Andringen war schon früher die Beschlagnahme von circa 60 noch vorgefundenen Exemplaren erfolgt. Bis dahin hatte die Koschny noch immer verkauft. Das rechtswidrige Bewusstsein war ausser aus den übrigen Umständen auch noch besonders darin zu finden, dass sie selbst Angesichts des Nachdrucksprocesses und nach ihrer unter Vorlegung der Acten erfolgten Vernehmung den Verkauf nicht eingestellt hatte. Wenigstens war bei dem erwähnten Beschwerdeverfahren von den höhern Instanzen dieser Punkt als etwas zugestanden worden, was allenfalls noch fraglich sein könnte. Im Laufe des Processes während des nächsten Jahres, wie ich ihn selbst führte, enthüllte mir nun eine Verfügung des Untergerichts über diesen Punkt die ganze Situation vollends. Der Actenschluss hatte schon am Anfang des Jahres 1878 stattfinden sollen. Dadurch aber, dass ich an die Stelle des Advocaten trat, wurde es mir möglich, die sonst schon reife und unfehlbare Sache abzuwenden und dem Gange des Verfahrens wieder einigermaassen die ursprüngliche Richtung und Haltung zu geben. Ich liess es nicht an Hervorhebungen dessen fehlen, was gerichts-

seitig juristisch unzulässig gewesen und dennoch geschehen war. Beispielsweise berührte ich auch die Vereidigung des Commis Borg, bei dem nicht nur das Dienstverhältniss zur Angeschuldigten, sondern auch der Umstand, dass er selbst die Nachdrucksexemplare verkauft hatte, also seine Theilnahme an dem fraglichen Vergehen nahe lag, nach den sonst bei den Gerichten üblichen Maximen blos informatorische Befragung, aber keine eidliche Vernehmung gestattete. Auf diese Rüge, dass in ihm gleichsam die Gegenpartei selbst zu ihren eignen Gunsten vereidigt worden sei, antwortete das Gericht, dass dieses auf Antrag meines Advocaten geschehen sei. Der Richter hätte aber die Vereidigung trotz dieses Antrages nicht vornehmen dürfen, wenn er von den allgemein beobachteten Grundsätzen nicht abweichen wollte. Von jener eidlichen Vernehmung hatte ich durch den Advocaten Herrn Freytag eine Abschrift erhalten, in welcher der Vermerk der stattgehabten Vereidigung weggelassen war. Erst nachdem ich Herrn Freytag den Abschied gegeben und selbst Kenntniss von den Gerichtsacten genommen, hatte ich aus diesen die Thatsache dieser wesentlichen Vereidigung erfahren. Beiläufig sei hier bezüglich des Rechtsanwalts Freytag bemerkt, dass ich ihm auf seine Gebührenrechnung erklärt habe, aus seiner Art der Befassung mit meinem Process eher eine Entschädigungsforderung an ihn zu haben als eine Verpflichtung. Obwohl er mich noch später und sogar nach Jahren wiederholt gemahnt, bin ich bei dem wohlüberlegten Entschluss verblieben, in diesem Fall ohne Zwang nicht zu zahlen und habe ihm dies nochmals erklärt.

In den weitern Lauf des Processes fiel die Verurtheilung des Commis Borg wegen Unterschlagung zu 19 Monaten und die Abbüssung dieser Strafe. Da auf mein Andringen der Borg als Genosse und Theilnehmer der Frau Koschny bei der rechtswidrigen Verbreitung der Nachdrucksexemplare als Mitangeschuldigter gelten gelassen werden musste, so schwächte dieser Umstand die Benutzbarkeit seines auf Entlastung der Koschny abzielenden Zeugnisses ab. Ueberdies kam auch noch bei einer, freilich nur auf den koschnyschen Nachdruck gerichteten und auf diese Weise eingeschränkten Untersuchung von Geschäftsbüchern, die sich in der Koschnyschen Buchhandlung vorfanden, heraus, dass grade dasjenige Buch, in welchem der Verkauf der Nachdrucksexemplare handgreiflich war, sich mit einer falschen, offenbar nachträglich angebrachten Jahreszahl versehen fand, die es erklärlich machen

sollte, dass seitens der Koschny und des Borg falsche, den Nachdruck verhehlende Bücherauszüge dem Gericht vorgelegt waren. Diese borgschen Auszüge hatten zuerst sogar für den Richter als glaubhafte Zeugnisse gegolten, obwohl der Borg von vornherein nichts weiter als der Vertreter der Angeschuldigten und der Verkäufer der Nachdrucksexemplare war. Ein Verlagsbuch hatte sich nicht vorgefunden; es war und blieb verschwunden und meinen Anträgen, es bei der Koschny und dem Lommel in Strigau einzufordern, wurde seitens des Richters keine Folge gegeben.

Im Wesentlichen kam der Process bezüglich der belastenden Thatsachen trotz allerlei Proceduren nie um einen Schritt über den Punkt hinaus, auf welchen ich ihn schon in den ersten Monaten 1877 mit der Vernehmung Höhmsens und Bolls und meinen darauf gestützten Anträgen selbständig gebracht hatte. Unter dem Rechtsanwalt, d. h. als das Gericht nicht unmittelbar mit mir zu thun hatte, war der Process sogar zu meinen Ungunsten zurückgegangen. Nach meiner persönlichen Wiederaufnahme bestätigte sich mir bald handgreiflich, dass ich den Kampf gegen die Gegenpartei und überhaupt das Processobject erst als eine Angelegenheit zweiter Ordnung zu betrachten immer mehr genöthigt sein würde. Der Gegensatz, in welchem sich das Gericht zu meinen Anträgen von vornherein befunden hatte, trat wider meinen Willen immer schärfer in die erste Linie und überschattete alles Uebrige. Von dem Process liess sich ein Ende nach dem bisherigen Tempo noch nicht absehen. Mein Buch fehlte im Buchhandel bald ein Jahr. Ich liess daher in einem andern Verlage Mai 1878 eine 3. Auflage erscheinen, der ich als Anhang eine Hinweisung auf meine Befugniss dazu und einige Bemerkungen über den schwebenden Process hinzufügte. Nach preussischem Recht band mich der Contract mit Koschny nicht weiter, da er durch den Nachdruck in strafgesetzwidriger Weise verletzt war und ich hiedurch unter allen Umständen das Recht des Rücktritts erlangt hatte. Die Erweisung des Nachdrucks hielt ich aber für so gesichert, dass ich hieraufhin, auch Angesichts aller leipziger gerichtlichen Eventualitäten, jenen Schritt glaubte wagen zu können und zu müssen, um mein Buch, welches sonst mehrere Jahre lang dem Handel entzogen gehalten worden wäre, dem Publicum wieder zugänglich zu machen.

7. Wie schon gesagt, sind für den weitern Process nur die verfliessenden Jahre, aber keine sächlichen Vermehrungen zum

Thatsachenmaterial hinzuzufügen. Dagegen wurde in Beziehung auf die richterliche Processleitung, wie bereits einmal erwähnt, eine eigengeartete Verfügung vom 12. Juli 1878 zum kennzeichnend hervorstechenden Punkt und zum Angelpunkt, um den sich meine weiteren Beschwerden über die ganze Gestaltung des Processes gruppirten. In den Besitz dieser Verfügung kam ich durch eine besondere Gunst des Zufalls. Ich befand mich nämlich in Wildbad. Die leipziger Acten kamen nach dem württembergischen Oberamtsgericht Neuenbürg, und der dortige Richter, der sich für den mir als bekannterem Schriftsteller zugestossenen und ihn in der nähern Gestaltung sichtlich befremdenden Process zu interessiren schien, legte mir keine Hindernisse in den Weg, als ich nach Kenntnissnahme vom Acteninhalt um die dortige Ausfertigung einer beglaubigten Abschrift jener mich sofort frappirenden, wenn auch nach allem Früheren nicht grade überraschenden Verfügung ersuchte. Diese Verfügung war an den preussischen Richter in Strigau adressirt und betraf einen entscheidenden Kernpunkt des Processes, jenen schon oben erwähnten Punkt, dass die Koschny nach stattgehabter richterlicher Vorlegung aus den Acten und Mittheilung des Sachverhalts aus denselben doch handgreiflich als von der Nachdruckseigenschaft der Exemplare wissend anerkannt werden müsse und von nun an sichtlich nicht mehr in gutem Glauben weiter verkauft haben könne. Der leipziger Richter hielt sich daran, dass bei Erledigung jener Vorlegung kein ausdrücklicher Vermerk darüber im Protocolle stand, es seien der Koschny bei der Kenntnissgebung von dem Acteninhalt die Zeugnisse Höhmsens und Bolls mitbekanntgemacht. Es verstand sich dies jedoch von selbst und es war juristisch anzunehmen, dass der preussische Richter seine Schuldigkeit gethan und der Koschny die Hauptbelastung nicht würde verschwiegen haben, zumal ein anderer wesentlicher Acteninhalt nicht vorhanden gewesen war. Ueberhaupt hatte ein so specieller Vermerk garnicht in das Protocoll kommen können, da die Thatsache, um die ès sich handelte, schon in dem allgemeinen Vermerk über die Erledigung der Kenntnissgabe aus den Acten unter Vernehmung auf das Vergehen enthalten war. Der leipziger Richter aber ersuchte in seiner Verfügung den preussischen Richter unter mehreren andern Punkten auch darum, die Koschny darüber zu befragen, ob ihr jene Zeugnisse Höhmsens und Bolls vorgelegt worden wären. Verneinte sie dies, so ersuchte er weiter um einen amtlichen speciellen Ver-

merk dieser Verneinung in den Acten. Dem preussischen Richter war hienach nur die Verneinung als erheblich bezeichnet. Er hatte, wenn er sich streng an die Requisition hielt, unter Erledigung der übrigen Punkte derselben eine etwa bejahende Antwort der Koschny einfach als unerheblich aus dem Protocoll wegzulassen. Hienach aber musste ich den Process, der durch den höherinstanzlichen Richter schon als von diesem Umstande abhängig erklärt war, in jedem Falle verlieren. Die Bejahung der Frage konnte nicht in die Acten kommen. Es hiess nämlich in dem Ersuchen der fraglichen Randverfügung wörtlich: „sie“ (die Wittwe Koschny) „zu befragen, ob ihr bei ihrer Vernehmung am 27. April 1877 die beschworenen Aussagen Höhmsens und Bolls vorgehalten worden seien, welche Thatsachen man im Verneinungsfalle amtlich zu den Acten zu constatiren bittet.“ Wäre der Zusatz „im Verneinungsfalle“ weggeblieben, so wäre die Randverfügung an sich allenfalls in Ordnung gewesen. So aber brachte dieser einzige Zusatz den schon erläuterten, nur nach der einen Seite weisenden Sinn hervor und schloss die Constatirung einer richtigen, der juristischen Vermuthung entsprechenden und, sei es durch die Koschny selbst, oder durch den requirirten Richter zu machenden Angabe von vornherein aus. Es ist dabei noch daran zu erinnern, dass so etwas bei einem reinen Actenprocess, der durch keine mündliche oder öffentliche Verhandlung ergänzt wird, von entscheidender Bedeutung sein muss. Was hiebei nicht in den Acten steht, gilt für die Entscheidung nach dem bekannten Sprüchwort als nicht in der Welt.

Mir blieb nichts übrig, als nachträglich diesen Act der Processleitung noch bei derselben Instanz als etwas zu signalisiren, was mir nicht entgangen, und dessen Unzulässigkeit ich zu würdigen wüsste. Mit dem Jahresschluss 1878 erfolgte nun ein Urtheil erster Instanz, welches auf Nachdruck und Einziehung der Nachdrucksexemplare erkannte, mich aber mit meinem Hauptantrage gegen die Koschny und Genossen (d. h. den Borg) bezüglich öffentlicher Geldstrafe und einer die Entschädigung vertretenden Privatgeldbusse abwies. Die bedeutenden Processkosten wurden zu zwei Dritteln der Koschny aufgelegt, unter der Grundangabe, dass sie doch bezüglich des Nachdrucks, also der Einziehung der Exemplare, ihre Sache verloren habe. Die übrigen Kosten wurden auf die Staatscasse übertragen, Borg aber nicht blos gleich der Koschny von dem Vergehen der wissentlichen Verbreitung von

Nachdrucksexemplaren freigesprochen, sondern auch mit Kosten nicht belastet. Der Commis Borg war seit Jahren das Mittel der Geschäftsführung der Koschny und des schon öfter erwähnten Louis Lommel gewesen; ihm hatten die Geschäftsbücher jeden Augenblick zur Verfügung gestanden und er hatte von vornherein die Bemessung der Anzahl der rechtmässigen Auflage auf 800 gekannt.

So hatte denn die erste Instanz von Herbst 1876 bis Anfang 1879 in Anspruch genommen. Ich war um jede Frucht aller Bemühungen gekommen; denn die gerichtliche Einziehung der circa 60 Exemplare war thatsächlich ohne Nutzen. Mit der Versagung der Privatgeldbusse war mir auch die Entschädigung, die darin mitbeantragt war, mitversagt. Ich appellirte selbstverständlich; aber meine einschlägige Appellationsschrift wurde wegen einer Stelle, welche eine Beschwerde über die Processleitung enthielt, mit einem Strafantrag gegen mich wegen verleumderischer Beleidigung des leipziger Handelsgerichts beantwortet. Es geschah dies unter Berufung auf eine Stelle, in welcher ich mich dahin ausgesprochen hatte, es sei vom ersten Richter für die Feststellung des rechtswidrigen Bewusstseins und den Schluss auf dasselbe nichts geschehen, dagegen jener früher erwähnte Anhaltspunkt (ich weiss nicht mehr genau, ob der angeschuldigte Ausdruck speciell von mir selbst gewählt worden war) entfernt worden. Der Ausdruck „weggeräumt", den ich statt entfernt oder beseitigt gebraucht haben soll, wurde der Form wegen als beleidigend angeschuldigt. Wenn das Wort wegräumen schon an sich eine beleidigende Ausdrucksform ist und mir nachgewiesen würde, ich hätte sie gebraucht, so konnte mir aller Beweis der Wahrheit des thatsächlichen Gehalts und Sinnes meiner appellatorischen und zugleich disciplinarischen Beschwerdeausführung allerdings nichts helfen. Ich konnte zwar nicht wegen Verleumdung, aber wohl wegen einer als beleidigend erachteten Form des Ausdrucks verurtheilt werden. Ein exactes Mittel oder gar ein Barometer zur Messung der Schwere der Ausdrücke und eine Bestimmung des Punktes, bei welchem ein Wort oder Satz blos seiner Form wegen anfängt, von einem Gericht als beleidigend erachtet werden zu können, — ein solches für die gerichtliche Beurtheilung maassgebendes Instrument giebt es nun einmal nicht. So sehr ich auch gewohnt bin, meine Ausdrücke und Wendungen aus diesem Gesichtspunkt auf die feinste mir verfügbare Waage zu werfen, so bürgt mir doch

nichts dafür, dass meine Waage, sowie überhaupt mein Maass und Gewicht in Sachen der Gerechtigkeit mich vor einer andern Abwägung schütze. Bei richtiger juristischer Würdigung freilich war der vorliegende Fall nicht einmal zum Versuch einer Verfolgung geeignet. Der Richter kann unter Umständen die Pflicht haben, etwas wegzuräumen; es kann also der Ausdruck wegräumen an sich keine beleidigende Steigerungsform des Ausdrucks sein. Den Widerspruch zwischen Tenor und Gründen eines Urtheils wegräumen, ist beispielsweise eine unschuldige Redensart. Soll es aber der Sinn sein, den das Wort wegräumen in bestimmtem Zusammenhang erhält, was die Straffälligkeit etwa mitsichbringe, so ist dieser Sinn offenbar nicht mehr Ausdrucksform; denn er kommt erst im Hinblick auf eine Thatsache in das Wort hinein, und es ist alsdann nicht mehr eine Formbeleidigung, sondern eine Verleumdung in Frage. Ich erklärte nun dem in Berlin angebrachten Strafantrag gegenüber, dass ich meine Ausführungen nur zur Rechtswahrnehmung gemacht hätte, bezüglich welcher ich durch das Strafgesetzbuch für die Darlegung der Thatsachen und ihres Sinnes gegen die Unterstellung einer beleidigenden Absicht geschützt sei, und dass ich für den thatsächlichen Sinn meiner Ausdrücke zum Beweis der Wahrheit bereit sei. Uebrigens habe ich seitdem von dieser Incidenzsache gegen mich in den bis jetzt abgelaufenen Jahren nichts wieder gehört.

Inzwischen hatte in dem Hauptprocess das Erkenntniss zweiter Instanz das erste Urtheil bestätigt und mir die halben Kosten dieser Instanz aufgelegt. Mitte 1879 ging ich an die dritte Instanz und zwar ebenfalls nicht blos mit dem Antrage auf Abänderung des Erkenntnisses, sondern auch mit allen Beschwerden über die Processleitung, einschliesslich jener charakteristischen Randverfügung und der in der zweiten Instanz hinzugekommenen analogen Beschwerdepunkte. Ich bemerke, wie die ganze Zeit bei der zweiten Instanz nicht etwa durch neue Erhebungen, sondern nur durch die Abfassung des Urtheils nach den vorliegenden Acten in Anspruch genommen wurde. Das Längste war aber noch nicht erprobt. Seit Mitte 1879 lagen dem Reichsgericht die alten Acten mit der einzigen Hinzufügung meines Schriftsatzes zur dritten Instanz vor. Ich wartete bis an den Schluss des Jahres und hörte nichts. Ich wartete ein weiteres Jahr 1880 und nun kam endlich mit dem letzten Tage desselben ein das erste Erkenntniss wiederum bestätigendes, mir die Kosten der dritten Instanz auflegendes Urtheil.

Ich hatte die Abweichungen der frühern richterlichen Processleitung ausdrücklich mit in den Antrag gezogen, damit hierauf irgend ein Eingehen nothwendig wäre. Der maassgebende Punkt in den Gründen war die Vorhaltung, dass ich (nach den Ansichten älterer Criminalisten) gar keine Rechtsmittel d. h. keine Appellationen hätte. Aus diesem Grunde könne auch „wegen etwaiger Mängel“ des Verfahrens keine Cassation und Zurückweisung in die erste Instanz stattfinden. Trotzdem war eigentliches und formelles Urtheil dritter Instanz ergangen. Es trug die Ueberschrift „im Namen des Reichs“ und gründete (oder berief sich vielmehr, wie gesagt,) auf ein Criminalrecht, welches seit Jahrzehnten durch eine neue sächsische Criminalordnung ersetzt war, ja, (genauer ausgedrückt,) nicht einmal auf dieses selbst, sondern auf Ansichten alter gemeinrechtlicher Lehrbücher (wie von Henke), also (wie wörtlich zugegeben) auf Ansichten von Schriftstellern, — (Ansichten, deren Zusammenhang mit dem sächsischen Nachdrucksverfahren nach dem Gesetz vom 22. Februar 1844 eben nur behauptet wurde.) Das eben erwähnte Gesetz war auch schon früher (bei der ersten Beschwerde) seitens der höhern Instanzen angezogen worden, aber grade in einem entgegengesetzten Sinne, nämlich dass (ihm zufolge) bei dem Process von civilprocessualischen Grundsätzen auszugehen sei. Damals wurde nämlich ein etwaiger Gerichtsstand der begangenen That als nicht maassgebend erklärt und so die Ausschliessung Lommels von der Untersuchung civilprocessualisch motivirt. Jetzt sollte, (im graden Gegensatz dazu,) das Gesetz einen reinen Criminalprocess (und zwar denjenigen der Zeit von 1844, also einen in Sachsen längst abgeschafften) mitsichbringen. Ich, als Vertreter des öffentlichen Interesse, (wie wörtlich der Ausdruck lautete, d. h. wie die citirte Stelle ergab,) ich als Denunciant für ein Verfahren mit öffentlicher Strafe, sollte kein Rechtsmittel haben. Es ist nicht ersichtlich, warum ich alsdann nicht von vornherein abgewiesen worden und man noch obenein meiner Betretung der dritten Instanz durch formelle Urtheilsabfassung Folge gegeben hat. Schon allein das Urtheil zweiter Instanz (ohne jedes sonstige Verfahren) hatte 100 Mark gekostet. Für einen Juristen genügten einige Stunden Actenansicht, um über den Fall ins Klare zu kommen. Die circa anderthalb Jahre, welche die Acten bei der dritten Instanz gelegen haben, hätte ich gern gespart. Nur sei bemerkt, dass wenn der fragliche Erkenntnissgrund wirklich während des letzten Menschenalters bei den sächsischen Gerichten Praxis gewesen ist,

alsdann die Nachdrucker und Nachdrucksverbreiter von dort sich nur mit der ersten Instanz abzufertigen hatten und noch besser daran waren, als die Delinquenten unserer Geschwornenprocesse, da von den Geschwornen zwar keine Berufung stattfand, aber ihr Urtheil doch (wegen Anstössigkeiten im Verfahren und sogar wegen blosser Formfehler) von der höhern Instanz cassirt werden konnte.

In Wahrheit enthält jenes sächsische Gesetz vom 22. Februar 1844 über das Verfahren, (für welches es allein nach dem Einführungsgesetz zum Reichsnachdrucksgesetz noch Geltung behalten sollte,) nichts weiter, als die Verweisung der Nachdruckssachen vor die Civilgerichte und sogar speciell die Hinweisung darauf, dass dabei der civilgerichtliche Instanzenzug statthabe. Es behandelt übrigens die Straffestsetzung als Zubehör des Entschädigungsprocesses. Es enthält hienach nichts, was zu jener reichsgerichtlichen Absprechung der Rechtsmittel führte, wohl aber das Gegentheil davon, (von dem Reichsnachdrucksgesetz nicht zu reden, mit welchem eine Beschränkung des Antragstellers auf eine einzige Instanz unverträglich ist.) Um überhaupt den Sinn der Wendung, welche das Reichsgericht (dritter Strafsenat) adoptirte, zu verstehen, setze man einen Criminalprocess ältesten Stils voraus, in welchem es keinen Ankläger oder Antragsteller, sondern nur einen Denuncianten giebt. Der Richter vereinigt hier in seiner Person die Rolle des Anklägers, und Appellation hat nur auf Seiten des Angeschuldigten einen Sinn. Der Richter, der hier auch Ankläger ist, kann nicht gegen sich selbst appelliren. Aus dieser obsoleten Processart ist der reichsgerichtliche Entscheidungsgrund gegen mich hergeholt. Ich bin der Denunciant, der keine Rechtsmittel hat, obwohl ich (nach Reichsnachdrucksgesetz) nicht Denunciant, sondern Antragsteller bin, der vor Straferkenntniss jederzeit den Antrag zurückziehen, also die gerichtliche Maschinerie, wie er sie in Bewegung gesetzt hatte, so auch wieder zum Stillstande bringen konnte. Was soll (Angesichts dieses in den Reichsgesetzen normirten Verhältnisses) der uralte Inquisitionsprocess, und dieser noch gar vor Handelsgerichten bis zum Reichsoberhandelsgericht hinauf, (bei welchem die Oberappellation angebracht wurde, und für welches – nach der Vereinigung mit dem Reichsgericht – der erwähnte dritte Senat fungirte?)

Für den, welcher an das Angegebene ohne Weiteres zu glauben, nicht über sich gewinnen kann, sei hier die (in den Erkenntnissgründen des reichsgerichtlichen Urtheils in der fraglichen Be-

ziehung citirte Stelle aus Henke, Handbuch des Criminalrechts (Halle 1825—38), 4. Band, Seite 460 wörtlich mitgetheilt. Es heisst dort: „Aus der Verschiedenheit des Denuncianten vom Ankläger folgt von selbst, dass derselbe weder noch auch endlich, ausser im Fall einer calumniösen oder leichtfertigen Denunciation zur Bezahlung der Kosten der durch seine Anzeige veranlassten Untersuchung angehalten werden kann, so wie er andererseits auch nicht die Befugniss hat, gegen das den Denunciaten freisprechende Erkenntniss ein Rechtsmittel einzulegen". Ich wurde also als Denunciant betrachtet und demgemäss nach diesen obsoleten Principien mir das Rechtsmittel der Appellation von dem Reichsgericht abgesprochen. Wohl aber wurden mir die Kosten eben dieses Rechtsmittels aufgelegt, d. h. jene vom Reichsgericht in Bezug genommene Stelle, die den Denuncianten mit der Entziehung der Rechtsmittel auch zugleich von Kosten befreite, kam nur gegen mich, aber nicht in dem mir noch relativ günstigen Theil zur Anwendung. Ihr zufolge hätte ich überhaupt nie, auch nicht für die zweite Instanz, zu Kosten verurtheilt werden können. Auf diese Weise befand sich der Tenor des reichsgerichtlichen Urtheils, der mich zu Kosten verurtheilte, mit den hinzugefügten Erkenntnissgründen, in denen die Berufung auf jene Stelle entscheidend war, in handgreiflichem Widerspruch. Ich beantragte demzufolge bei dem Reichsgericht die Wegräumung dieses Widerspruchs zwischen Tenor und Gründen, also eine Correctur der Entscheidung im Kostenpunkt durch Senatsbeschluss, — das Einzige, was formell nach der Urtheilsfassung durch die höchste Instanz noch möglich war. Reichsgerichtlicherseits wurde aber ein Eingehen hierauf abgelehnt.

Die mir das Recht absprechende Wendung war, wie dargethan, formell, d. h. aus einer Processart hergenommen und zwar aus einer solchen, die erst seitens der dritten Instanz sichtbar gemacht wurde. Die beiden ersten Instanzen hatten mir das Recht dagegen materiell abgesprochen, indem sie von einem Wissen der Koschny um die Nachdruckseigenschaft der Exemplare nichts entdecken zu können erklärten. Im Gegensatz hiezu ist es in der That nicht uninteressant, dass die dritte Instanz bei der Aberkennung meines Rechts einen veränderten Weg eingeschlagen und es angezeigt gefunden hat, in ihrer Streifung des Thatbestandes den Nichtschluss auf das rechtswidrige Bewusstsein nur als formell durch die erste Instanz unabänderlich feststehend, aber nicht als

materiell begründet aufrechtzuerhalten. In den Erkenntnissgründen hat die dritte Instanz selbst bemerkt, dass Frau Koschny den auf Täuschung berechneten Versuchen, den Nachdruck zu „verschleiern“, wie aus festgestellten Thatsachen ersichtlich, „so wenig fern stand wie ihr Geschäftsführer Borg“ und dass nach deren täuschenden Manipulationen an der Schuld kaum zu zweifeln sei. Eben darum musste aber auch der Grund meiner Abweisung in der dritten Instanz darin bestehen, dass diese dritte Instanz aus processualischen Gründen keine veränderte Entscheidung mehr zu treffen habe. Neue 100 Mark allein für die Abfassung dieses dritten Urtheils, die mir trotz alledem zu den früheren noch aufgelegt wurden, waren das praktische Ergebniss meines schliesslich als thatsächlich anerkannten aber formell aberkannten Rechts auf eine mir Entschädigung schaffende Geldbusse. Die Koschny-Lommel behielten den Erlös aus den 140 Nachdrucksexemplaren, die sie nachgewiesenermaassen verkauft hatten; denn die civile Entschädigungsklage war mit dem Process auf Busse, welche die Entschädigung einschloss, nicht zugleich vereinbar gewesen, hinterher aber auch unmöglich, da die Länge des Processes, namentlich das anderthalbjährige Liegen der Acten bei dem Reichsgericht, die dreijährige Verjährungsfrist einer selbständigen Nachdrucksentschädigungsklage zum Ablauf gebracht hatte, eine Unterbrechung der Verjährung aber durch die Anstellung des Strafprocesses nicht gelten gelassen wird. Eine blosse Contractsklage, die sich nicht auf das Nachdrucksgesetz gründet, aus ungerechtfertigter Bereicherung des Erben des Nachdruckers gegen Frau Koschny anzustellen, habe ich aber nach den geschilderten gerichtlichen Erfahrungen und Angesichts der in den betreffenden Rechtsbestimmungen obwaltenden Unsicherheit bisher nicht unternehmen mögen. Uebrigens hätte dies Alles auch schon in dem formlosen Process, der vom Handelsgericht zuerst wie ein Civilprocess angelegt wurde, erledigt sein können, zumal ich es in meinen Anträgen an der ausdrücklichen Einschliessung der Entschädigung und an der Nachweisung des Schadens und der Bereicherung, als Grundlage der die Entschädigung mitvertretenden Busse, nicht hatte fehlen lassen. Selten wird ein Schriftsteller in den Fall kommen, das rechtswidrige Bewusstsein, d. h. den unredlichen Vorsatz bei einer Nachdrucksverbreitung so schlüssig nachweisen zu können, wie es in meinem Process geschehen ist. Selten auch werden sich überhaupt alle die Umstände in gleichem Maass vereinigen, um einen

Schriftsteller hinter den Nachdruck seines Verlegers, also hinter die ursprünglichen Maskirungen und die späteren Verschleierungen der Nachdrucksverbreitung kommen zu lassen. Wenn er dennoch durch sorgfältige und sachkundige Rechtsverfolgung praktisch nichts erreicht, als eine im Vergleich zum Gegenstande gewaltige Belastung mit Mühen und Kosten, so sollte so etwas doch ein juristisches Memento werden. Die abgerungene, sozusagen rein theoretische Anerkennung des Nachdrucks des verstorbenen Koschny hat keinen Werth für mich; was ich praktisch in dieser Richtung zur Sicherung der Befreiung der Geschichte der Philosophie aus dem nachdruckerischen Verlage brauchte, hatte ich schon mit der von mir ermittelten Thatsache in den höhmsenschen Büchern.

Der Schlussact des Processes, die Kosteneinforderung, besiegelte übrigens alles Vorgängige mit gleichartigen Schwierigkeiten. Die leipziger Gerichtscasse forderte nämlich 242 Mark von mir ein unter der Angabe, dass ich ihr einen solchen Betrag schuldete. Eine Specification fehlte, und so etwas war mir noch nicht vorgekommen. Ich verlangte eine Rechnung, zumal ich auf eine bedeutende Zuvielforderung schon aus einer annähernden Veranschlagung des in diesem Falle Möglichen schliessen konnte, ja auch überhaupt nicht gewillt war, auf solche rechnungslose, unspecificirte, nicht näher controlirbare Forderungen zu zahlen. Hierauf kam mir unterschriftslos so etwas zu, was nach einer Postenreihe aussah, aber nicht einmal erkennen liess, zu welchen Urtheilen, ob zu denen der zweiten oder dritten Instanz, die Kosten gehören sollten. Als ich die Reihe summirte, ergaben sich 237 Mark, — ein Fingerzeig, der mich nun, trotz angedrohter Execution, darin bestärkte, solange Widerstand zu leisten, bis ich alle Beschwerdemittel zur Erlangung eines gehörigen Rechnungsnachweises erschöpft hätte. Die nächste Aufstellung, die ich auf gerichtliche Beschwerde erhielt, war nun schon auf 183 Mark reducirt, war aber auch nichts weniger als zureichend und in Ordnung. Die Casse war angewiesen worden, mir von der zweiten Instanz urtheilsgemäss die halben Kosten zu berechnen, während sie mir vorher die ganzen abgefordert hatte und dabei, unter stillschweigender Nichtbeachtung meiner bezüglichen Vorhaltung, verblieben war. Nunmehr, nach der gerichtlichen Anweisung, halbirte sie einen einzigen Posten der zweiten Instanz, zog diesen von der früher aufgestellten Summe ab und bezeichnete diesen Abzug als die halben Kosten der zweiten Instanz. Auf diese

Weise belastete sie mich mit den übrigen Posten der zweiten Instanz ganz, statt halb. Statt einer berichtigten Rechnungsaufstellung hatte sie mir nur die Notiz von jenem Abzug geschickt, und es war noch immer keine Specification erreicht, aus der eine Sonderung der verschiedenen Instanzenkosten ersichtlich gewesen wäre. Selbstverständlich nöthigte mich diese neue Beobachtung zu weiteren Beschwerden, deren Detail jedoch nach dem Vorangehenden zur Signatur der Sache nichts Neues beitragen würde. Schlimm genug, dass auf diese Weise der Process noch wirklich sein fünftes Jahr durchlebt hat.

Sein Gegenstand war von vornherein klar genug. Es war der entschiedenste Indicienbeweis für den rechtswidrigen Vorsatz der Nachdrucksverbreitung geführt. Das Ende aber war ein Urtheil der dritten Instanz, welches urtheilte, dass es sachlich nichts zu urtheilen habe, weil ein sachliches Urtheil zu meinen Gunsten (nach den processualischen Rücksichten, deren Herleitung oben gekennzeichnet ist,) nicht platzzugreifen habe.

8. Das vorher erwähnte Memento, (welches in der langjährigen Erprobung der Beschaffenheit der leipziger gerichtlichen Hülfe lag,) bestimmte mich (bezüglich meiner Bücher) in den Verlagsverträgen (und ausserhalb derselben) zu solchen Maassnahmen, durch welche nicht nur dem Nachdruck, sondern auch überhaupt der Nothwendigkeit von Processführungen speciell möglichst vorgebeugt würde. Nicht etwa blos jener Process und andere eigne Nachdruckserfahrungen nöthigten mich hiezu. Auch die Beschaffenheit des Reichsnachdrucksgesetzes selbst war hiebei maassgebend. Auch schon dieses Gesetz ist (gleich den spätern neuen Processordnungen, die 1879 in Kraft traten,) von Juden und judengenössischen Professoren von vornherein unbrauchbar zur Welt gebracht worden. Es hat nicht einmal für Buchhändler (geschweige für Schriftsteller) praktische Handlichkeit und Bestimmtheit, (und Angesichts der neuen jüdischen Processordnung noch weniger Werth als früher.) Unter der neuen Processordnung mit ihren der Partei aufgezwungenen Advocaten, mit ihrer uncontrolirten Mündlichkeit, mit ihrem Verbot der Einsichtsgewährung und Abschriftsertheilung von nicht an die Parteien adressirten richterlichen Randverfügungen u. s. w., hätte ich noch andere Erfahrungen machen können als in dem geschilderten Process.

Neu waren bei mir die Gedanken über Reform der Rechts- und Gerichtszustände, (die mir durch meine Processerfahrungen nur

wieder lebhaft in die Erinnerung traten, wahrlich nicht. Ich hatte schon als juristischer Student auf der Universität, also ein Vierteljahrhundert früher, hören müssen, wie Professoren sich gegen Friedrich den Grossen ausliessen, weil dieser 1779 sich eines Müller Arnold angenommen und 5 Richter, die er in dessen Process der Rechtsbeugung schuldig fand, einige Zeit auf die Festung geschickt hatte. Die juristischen Professoren schalten darauf als auf Cabinetsjustiz. Ich habe aber nie gehört, dass sie die Rescriptenjustiz des römischen Kaiserreichs, bei welcher das Cabinet des Kaisers die letzte Instanz bildete und noch heute den Professoren als classische Rechtsquelle gilt, als Cabinetsjustiz verrufen hätten. Dennoch war diese es mehr, als das Urtheil und die That Friedrichs II, die persönlich von ihm selbst und nicht von irgend einem Cabinetsmenschen oder Cabinetsjuristen ausging. Ich sah in der professoralen, meist feige verhaltenen, aber doch hinreichend sichtbaren Bosheit gegen jene wirkliche Grossthat des originalen Königs nur eine Standes- oder vielmehr Kastenregung. Ich glaubte daher den Professoren nicht, wenn sie Freiheit, Gesetzmässigkeit, Justizselbständigkeit und derartige, wenn ernstgemeint wirklich schöne Dinge vorschützten und heuchelten, um für eine Rechtsbeugung Partei zu nehmen. Ich kümmerte mich speciell um die Umstände des Falles und zwar mit aller mir verfügbaren Kritik der Thatsachen und der Schlüsse. Da fand ich denn, dass jener weltberühmte Processfall noch interessanter gewesen als man gewöhnlich annimmt, und dass er verdient hätte, dass ihm später (1879) ein hundertjähriger Gedenktag gewidmet würde. Nach dem gesichtetsten Material und nach den Urkunden, welche ich bei den Biographen und Historikern auftreiben konnte, wurde es mir klar, wie der Kern der Sache ein sehr einfacher gewesen. Es handelte sich um die Thatfrage, ob jener Müller, nachdem ihm durch seinen Junker, an den er den Pachtzins für die Mühle bezahlte, das Mahlwasser abgeleitet, factisch noch mahlen könne und demgemäss den Zins zu bezahlen habe. Der Müller hatte nicht mahlen können und war von Haus und Hof vertrieben worden. Die Richter und darunter auch berliner Kammerrichter hatten einen weitschichtigen Zeugenbeweis aufbauen lassen, dass der Müller wesentlich nach wie vor mahlen könne, und hatten ihm hieraufhin Unrecht gegeben.

Friedrich instruirte die Sache nun persönlich selbst, liess die Richter kommen und über ihre Antworten ein Protocoll aufnehmen,

welches er in den Zeitungen veröffentlichte. An Ort und Stelle nach der Mühle hatte er zur Feststellung der Thatsache einen Officier geschickt, den er als ehrlich kannte. Dieser hatte ihm berichtet, dass der Müller wegen der fraglichen Ableitung des Mahlwassers der Regel nach nicht mahlen könne; äusserstenfalls werde er es bei Hochwasser zweimal im Jahre je 14 Tage vermögen. Friedrich wollte nun, wie er sich ausdrückte, ein Exempel statuiren, und schickte, wie bekannt, die Richter, nachdem er sie selbst vernommen hatte, nach Spandau. Ganz besonders widrig hatte es ihn berührt, als er die übliche Ueberschrift des gerichtlichen Urtheils „im Namen des Königs“ mit dessen Beschaffenheit verglich. Er sah in der gelehrten Verschleierung der Rechtsbeugung noch speciell einen Missbrauch der Autorität seines Namens. Auch hatte man ihm zuerst gerichtsseitig in dem Bericht, den er gefordert hatte, eine Abschrift des Urtheils vorzuenthalten versucht. Er war, wie er sich selbst äusserte, nicht Einer, der sich durch juristische Kniffe und gelehrte Einwicklung derselben täuschen liess. Er setzte bei dieser Gelegenheit höchste Beamte ab. Dennoch waren seine Strafen noch lange nicht so scharf wie die Worte, mit denen er das in dem Fall exemplarisch blosgestellte Verbrechen kennzeichnete. In einer Randbemerkung zu einer Ordre vom 28. Dec. 1779 schrieb er: „ein Justitiarius, der chicaniren thut, muss härter als ein Strassenräuber bestraft werden. Denn man vertrauet sich an erstern, und vor letzterm kann man sich hüten.“ Friedrich, so mächtig er war, konnte aber doch in diesem Kampfe mit der Souveränetät des Juristenstandes nichts Dauerndes ausrichten. Solange seine feste Hand noch lebendig war, musste man sich fügen. Kaum war sie nach einem halben Dutzend Jahren im Grabe, so wurde Alles wieder rückgängig gemacht, das alte Urtheil und die Richter wiederhergestellt. Die sogenannte öffentliche Meinung war, wie begreiflich, von vornherein gegen ihn gewesen; denn sie wurde von denselben Elementen und Classen gemacht, an die durch Friedrichs Gerechtigkeit ein unbequemes Memento gekommen war. Alle seine Popularität bei dem Volke konnte die Macht dieser Parolen des souveränen Standesgeistes nicht aufwiegen. Noch heute ist die allgemein colportirte Version gegen Friedrich. Ob aber ein unumschränkter Richter nicht noch bedenklicher sei, als ein unumschränkter König, davon redet Niemand. Der Absolutismus des Richters ist noch unnatürlicher und noch weit mehr eine geschicht-

liche Entartung, als der Absolutismus eines Fürsten oder eines sonstigen politischen Machthabers.

Man wird nun auch wohl begreifen, warum die Justizreformen Friedrichs in sehr wesentlichen Punkten theils scheiterten, theils abgeschwächt wurden. Er wollte beispielsweise die Advocaten abschaffen und sie durch öffentliche Beiräthe ersetzen. Das, heisst es noch heute, habe sich nach kurzem Versuch nicht bewährt. Dennoch wird Jeder, der die Reform ernstnimmt, auf einen ähnlichen Gedanken zurückkommen müssen. Mit den aufgezwungenen Gewerbsadvocaten ist meiner Ueberzeugung nach keine Bürgschaft für gehörige Rechtswahrnehmung möglich. Was aber bei Friedrich noch mehr zu bedeuten hat, als seine Ueberzeugung vom Advocatenstande, war die Thatsache, dass sein Blick sich nicht auf diesen beschränkte, sondern die Schäden der Richtersphäre ebenfalls würdigte, und dies in einem Staate that, der unter den Staaten der Welt und speciell auch unter den deutschen Staaten wahrlich nicht dafür gegolten hat, die schlechteste Justiz zu haben. Begriffe man es nicht aus den natürlichsten Gründen, so könnte man fast einen Augenblick versucht sein, es zu bedauern, dass Friedrichs gesunder Sinn und seine gerechte Schärfe grade im Bereich Preussens und nicht anderwärts einen Schaden weltgeschichtlich signalisirt haben. Allein, wo nicht die schlechteste Justiz ist, da muss auch nicht die wenigste Kritik hervortreten. So hat denn der freidenkende König sich wirklich als Vertreter des Volks ausgelassen, indem er zu einem Protocoll betreffend die fraglichen Richter die allgemeine Wahrheit niederschrieb: ein Justizcollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, sei gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande; vor der könne man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passionen auszuführen, — vor denen könne sich kein Mensch hüten. Die seien ärger, wie die grössten Spitzbuben in der Welt und verdienten eine doppelte Bestrafung.

Unter den mannichfaltigen Gedanken zu einer Verbesserung der Rechtspflege, mit denen ich mich seit mehreren Jahrzehnten nach meinen eignen Grundsätzen befasst habe, ist einer der angelegentlichsten und zugleich schwierigsten die wirksame Controle der Richtersprüche gewesen. Die Zeitungsöffentlichkeit ist, als in den Händen der Juden, seit der Judenära im Werthe unter Null gesunken. Sie würde aber auch unter den besten Verhältnissen allein nicht zureichen, selbst wenn es nicht als Axiom gelte, die

Entscheidungsgründe der Richter (oder deren Processleitung) öffentlich so gut wie nicht zu discutiren, und selbst wenn es nicht an Sachverständigkeit und strafrechtlicher Sicherheit fehlte, den Missbrauch der richterlichen Autorität (im einzelnen Fall) vor der Oeffentlichkeit zu zergliedern und bloszulegen. Wesentlich wäre es vielmehr, dass eine Einrichtung bestände, welche (abgesondert vom gewöhnlichen Richterstande) die Anklagen auf Rechtsbeugung entschiede. Freilich kann ich nicht solche Instanzen meinen, wie sie etwa für Justizverweigerung bestehen, (über welche Beschwerde bei dem deutschen Bundesrath nicht grade zu den Unmöglichkeiten gehört.) Eigentliche Rechtsbeugung durch den Richter (oder Verrath durch den Advocaten) fehlen als Verbrechen im Reichsstrafgesetzbuch nicht. Sie könnten sogar nach diesem Gesetzbuch von einem härteren Strafmaass betroffen werden, als Friedrichs des Grossen 9 Monate Festung waren, nämlich von Zuchthaus bis zu 5 Jahren. Wer aber hat über die Rechtsbeugung des Richters zu richten und wer den Process zu führen? Gesetzt ein Staatsanwalt, (der als Verwaltungsbeamter in letzter Instanz den Weisungen seines Justizministers einfach zu folgen hat,) nähme (unter besondern Umständen) eine solche Anschuldigung wirklich auf, so käme die Entscheidung an die gewöhnlichen Richterinstanzen, (also an sozusagen collegialisch geneigte Personen, die es wahrlich nicht gern sehen können, wenn einer ihrer Standesgenossen ja vielleicht ihr Amtsnachbar als Rechtsbeuger offenbar wird.) Thatsächlich scheinen mir daher solche Bestimmungen in den Strafgesetzbüchern solange nur von theoretischem und unfruchtbar platonischem Werth zu sein, als nicht zugleich dafür gesorgt wird, dass sich ohne Gefahr und unter einiger Aussicht auf Erfolg mit einer Anklage oder Beschwerde über Rechtsbeugung, Justizverweigerung, Rechtsverschleppung, Advocatenverrath u. dgl. ernstmachen lasse. Ueber einseitige, (zu Gunsten herrschender Classen und Elemente) verfahrende Justiz hat man schon vor Jahrtausenden oft genug zu klagen gehabt. Die schlimmste aller Classeneinseitigkeiten muss aber die sein, welche der Richterstand für sich selbst zu bethätigen nur allzu leicht in die Lage kommt. Wo er selbst Partei ist, sind die Vorkehrungen dagegen die schwierigsten, und was man als richterliche Unabhängigkeit mit Recht gewahrt wissen will, darf doch nicht in Richterabsolutismus und Richterwillkür ausarten.

In letzterem Sinne sind aber die neueren Einrichtungen noch

mehr als die älteren) ausgefallen. Man wird unwillkürlich an die einstige Gerichtsbarkeit der Geistlichen und an deren bekannte Bethätigung für ihre Standesgenossen erinnert, wenn man die sogenannte constitutionelle, (in der That aber absolutistische) Stellung der Richtersphäre veranschlagt. Den äussersten Grad von Bedenklichkeit ergeben hier die modernen Zustände da, wo sie neue Classenprivilegien mitsichgebracht haben. Solche Classenvorrechte sind die Handelsgerichte (für die händlerische Classe gegenüber allen andern Classen, die dort Recht nehmen müssen, wenn die Angelegenheit (auch nur durch die Person der andern Partei) ein Handelsgeschäft wird. In der liberalistischen Beurtheilungsart der Dinge ist es ein stehender Passus, die Vorrechte und die Standesjustiz des alten Regime als ungeheuerliche Auswüchse von arger, ungerechter Ungleichheit zu brandmarken. An die neuen Schösslinge der einseitigsten Standesjustiz, (wie es die Handelsgerichte für die ganze Welt der nichthändlerischen Gesellschaft sind,) möchten sich aber jene Lobredner des neuen Regime nicht gern erinnern lassen. Dennoch sind die (vom neuen Regime für die neu hervorgetretenen Classen) eingeführten Privilegien nicht besser sondern schlimmer geartet, als die früheren. Die schlimmste aller Herrschaften ist die Handelsherrschaft, (und es ist gut, dass einst Carthago von den Römern abgethan wurde.) Auch die moderne Welt wird noch manche Carthagos, (seien es äussere oder innere,) abzuthun haben. Was aber speciell die Gerechtigkeit betrifft, so ist das, womit sie sich am wenigsten verträgt, die uralte (und noch nie wesentlich veränderte) Ueberlieferung händlerischer Denkungs- und Handlungsart. Ein eximirter Gerichtsstand der Händlerclassen ist daher nicht besser sondern schlechter als ein eximirter Gerichtsstand des Adelsstandes.

Auch die Geschwornen- (und gar die Schöffengerichte) sind effectiv Classenprivilegien und haben (gleich den Handelsgerichten) (vor der eigentlichen Beamtenjustiz des absoluten Königthums) den Nachtheil voraus, von wirklicher Rechtskenntniss und rationeller Einsicht fernzubleiben. Es kann (in gewissen Richtungen) eine exacte Rechtswissenschaft geben, deren Einsichten und Methoden so sicher sind, wie die einfachsten mathematischen Wahrheiten. Dies Alles geht nun mit der zügellosen Justiz der wenig wissenden und noch weniger denkenden Elemente in die Brüche. Der Sumpf der Verlehrtheit und der verschrobenen Pedanterie ist allerdings hiemit vermieden; aber man geräth damit in etwas noch Schlimmeres,

nämlich in den unsaubern Strudel gemeiner Willkür und geldbürgerlicher Classeninteressen. Die thatsächlich beliebte Mischung der zwei Bestandtheile, nämlich des studirten Beamtenrichters und der privilegirten Gesellschaftselemente, vereinigt sicher die Fehler beider Gruppen und lähmt durch Gegenseitigkeit die etwaigen Vorzüge, die in der Trennung noch allenfalls in der Richtung des Besseren etwas bedeuten könnten. Zu helfen ist aber hier Angesichts der modernen Auflösungsepoche nur schwer und langsam. Dies zeigt auch der regellos gewordene Beweis, der in dem freien richterlichen Ermessen seine willkürliche Spitze hat. Die alte Formaltheorie, welche den Werth der Beweismittel vorschrieb, war beschränkt und verschränkt; aber die neuere gesetzliche Losgebundenheit, (die dem richterlichen Gewissen garnichts zumuthet und es nicht verpflichtet, sich mit einer Rechenschaft, nach Grundsätzen über die Beweiskraft der Beweismittel, irgend auszulassen, — diese Losgebundenheit muss auf die Dauer jegliche Objectivität zu Grabe tragen. Man wird also wieder auf Vorschriften zurückkommen müssen, wären es auch nur solche, die den Richter nöthigen, von seiner Schätzung der Beweismittel nach bestimmten vorgezeichneten Gesichtspunkten Rechenschaft zu geben. Im Uebrigen hängt eine durchgreifende Reform der Justiz mit derjenigen des Lebens und Wissens zusammen. Ohne einen neuen Geist, der tiefer greift, als in der bisherigen Weltepoche derjenige der Religion, — ohne einen Ersatz der Religion durch Vollkommneres, welches die Gewissen wieder ernsthaft bindet, lässt sich auf nichts Nachhaltiges rechnen. In ein Stück Verderbniss muss man sich daher vorläufig noch fügen; denn es ist dies die unangenehme Begleitung einer Zersetzungsepoche, in der die Triebkräfte zum Bessern noch unorganisirt sind. Ich würde hier in jene Specialitäten nicht soweit eingegangen sein, wenn nicht, wie schon früher dargethan, in meinem Leben und meiner Sache Gerechtigkeit von vornherein den festen Pol gebildet hätte, mit welchem die Axe für alles Uebrige in der untrennbarsten Beziehung steht. Die Gerechtigkeit im weitesten Sinne des Worts ist es auch gewesen, die mir in der Wissenschaft und im Leben die bösartigsten Feindschaften zugezogen hat. Um ihretwillen habe ich nach allen Richtungen, im Grossen wie im Kleinen, in hohen wie in niedrigen Gebieten, in der idealen und in der materiellen Sphäre zu kämpfen gehabt. Trotz aller Hemmnisse bin ich aber stets den graden Weg gegangen und habe mir durch Zugeständnisse

oder gar Opportunitätsverhalten nie und nach keiner Richtung etwas vergeben. Ein entsprechendes Verhalten wird auch für die Sachführung, ganz abgesehen von der Zeit meines persönlichen Wirkens, künftighin allein erspriesslich sein. Nur der kann Andern das Bessere zumuthen, der selbst auch im Streite beweist, dass er davon nicht abweicht. Die Mittel sind wie der Zweck; zu den bessern Zielen gehören auch die untadligen Mittel, und schlechte Mittel entwurzeln die Sache, der sie angeblich dienen. Beschwerlich und rauh mag der Weg werden, aber rein muss er unter allen Umständen bleiben, wieviel Unsauberkeiten auch die Feinde ihrerseits begehen mögen.

Fünfzehntes Capitel.

Der Gesammtkampf und seine Mittel.

1. Eine geistige Reformation, die zugleich zu einer Vervollkommnung des Einzel- und Gemeinlebens führt, ist das Ziel, zu dem mein ganzer bisheriger Kampf die Wege zu ebnen bestimmt war. Vergleicht man das skizzirte Bild der geführten und zu führenden Sache mit den zugehörigen Zügen und Schicksalen des Lebens, welches ihr gewidmet war, so wird man die Einheit in beiden nicht verkennen. Man wird innewerden, dass Sache und Leben einen einzigen Kampf bedeuten. Dieser Kampf ist nun schliesslich in seinem Gesammtcharakter zu betrachten und auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu prüfen. Ein solcher Beschluss der bisherigen Umschau wird doppelt nützlich sein. Er wird nicht nur aus neuen Gesichtspunkten zeigen, was geschah, sondern auch lehren, was fernerhin zu geschehen hat. Der Kampf, soweit er mir zufiel, ist ein Anfang und Theil von jenem weiteren Kampf, der mit ähnlichen Mitteln, wenn auch unter theilweise abgeänderten Umständen, die Fortsetzung und breitere Ausführung bilden wird.

Meinem eignen bisherigen Streben waren von vornherein äussere Verhältnisse politischer und gesellschaftlicher Art ungünstig. Sie

waren zwar nur von der Art derjenigen Hemmungen, die für einige Jahrzehnte vorhalten und alsdann andern Conjuncturen platzmachen. Diese Dauer ist aber hinreichend, um einem Einzelleben und einer einzelnen Person gegenüber genugsam ins Gewicht zu fallen und zunächst zur Bahnung einsamer Wege zu nöthigen. Mir hat der äussere Beistand durch irgend welche Gunst der Verhältnisse vollständig gefehlt. Der politische Zustand, in welchen Deutschland mit den sechziger Jahren gelangte, bot zwar Veränderungen genug dar, aber wesentlich nicht solche und in solcher Weise, wie sie meiner Geistesrichtung entsprachen. Grade als ich 1863 meine öffentliche Thätigkeit vor der studirenden Jugend begonnen hatte, leitete sich auch jene Aera einer äusserlich kriegerischen und innerlich halb romantisch reactionären, später halb auf jüdische Weise liberalisirenden Politik ein, welche den nächsten Jahrzehnten ihr Gepräge aufdrückte. Die Vermehrung der Rohheit, welche bekanntlich von den Kriegen immer verursacht wird und es diesmal in ganz besonderm Maasse wurde, war keineswegs das Schlimmste. Auch der Anstoss nach rückwärts, welcher der allgemeinen Geistesströmung durch die innere Politik in verschiedenen Richtungen gegeben wurde, war nicht das Bedauerlichste. Das Aergste stellte sich erst im weiteren Laufe der sechziger und siebziger Jahre dadurch ein, dass die Juden, weil sie die Presse in Händen hatten, als Element der Politik seitens der Regierung und verschiedener Parteien benutzt wurden, und dass sie dafür den Preis einer immer steigenden Herrschaft ihrer Race davontrugen. So erst stieg die Corruption aufs Höchste. Rohheit und Unverschämtheit walteten im Grossen wie im Kleinen und übertrugen sich nach dem Muster der allgemeinen Signatur in erstaunlichem Maasse in die Privatverhältnisse und privaten Benehmungsarten. Ein Stück Judenwirthschaft war in Frankreich unter Napoleon III schon vorangegangen. Wie in den meisten Beziehungen, so wurde auch diese Seite der bei uns eingeführten Politik eine Nachahmung bonapartistischer Vorspiele. Nur fiel bezüglich der Aufblasung des Judenelements die deutsche beziehungsweise preussische Auflage verhältnissmässig schlimmer aus, weil wir mit viel grössern Massen und überdies mit einer niedrigeren Sorte von Judenblut heimgesucht sind. Die Gesetzgebung fiel dem Judeneinfluss anheim, und es wurde eine sociale Wirthschaft getrieben, durch welche sich die Taschen der Juden füllten, die Milliarden aus der französischen Kriegsentschädigung verrauchten und das Volk sichtlich um das Seine

kam, — um das Seine nicht blos an materiellem Gut, sondern auch an sittlichem Grunde. Grade auch in der Justiz, die sonst in Preussen eine gute Ueberlieferung für sich hatte, machte sich die Judentendenz und Judengesetzgebung in der schädlichsten Weise breit. Der Verjudung der Gesellschaft leistete die Staatsleitung auf diese Weise Jahrzehnte lang Vorschub und erst gegen die achtziger Jahre schien sie ein wenig davon zu bemerken, wohin dies führe, und dass sich die deutsche Nation schon in vielen Elementen dagegen zu regen beginne. Anscheinend regte sich nun auch die Staatsleitung ein wenig in diesem Sinne der Nation; ob sie aber in der Lage, die sie sich in den vorangehenden Jahrzehnten den Juden gegenüber selbst bereitet, noch stark genug wäre, ernstlich eine andere Wendung zu nehmen und die Judenherrschaft auch nur in Einigem einzuschränken, davon ist nichts Positives zu bemerken gewesen. Doch ich habe hier bei den sechziger und siebziger Jahren zu bleiben, deren Missgriffe übrigens unter allen Umständen nicht so leicht und rasch abzuthun sein dürften, wie sie begangen wurden.

Die verallgemeinerte Corruption, durch welche Politik und Privatleben denselben Praktiken anheimfielen, musste indirect auch für meine Bestrebungen ein Hinderniss werden. In allen Richtungen kam die Denkweise herunter und die gemeinsten Interessen, ja selbst Trug und Beraubung, wo sie nur dem Recht nicht erreichbar waren oder die Justiz in ihrem Sinne zu wenden gedachten, traten mit einer Nacktheit und einem Cynismus auf, der sich nur durch den Mangel einer allgemeinen sittlichen Rückwirkung erklärt. Woher sollte auch die Kraft kommen, solche Dinge nicht zu dulden, nachdem von den verschiedensten Seiten das öffentliche Gewissen der Gesellschaft gefälscht, zeitweilig um sich selbst gebracht und, namentlich mit Hülfe der Judenpresse, halb mit Frivolität halb mit Brutalität inficirt worden war! Eine solche Geistesatmosphäre war doppelt schädlich, zuerst im Allgemeinen durch sich selbst, indem sie gegen die Verbreitung besserer Grundsätze als feindliches Element wirkte, und alsdann auch, indem sie einzelne Vorkommnisse und Schädigungen ermöglichte, welche unmittelbar und persönlich trafen. Der Leser dieser Schrift weiss genugsam, wie ich mich den gekennzeichneten Verhältnissen gegenüber reingehalten habe und was mir dafür zu Theil wurde. Meine Aufgabe berührte sich nie mit der Tagespolitik und ich

hätte daher umsomehr Anspruch darauf gehabt, im Staate und seitens der Staatsleitung wenigstens soviel Schutz zu finden, um nicht durch Professoren und Juden verfolgt und auf billige Vorwände hin um die Docirfreiheit gebracht werden zu können. Nie war es mir eingefallen, aus eigner Initiative die Staatsregierung um positive Beförderung angehen zu wollen. Ich war vielmehr von der andern Seite dazu veranlasst worden, so etwas einige Zeit hindurch für nicht unmöglich zu halten. Im Uebrigen hatte ich von vornherein und später nichts erwartet.

Wohl aber musste ich es lebhaft empfinden, dass mir die gekennzeichnete politische Situation und Corruption den Kampf so sehr erschwerte. Wäre ein Friedrich der Grosse der leitende Staatsmann gewesen, so wäre ich doch mindestens gegen Verfolgung seitens der Professoren und Juden geschützt worden. Jener preussische König war nicht blos Mehrer seines Reichs, sondern auch Mehrer des darin waltenden Geistes. Er wusste nicht selten wissenschaftliche und geistige Grössen herauszufinden und zu ehren. Er hatte selbst Geist und Charakter und zwar einen Charakter, der Gediegenheit und Gerechtigkeit nicht als einen überwundenen Standpunkt ansah. Unter ihm hätten es die Professoren nicht wagen dürfen, die Freiheit der Wissenschaft zu unterdrücken, und auch die Juden, über die er als wahrer Vertreter seines Volks richtig dachte, wären unter ihm zu keinem Jubeljahr, geschweige zu ganzen Jubeljahrzehnten gelangt. Hielt er doch auch, wie ich in meiner Schrift über die Juden nachgewiesen habe, mit richtigem Tact einen Lessing fern und bekundete so, dass er nicht blos wahre Grössen zu ehren, sondern auch falsche Prätendenten zu erkennen vermochte. Ein Freund der Profossmethode wissenschaftlicher Widerlegung war er bekanntlich nicht; er gewährte sogar Rousseau ein Asyl in Neuchatel und bot ihm eines bei Berlin an, während sich doch dieser und er nicht allzu sympathisch waren. Nie hätte er es in seinem eignen Staate geduldet, dass ein in jeder Richtung unabhängiger wissenschaftlicher Charakter durch Professoren- und Judenränke auch um den kleinen Rest von Freiheit, nämlich um die blosse unbesoldete Gelegenheit gebracht würde, sich vor der studirenden Jugend zu äussern! Doch ich habe an diese Contraste der Zustände, die durch ein Jahrhundert getrennt sind, nur erinnert, um dem Leser die Schätzung der Schwierigkeiten, mit denen grade in unserer Epoche zu kämpfen war, näherzulegen.

Wer etwa das Verhalten der Staatsregierung gegen mich mit dem Einfluss der politischen Parteien und gelehrten Coterien entschuldigen wollte, möge bedenken, dass es nicht nothwendig war, solchen Einflüssen nachzugeben. Allerdings ist an die Stelle eines Volkskönigs, (wie es Friedrich II von Preussen in bedeutendem Maasse war,) in unserer Zeit eine Ministerialregierung getreten, die statt mit der ganzen Gesellschaft) mit ihren privilegirten Bruchstücken (d. h. mit den tonangebenden Parteien) rechnet. So völlig abhängig war aber denn doch diese Ministerialregierung von den Insinuationen der Parteien (und insbesondere der sogenannten liberalen Parteien) nicht, dass sich hieraus das Verhalten gegen mich beschönigen liesse. Grade die sogenannte liberale Presse hatte meine Entfernung verlangt, (während sich die andern Organe mehr neutral oder wenigstens schweigend verhielten. Hatten die Parteien der andern Organe für mich auch kein positives Interesse, so wollten sie doch wenigstens nicht mit den Juden in dasselbe frivole Horn blasen.) Wenn die Staatsregierung dem Verlangen der Compagnie der Professoren und der Judenpresse nachgegeben (und den Facultätsantrag nicht zurückgewiesen,) also von ihrem formellen und materiellen Recht des Schutzes gegen solche Verfolgungen keinen Gebrauch gemacht hat, so mindert nichts die volle Verantwortlichkeit für eine solche Stellungnahme zur Sache.

Was meine eigne Haltung (den Parteien gegenüber) anbetrifft, so konnte ich (Angesichts der Corruption, von welcher das Parteiwesen in allen Richtungen getränkt war,) auf diesem Boden sicherlich keine Anknüpfungspunkte und keinen Schutz suchen. Das Publicum der sogenannten liberalen Parteien war zwar besser als seine judengenössischen Führer und seine jüdische Presse; aber zu ihm war eben nicht zu gelangen und es konnte sich unter der Vormundschaft nicht selbständig regen. Ueberhaupt aber waren auch meine Bestrebungen zu universell, (um in blossen Bruchtheilen der Gesellschaft, – die man Parteien nennt, – aufgehen zu können.) Ich hielt mich grundsätzlich immer so, dass meine Bestrebungen und Lehren weit und hoch genug ausgriffen, um mehr als einer Partei zu nützen. Aus ihnen konnten die verschiedensten Elemente, (soweit ihre Ansprüche und Interessen berechtigt waren,) etwas entnehmen und für die Wahrnehmung ihrer Angelegenheiten lernen. Bei einer solchen, (in jeder Richtung) unabhängigen Haltung musste aber der unmittelbare und nächste Kampf für mich schwieriger werden; denn die Parteileitungen, (zumal in corrupten

Zuständen, sind von einer hinreichend kurzsichtigen Selbstsucht, um ihren Beistand immer nur für ausschliessliche und kritiklose Gegendienste und so zu sagen gegen baare Zahlung zu verkaufen. Eine solche Zahlung mit bornirtem Parteidienst war von mir nicht zu erwarten. Ueberdies war es in der Jubelzeit der Juden zur Praktik geworden, nur die unterwürfigen Erfolgmacher officiös auszuposaunen und immer gegen den äusserlich schwächern und unterdrückten Theil Partei zu nehmen. So sind allerlei schmutzige Sachen, die sich der Oeffentlichkeit nicht ganz entziehen liessen, von der verjudeten Presse beschönigt und die Verletzten noch obenein auf Commando systematisch verleumdet worden. In meinem Falle kam diese saubere Gewohnheit, für alles an der Herrschaft Befindliche die schmutzigen Pressgeschäfte gegen den schwächern Theil zu besorgen, noch den andern Motiven zu Hülfe. Auch war es nicht gleichgültig, dass die Stadt Berlin noch mehr als der Staat von den Juden regiert wurde. Für Jemand, der allein stand, waren solche Verhältnisse die allerschwerste Hemmung; denn wohin er auch seine Wirksamkeit richten mochte, begegnete er überall einem polypenartig verzweigten Widerstand. Die allgemeine gesellschaftliche Lage war also für mein Bestreben noch ungünstiger als die rein politische.

2. Auch von der äussern wissenschaftlichen Situation lässt sich nirgend rühmen, dass sie danach geartet gewesen sei, dem Bessern Beistand oder auch nur Gelegenheit zu positiver Anknüpfung zu gewähren. Es verhält sich mit dem Wissenschafts- und Geistesreich ähnlich wie mit dem der Politik. Fehlt es an leitenden Personen, welche zum Bessern neigen, so geht im Gelehrtenbereich Alles noch viel schiefer und schädlicher als im Staate. Am allerschlimmsten ist es aber, wenn eine Art Geistesanarchie und Zerfahrenheit es ganz kleinen und niedrigen Existenzen möglich macht, sich als Götzen cultiviren zu lassen. Dieser elendere Fall waltete in meiner Nachbarschaft ob. Wo das politische Gebiet noch eine Art von Grösse hatte, wies die gelehrte Umgebung nur Zwergexistenzen auf, die durch die amtlichen Gestelle, auf die sie postirt waren, dem Mangel an eigner Höhe schlecht abhalfen. Die Grössen der Staatsaction sind es bisweilen nur durch die Kraft, mit der sie eingreifen, und eine solche Kraft braucht nicht immer zum Guten zu führen. Im Gelehrtenreich war aber nicht einmal eine derartige Kraft anzutreffen, die sich durch bedeutende und originale Action, wenn auch nur im Verfehlten, ausgezeichnet hätte. Alles in der deut-

schen Gelehrtennachbarschaft, die mich zunächst anging, war matt und platt, lau und flau und einzig in der Bosheit gegen einen geistigen Concurrenten, wie mich, etwas regsam, aber, wie der Leser weiss, auch nur mit andern als geistigen Mitteln.

Ich selber habe wirkliche Grössen der Wissenschaft überall zur Anerkennung gebracht, mochte es sich um den nächsten Beistand für solche handeln, für die der Platz, sei es überhaupt, sei es bei uns, noch erst zu erkämpfen oder wenigstens zu vertheidigen war, wie für die Friedrich List, Carey, Buckle, Robert Mayer, August Comte, Sophie Germain, — oder mochte es der vollern und höhern Würdigung bereits anerkannter Grössen gelten, wovon die Fälle so viele sind, dass ich hier nur überhaupt auf meine drei Wissenschaftsgeschichten hinweisen kann. Dieses Verhalten hat doch wahrlich für meine Neigung gezeugt, mich mit dem Guten, wo ich es nur auffinden konnte, solidarisch zu machen. Ja ich habe Opfer gebracht, um auf diese Weise die Kraft des Geistes Anderer geltend zu machen und so dem Besseren meinen Beistand zu leisten. Beistand in dieser Weise gefunden habe ich aber nicht. Es war Niemand vorhanden, der danach geartet gewesen wäre, mir auch nur mit entfernt ähnlichen Diensten zu Hülfe zu kommen, wie diejenigen waren, die ich so reichlich und in so vielen Richtungen Lebenden und Verstorbenen mit gleicher Unparteilichkeit hatte zu Theil werden lassen. Der Nutzen, der sich aus solcher Hülfe ergiebt, ist nicht etwa blos die Gerechtigkeit und die Wohlthat für die Personen, sondern auch die Steigerung des Wissens und der wissenschaftlichen Energie, die aus jeder Freimachung und Vereinigung bisher gebundengehaltener Kräfte hervorgeht. Die zeitgenössischen Figürchen fühlten recht wohl, was man an mir hatte; aber statt mich auch nur durch Anführungen in ihren Schriften zu unterstützen, nutzten sie meine Bücher im Stillen aus, wurden Nachtreter meiner Gedanken, aber suchten mich öffentlich theils durch Schweigen, theils durch Verleumdungen zu schädigen. Hätte sich in einer der mehreren Wissenschaften, die ich positiv gepflegt und gefördert habe, oder auch derjenigen zahlreicheren, mit denen sich meine Schriften und mein System in erheblichen Punkten wenigstens berührten, — hätte sich in diesem umfassenden Gebiet auch nur ein einziger Mann gefunden, der entschlossen und fähig gewesen wäre, mit mir in wissenschaftlicher Gemeinschaft zu handeln, so würde der Beistand einer solchen Kraft die ganze Gestaltung der äussern Situation wesentlich ver-

bessert haben. Es wäre in jedem der fraglichen Fächer nicht einmal nöthig gewesen, dass ein solcher Mann sich etwa innerhalb des amtlichen Gelehrtenbereichs befunden oder gar dort entscheidenden Einfluss gehabt hätte. Er brauchte nur die Fähigkeiten zu haben, um in irgend einem der vielen Punkte, die in meinem Wissenschaftskreis erledigt waren, sachverständig und nachdrücklich einzutreten. Sein Ansehen und seine Einwirkung hätten sich grade durch ein solches Vorgehen ergeben. Habe ich doch selbst ohne jede Hülfe und unter allen Hindernissen genug eindringliche Wirksamkeit entwickelt und zwar nicht blos für Andere sondern, was schwerer war, für mich selbst. Ein Zweiter, der eine Sache aufnimmt, hat unvergleichlich leichtere Arbeit. Er gilt als persönlich uninteressirter, und schon der Umstand, dass sich Jemand von Fähigkeiten und Geschick findet, der die Sache eines Andern anerkennt, sichert eine grössere Aufmerksamkeit des Publicums. Wäre aber gar irgend ein Beistand von Seiten zu haben gewesen, wo sich Ansehen im Gelehrtenbereich mit einigen echten Fähigkeiten und mit Wärme für die Sache ausnahmsweise vereinigt gefunden hätte, so würde der sonstige Widerstand unvergleichlich weniger ins Gewicht gefallen sein. Man nehme an, ein Philosoph, Nationalökonom, Socialwissenschafter, Jurist, Historiker, Publicist, Mathematiker, Physiker oder (statt irgend eines solcher Fachleute) ein allgemeiner Schriftsteller von Kenntnissen und Talent wäre irgend einer meiner Errungenschaften zur Seite getreten, (oder hätte wenigstens dieselbe ohne Verhüllung mit seinen eignen Bestrebungen verwebt,) so hätte die gelehrte Sperre gegen mich (auch innerhalb ihres eigensten und am meisten bevormundeten Publicums) an weit zahlreicheren Punkten durchbrochen werden müssen, als es mir ohnedies zuerst möglich geworden ist.

Von meiner Seite hätte es am Entgegenkommen (oder, wo nöthig, auch an der ersten Initiative) nicht gefehlt, wenn ich irgendwo Jemand bemerkt hätte, dessen wissenschaftliche Capacität bedeutend genug gewesen wäre, um ein Zusammenwirken mit ihm werth zu sein. Ich habe da, wo ich keine Gegendienste für mich zu gewärtigen hatte, fremde Sachen mit aller Energie gefördert. Wie hätte ich zögern sollen, wenn sich irgendwo eine Persönlichkeit vorgefunden hätte, die (ausser einer bedeutenden und guten Sache oder ausser besondern Fähigkeiten) auch noch die Eigenschaft für sich gehabt hätte, innerhalb der vollen Wir-

kungssphäre des Gelehrtenthums thätig zu sein! Nicht blos als jüngerer Pfleger der Wissenschaft, sondern auch in den späteren Jahren meiner Schriftstellerlaufbahn habe ich, im Bewusstsein meiner vollen Selbständigkeit, den Schein nicht gescheut, der aus der Einlassung mit fremden Sachen im Sinne einer Art von Abhängigkeit entstehen kann. Ich würde daher auch in andern Fällen die Förderung einer fremden Sache nicht für einen Abbruch der meinigen gehalten haben, wenn sich nur eine Uebereinstimmung in irgend welchen guten und gemeinsamzumachenden Grundsätzen ergeben hätte. Man hat mir fälschlich Stolz und vornehme Isolirung vorgeworfen. Vom Guten und Gediegenen habe ich mich aber nie abgewendet, sondern es im Gegentheil aus freien Stücken aufgesucht. Ich bin nie zu vornehm gewesen, um nicht jederzeit zu einem Zusammenwirken mit dem Werthvollen bereit zu sein. Als werthvoll galt mir auch nicht etwa blos ein Inbegriff glänzender Fähigkeiten und Leistungen, sondern auch jedes tüchtige Streben von einigem Talent und hinreichender Energie. Aber auch diese bescheidenen Forderungen fanden sich in der deutschen Gelehrtenwelt, die für mich zunächst in Frage kommen konnte, nirgend erfüllt, weil die jüngste wissenschaftliche Ueberlieferung und die augenblicklich herrschenden Elemente wenig Werth hatten und überdies mit moralischer Corruption arg inficirt waren. Allerdings haben sich vereinzelte Personen (sogar aus der Professorenwelt) die Miene gegeben, mit mir zusammenzugehen; aber sie erwiesen sich bald als feige Leisetreter, denen nicht blos die erforderliche wissenschaftliche Energie, sondern auch der moralische Muth mangelte. Leute, die sich davor fürchteten, von ihren professoralen Collegen schief angesehen zu werden, privatim (denjenigen Personen gegenüber, bei denen sie nicht anzustossen glaubten,) mich gewaltig hochstellten, anderwärts mich wieder halb verleugneten und öffentlich nur lau oder anonym meine Lehren berührten, (ausserdem aber auch gelegentlich das Meine stillschweigend als das Ihre vorbrachten,) — solche vorgebliche Verehrer habe ich immer bald durchschaut und sie demgemäss nicht als Förderer der Sache, sondern als deren Schädiger und Verräther betrachtet. Auch Jüngere, die weder Fähigkeiten noch vertrauenswürdigen Charakter hatten und die nur darauf rechneten, ich könnte Professor werden und sie dann befördern, habe ich, (sobald ich hinter das Spiel gekommen war,) ferngehalten. Die Erfahrung hat alsdann auch immer gezeigt, dass sich diese unfähigen

Streber an Andere, und bisweilen an meine ausgeprägtesten Feinde, zur Beförderung ansetzten.

Wie elend der Zustand der Wissenschaften in Rücksicht auf die verfügbaren Personen war, ergab sich schon daraus, dass man überall die wichtigeren universitären Stellen, für die man etwas Repräsentatives brauchte, nicht zu besetzen wusste. Schon nach dem eignen Maassstab der gelehrten Anstalten, der sicherlich nicht zu anspruchsvoll war, fehlte es an Personen, mit denen man hätte die Lücken auch nur halbwegs anständig ausfüllen können. Der Contrast mit frühern Gelehrtengenerationen war gewaltig. Schon die Betagten gehörten bereits dem entschiedenen Verfall an, und es gab unter ihnen in vielen Richtungen nicht einmal äusserliche Scheinhäupter, durch die sich, wenn auch nur im Verkehrten oder Schwächlichen, die ideelle Leitung eines Wissenschaftszweiges vertreten gefunden hätte. Auf den innern Zustand der Wissenschaft selbst hier unter besonderer Rücksicht auf seine Hinderlichkeit und auf die nächste deutsche Umgebung einzugehen, würde zu weit führen. Einen Ersatz dafür bietet die umfassende Behandlung dieses Gegenstandes in meinen verschiedenen Werken. Ueberall, und in den Wissenschaftsgeschichten sogar unter der entsprechenden Rubrik, habe ich den gegenwärtigen Zustand eines jeden von mir behandelten Wissenszweiges gekennzeichnet. Die Schilderungen der Gegenwart bezogen sich hiebei nicht blos auf die Sachen, sondern auch auf die Personen, namentlich wenn letztere als Beispiele für einen Typus lehrreich waren. In den neusten Auflagen findet man diese wichtigen Rechenschaften natürlich am vollständigsten. Auch die systematischen Werke enthalten viel Zustandszeichnung und darunter auch nicht wenig aus der unmittelbaren Gegenwart Entnommenes. Um mich hier jedoch nicht gänzlich auf Verweisungen auf meine andern Schriften zu beschränken, erinnere ich an ein paar Hauptrichtungen, in denen die mangelhafte und schlechte Situation besonders handgreiflich ist und doch sich auf Gegenstände bezieht, die eher als die eigentliche Philosophie festen Boden gewärtigen lassen. Die Philosophie konnte nicht blos innerhalb sondern auch ausserhalb der Universitäten nicht als zurechnungsfähig gelten, wenn es sich um Anknüpfungspunkte und Bahnen für eine gediegene Sache, wie die meinige, handeln sollte. Jedoch auch das mittelschlächtige Reich, welches halb Wissenschaft halb Speculation ist, wurde so phantastisch gehandhabt, dass ich zu seinen Modeartikeln eine

wesentlich verneinende Stellung nehmen musste. Hieher gehörte der sogenannte Darwinismus, an welchem ich die bessern Elemente, nämlich die alten lamarckschen Grundlagen, wenn auch mit kritischer Sichtung, gelten liess. Die eigentlich darwinsche Phantastik aber, durch welche eine wüste Naturphilosophie nach Art eines Schelling abgelöst worden ist, hat seit den sechziger Jahren eine Moderolle von einer zum grössten Theil so ungediegenen Art gespielt, dass ein ernster Denker und Forscher mit ihr sich nicht einlassen konnte, ohne den Geist gesetzter und gereifter Wissenschaft zu compromittiren. Von der Unmoralität der wüsten Daseinskampfempfehlungen will ich hier ganz absehen; es ist dies derjenige Artikel aus der darwinistischen Modesaison, zu welchem wissenschafternde Juden die meiste Wahlverwandtschaft bekundet haben, und welcher schon hiedurch hinreichend kenntlich gemacht ist.

Noch entscheidender als das Beispiel des Darwinismus, der ein den Phantasiespielen noch allzu offenstehendes Gebiet betrifft, ist das Herunterarbeiten der eigentlich exacten Wissenschaften durch wüste Metaphysik und Zaubervorstellungen. Wo die Gaussigkeiten, also die mehr als dreidimensionalen Räume und die antieuklidischen Hypergeometrien oder die physikalischen Geisterchen der englisch spiritistischen Gastheorien platzgenommen hatten, da konnte ich für meine Physik und meine Mathematik auf keine Förderer rechnen. Jene Sächelchen und Leutchen sind aber das Tonangebende geworden, und dies eben zeugt für die Verkommenheit der gegenwärtigen Gelehrtengeneration. Wo die Masse der Gelehrten zu wenig Urtheil und überdies auch zu wenig Muth hatte, um jenen Geistesverrückungen entgegenzutreten, da ist es auch nicht überraschend, dass es theils an Verständniss, theils an Willen fehlte, sich offen auf meine Seite zu stellen und meiner kritischen Vernichtung des Unfugs in Wort und Schrift beizupflichten. Im Stillen hat man sich allerdings grade in Physik und Mathematik an dem festen und gesunden Stamme meiner Lehren aufgerankt, und ich habe beobachten können, wie beispielsweise dieselben Leute, welche früher Gauss nachgelaufen waren, nun nach meinen Veröffentlichungen nichts mehr von dem Widersinn verlauten liessen, sondern im Gegentheil sichtlich eine andere Haltung annahmen und von den Spiritisten der Mathematik und Physik nichts mehr wissen wollten. Dies kam daher, dass ich die angeblich höchsten Autoritäten, bei deren Namen die heutigen

Tagesfiguren sich nicht zu regen wagten, bei ihren Thorheiten gefasst und gebührend blosgestellt hatte. Jene stillen Wendungen und Einflüsse konnten mir aber äusserlich umsoweniger nützen, als sie häufig bei meinen hauptsächlichsten Feinden platzgriffen oder sonst nicht mit propagandistischer Energie weiterwirkten. Die Leute, die oft wider Willen meinem Urtheil folgten, hatten sich unwillkürlich einer neuen Gedankenmacht gebeugt, aber in einer ähnlich unselbständigen Weise, wie sie früher auf eine falsche Autorität und deren Widersinnigkeiten hineingerathen waren. Der einzige Unterschied bestand darin, dass es im späteren Falle die natürliche Kraft der Gedanken, im früheren aber die gemeine Wirkung einer äusserlich befestigten Autorität war, wodurch jene Unselbständigen bestimmt wurden. Ueberdies wollten sich diese Leute, zumal wenn es Hauptfaiseurs waren, nichts davon merken lassen, dass sie ihre Meinung gewechselt und dass sie sich gar mit meiner Hülfe von der frühern Autorität losgemacht hatten. In der That haben solche Erfolge bei solchen Leuten für Jemand, der eine wissenschaftliche Reformation nicht blos innerlich zu vollziehen, sondern auch äusserlich durchzuführen hat, so gut wie keinen positiven Werth. Die Hindernisse werden hiedurch nicht weggeräumt, sondern es schieben sich im Gegentheil Vertuschungsversuche des Verkehrten ein, welche die entscheidende Aufklärung hinzuhalten streben. Hätte es zu meiner Zeit Männer gegeben, deren Eigenschaften der Geistesklarheit, Forscherfähigkeit und auf reine Wahrheit gerichteten Willensenergie eines Lagrange, Monge, Gay-Lussac und Dalton entsprochen hätten, so würde ich theils wirklich nicht soviel zu thun, theils aber entscheidenden Beistand gefunden und leichtere Arbeit gehabt haben.

3. Der doppelten Schwierigkeit, welche die Lage von Politik und Wissenschaft für mich mitsichbrachte, habe ich nichts als meine Einzelanstrengung entgegenzusetzen gehabt. Ausschliesslich auf die Bethätigung meiner eignen Kraft angewiesen, hatte ich aber noch überdies mit der Nothdurft des gemeinen Lebens zu rechnen. Zugleich mit dem Eintreten für die Sache hatte ich für meine materielle Existenz zu sorgen, und diese Sorge wurde zu einem eigentlichen Kampf. Die Bemühungen der Feinde waren verschiedentlich und mit Erfolg darauf gerichtet, mir meine Einkünfte abzuschneiden, die Quellen der Existenz abzugraben und mir überhaupt möglichst vielen ökonomischen Schaden zuzufügen. Aus den öffentlich bekanntgewordenen Hauptunternehmungen dieser

Art wird sich der Leser noch der Lyceumsangelegenheit erinnern, und die bald darauf folgende universitäre Vertreibung hatte auch nicht blos den einen Zweck, einen Concurrenten von einem bestimmten Platze der Wirksamkeit zu verdrängen, sondern man glaubte zunächst, mich auf diese Weise auch ökonomisch so gut wie ersticken zu können. Auch beruhten hierauf die feindlichen Berechnungen, welche mich schon der jüdischen Socialdemokratie auf Gnade und Ungnade verfallen wähnten und, als sie sich in diesem Punkte enttäuscht sahen, nun der zweiten Täuschung verfielen, ich müsste mich mit einer Brodstelle an irgend einer Winkeluniversität unschädlich machen lassen.

Was man aber aus den öffentlichen Haupthandlungen und selbst aus den Angaben dieser Schrift im Einzelnen über den ökonomischen Minenkrieg kennt, der mich in die Luft sprengen sollte, ist nur der in die Augen fallende Theil der Schädigungen. Uebrigens wurde jegliche Erwerbsgelegenheit von feindlichen Machinationen gekreuzt oder doch zu kreuzen versucht, und was sich aus diesen anscheinend kleineren, oft aber recht erheblichen Beeinträchtigungen summirte, war darum nicht unbedeutender. Doch es hat kein Interesse, hier derartige Rechnungen anzustellen. Wohl aber muss ich im Ganzen und Grossen die oft verleumderisch aufgeworfene Frage beantworten, wovon ich denn eigentlich lebte. Ich könnte hier einfach sagen: Von meiner Arbeit und meinen Entbehrungen; — aber diese zwei Wörter bedürfen in meinem besondern Falle doch einer Erläuterung. Grade der Sachkenner hat am wenigsten eine Vorstellung davon, wie es möglich ist, bei der Abfassung von lauter wissenschaftlichen Büchern, die gemeiniglich nichts oder nur wenig einbringen, eine Existenz zu fristen. Der gewöhnliche Fall war aber auch nicht der meinige. Wenn ich Bücher schrieb, so geschah dies nicht in der Weise eines Professors oder eines sonst anderweitig unterhaltenen Gelehrten. Meine Bücher mussten neben den höhern Zwecken, denen sie dienten, auch praktisch und dazu geeignet sein, in grösserem Umfange gekauft zu werden. Ueberdies cultivirte ich mehrere Wissenschaften und wählte die Stoffe dergestalt, dass ich möglichst das lieferte, was sonst noch nicht oder nur ganz unzulänglich behandelt war. Indem ich neben meinen höchsten Zielen auch jene verschiedenen äusseren Rücksichten beobachtete, erreichte ich etwas, was sonst bei wissenschaftlichen Werken gegen die Regel ist. Ich brachte es dahin, dass meine Bücher mehrere

Auflagen erlebten, obwohl sie ganz auf sich angewiesen und nicht von der Art der gemeinen Lehrbücher waren, deren Absatz sozusagen auf einer universitären Einführung, also auf Professorempfehlung und Professorpatronage beruht. Da ich jeden Augenblick auch an die materielle Seite denken musste, so hielt ich den Verlagsbuchhändlern gegenüber auf die bei dem Absatz irgend erzielbaren Honorare. Hiebei kam mir nicht nur specielle Geschäftskenntniss, sondern auch der Umstand zu Statten, dass ich praktischer Jurist gewesen und demgemäss gewohnt war, Verträge sachkundig und nicht leichtfertig abzuschliessen. Auch in der Vertheidigung verletzter Rechte kam mir dies zu Hülfe.

Aus diesen Andeutungen mag man entnehmen, dass ich zu erringen und festzuhalten wusste, was irgend auf einem ökonomisch so unausgiebigen Wege, wie derjenige der reinen Pflege der Wissenschaft und Wahrheit ist, zu sichern war. Auch wird sich der Leser dieser Schrift erinnern, dass ich in den ersten Zeiten die verschiedensten Wendungen gebraucht hatte, um mich unabhängig zu erhalten. Zuerst hatte ich noch für Zeitschriften geschrieben, dann aber Verwaltungsassessoren, Doctoren und sogar Diplomaten auf möglichst anständige Weise zum Dasein verholfen und mich selbst mit Conversationslexicaarbeiten und Aehnlichem befasst. Da ich in allen Richtungen unausgesetzt thätig war und zugleich sehr eingeschränkt und äusserst sparsam lebte, so gelang es mir mit der Zeit, von meinen wenn auch immerhin unbedeutenden Einnahmen etwas zurückzulegen. Hiedurch wurde es mir möglich, mich gegenüber den spätern Angriffen auf meine Existenz, auch ohne Universität, bei fortgesetzter Bücherarbeit und unter Hinzunahme von öffentlichen Vortragsunternehmungen materiell zu behaupten und wiederum völlig unabhängig zu erhalten.

Freilich kosteten diese Ergebnisse Anstrengungen, die bisweilen fast bis zur Erschöpfung führten. Besonders in den Jahren 1873—75 zeigte sich ein bedenkliches Maass von Schlaflosigkeit, die sicherlich nicht eingetreten wäre, wenn ich zuvor die Mittel gehabt hätte, mir etwas Erholung zu Theil werden zu lassen. Aber erst seit 1875 konnte ich es möglich machen, mich im Jahre einige Zeit zu schonen und auch positiv etwas für meine Erhaltung und Stärkung zu thun. Letzteres bestand darin, dass ich meistens einige Monate des Jahres in Wildbad im Schwarzwalde zubrachte. Die dortige Luft sowie auch die Bäder wirkten günstig, und bei einiger Herabsetzung des sonst allzu grossen Arbeits-

maasses gelang es mir, jene Schlaflosigkeit und deren erschöpfende Folgen zu überwinden. Aber auch diese Hülfe wurde für mich nur dadurch ausführbar, dass ich anders lebte, als man gewöhnlich in Badeörtern thut. Mir kostete die Haushaltung mit meiner Familie nur die Wohnungskosten mehr, und ich hatte dabei noch den Vortheil, diätetisch zweckmässiger essen zu können, als in Gasthäusern. Uebrigens mag man aus der Art, wie ich im entscheidenden Zeitpunkt drohenden Gesundheitsstörungen trotz meiner schmalen Oekonomie vorzubeugen wusste, auch bemessen, dass ich sonst und namentlich bezüglich der Zukunft meiner Familie nicht sorglos geblieben war. Ich hatte für den Fall meines Todes wenigstens soweit gesorgt, dass meine Familie in der Art unabhängig bleiben konnte wie ich selbst.

Alle äussere Oekonomie (in materiellen Mitteln) hätte mir jedoch nicht entscheidend helfen können, wenn nicht eine innere Oekonomie der Geistesarbeit hinzugekommen wäre. Meine Bücher sind (in der Gedankendarlegung) concentrirt gehalten, und diese Art gedrängter Darstellung nimmt mehr Zeit in Anspruch als eine dreimal umfangreichere, bei welcher man mit dem Raum nicht zu sparen hat. Es ist leichter, über ein Thema eine Stunde ausgiebig zu reden, als den entsprechenden wesentlichen Gedankengehalt in der Kürze von ein paar Seiten zusammenzudrängen. Hieraus begreift sich, dass ich meine Bücher nur langsam redigirte. Zu der Mühe der Darstellung überhaupt kam noch diejenige in der Kunst der Auswahl dessen, was aus der Fülle des sich Darbietenden wirklich gesagt werden musste. Ich hatte umsomehr auf Kürze zu halten, als ich mehrere Wissenschaften cultivirte. Jede einem bestimmten Fach gewidmete Schriftengruppe sollte einen möglichst geringen Umfang erhalten und hat sich in der That auch bemessen genug gestaltet. Alle zusammen haben aber, (wie der Sachkenner eines einzelnen Zweiges schon aus der Beurtheilung der diesem gewidmeten Schriften schliessen kann,) einen zugleich so ausgebreiteten und intensiven Inhalt, dass sie nur durch einen bedeutenden Aufwand wohlangelegter und kunstmässig geleiteter Arbeitskraft entstehen konnten. Hätte ich nicht einsam gelebt und mich von allen Zerstreuungen ferngehalten, so wäre es nicht möglich gewesen, jene verschiedenen Aufgaben, die ich mir gestellt hatte, zu bewältigen.

Schon die Redigirungsarbeit an sich nahm dem Angegebenen zufolge viel Kraft und Zeit in Anspruch, obwohl ich meine Werke

sofort druckfertig dictirte und an den Sätzen, wie sie die unmittelbare Niederschrift ergab, der Regel nach nichts wieder änderte. In letzterer Beziehung ging beispielsweise das Manuscript meines mechanischen Werks, so wie ich es meiner Frau aus dem Kopfe dictirt hatte, an die göttinger Facultät, und es war darin kein Wort ausgestrichen oder übergeschrieben. Solche sofortige Glätte war kein Ergebniss der Leichtigkeit, sondern beruhte auf Klarheit und Sicherheit der Gedanken. Jedoch die Vorarbeiten, die zu solchen Werken, wie die meinigen, erforderlich sind, hätten mich erdrücken müssen, wenn ich nicht Jahrzehnte lang vorher die Gedanken zur Reife gebracht und die Thatsachen gesammelt hätte. Auch hätte ich trotzdem mein Ziel nicht erreicht, wenn nicht die Art, wie ich arbeitete, von der gewöhnlichen Gelehrtenmanier in entscheidender Weise abgewichen wäre. So kam es mir beispielsweise bei den Wissenschaftsgeschichten sehr zu Hülfe, dass ich nur in den Originalautoren, aber nicht wie Andere noch allerlei Bücher über die Bücher jener Autoren las, um über sie ein Urtheil zu haben. Ueberhaupt war ich in den Urtheilen unmittelbar sicher und bedurfte oft nur ein paar Anhaltspunkte, um vollständig orientirt zu sein. Die schlechte oder gute Physionomie eines Schriftstellers wurde mir meist aus wenigen Seiten desselben durch Stil, Allüren und Gedankenfügung klar. Ich sparte auf diese Weise viele unnütze Wege und kam rasch an die besten Quellen. Uebrigens handelte es sich um äussere gelehrte Materialien auch vorzugsweise nur bei den Wissenschaftsgeschichten. Hier ist für die Gelehrten sonst der Büchervorrath die Hauptsache. Ich besass aber keine Capitalien zu einer Bibliothek und hatte daher noch obenein die Mühe, alle die Originalwerke, deren ich bedurfte, mir aus den öffentlichen Bibliotheken zu beschaffen. Bei aller Eindringlichkeit meiner Untersuchung der ursprünglichen Autoren und letzten Quellen strebte ich jedoch auch hier nach umsichtigem Maass in der Anhäufung des Materials und suchte auch in dieser Richtung nicht den Büchern, sondern dem Kopfe das Beste abzugewinnen. Es versteht sich, dass ich in den nichthistorischen Schriften ganz ausschliesslich nach diesem Grundsatz verfuhr. Die systematischen Werke habe ich unmittelbar aus dem Kopfe entnommen, in welchem sie selbstverständlich sehr lange gereift und so gut wie fertig waren, ehe sie niedergeschrieben wurden. Ueberhaupt liebte ich nicht viel Lectüre und war kein Freund von Büchern, ausgenommen wenige vorzügliche. Auf diese Weise

hatte ich von Jugend auf zu studiren gesucht, und nach meiner Erblindung hatte ich wahrlich keine Ursache, auf den breiten Bücherkram, mit dem der gewöhnliche Gelehrte seinen geistigen Stoffwechsel unterhält, irgend Werth zu legen. So kam die innere Arbeitsökonomie des Geistes der äussern materiellen Fürsorge zu Hülfe, und nur so erklärt es sich, dass ich unter den gekennzeichneten ungünstigen Umständen der allgemeinen und der persönlichen Situation das Gewollte gegen alle Hindernisse nachdrücklich zu fördern vermochte.

4. Um ein Gesammtbild von den Mitteln zu geben, mit denen ich für meine Aufgabe wirken konnte, muss ich nach der Darlegung meiner materiellen und geistigen Oekonomie noch auf die einzelnen Formen der Wirksamkeit, mit denen sich etwas ausrichten liess, näher eingehen. Das schriftliche und das mündliche Wort sowie die persönliche Vereinigung mit Genossen, sei diese nun eigentlich organisirt oder nicht, sind die drei Hauptmittel, die für geistige Ziele in Frage kommen können. Die besondern Gestalten, in die sich jedes dieser Mittel verzweigen kann, sind nicht gleichgültig. Das schriftliche Wort in Form eines Buchs wirkt anders, als dasjenige der Zeitschriften und Zeitungen. Auch kommt es sehr darauf an, ob sich die verschiedenen Mittel und Wirkungsformen gegenseitig unterstützen. Die innere Kraft der Gedanken vorausgesetzt, bleibt die Hauptfrage immer noch die, wie durch die verschiedenen Hemmungen oder Sperren zu einem möglichst grossen Publicum vorzudringen sei. Ich für mein Theil habe von den angegebenen Mitteln bisher wesentlich nur zwei in Anwendung bringen können, indem ich hauptsächlich darauf angewiesen blieb, unmittelbar durch Bücher und durch Vorträge zu wirken. Der Weg der Zeitschriften und der Zeitungspresse war für mich in der Hauptsache unbetretbar. In diesem Element stand mir, was die gelehrten Organe anbetrifft, das Professorenthum, - bezüglich der sonstigen Zeitschriften und Zeitungen aber die Judenschaft entgegen. Beide im Verein waren mehr als hinreichend, überall dafür zu sorgen, dass weder ich selbst zu Worte kam, noch seitens Anderer über meine Leistungen etwas verlautete. Am liebsten sorgte man für allseitiges völliges Schweigen. War aber das Publicum trotzdem schon anderweitig und namentlich unmittelbar durch meine Bücher und Vorträge in grösserem Umfange unterrichtet, so verlegte man sich auf völlige Entstellungen und berechnete, aus der Luft gegriffene Verleumdungen. So

Mancher, der es versuchte, in der Presse über meine Leistungen etwas unterzubringen, hat jenen Sachverhalt speciell erprobt. Ja sogar in Artikeln, in denen ich nur zusammen mit Andern besprochen war, wurde das mich Betreffende von den Redacteuren gestrichen. Nur selten einmal schlüpfte ein Artikel, der über meine Schriften wahrheitsgemäss berichtete, dennoch durch, indem er durch besondere Umstände der professoral und jüdisch instruirten Censur der Redactionen entging. Bis in die Bibliographien, wie sie den Zeitschriften beigegeben werden, erstreckten sich die Verheimlichungsversuche, indem aus den fraglichen blossen Verzeichnissen erschienener Bücher die Titel der meinigen geflissentlich weggelassen wurden.

Doch genug von dem Unterdrückungssystem, welches sich gegen meine Schriften richtete. Es hat zwar Viele, die sonst von meinen Werken erfahren hätten, selbst über die blosse Existenz der einzelnen Bücher in Unkunde erhalten. Es hat aber doch nicht hindern können, dass meine Bücher trotzdem zum Publicum vordrangen und in einem für solche Schriften bedeutenden Umfange verbreitet wurden. Meine Bücher sind zu vielen Tausenden gelangt, obwohl sie nicht einmal durch nennenswerthe Inserate unterstützt wurden, ja von einzelnen in Zeitungen oder Zeitschriften niemals eine Buchhändleranzeige erschienen ist. Die Gelehrten, unter denen die Faiseurs und deren Gefolge sich mit der Verheimlichung meiner Schriften vor dem Publicum so sehr abmühten, konnten es doch nicht unterlassen, sie selbst zu kaufen, selbstverständlich nur mit dem löblichen Vorhaben, davon zu naschen und soviel als möglich in der eignen Küche zu eignen Gerichten zu verwerthen. So wurden die Professoren selbst ein ansehnliches Contingent zu meinem Publicum. Fragt man danach, wie es für das übrige Publicum möglich wurde, von meinen Schriften Kenntniss zu erhalten, so habe ich wesentlich auf nichts weiter als auf meine Vorträge und auf den Ruf hinzuweisen, der allmälig durch Weitersagen von Mund zu Mund entstand. So wurden auch frühere Bücher die Grundlage der Verbreitung von späteren und umgekehrt. Der Leserkreis, welcher mich bereits kannte, blieb der Ausgangspunkt, von dem aus anderes Publicum Kenntniss erhielt. Von einem kleinen Anfang her wurde auf diese Weise alles Uebrige erreicht. Es war die unmittelbare Wirkung meiner Gedanken und nicht, wie sonst gewöhnlich, eine fremde Empfehlung, also nicht Besprechungen in der Presse und nicht autoritäre

Anpreisungen seitens der Professoren, wodurch ich zu meinen Lesern gelangte.

Das zweite Hauptmittel der Wirksamkeit, die Vorträge, verschafften mir am unmittelbarsten Sympathien und in Folge davon auch Theilnahme für meine Schriften. Ich habe bereits früher von den 14 Jahren der universitären Wirksamkeit einige Rechenschaft gegeben. Daneben sprach ich auch gelegentlich in diesem oder jenem Verein vor einem weiteren Publicum über die populärsten Punkte meines Ideenkreises. Nach meiner Vertreibung von der Universität unternahm ich alljährlich selbständig in Berlin und andern Orten einige Vorträge vor dem grössern Publicum, in denen ich diejenigen Angelegenheiten und Fragen behandelte, die jedesmal für die Förderung der Sache am wirksamsten sein mussten. Die Begeisterung, die sich regelmässig bekundete und in dem Maasse wuchs, in welchem der mit mir noch nicht näher bekannte Theil des Publicums mich kennenlernte und meinen Darlegungen folgte, — diese Begeisterung, die durch keine Gegenmachinationen der Feinde gestört werden konnte, bestätigte mir den alten guten Grund und Boden, den ich mir Jahrzehnte hindurch unter den rechtschaffenen und höherstrebenden Elementen der Gesellschaft erworben hatte.

Man nehme aber nicht an, dass es mir leicht wurde, die Vorträge dieser Art zu arrangiren. Ich blieb für das Bekanntwerden derselben vorherrschend auf blosse Inserate angewiesen. Die Presse unterstützte mich nicht nur nicht, sondern versuchte auch, die unmittelbare Wirkung auf die Zuhörer durch entstellende und verleumderische Berichte, die bisweilen reine Erfindungen waren, hinterher abzuschwächen. Mit der Miethung von Sälen, selbst um die theuersten Preise, erprobte ich Schwierigkeiten genug, da sich die feindlichen Elemente überall dahintersetzten, um die Eigenthümer von vornherein oder wenigstens später von der Ueberlassung abzuhalten. So ging es mir beispielsweise mit den Localitäten des berliner Architektenvereins. Dort hatte ich bereits öfter einen Saal gemiethet, erhielt ihn aber schliesslich nicht wieder, weil die feindlichen Elemente, die schon von vornherein dagegen gewirkt hatten, zuletzt doch zum Ziel gelangt waren. Ueberdies weiss jeder Kenner der Verhältnisse, dass fast alle populärwissenschaftlichen Vorträge nur durch Veranstaltung seitens irgend welcher Vereine oder Coterien und mit Hülfe von deren verfügbarer Propaganda möglich werden, und dass in den wenigen Fällen,

wo dies nicht der Fall ist, wenigstens eine reichliche Empfehlung durch die Zeitungen auf irgend welche Weise gesichert sein muss, wenn überhaupt ein Erfolg erzielt werden soll. Da ich bei meinen Unternehmungen von dem Allen nichts, wohl aber noch viele Gegenmachinationen in Anschlag zu bringen hatte, so muss ich die Frequenz, die sich ungeachtet der Eintrittspreise ergab, als bedeutend ansehen. Hätte ich nicht auch der Auslagen wegen jene Eintrittspreise nöthig gehabt, so würde, wie mich ältere eigne Erfahrung gelehrt hat, der Zudrang ein gewaltiger gewesen sein und die jedesmalige Zuhörerschaft nicht blos nach Hunderten gezählt haben.

Blicke ich auf alle Arten von Vorträgen zurück, die ich auf der Universität und anderwärts gehalten habe, so kann ich mit dem Erfolg derselben zufrieden sein. Dieser Erfolg hing aber auch wesentlich von der Beschaffenheit der Vorträge selbst ab. Zwischen mein Wort und die Zuhörer, die einmal versammelt waren, konnte sich keine feindliche Macht mehr einschieben. Wo ich in diesen unmittelbaren Verkehr mit dem Publicum kam, war ich auch meiner Sache gewiss. Die Feinde kannten diesen Sachverhalt und fürchteten daher nichts ärger, als dass mich das Publicum auf diese Weise kennenlernte. Die einfache Art, in der ich überall sprach, zeugte nicht blos für den Verzicht auf jede Künstelei und Effecthascherei, sondern auch für die unmittelbare und freie Vorbringung der Gedanken und Gefühle. Der Mangel jeder schriftlichen Stütze verstand sich bei mir von selbst; aber ein in dieser Beziehung äusserlich freier Vortrag kann dennoch einstudirt und die blosse Wiedergabe eines Manuscripts aus dem Gedächtniss sein. Bei mir dagegen fühlte man es jeder Auslassung an, dass sie ein Ergebniss des augenblicklichen lebendigen Denkens und Empfindens war. Nur so konnte sie auch die Frische haben, die selber anfrischt. Anspruchslos und vorher unstudirt, ja in der Natürlichkeit einem guten Conversationston ähnlich, verschmähte meine Vortragsart jegliches rhetorische Mittel, ausgenommen das eine, welches in der Wirkung des in seiner Klarheit und Sicherheit hervortretenden Gedankens und des sich an der Sache erwärmenden Gefühls schon mitenthalten ist. Schriftliche Ausarbeitungen der Vorträge habe ich nie gemacht. Ich hatte genug gearbeitet, um mein Material auch ohnedies genügend zu beherrschen. Zu den Universitätsvorträgen war eine besondere Vorbereitung überflüssig. Auf dem Wege zum Local sammelte und gruppirte ich in ein paar Minuten in der Erinnerung die Hauptgedanken und Hauptthat-

sachen, die dann im Vortrag selbst, gleichsam wie eben geschaffen, specialisirt dargelegt und in geläufiger Rede, durch anschauliche Ausstattung mit Beispielen, in allen Richtungen beleuchtet wurden. So fiel die Hauptarbeit in den Vortrag selbst; denn alle Geläufigkeit im Stoffe, zu der ich durch meine ganze Forscher- und Schriftstellerarbeit gelangt war, konnte mir nicht die Nothwendigkeit ersetzen, mich immer von Neuem in den Gegenstand zu vertiefen. Grade bei dieser Vortragsart musste ich Verstand und Gefühl jedesmal in die lebendigste Thätigkeit versetzen. Dies nahm unvergleichlich mehr Kraft in Anspruch, als die gewöhnlichen gleichgültigen Vorlesungen und Vorträge, die entweder schriftlich Vorliegendes oder Auswendiggelerntes wiedergeben. Es wirkte aber auch unvergleichlich mehr. Der sich lebendig regende Gedanke des Sprechenden bewegt auch den des Hörenden und das eben entstehende Gefühl theilt sich eindringlicher mit, als ein aufbewahrtes Präparat von erst künstlich anzublasenden Empfindungen. Rege Aufmerksamkeit, die bei Universitätsvorträgen nicht häufig ist, lohnte mir überall diese aussergewöhnliche Mühe. Da ich mit ganzem Verstande und ganzem Gemüth bei den Sachen und Personen war, von denen ich sprach, so wurden auch die Verstandes- und Gemüthskräfte der Zuhörer unwillkürlich dort regsam concentrirt.

Bedenkt man den universellen und vielverzweigten Stoff, den ich in den Schriften und Vorträgen vereinigte, so wird man ermessen, dass der Inhalt noch unvergleichlich mehr als die Form wirken musste. Nicht blos Sachen sondern auch Personen waren es, die ich überall aus der Wissens- und Strebensgeschichte der Menschheit in voller Wirklichkeit und Wirksamkeit vorführte. Indem ich alles Bedeutende und Grosse heraufbeschwor und jedem hohen Streben der Persönlichkeiten in meiner Wiederdarstellung gegenwärtige Lebensfülle verlieh, wirkte ich nicht blos mit meinen eignen Kräften, sondern auch mit den vorzüglichsten aller Zeitalter. Was sich sonst so trocken ausnimmt und den Lesern oder Zuhörern in der gemeinen Darstellung so wenig Theilnahme abzugewinnen pflegt, nämlich die Wissenschaftsgeschichte, diente mir grade als ein Hauptmittel zur Erzeugung der lebendigsten Theilnahme. Wer, wie die gewöhnlichen Darsteller der Wissensgeschichte und des sonstigen Strebens der Menschheit, viel zu tief steht und überdies viel zu verlehrt und blasirt ist, um mit den höchsten Vertretern der jedesmaligen Sache mitzudenken und mitzufühlen, der kann

natürlich nichts erwecken, als Langeweile und Ueberdruss. Das ist es auch, was die wissenshistorischen Berichte auf Universitäten und anderwärts in den Ruf der Ungeniessbarkeit gebracht und sie in der That auch so unfruchtbar gemacht hat. Ich hatte von dem Gegenstande und seiner Kraft eine tiefere Auffassung, und ich habe mich nicht geirrt, indem ich mich auf seine Macht verliess. Ich arbeitete und wirkte auf diese Weise gleichsam im Verein mit den Besten und Grössten aller Zeiten und erweckte eine Theilnahme, wie wenn das Aelteste und das Neuste zusammen eine einzige unmittelbare Gegenwart wären. In der That sind sie auch im letzten Grunde nur eine einzige Angelegenheit, die sich fortsetzt und entwickelt, ihre Gestalten ändert, aber immer auf dasselbe hinaus will, — auf die Hervorbringung des Wahren und Grossen.

5. Der vereinzelte Mensch ist, was er auch schaffen möge, durch sich allein und durch sein Wissen und Wollen niemals die höchste Kraft. Er muss in einem lebendigen Zusammenhange stehen und die Wurzeln seiner Lebensenergie in dem nächsten Kreise haben, der ihm angehört. Denker, Forscher und reformatorische Geister haben oft genug allein oder so gut wie allein gestanden. Ihre Kraft hätte aber fruchtbarer werden und sich mit den höchsten menschlichen Angelegenheiten in mehr Richtungen praktisch begegnen können, wenn sie die Lebensverhältnisse und Schicksale der menschlichen Gesellschaft auch durch ihr eignes Verwachsensein mit denselben aus eigenster persönlicher Erfahrung erprobt hätten. Wie konnten beispielsweise die in mönchischer Familienlosigkeit kaum mit dem halben Dasein an der Welt betheiligten Denker und Wissenschafter an den geselligen Beziehungen des menschlichen Gemeinlebens ernsthaften und einsichtigen Antheil nehmen? Wie sollten sie das dauernde Zusammenleben der Geschlechter, wie die Liebe der Eltern zu den Kindern, wie überhaupt das Band der Theilnahme und Fürsorge gehörig würdigen, welches die Generationen miteinander verknüpft? Auch mussten ihnen alle jene Empfindungen fremdbleiben, die aus dem Bewusstsein des unmittelbaren Naturzusammenhangs mit den folgenden Zeitaltern entspringen. Ein Theil der mönchisch gearteten speculativen Verirrungen erklärt sich aus dieser Abgerissenheit des Daseins. Der einzige Zusammenhang, der jenen blieb, war der ideelle, und so machtvoll dieser auch ist, wenn er den natürlichen zum Rückhalt hat, so verliert er sich doch leicht in

luftigen Gebilden überschwenglicher und unwirklicher Art. Wer für die Menschheit ganz und voll eintreten will, muss auch ihr Schicksal in seiner natürlichen Ausdehnung theilen. Mindestens werden die Kräfte des Gemüths hiedurch vollständiger erweckt und stärker gespannt. Diese sind es aber auch, die dem Verstande seine Richtung geben und in vielen Dingen die volle Einsicht überhaupt erst möglich machen. Wer noch für Andere und mit Andern in der vertrautesten Weise denkt und fühlt, hegt in sich gleichsam mehr als ein einzelnes Bewusstsein. Grade aber dann, wenn er das allgemeine Schicksal im Sinne trägt, wird jene natürliche nächste Erhebung über das Ich sich am wohlthätigsten gestalten. Antriebe und Kräfte werden sich vervielfachen, und die Einheit des Wirkens in der Familie mit demjenigen auf die Welt wird erst die volle Sicherheit verleihen.

Wer im Stande ist, gleich mit einem Kreis von Gesinnungsgenossen aufzutreten und inmitten von Elementen zu wirken, die seine Bestrebungen sofort theilen, der wird seine Kräfte mit Leichtigkeit zur höchsten, ihm möglichen Leistungsfähigkeit spannen. Begreiflicherweise kann so etwas aber bei denen, die eine wirklich neue Sache zu führen oder vielmehr einzuführen haben, kaum jemals der Fall sein. Um so wohlthätiger und mächtiger wirkt es, wenn sie wenigstens in einem, ihres Strebens würdigen Familienleben eine Heimstätte ihres ganzen Wesens haben. Wie Letzteres mein Fall war und wie ich aus diesem nächsten Lebenskreise heraus immer wieder die Kraft zum Kampfe mit widrigen Elementen der Aussenwelt erneute, darüber mögen hier einige Bemerkungen platzfinden.

Die Denkweise war bei uns allen dieselbe. Meine Erziehungsgrundsätze waren genau die, denen ich auch in Schriften und namentlich in der über den Werth des Lebens Ausdruck gegeben habe. Nur gestalteten sie sich in meinem eignen Bereich noch specieller, indem sie den besondern Bedürfnissen meiner Lage angepasst wurden. Ich hasste jede vorzeitige Inanspruchnahme der Geisteskräfte und überhaupt jede Ueberhäufung des jugendlichen Alters. Im Allgemeinen war ich Feind jeder einseitigen Anspannung und jeglicher Ueberstrengung Wenn ich letztere bei meiner eignen Person sehr häufig nicht vermeiden konnte, so zeichnete mir die Rücksicht auf meine materielle Erhaltung dies gebieterisch vor, um mit dem geringeren das grössere Uebel zu vermeiden. Bei den beiden Kindern, die ich hatte, hielt ich aber jederzeit auf die

grösste Schonung. Die Schulfrohn verachtete ich und war in der glücklichen Lage, den Unterricht, soweit er bei vorwaltender Selbstbelehrung noch nöthig war, aufmichnehmen zu können. Meine beiden Knaben haben nie eine Schule besucht und sind des Tages mit einigen Stunden eigentlicher Arbeit ausgekommen. Der jüngere neigte mehr zu Sprachen und Literatur, der ältere zu Mathematik und Naturwissenschaft. Ich selbst hatte durchschnittlich kaum eine halbe Stunde täglich nöthig, um beide Knaben zusammen in ihrer Selbstbelehrung zu unterstützen. Ohne die Verschonung mit der gemeinen Schulfrohn, also mit der Sitzquälerei und dem abstumpfenden ja geisttödtenden Kram, hätte auch wahrlich mein älterer Sohn nicht schon im Alter von 14 Jahren ein wichtiges physikalisch chemisches Gesetz entdeckt! Alle Originalität, die er weiterhin entwickelte, wäre bei gemeinem Schulbesuch sicherlich zurückgehalten, ja wahrscheinlich für immer erstickt worden. Ich hatte die Knaben im Geistigen immer ihren Neigungen nachgehen lassen und sie an keine Schablone des Lernens gebunden, wohl aber ihnen das Beste an Lehrmitteln in sorgfältigster Auswahl zugänglich gemacht. Gelegentlich beim Vorlesen und im Gespräch mit mir kamen sie mit leichter Mühe zu Einsichten und zu einer Art des Verständnisses, wie sie keine öffentliche Schulung bietet. Der jüngere machte in seinem Gebiet mit Leichtigkeit Fortschritte, die den grossen Erfolgen des älteren in den exacten Wissenschaften entsprachen. Der Letztere hatte sich schon als kleiner Knabe durch eine ausserordentliche Anlage zum Rechnen ausgezeichnet, deren combinatorische Tragweite und Originalität in den Wendungen schon im blossen Kopfrechnen, dem Einzigen, worin ich hätte concurriren können, über meine Kräfte hinausreichte. Die entsprechende allgemeine mathematische Anlage führte dann später, nach den physikalisch chemischen Entdeckungen, zu neuen Auffindungen in der Algebra. Ebenso wie ich darauf gehalten hatte, dass dieser Geisteszug nicht zu frühzeitig zu unverhältnissmässiger Einseitigkeit und Anstrengung führe, störte ich ihn dann auch später, Angesichts seiner bedeutenden, dem wissenschaftlichen Interesse der Welt zugutekommenden Ergebnisse, nicht durch vorzeitige Belastung mit den Vorarbeiten für einen speciellen Erwerbsberuf.

Nicht blos das Lernen, sondern überhaupt Alles bei meiner Erziehung war meinen alten Grundsätzen gemäss darauf eingerichtet, das Dasein in jedem seiner Stadien lebenswerth zu machen

und nicht durch die vorwaltende Rücksicht auf eine Zukunft die Gegenwart des früheren Lebensalters zu verlieren. Ich hatte es einst, nämlich schon in der 1. Auflage vom Werth des Lebens (1865), den Eltern an das Herz gelegt, ihre Erziehung so einzurichten, dass, wenn das Leben eines Kindes früh abschneidet, es doch etwas für sich selbst gewesen und nicht dem spätern unerfülltem Zweck zum Opfer gebracht sei. Die Freude am Leben muss das entscheidende Richtmaass der Kinder- und Jugendbehandlung sein. Das jugendliche Alter ist kein blosses Mittel, um zu einem reiferen zu gelangen, sondern ein Zweck an sich selbst. Nach diesem Princip habe ich von vornherein in meiner Familie gehandelt. Es wirkt immer wohlthätig; aber seine Vernachlässigung wird zum vollständigen Raub des Jugendlebens, wenn der Tod den Faden vorzeitig abreisst.

Ein vorzeitiges Schicksal trat auch in meiner Familie ein. Mein jüngerer Sohn Ernst starb 1880 in seinem 16. Lebensjahre. Er war ein blühender Knabe von besonderer Munterkeit und Gewandtheit gewesen. Seine geistige Begabung und seine unverkennbare Anlage zur entschiedensten Charakterenergie hatten zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Er war schon als kleiner Knabe mein aufmerksamer Führer und bis zum Ende meiner Universitätsthätigkeit mein treuer Gefährte in allen Vorträgen gewesen. Durch dieses beständige Zusammensein auch bei allen äussern Gelegenheiten war sein Sinn mit dem meinigen enger verwachsen, als dies sonst in dem Verhältniss von Vater und Kind der Fall zu sein pflegt. Ueberhaupt war auch in unserer ganzen Familie der gegenseitige Anschluss besonders innig, weil sich das Leben der Knaben durch keine Schule in Anspruch genommen sah und unser Dasein ganz unter uns verlief. Die Aussenwelt bestand für uns nur in meiner Vortragswirksamkeit, und auch hier war ich ja nicht ohne einen Theilnehmer aus der Familie. Um so herber empfanden wir die jähe Wendung, obwohl derselben ein langes Unterleibsleiden vorausgegangen war. Die Zeit des Leidens hatte das Band noch fester geschlungen und nicht blos das Gefühl des eignen Verlustes, sondern auch die mitfühlende Trauer um das abgeblühte Schicksal hat einen Schmerz ergeben, wie ihn noch keine andere Wunde für uns mitsichgebracht hatte. Ich rechne alle äussern Schicksalsschläge, die mich, einschliesslich meines Augenunglücks, je betroffen haben, zusammen für weit geringer als diesen einen Fall. Was mich von Aussen Widerwärtiges und

Schädigendes traf, wurde durch den Umstand aufgewogen, dass ich mit meiner Frau und meinen Kindern in einer Weise lebte, die keinen Störungen zugänglich war. Wir waren uns bewusst, eine untheilbare Einheit zu bilden und gegen Alles mit einer und derselben Kraft gerüstet zu sein. Der Schicksalsblitz, der mit jenem Todesfall auch hier einschlug, kam aber wenigstens nicht von Feinden. Er kam aus der Naturordnung und er hat noch immer, auch nach Wegraffung des einen Familiengliedes, einen Bund übriggelassen, der durch das Unglück nur noch mehr erprobt ist. Hat mich auch alles Uebrige nur in Kampf und Widerwärtigkeiten getaucht, so kann ich doch, auch trotz jenes Schicksalsfalles, sagen, dass ich an und in meiner Familie und dem Leben mit ihr etwas gehabt habe, was in Verbindung mit dem Bewusstsein wirksamer Geistesthaten die äussern Unbilden aufgewogen und mir den Muth frisch erhalten hat.

6. Das Letzte und Eigenste, woran sich einsam wandelnde Forscher und reformatorische Naturen zu halten haben, ist die Kraft, die aus der Wahrheit der vertretenen Sache und aus jenem universellsten Gemeinschaftsgefühl mit allem Guten stammt, welches in Sein und Welt waltet. Der Hass des Schlechten gehört mit in diesen Kreis und zu jener Kraft; denn diese Verachtung und Befehdung des Schlechten ist ein Theil der allgemeinen Gerechtigkeit, und ohne diese wäre die Welt wirklich vom Uebel. Die Tiefen der Wissenschaft und der Gesinnung sind es gewesen, aus denen ich immer wieder jenes absolute Vertrauen schöpfte, ohne das ein vorläufig so ungleicher Kampf, wie der meinige, nicht geführt werden kann. Wenn ich Ueberschau hielt über die Geistesmittel, die ich zu diesem Kampfe für mich und die Fortsetzer desselben vereinigt habe, so wurde ich in meiner Zuversicht stets gestärkt. Keine wesentliche Richtung von Allem, was menschliche Theilnahme erregt, habe ich unerprobt gelassen, und für alle Bestrebungen, von den höchsten und idealsten bis zu denen hinab, die das materielle Fussgestell betreffen, habe ich das Arsenal mit Werkzeugen positiver Geistesarbeit und mit den Mitteln des unvermeidlichen Kampfes gefüllt. Eine höhere und gewissere Einsicht, als die aller bisherigen Religionen, ist für Verstand und Gemüth zum Ausgangspunkt einer Weltanschauung gemacht, die ebenso fernbleibt von Lebensfeindlichkeit wie von unkritischer Vergötterung jeglichen Daseins und seiner Ursachen. Diese Einsicht giebt beweisende Gewissheit von einem Beginn und von

Grenzen der Natur. Sie gestattet einen Aufschwung der Verstandes- und Gemüthskraft, der über jegliche Gestaltung der Dinge erhebt und unserm Gemeinschaftsgefühl mit dem Gesammtsein ein über alle Leiden erhabenes Asyl eröffnet. Das Bewusstsein, dass sich alles das, was uns an der Welt als widrig und unausgeglichen erscheint, in einer äussersten Grenze des Daseins, wo es noch keine Empfindung gab, nicht gefunden habe, ist auch eine Bürgschaft für die Entwicklungen der Zukunft. Die Arbeit der Naturschöpfungen und des Lebens hat Hindernisse zu überwinden, missgestaltete Combinationen zu zerstören, am Verkehrten die Gerechtigkeit der Vernichtung zu üben und in jeder Richtung das Vollkommene herauszugestalten. So thut sich zugleich der Drang zum Dasein und zum Guten genug. Doch ich kann hier nur kurz an das erinnern, was ich bereits in dieser Schrift und anderwärts auseinandergesetzt habe. Der Hauptpunkt der geistigen Macht in der neuen allgemeinen Anschauung ist der, dass die Welt zwar eine Einheit ohne Zerklüftung in ein Diesseits und Jenseits bleibt, aber die besondere Gestalt, die wir an der Welt kennen, kein Ewiges und kein Erstes gewesen ist und kein Letztes zu sein braucht. In dem Sein, welches hiemit noch übrigbleibt, mag das Sehnen des Gemüths Anker werfen und der Verstand Befriedigung finden, wo das starre Dasein der jetzigen uns bekannten Natur mit seinen Hemmungen und Widrigkeiten unüberwindlich scheint. Ich lege viel Werth auf diese Grundconception; denn durch sie wird die Kraft zur Ueberwindung alles Schlimmen erst auf eine letzte und edelste Macht gegründet, — die Macht der Seinsgesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit, vermöge deren in allem Walten von Entstehung und Vernichtung jegliches Verderbte sein Recht empfängt und jedem berechtigten Drange zu einer bessern Existenz in Reihen von neuen Gestaltungen und in der Form vieler Wesen Erfüllung winkt. Die Zuversicht und Freude sowie die Beruhigung des Schmerzes ergeben sich nicht blos aus der schaffenden, sondern auch aus jener vernichtenden Kraft, die sich bewusst ist, in einem Grunde zu wurzeln, der mit dem jedesmaligen und allem Schlechten nach Gebühr zu Ende kommt.

Was so im Weltganzen sich vollzieht, das üben wir in unserm Menschheitsbereich zum Theil selbst vermöge unserer eignen Energie und auf unsere höchste Verantwortlichkeit hin. Ich bin mir immer rasch darüber klar geworden, was ich zu lieben und zu hassen hatte, was zu fördern und was einzuschränken oder zu

zerstören war. In diesem deutlichen und entschiedenen Bewusstsein liegt auch ein mächtiges Kampfmittel. Die Sache, die hier vertreten wird, ist künftig und in ihrer breitesten Wahrnehmung durch viele Geschlechter nach entsprechenden Grundsätzen zu führen, wie ich sie eingeführt habe. Die Kampfmittel werden daher auch dieselben oder wenigstens ähnliche bleiben. Wenn ich nun irgend eines für die praktische Seite als das Wichtigste hervorheben soll, so wäre es die Behandlung der Menschen und Verhältnisse nicht nach blossen Regeln oder gar Schablonen, sondern nach bestimmten specificirten, ja individuellen Beschaffenheiten. Es handelt sich nicht blos um eine Gesetzgebung, sondern auch um eine Verwaltung der Menschheitsangelegenheiten. Alle Verwaltung beruht aber auf Berücksichtigung der Beschaffenheit des besondern Falles. Sogar schon die Aufstellung von Regeln und Gesetzen selbst muss, je specieller sie wird, wie eine Art Auffindung höchster Verwaltungsgrundsätze angesehen werden. Das allgemeine Menschenrecht bezieht sich daher nur auf sehr weite Verallgemeinerungen und gründet sich auf Eigenschaften und Bedürfnisse, die in ihrer Gemeinheit und Rohheit eben nur die nackte Gattung kennzeichnen und unmittelbar an die übrige Thierheit grenzen. Eine Fülle von Gehalt kommt in die socialen und politischen Lebensformen erst dadurch, dass sich typisch vollkommnere Gebilde vereinigen und gegen unvollkommnere abgrenzen. Die Abschliessung und Einschränkung, ja selbst die Entfernung des niedrig Gearteten und des Schlechten gehören daher mit zur Verwaltung der bessern Menschheitsangelegenheiten im Sinne der Freiheit. Frei ist nur der oder diejenige Gruppe, welche nach dem Gesellungsprincip sich mit dem Gleichartigen zu verbinden und das Störende und Verderbende auszuschliessen vermag. Hierauf beruht alle echte Organisation, und es versteht sich, dass die Schlagwörter eines platten Pseudoliberalismus hier ebenso unanwendbar und irreführend sind, wie in dessen sonstigen mattherzigen und kahlen Welt- und Lebensansichten. Auch der bisherige Radicalismus und Socialismus haben es hier, wie in der gesammten Welt- und Lebensanschauung, zu keinem Princip gebracht, welches Lebensfarbe hätte und die Massen zu erregen vermöchte. Meine Grundsätze und Mittel sind andere; sie stammen aus dem Feuerquell der Natur selbst. Das echte und volle Leben nimmt nicht schwächliche Rücksichten auf sinnleer gewordene Schablonen und Schlagwörter, die nur in einem bestimmten Zu-

sammenhang eine Bedeutung (und eben deswegen nur eine beschränkte Bedeutung) hatten. Gut und Schlecht haben keinen Anspruch auf gleiche Behandlung; es darf keine gesellschaftliche und keine politische Gleichheit zwischen den wohlthätigen und den schädigenden Elementen der Menschheit obwalten. Die Duldung hat ihre bestimmten Voraussetzungen. Sie ist selbst eine Uebelthat, wo sie den Uebelthäter schützt. Nur Pseudorevolutionäre (aber nicht echte Umschaffer der Zustände) können es sein, die solche Kahlheiten und solchen Duldungsmischmasch vertreten. Dieser Duldungsmischmasch ist auch im Grunde immer nur ein maskirtes Mittel, welches den frechsten und verworfensten Elementen zum Monopol, zur Breitmachung und schliesslich zur vollen Herrschaft verhelfen soll. Hiegegen schützen nur Principien und Verfahrungsarten, die höher stehen als alle bisherige Revolution und aller bisherige Conservatismus. Die Berechtigungen, sowohl zur Weg- und Umschaffung als zum Erhalten, sind tiefer zu schöpfen, als aus den oberflächlichen Stichwörtern der politischen und socialen Bewegungen und Gegenbewegungen des letzten Jahrhunderts. Weder die Revolution noch die Reaction hat im Geistigen oder im Praktischen etwas vorgebracht, was die Menschheit in ihren letzten Tiefen aufzuregen und ihre höchsten Kräfte anzuspannen vermöchte. Dazu ist es nöthig, sich an den Menschen in seiner vollen Naturkraft, mit aller seiner natürlichen Liebe und mit allem seinem natürlichen Hass, zu wenden und ihn zu lehren, über die ärmlichen Vorurtheile von Misscultur und Verlehrtheit hinwegzuschreiten, die seinen Sinn umnebeln und seine urwüchsige Kraft schwächen. Er muss wieder lernen, sich mit dem Feindlichen auseinanderzusetzen, Ordnung unter den Racen zu schaffen, den Werth dieser und der Nationalitäten für die Cultur abzuschätzen, die culturfeindlichen Typen auszuscheiden und den Boden, auf dem sich das Bessere ergeht, von der Untermischung und Corruption durch Pfuscherstücke der Natur freizuhalten.

Nicht blos die Menschen machen Fehler, sondern auch die Natur. Eine Kritik der Natur im Bereich des durch uns Abänderlichen ist daher berechtigt. Die Naturbeschaffenheit von Menschenarten ist keine letzte Instanz. Im Gegentheil wird das von Natur Unverbesserliche und von seinem schlechten Wesen nicht zu Befreiende nur in der Beseitigung oder Ausmerzung die gebührende Gerechtigkeit empfangen. Auf diese Weise wird die bessere Menschlichkeit gegen ihre Feinde nachhaltig gesichert. Die

Forschung muss dazu beitragen, zur Erkennbarkeit der feindlichen Elemente eine Diagnose zu schaffen. Die Wissenschaft muss enthüllen, was sich in jenem Gebiet des Feindlichen vertuscht und der bessern Menschlichkeit gleichgeachtet sehen möchte. Mit dem Maass der bessern Moral muss überall exact gemessen und der Typus des Edleren zum Richtmaass der verschiedenen Gebilde gemacht werden. Die Demaskirung des der bessern Menschheit Feindlichen ist ein hochwichtiges Mittel, um den Weg zur positiven Arbeit für das Gute säubern zu können. Wie ich dieses Mittel in meinem eignen Kampfe, wo es irgend möglich war, angewendet habe, so müssen auch ganze Gruppen und Völker, ja der ganze Inbegriff der bessern Menschheit selbst davon Gebrauch machen. Das Hervorziehen an die Oeffentlichkeit ist eine gewaltige Macht, und darum ist die Corruption der Organe der Oeffentlichkeit, also insbesondere der Presse, die verbrecherischste Thatsache, die denn auch vorzugsweise von dem verbrecherischsten Volkstamm der Erde unterhalten wird. Dieses Uebel ist das erstickendste vor allen, und mit seiner Dunkelmacherei und mit den zugehörigen im Dunkeln schleichenden Verbrechen habe auch ich nicht wenig zu kämpfen gehabt.

Ueberhaupt sind meine Feinde wesentlich keine andern Elemente gewesen, als diejenigen, welche auch Feinde der bessern Menschheit sind. Wogegen ich stritt, dagegen wird noch mancher Mann und manches Volk vorzugehen haben. Dies ist es eben, was meine Sache auch von ihrer Kampfseite und nicht blos im Hinblick auf ihre schaffende Arbeit zu einer allgemeinen machen muss. Aus diesem Grunde sind auch ihre Mittel, soweit sie bisher angewendet werden konnten, von typischer Bedeutung. Es werden noch andere Formen ihrer Führung hinzukommen. Sie wird ausser dem ersten grossen Entwurf in Büchern und ausser ihrer nächsten Wahrnehmung durch das mündliche Wort auch noch jene breitere Berufung einlegen, die bis zu den äussersten Schichten dringt und in der lebendigen Vereinigung von Menschen zur kräftigsten Fortpflanzung von Gedanken und Thaten führt. Wenn diese Art ihrer Vertretung errungen sein wird, dann muss es sich auch schon fühlbar machen, wie die schaffenden und heilsamen Kräfte die Kampfesseite der Sache unvergleichlich überwiegen. In dieser schaffenden Arbeit, die ich zuerst gethan und für die ich dann auch zur geistigen Wehr übergehen musste, liegt der Friede; aber nur dieser Friede, nicht der mit dem Schlechten, hat einen Werth.

Das Gute in verhältnissmässiger Ruhe geniessen und die Kräfte mehr an den Dingen üben zu können, als von Mensch zu Mensch feindlich bethätigen zu müssen, ist für alle Welt das Wünschenswertheste. Nicht allen Zeitaltern ist es aber vergönnt, sich in diesem Gleichgewicht zu halten. Für unsere Epoche ist viel Sturm und Drang schon in Sicht, und es ist daher nicht zu verwundern, dass ihre Schritte nach vorwärts kein rein friedlicher Gang sein können. Die Sache bleibt aber nichtsdestoweniger eine des Schaffens und der Vereinigung der Kräfte zur Hervorbringung des Guten.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Schriften desselben Verfassers.

1. *Philosophische:*

†**De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica.** Berlin 1861. 3 M.

†**Natürliche Dialektik,** neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865. 4 M.

Der Werth des Lebens, populär dargestellt. 3. Auflage. Leipzig 1881. Fues. 6 M.

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. Heimanns Verlag. 9 M.

Logik und Wissenschaftstheorie. Leipzig 1878. Fues. 9 M.

Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Auflage. Leipzig 1878. Fues. 9 M.

2. *Zur Literatur:*

Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft für die Juden. Karlsruhe 1881. Reuther. 1 M. 80 Pf.

3. *Volkswirthschaftliche und socialitäre:*

Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft, 12 Briefe. München 1865. Merhoff. 2 M. 50 Pf.

†**Capital und Arbeit,** neue Antworten auf alte Fragen. Berlin 1865. 3 M. 50 Pf.

***Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre.** Berlin 1866. 8 M. 40 Pf.

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie, sechszehn Briefe. Breslau 1867. Trewendt. 3 M.

Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preussische Staatsministerium, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. (1868). Heimanns Verlag in Leipzig. 1 M.

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. 3. Auflage. Leipzig 1879. Fues. 9 M.

Cursus der National- und Socialökonomie, einschliesslich der Hauptpunkte der Finanzpolitik. 2. Auflage. Leipzig 1876. Fues. 9 M.

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. Leipzig 1877. Fues. 1 M 60 Pf.

Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort. 2. Auflage. Karlsruhe 1881. Reuther. 3 M.

4. *Mathematische und naturwissenschaftliche:*

Neue Grundmittel und Erfindungen zur mathematischen Analysis und Functionenrechnung. (In Vorbereitung).

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. Fues. 3 M.

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Portrait in Stahlstich. Chemnitz 1880. Schmeitzner. 4 M.

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Zweite, theilweise umgearbeitete und mit einer Anleitung zum Studium der Mathematik vermehrte Auflage. Leipzig 1877. Fues. 9 M.

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wusste, heisst es:

„Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniss sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen."

Für das mit einem * bezeichnete Buch ist die Verlagshandlung eingegangen und befinden sich die wenigen restirenden Exemplare bei dem Verfasser, Berlin, Grossbeerenstr. 51, von wo solche gegen vorgängige Einsendung des Betrages zu beziehen sind. — Die mit einem † bezeichneten Bücher sind vergriffen.

W. Drugulin's Buch- und Kunstdruckerei. Leipzig.

Bemerkung zum Schriftenverzeichniss

über die Plagiirung der Neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie.

Die im Verzeichniss aufgeführte Schrift „Neue Grundgesetze" etc. erschien im Mai 1878 und erhielt sofort durch den Buchhandel eine umfassende Verbreitung im Inlande und nach Verhältniss der Sprache auch im Auslande. Ueberdies waren schon vorher Prospecte derselben an zahlreiche Fachgelehrte sowie an Akademien des In- und Auslandes versendet worden. In diesen Prospecten war insbesondere das von meinem Sohn Ulrich entdeckte und von ihm in der Schrift selbst mit einer vollständigen Theorie und praktischen Anwendungen ausgestattete Gesetz wörtlich formulirt. Die einzige Aufmerksamkeit jedoch, welche die Gelehrten dieser Schrift widmeten, bestand darin, dass sie dieselbe recht erfreulich kauften, sich aber, wie des Näheren nachher deutlich werden wird, auch nachträglich deren neuen Inhalt für sich, wie der Volksausdruck lautet, zu kaufen versuchten. Sie schwiegen Jahr und Tag über die Schrift in den Fachjournalen, gaben aber mündlich die Parole aus, es sei in der Schrift nichts Neues enthalten, das darin Enthaltene vielmehr schon überall zu lesen, und ich hätte mich mit dieser Schrift ganz besonders blamirt. Dies war die eine Seite des liebenswürdigen Gelehrtenverhaltens, dessen allgemeine moralische Signatur in früheren berühmten Fällen seit meiner Schrift über Robert Mayer auch dem weiteren Publicum eindringlicher bekannt und durchschaubar geworden ist. Die andere, noch unwürdigere Seite, die das Zubehör hiezu bildete, zeigte sich bald und zwar zuerst in Deutschland, dann aber auch im Auslande. Als Beispiele führe ich nur folgende Fälle an, weil sie sich weniger auf das von mir Herrührende, als vielmehr speciell auf das ebenso einfache als wichtige, darum aber auch handgreiflich verständlichere und zu handgreiflicher Aneignung äusserst bequeme Gesetz meines Sohnes über die correspondirenden Siedetemperaturen beziehen. Ich für mein Theil bin an die edlen Manieren der Gelehrten, an gleichzeitige Verschweigung und Plünderung meiner Schriften durch sie, genugsam gewöhnt und hätte viel zu thun, wenn ich Derartiges im Einzelnen verfolgen wollte.

Zuerst ist ein Theil des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen seitens eines Professors Winkelmann durch Vermittlung eines Mitgliedes der münchener Akademie, eines Professors von Jolly, als neue und angeblich Herrn Winkelmann gehörige Entdeckung Juni 1879 jener Akademie vorgelegt und in deren Abhandlungen in Gestalt eines Aufsatzes des Herrn Winkelmann veröffentlicht worden. Obenein ist die Aufnahme einer sachgemässen Reclamation, die mein Sohn an Herrn von Jolly eingesendet hat, von diesem Herrn verweigert worden. Schon kühner geworden, hat später Herr Winkelmann in einer Abhandlung der wiedemannschen „Annalen der Physik" (Jahrgang 1880) sich wesentlich den Hauptinhalt des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen unter Umhüllung mit einer unerheblichen Abänderung angeeignet und diese Manipulation dadurch gekrönt, dass er zugleich das Gesetz dem Publicum gegenüber ostensibel als unwahr signalisirte. In diesem Fall gelang es meinem Sohn, wenigstens einen Artikel zum Schutz seines Gesetzes in die Annalen eingerückt zu erhalten.

Das vollständige Gesetz auch ohne den Schein einer Abänderung ist im Februar 1880 der pariser Akademie der Wissenschaften als die neue Entdeckung eines Herrn P. de Mondesir durch ein Mitglied dieser Akademie, den bekannten Chemiker H. Sainte-Claire Deville, vorgelegt

worden, und ist der betreffende Artikel des Herrn de Mondesir auch damals in den „Comptes Rendus" erschienen. Alsdann wurde das Gesetz meines Sohnes in dem Incognito einer französischen Entdeckung in deutsche Fachzeitschriften übernommen, wogegen er zunächst im „Chemischen Centralblatt" (December 1880) reclamirte. Dieselbe Reclamation, nur in französischer Sprache, war von ihm dem betreffenden Secretär der französischen Akademie mit dem Ersuchen um Aufnahme in die „Comptes Rendus" zugesendet worden. Sie fand sich aber nur in wesentlicher Fälschung der Worte und des Sinnes (ebenfalls December 1880) zum Abdruck gebracht, so dass mein Sohn für diese ihm untergeschobene Fassung nicht verantwortlich ist.

Die Thatsachen, aus denen mein Sohn das Gesetz erkannte, standen seit mehreren Jahrzehnten in Fülle Jedermann zur Verfügung; aber erst als seine Entdeckung veröffentlicht war, sprossten in den darauf folgenden Jahren allerorten die Nachentdeckungen hervor. Er selbst konnte es nicht eher finden, als geschehen; denn er ist erst, als schon die Thatsachen vorhanden waren, geboren und hat dieses Gesetz, welches von grosser physikalischer und chemischer Tragweite ist, in seinem 15. Lebensjahre aufgefunden. Wenn nun, nachdem er die fragliche sehr umfassende Wahrheit, um die sich 70 Jahre früher ein Dalton vergebens bemüht hatte, gesehen, auch andere ältere Leute, die schon Jahrzehnte vorher sie hätten sehen sollen, nun plötzlich sehen lernten, so ist dies wohl verständlich genug.

Es ist aber in derartigen Dingen oft noch mehr Komik als schon der Rückimport deutscher Originalwaare aus dem Auslande in sich schliesst, wie er auch einst R. Mayer gegenüber prakticirt worden war. Es hat nämlich offenbar die münchener Akademie in der ganzen Plagiatangelegenheit den Apfel der höchsten Komik abgeschossen. Bei allem moralischen Ernst der Sache hat sie dennoch, wie die Leser der Gruppe meiner mathematisch naturwissenschaftlichen Schriften wissen, schon einmal den Humor regegemacht. Die Akademie der alten Mönchestadt hatte nämlich einen Dr. G. Berthold mit der Abfassung einer Geschichte der Physik beauftragt und dieser nichts Besseres zu thun gewusst, als sich unbekannterweise an mich zu wenden, um dazu Disposition und Materialien von mir zu bekommen, die ich selbstverständlich nicht verabfolgt habe. So ist der münchener Akademie das Schicksal erspart worden, auf jene Weise vom Vater zu zehren; indessen der Sohn ist, wie erwähnt, nicht ganz heil davongekommen. Jedoch auch er wird sich allmälig gegen Anzehrungen wehren lernen und das Schicksal des zu wenig wehrhaften R. Mayer wird ihm ein zur Warnung leuchtendes Beispiel sein. Auch bei diesem hatten die Thatsachen, auf Grund deren er seine neue grosse Wahrheit entdeckte, mehrere Jahrzehnte lang aller Welt zur Verfügung gestanden; aber erst als er sie 1842 veröffentlicht hatte, schossen in den nächsten Jahren im In- und Auslande eine ganze Anzahl Nachentdecker auf. Im Fall R. Mayers gesellte sich aber zu den Beraubungen noch ein besonderes Gelehrtenverbrechen, welches schlimmer war als das gegen Galilei verübte und in meiner Schrift über R. Mayer dem Publicum dargelegt worden ist. Diese Schrift macht überhaupt zum ersten Mal deutlich, wie gegenüber der in tiefe Corruption versunkenen Professorenmoral und den zugehörigen Gelehrtenverbrechen ein Reformations- und Regenerationskampf unumgänglich ist, wenn sich nicht die Unmoral und das Verbrechen in der Gelehrtensphäre dreister breitmachen sollen als in derjenigen, in welcher sich um ganz gemeines und materielles Eigenthum handelt.

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Die Judenfrage

als

Raçen-, Sitten- und Culturfrage.

Mit einer weltgeschichtlichen Antwort

von

Dr. E. Dühring.

== Zweite verbesserte Auflage. ==

160 Seiten gr. 8⁰. Preis M. 3.—.

Die Ueberschätzung Lessing's

und dessen

Anwaltschaft für die Juden

von

Dr. E. Dühring.

ca. 5 Bogen gr. 8⁰. Preis M. 1.80.

Inhalt: *Vorbemerkung.* — 1) *Der angebliche Dichter.* 2) *Der unkünstlerische Kunstkritiker.* 3) *Der theologische Streitführer und Wortführer für das Judenthum.* 4) *Der mangelhafte und jüdische Charakter.*

Die christliche Ehe

und

ihre modernen Gegner.

Eine von der Haager Gesellschaft gekrönte Preisschrift

von

Wilhelm Glock,

Verfasser von „Reisebilder aus Berlin u. a.“

8 Bogen 8⁰. Preis M. 1.80.

Die **„Grenzboten“** vom 28. April 1881 besprechen die Schrift sehr eingehend und sagen darüber zum Schluss:

„Wir können die Lection vorliegender Schrift, für welche dem Verfasser von der „Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion“ die grosse silberne Medaille zuerkannt wurde, warm anempfehlen. Vollständige Beherrschung des Stoffes, klare und übersichtliche Anordnung, endlich ein warmer christlicher Sinn, entfernt von religiöser Unduldsamkeit, werden sie hoffentlich in allen den Kreisen, welche noch die christliche Ehe hochhalten, weite Verbreitung finden lassen.“

== Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ==

W. Drugulin's Buch- und Kunstdruckerei. Leipzig.

BUCHBINDERI
LEO HUFNAGI
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dühring, Eugen,

Sache, Leben und Feinde als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften

Karlsruhe ; Leipzig 1882

Biogr. 315 sk
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11570751-9